Deutsche Geschichte

This book belongs to

THE LIBRARY

of

VICTORIA UNIVERSITY

Toronto 5, Canada

Kaiser Wilhelm I
Gemälde von Anton von Werner

Deutsche Geschichte

Von

Oskar Jäger

In zwei Bänden

Zweiter Band

Vom westfälischen Frieden bis zur Gegenwart

Mit 108 Abbildungen und 8 Karten

Erstes bis sechstes Tausend

LIBRARY OF VICTORIA UNIVERSITY

München 1910
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck

22816
10-10-11.

Copr. München 1910 C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen

Vorbemerkung

In mein achtzigstes Lebensjahr eingetreten, übergebe ich nunmehr auch den zweiten Band des Werkes, das meine schriftstellerische Tätigkeit abschließen wird, der Öffentlichkeit. Wie schon beim ersten Bande, so habe ich mich bei der Drucklegung auch dieses zweiten Bandes der einsichtigen und hingebenden Mitwirkung meines Verlegers Herrn Kommerzienrat Oskar Beck zu erfreuen gehabt. Außer für die Auswahl der Bilder und Karten bin ich ihm für manche wertvolle Ergänzung im Texte verpflichtet.

Bonn, 20. November 1909.

O. Jäger.

Inhalt

Seite

Vorwort III
Verzeichnis der Abbildungen VII

Erstes Buch:
Vom westfälischen Frieden bis zum Tode Friedrichs des Großen.

1. Die Zeit Ludwigs XIV von Frankreich und des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg 3
2. Deutsche Zustände nach dem westfälischen Frieden . . . 50
3. Der spanische Erbfolgekrieg 65
4. Das preußische Königtum. Friedrich I und Friedrich Wilhelm I 83
5. Die Anfänge Friedrichs des Großen. Der erste und zweite schlesische Krieg 109
6. Friedrich der Große und Maria Theresia in den Friedensjahren 1745—1756 123
7. Der siebenjährige Krieg 132
8. Die Zeit von 1763—1786. Friedrich der Große und Joseph II 151

Zweites Buch:
Das Zeitalter der Revolution.

9. Die französische Revolution. Erster und zweiter Koalitionskrieg; Teilungen Polens 181
10. Deutschland im neuen Jahrhundert. Ulm und Austerlitz. Ende des römischen Reichs 223
11. Die Zertrümmerung Preußens 243
12. Vom Frieden von Tilsit bis zum Frieden von Wien. 1807—1809 257
13. Der Rheinbund und das napoleonische System. Die russische Katastrophe 283
14. Erhebung Preußens. Der Befreiungskrieg bis zur Schlacht bei Leipzig 296
15. Napoleons Sturz. Erster und zweiter Pariser Friede. Wiener Kongreß 333

Seite

Drittes Buch:

Die Zeiten des deutschen Bundes bis zum Ausgang der Krisis von 1848.

16. Die Ära Metternich. 1815—1830 349
17. Die Julirevolution und ihre Wirkung in Deutschland. Friedrich Wilhelm IV 379
18. Die große Krisis des Jahrhunderts 1848—1852 408

Viertes Buch:

Die Aufrichtung des neuen Reichs.

19. Deutschland nach dem Scheitern der Einheitsbewegung 441
20. Die Regentschaft in Preußen. Thronbesteigung König Wilhelms I. Einigung Italiens 452
21. Deutsche Bundesreform und deutsche Heeresreform. Berufung Bismarcks 466
22. Die schleswig-holsteinische Frage: Österreich und Preußen 480
23. Bismarcks Politik. Gasteiner Vertrag. Preußen und Italien 492
24. Der Krieg von 1866 502
25. Deutschland nach 1866. Norddeutscher Bund und Zollparlament. Luxemburger Handel 526
26. Deutschland und Frankreich im Sommer 1870. Anlaß und Ausbruch des Krieges 541
27. Der deutsch-französische Krieg bis zur Schlacht bei Sedan 555
28. Der deutsch-französische Krieg bis zum Friedensschluß. Aufrichtung des neuen Deutschen Reiches 571

Fünftes Buch:

Im neuen Reich.

29. Das Zeitalter Kaiser Wilhelms I 599
30. Kaiser Friedrich III. Das erste Jahrzehnt der Regierung Wilhelms II. Ausblick und Schluß 635
Alphabetisches Register 668

Verzeichnis der Abbildungen

Kaiser Wilhelm I — Titelbild
Gemälde von Anton von Werner

Zu Seite

Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, im Jahre 1666 — 16
Gemälde von Nason (Charlottenburger Schloß)

Kaiser Leopold I — 17
Kupferstich von Barth. Kilian

Fürst Georg Friedrich von Waldeck — 32
Kupferstich von P. van Gunst nach Gemälde von J. de Baan

Georg Reichsfreiherr von Derfflinger — 32
Kupferstich von Johann Hainzelmann aus dem Jahre 1690

Herzog Karl von Lothringen — 33
Kupferstich von Abraham de Blois

Ernst Rüdiger von Starhemberg — 33
Kupferstich von Nicol. Bisscher

Denkmal des Großen Kurfürsten auf der Schloßbrücke in Berlin — 58
Von Andreas Schlüter. Aufnahme der Neuen Photogr. Gesellschaft, Berlin

Andreas Schlüters Entwurf zum Kgl. Schloß in Berlin — 59
Diapositiv von Dr. Franz Stoedtner, Berlin

Christian Thomasius — 62
Schabkunstblatt von P. Schenck aus dem Jahre 1705

Philipp Jakob Spener — 62
Kupferstich von B. Kilian aus dem Jahre 1683 nach dem Gemälde von Joh. Gg. Wagner

Paul Gerhardt — 63
Kupferstich von L. Buchhorn

Friedrich von Spee — 63
Gemälde im Marzellengymnasium zu Köln

Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden — 72
Kupferstich von E. C. Heiß

Kurfürst Maximilian II Emanuel von Bayern — 72
Kupferstich nach dem Gemälde von J. Vivien

Zu Seite

Prinz Eugen von Savoyen — 73
Kupferstich von B. Picart nach dem Gemälde von J. van Schuppen

Fürst Leopold I von Anhalt-Dessau — 73
Kupferstich von Gg. Paul Busch nach dem Gemälde von Antoine Pesne

Kaiser Joseph I — 80
Kupferstich von Stephan Mayrstetter

Kaiser Karl VI — 81
Kupferstich von Christoph. Weigel

Friedrich I, König von Preußen — 92
Kupferstich von Johann Hainzelmann aus dem Jahre 1692

Sophie Charlotte, Königin von Preußen — 92
Gemälde von Romandon (Kgl. Schloß, Berlin)

Gottfried Wilhelm Leibniz im Jahre 1714 — 93
Schabkunstblatt von Joh. Elias Haid aus dem Jahre 1781 nach dem Gemälde von Joh. Gottfr. Auerbach

Samuel Pufendorf — 93
Kupferstich von J. von Sandrart

Friedrich Wilhelm I, König von Preußen — 94
Kupferstich von J. G. Wolffgang nach dem Gemälde von Antoine Pesne

Sophie Dorothea, Königin von Preußen — 94
Kupferstich von J. G. Wolffgang aus dem Jahre 1732 nach dem Gemälde von Antoine Pesne

König August I von Polen, Kurfürst von Sachsen, und König Friedrich Wilhelm I von Preußen — 95
Verbrüderungsbild zur Erinnerung an den Besuch des Königs August in Potsdam. Gemälde von Louis de Sylvestre (Potsdamer Stadtschloß). Phot. F. & O. Brockmanns Nachf., R. Tamme, Dresden

Maria Theresia, römische Kaiserin, Königin von Ungarn und Böhmen — 112

Zu Seite

Kupferstich von Phil. Andr. Kilian nach dem Gemälde von Martin de Meitens

Kaiser Karl VII 113
Kupferstich von J. A. Pfeffel

Kaiser Franz I 113
Kupferstich von Phil. Andr. Kilian nach dem Gemälde von Martin de Meitens

Friedrich der Große 122
Gemälde von Antoine Pesne aus dem Jahre 1739 (Kgl. Museen, Berlin)

Friedrichs des Großen Tafelrunde in Sanssouci 123
Gemälde von Adolf Menzel. Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.G., München

Prinz Heinrich von Preußen 150
Gemälde von Anton Graff aus dem Jahre 1778 (Kgl. Schloß, Berlin)

Herzog Ferdinand von Braunschweig 150
Kupferstich von Cl. Kohl nach dem Gemälde von J. G. Ziesenis

Friedrich Wilhelm Freiherr von Seydlitz 151
Gemälde im Ständehaus zu Ohlau

Hans Joachim von Zieten 151
Kupferstich von D. Berger aus dem Jahre 1782 nach dem Gemälde von A. D. Therbuschen aus dem Jahre 1769

Friedrich der Große zur Parade reitend 164
Radierung von Daniel Chodowiecki aus dem Jahre 1777

„Zieten sitzend vor seinem König den 25. Januar 1785" 165
Zeichnung und Stich von Daniel Chodowiecki

Friedrich der Große in höherem Alter 178
Gemälde vermutlich von J. H. Chr. Franke (Hohenzollernmuseum, Berlin)

Kaiser Joseph II 179
Gemälde im Schlosse von Breslau

Friedrich Wilhelm II, König von Preußen 184
Kupferstich von Sintzenich nach dem Gemälde von Schröder

Zu Seite

Kaiser Leopold II 185
Kupferstich von Dormer nach dem Gemälde von Kreizinger

Franz II, Deutscher Kaiser 1792—1806, als Kaiser von Österreich Franz I 1804—1835 242
Kupferstich von J. Longhi nach dem Gemälde von Schiavoni

Erzherzog Karl von Österreich 242/3
Kupferstich von N. Schiavonetti nach dem Gemälde von M. Kellerhoven

König Friedrich Wilhelm III und Königin Luise 242/3
Handzeichnung von Karl Friedrich Hampe aus dem Jahre 1798 für den Kupferstich von Nettling

Königin Luise, König Friedrich Wilhelm III und Kaiser Alexander von Rußland am Sarge Friedrichs des Großen am 4. November 1805 243
Kupferstich von D. Berger nach F. Weitsch

Napoleon empfängt in Tilsit die Königin Luise 256
Gemälde von N. L. F. Gosse (Museum zu Versailles). Kohledruck von Braun, Clement & Cie., Dornach

Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein 257
Lithographie von Heyne

Karl August Fürst von Hardenberg 257
Kupferstich von Sintzenich nach dem Gemälde von F. G. Weitsch aus dem Jahre 1795

August Graf Neidhart von Gneisenau 260
Lithographie von Schall nach der Handzeichnung von F. Krüger

Gerhard Johann David von Scharnhorst 260
Gleichzeitiges Gemälde

Johann Gottlieb Fichte 261
Handzeichnung von Bury

Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher 261
Lithographie von Gentili nach dem Gemälde von F. Krüger

Zu Seite

Prinz Louis Ferdinand von Preußen 282
Gleichzeitiges Gemälde

Herzog Wilhelm Friedrich von Braunschweig-Oels 282
Stich nach dem Gemälde von C. Schwarz aus dem Jahre 1809

Ferdinand von Schill 283
Handzeichnung von Buchhorn. Aus dem Corpus Imaginum der Photogr. Gesellschaft, Berlin

Andreas Hofer 283
Gleichzeitiges Gemälde

Ernst Moritz Arndt 310
Lithographie von Karl Wildt nach dem Gemälde von Julius Roeting

Wilhelm von Humboldt 310
Handzeichnung von Franz Krüger

Friedrich Ludwig Jahn 311
Lithographie von Georg Engelbach

Theodor Körner 311
Gemälde im Körnermuseum

Friedrich Wilhelm III, König von Preußen 332
Gemälde von François Gérard aus dem Jahre 1814

Gebhard Leberecht von Blücher Fürst von Wahlstadt 332 3
Gemälde und Lithographie von F. C. Gröger

Hans David Ludwig Graf Yorck von Wartenburg 332,3
Stich von L. Jacoby nach der Handzeichnung von B. Woltze

Graf Bülow von Dennewitz 332,3
Gleichzeitiger Kupferstich

Graf Kleist von Nollendorf 332 3
Gleichzeitige Lithographie

Der Sieg bei Leipzig (Fürst Schwarzenberg bringt den drei verbündeten Fürsten die Siegesnachricht) 333
Stich von L. Scott nach dem Gemälde von P. Krafft

Clemens Wenzel Nepomuk Lothar Fürst von Metternich 378
Gleichzeitiges Gemälde

König Maximilian I Joseph von Bayern 378,9
Stich von Schlenker nach dem Gemälde von Stieler

Zu Seite

König Ludwig I von Bayern 378 9
Lithographie von Gottl. Bodmer

Parade auf dem Opernplatz in Berlin 378,9
Gemälde von Franz Krüger aus dem Jahre 1829. Nach Diapositiv von Dr. Franz Stoedtner, Berlin

Empfang Metternichs durch Alexander II, Thronfolger von Rußland, in der Wiener Hofburg 379
Gemälde von Ferdinand Waldmüller Phot. F. Bruckmann A.G., München

Friedrich Wilhelm IV, König von Preußen 396
Gemälde von Franz Krüger

Generalfeldmarschall von Wrangel 397
Handzeichnung nach der Natur

Minister General von Radowitz 397
Lithographie von Hasselhorst

Heinrich von Gagern 414
Lithographie von Hasselhorst

Friedrich Christoph Dahlmann 414
Lithographie von Ph. Winterwerb

Karl Theodor Welcker 415
Gleichzeitiges Gemälde. Phot. F. Bruckmann A.G., München

Ludwig Uhland 415
Gemälde von G. W. Morff

Prinz Wilhelm von Preußen, nachmaliger König v. Preußen 472
Gemälde von Franz Krüger aus den fünfziger Jahren (Palais unter den Linden, Berlin)

Krönung König Wilhelms I in Königsberg 472 3
Gemälde von Adolf Menzel. Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.G., München

Otto von Bismarck als Bundestagsgesandter 473
Photographie nach dem Leben

Feldmarschall Graf Roon 510
Ausschnitt aus dem Gemälde von R. Graef (Nationalgalerie, Berlin)

Feldmarschall Graf Moltke 510
Gemälde von Franz von Lenbach. Mit Genehmigung der Firma Franz Hanfstängl, München

	Zu Seite
Kronprinz Friedrich von Preußen Photographie nach dem Leben. Aufnahme von Reichard und Lindner, Berlin	511
Prinz Friedrich Karl Ausschnitt aus dem Gemälde von H. von Angeli. Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft Berlin	511
Rudolf von Gneist Gemälde von Lepsius. Aus dem Corpus Imaginum der Photogr. Gesellschaft, Berlin	528
Rudolf von Bennigsen Gemälde von Harald Friedrich (Provinzialmuseum, Hannover)	528
Joseph Völk Photographie nach dem Leben	529
Karl Mathy Ausschnitt aus dem Gemälde von Brenzinger	529
Bismarck im Jahre 1871 Photographie nach dem Leben	588
Die Kaiserproklamation in Versailles Ausschnitt aus dem Gemälde von Anton von Werner (Kgl. Schloß, Berlin). Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin	588/9
Moltke in Versailles Gemälde von Anton von Werner. Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft, Berlin	589
Wilhelm I, Deutscher Kaiser, König von Preußen, umgeben von den regierenden deutschen Fürsten und den Feldherren im Kriege 1870/71 Relief am Nationaldenkmal auf dem Niederwald (linker Flügel, Mittelgruppe und rechter Flügel)	596/7
Kaiser Wilhelm I in seinem letzten Lebensjahre Gemälde von Franz von Lenbach (Museum zu Leipzig). Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.G., München	634
Fürst Bismarck Gemälde von Franz von Lenbach aus dem Jahre 1888. Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.G., München	635
Kaiser Friedrich III Gemälde von Anton von Werner	636
Kaiser Wilhelm II Gemälde von Max Koner	636/7
Prinzregent Luitpold von Bayern Gemälde von Franz von Stuck	636/7
Großherzog Friedrich von Baden Photographie nach dem Leben	636/7
Die Eröffnung des Reichstages durch Kaiser Wilhelm II am 25. Juni 1888 Gemälde von Anton von Werner. Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft, Berlin	636/7
König Albert von Sachsen Photographie nach dem Leben	637
König Karl von Württemberg Photographie nach dem Leben	637
Graf Waldersee Photographie nach dem Leben	660
Feldmarschall von Manteuffel Ausschnitt aus dem Gemälde von H. von Angeli. Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft, Berlin	660
Reichskanzler Fürst Hohenlohe Gemälde von Franz von Lenbach	661
Reichskanzler Fürst Bülow Photographie nach dem Leben. Aufnahme von Erwin Raupp, Berlin	661

Verzeichnis der Karten

		Zu Seite
I.	Deutschland in den Jahren 1720 bis 1800	108/9
II.	Deutschland 1803 nach dem Reichsdeputationshauptschluß	222/3
III.	Deutschland von 1803 bis zur Stiftung des Rheinbundes 1806	222/3
IV.	Deutschland von 1806 bis 1815. Mit 4 Nebenkärtchen: Schlacht bei Jena; Feldzug in Rußland 1812; Schlacht bei Leipzig 1813; Feldzug 1815	294/5
V.	Deutschland zur Zeit des deutschen Bundes 1815 bis 1866. Mit Nebenkärtchen: Main-Feldzug 1866	438 9
VI.	Feldzüge in Schleswig-Holstein 1848/50 und 1864; Krieg von 1866 in Böhmen und Mähren. Mit Nebenkärtchen: Düppel; Schlacht bei Königgrätz	502 3
VII.	Krieg mit Frankreich 1870/71. Mit Nebenkärtchen: Sedan; Metz und Umgebung; Paris	554/5
VIII.	Das Deutsche Reich 1871	596/7

Auch beim Abschluß dieses zweiten Bandes ist es der Verlagsbuchhandlung eine angenehme Pflicht, vor allem dem Herrn Vorstand und den Herren Beamten der K. Graphischen Sammlung und der K. Hof- und Staatsbibliothek zu München für wertvolle Beihilfe bei Beschaffung der Vorlagen für die Illustrationen ihren Dank auszusprechen; desgleichen ist sie verpflichtet den Herren Geheimrat Akademiedirektor Anton von Werner in Berlin, Akademieprofessor Franz von Stuck in München und Professor Harald Friedrich in Hannover für die freundliche Erlaubnis zur Wiedergabe von einzelnen ihrer Werke, endlich auch den Firmen F. Bruckmann A.G. und Franz Hanfstängl in München, sowie der Photographischen Gesellschaft in Berlin, welche ihr durch Überlassung photographischer Vorlagen mehrfach gefällig waren.

Die Verlagsbuchhandlung

Erstes Buch

Vom westfälischen Frieden bis zum Tode Friedrichs des Großen

1. Die Zeit Ludwigs XIV von Frankreich und des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg.

Der westfälische Friede bildet nicht nur einen bedeutungsvollen Abschnitt, sondern einen der großen Wendepunkte in der Geschichte der deutschen Nation. Dem mit wenig Unterbrechungen über dreißig Jahre sich hinziehenden entsetzlichen Kriege, der, zugleich Religions-, Bürger- und internationaler Krieg, ganz Europa umfaßte, aber größtenteils, ja fast ganz auf deutschem Boden ausgefochten wurde, war endlich das Ziel gesetzt. Was unter den Wirkungen dieses Krieges dem geschichtlichen Betrachter zuerst in die Augen springt — vielleicht mehr noch als denen, die das Ereignis erlebten und die ganz von den Sorgen des Tages in Anspruch genommen waren —, das ist der entsetzliche Greuel der Vernichtung und Zerstörung, den er hinterlassen hat. Das Elend im einzelnen zu schildern, kann eine geschichtliche Darstellung, die die allgemeinen Verhältnisse im Auge zu behalten hat, nicht unternehmen. Man mag jede beliebige Landschaft herausgreifen, welche längere Zeit Schauplatz des Krieges oder gelegentlicher Heeresdurchzüge gewesen ist: stellt man, was von statistischen Erhebungen jener Zeit über Beschäftigungen und Erwerbszweige der Menschen, über den Bestand an Haustieren, Pferden und Vieh oder an Haus- und Wirtschaftsgerät vor und nach dem Kriege überliefert wird, dem gegenüber, was im neunzehnten Jahrhundert auf demselben Raume wahrgenommen wird, so wird man die Rechnung unmittelbar überzeugend finden, welche die geschichtliche Untersuchung aufgemacht hat, — daß es der Arbeit zweier Jahrhunderte bedurft habe, um die deutschen Länder in ihrem wirtschaftlichen Besitz wieder auf die Höhe zu bringen, die sie schon vor dem verhängnisvollen Jahre 1618 nach den fünfzig Friedensjahren erreicht gehabt hatten.

Am lebendigsten und eindrucksvollsten vielleicht tritt uns der Krieg mit seinen Schrecken — den verwüsteten, menschenleeren oder vom Erdboden verschwundenen Dörfern, den verödeten Städten, den verwilderten Menschen und Haustieren — in einzelnen Zügen und Szenen des vielberühmten Romanes entgegen, der, im Jahre 1670 erschienen, in den Kriegszeiten selbst spielt, — des Simplicius Simplicissimus Hans Jakob Christoffels von Grimmelshausen. In mancherlei Abenteuern wird der Held dieses Romans in ganz Deutschland herumgeführt: überall aber begegnen wir dem gleichen Jammer und Elend, hervorgerufen durch dieselben Ursachen.

Bewundernswürdig und in gewissem Sinne tröstlich aber ist es, daß wir demselben Buche auch den Eindruck von der unverwüstlichen Kraft eines Volkes entnehmen können, dem selbst in solchen Zeiten und angesichts alles Scheußlichen, das sie mit sich führten, der Humor, die gleichmütige und selbst freudige oder heiter resignierte und mutige Auffassung des Menschenlebens nicht ausgeht.

Sehr langsam kehrte in Deutschland jener Zustand zurück, der den Helden des Romans so seltsam anmutet, als er die vom Krieg unberührte Schweiz betreten hat: jener Zustand, wo die Menschen sicher erwerben und genießen, und wo jeder Tag neue Werte schafft, von denen man nicht befürchten muß, daß sie der Zufall des nächsten Tages, die Heimsuchung durch ein plünderndes Heer und, was noch schlimmer, durch den ihm folgenden marodierenden Troß wieder zerstören werde.

Noch freilich war ein schwieriges Werk zu tun: Sicherung und Durchführung der einzelnen Friedensbedingungen. Zu diesem Zweck trat im April 1649 zu Nürnberg ein Kongreß der Bevollmächtigten der beteiligten Mächte zusammen, der denn auch im Sommer 1650 mit seiner Arbeit zustande kam und sich am 14. Juli jenes Jahres durch ein großes Friedensfest belohnen konnte. Ein besonderes Freudenfest konnte es für Deutschland nicht sein. Was der Krieg an Wohlstand der einzelnen zerstört hatte, konnte Fleiß und Einsicht und Genügsamkeit des einzelnen in billiger Frist wieder ersetzen: aber es war anderes und Größeres in diesen dreißig Jahren zerstört worden, was

sich, wenn überhaupt, nur in langer Zeit und unter neuen Leiden und Opfern zurückgewinnen oder ersetzen ließ. Vor allem: die Verluste an Gebiet. Fremde Mächte, im Norden Schweden, im Süden Frankreich, hatten sich auf deutschem Reichsboden festgesetzt, während das schwache Band, das die Niederlande und die Schweiz noch an das Reich geknüpft hatte, wie von selbst vollends abgefallen war. Das Reich als ein einheitlicher politischer Körper war kaum mehr aktionsfähig, wenn auch Kaiser, Reichstage, Reichskreise fortexistierten und ein gewisses an schwungvollen und pathetischen Worten reiches patriotisches Pathos eben in diesen traurigen Zeiten aufkam: in so trübseligen Zeiten wie diesen oder später wieder in der Zeit von 1815—1848 pflegt ja das vaterländische Gefühl in um so feurigeren Worten sich zu ergehen, je weniger die öffentlichen Zustände diese Empfindung befriedigen oder rechtfertigen. Die Schäden, an denen dieser Körper schon seither gelitten hatte, die geringe Macht des monarchischen Elements, des Kaisers, der doch auf der andern Seite durch seine Hausmacht, Böhmen und Ungarn, ein sehr bedeutendes Gewicht, aber an der unrechten Stelle, in die Wagschale zu werfen hatte, und dagegen die Übermacht der Territorien und vor allem der Territorialfürsten — sie waren jetzt zu einem chronischen oder organischen Leiden geworden: vor allem durch jenen Paragraphen, der den einzelnen Reichsständen das Bündnisrecht zuwies, also das, was seither jeder nur tatsächlich sich genommen hatte, ihm als sein Recht verbriefte. Der Reichstag aber, die höchste Instanz neben dem Kaiser, war nicht nur für wichtige innere Angelegenheiten, sondern auch und namentlich für kritische auswärtige Fragen dadurch gelähmt, daß in Religionsangelegenheiten — und was mochte nicht zu einer Angelegenheit der Religion gemacht werden — keine Mehrheit sich bilden konnte, sondern die Versammlung, wie die Nation, in zwei Körperschaften — katholisch, protestantisch — sich schied und dann nur der Weg freier Verständigung übrig und einigermaßen gangbar blieb. Gleich der erste Reichstag, den Ferdinand III im April 1652 nach Regensburg ausschrieb und der, im Juni 1653 wirklich zusammentretend, bis zum Mai 1654 dauerte, war voll

Streit und ließ sehr wichtige Fragen der inneren Politik, wie die Reichssteuerfrage und die Frage der Parität bei Abstimmungen im Kurfürstenkollegium, das jetzt fünf katholische gegen drei protestantische Stimmen zählte, unentschieden, oder, was noch schlimmer war, halbentschieden. Doch wurde im Mai 1653 Ferdinands III Sohn Ferdinand (IV), zum römischen König gewählt, der aber schon im Juli des folgenden Jahres seinem Vater im Tode vorausging.

Hinsichtlich der Macht der Territorialregierungen in Sachen der Religion war, wenn auch im Prinzip der Grundsatz der Toleranz Fortschritte gemacht hatte, tatsächlich und rechtlich wenig geändert. Der traurige Grundsatz cuius regio eius religio war durch den Frieden kaum modifiziert und der gute Wille des Landesherrn, selbst wo er vorhanden war, vermochte nicht allzuviel gegenüber der Beschränktheit und dem klerikalen Fanatismus, der im Jesuitenorden hier, im lutherischen Pastorentum dort, noch immer mächtige Bannerträger besaß. Ein Fortschritt aber war hier gleichwohl gemacht und einer von jenen heilsamen, die, wie klein immer für den Augenblick, nicht mehr rückgängig gemacht werden können und immer neue Fortschritte nach sich ziehen. Nicht nur einzelne geistig hochstehende Männer, sondern weitere Kreise, ja bis zu einem gewissen Grade sogar schon die sonst schwer zu belehrenden breiteren Volksschichten, die Luther einst den Herr Omnes genannt, hatten erkannt oder empfanden es wenigstens dunkel, daß die verschiedenen Auffassungen des Christentums, da sie sich nicht mehr weder vertilgen noch vereinigen konnten, sondern miteinander leben mußten, auch aufeinander Rücksicht nehmen und sich vertragen lernen müßten. Es war das Verhängnis des habsburgischen Hauses, daß es unter dem Einfluß der Jesuiten und der beschränkten Köpfe, welche nacheinander die kaiserliche Krone trugen, diese Erkenntnis nicht besaß und in seinen Erblanden den Grundsatz der Duldung verleugnete. Hingegen wurde es bedeutungsvoll, daß an einer andern Stelle, in Brandenburg, der Kurfürst Johann Sigismund schon in dem Manifest vom Februar 1614, in dem er seinem Lande seinen Übertritt zum reformierten Bekenntnis mitteilte, den Ausdruck gebraucht

hatte, daß er keinen Untertan öffentlich oder heimlich zu seinem Bekenntnis zwingen, den Kurs und Lauf der Wahrheit Gott allein befehlen wolle. Die Masse der Untertanen war lutherisch, der Landesherr calvinisch: dies zwang von selbst zu einiger Rücksichtnahme.

Das religiöse oder konfessionelle Interesse war noch immer sehr stark, aber es war nicht mehr das herrschende. Die Machtfragen der großen Politik traten mehr und mehr in den Vordergrund. Langsam hatte sich doch auch die Erkenntnis Bahn gemacht, daß es jenseits des Haders der Parteien auch noch ein Christentum gebe. Negativ zunächst und schüchtern spricht sich diese Anschauung in jenem oft angeführten Epigramm des Friedrich von Logau aus, dessen Sinngedichte im Jahre 1683 erschienen sind:

Luthrisch, päpstlich und calvinisch, diese Glauben alle drei,
sind vorhanden, doch ist Zweifel, wo das Christentum denn sei.

In der Stille schritt aber eine neue Macht, die Macht wissenschaftlichen Forschens und Erkennens, von Erfolg zu Erfolg: eine Macht, für welche die Gegensätze von katholisch und protestantisch wenig bedeuteten, für deren Träger und Vertreter sie verschwanden oder zum mindesten in den Hintergrund traten.

Jenes Recht der Stände, nach eigener Bestimmung Verbindungen miteinander oder mit dem Auslande einzugehen mit dem wertlosen Beisatz, daß solche nicht gegen das Reich und zu dessen Schaden sein dürften, fand, wie wir sehen werden, bald nach dem Friedensschluß reichliche Anwendung. Schon 1654 finden wir eine Konföderation katholischer Fürsten, der Erzbischöfe von Köln und Trier, des Bischofs von Münster, des Pfalzgrafen von Neuburg, einen Bund, der sich unter dem Einfluß des im Jahre 1655 beitretenden Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, auch durch den Beitritt protestantischer Fürsten zu einer Rheinischen Allianz erweiterte zur Aufrechthaltung des westfälischen Friedens, und der sich bald gegen Schweden, bald gegen Habsburg, bald auch gegen Brandenburg richtete und auf Frankreich stützte. Zur Heilung dieses halbanarchischen Zustands war das Kaisertum in Habsburgs Händen nicht imstande, teils

weil es im Reiche ohnmächtig, teils weil es in den allgemein europäischen Angelegenheiten zu mächtig war, und dann weil es als katholische Vormacht der Unparteilichkeit entbehrte, der bis zu einem gewissen Grade jede herrschende Stellung bedarf. Dadurch war jeder Fortschritt auf der Grundlage des bestehenden politischen Systems von vornherein gelähmt und es ergab sich, daß die Heilung der nachgerade für jedermann offenkundigen Schäden dieses Systems ohne eine völlige Neugestaltung nicht möglich war, mit anderen Worten: daß die Schaffung eines neuen Deutschlands nur auf der Basis des Territorialstaats angebahnt und als die Zeit erfüllt war, vollendet werden konnte.

Man pflegt die fünfzig Jahre vom westfälischen Frieden bis zum Krieg um die spanische Erbfolge, mit welchem das achtzehnte Jahrhundert sich eröffnet, das Zeitalter Ludwigs XIV zu nennen: in der Tat waren Frankreich und sein König die führenden Mächte, um die sich das europäische Leben in diesem Zeitraum drehte. Um die Entwicklung auch der deutschen Angelegenheiten in dieser Zeit zu verstehen, müssen wir daher einen Blick auf die allgemeinen europäischen Verhältnisse werfen, in die Deutschland an sich vermöge seiner geographischen Lage und jetzt durch den dreißigjährigen Krieg und seine Wirkungen noch mehr als sonst verstrickt war, in denen es aber nicht mehr die maßgebende Rolle spielte.

Seit vielen Generationen hatten in Frankreich alle Verhältnisse zusammengewirkt, um eine außerordentliche Stärkung der königlichen Macht herbeizuführen. Diese Entwicklung hatte sich unter dem Nachfolger Heinrichs IV, Ludwig XIII, dank der staatsmännischen Genialität eines Kardinals der römischen Kirche, Armands du Plessis, Herzogs von Richelieu, vollends durchgesetzt und nach einer kurzen Epoche des Kampfs mit den zentrifugalen Kräften einer Opposition, die man mit dem Namen der Fronde zusammenfaßt, während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV durch Richelieus Schüler und Nachfolger, Kardinal Mazarin, weiterhin befestigt. Als nach dessen Tode im Jahre 1661 Ludwig selbst die Regierung in die Hand nahm, da war in ihm der Vertreter und Typus des ab-

soluten Königtums gefunden, welches für lange Zeit die Politik der europäischen Staatenwelt beherrschte. Es war ein in manchem Betracht neues Königtum — das Mystische des alten Königtums verschmolzen mit weltlichem Glanz und ganz beherrscht von weltlichen Motiven der Macht, bei Ludwig selbst verbunden mit dem Willen und der Fähigkeit *selbst* zu regieren. Binnen verhältnismäßig kurzer Zeit vollendete er, was Richelieu und Mazarin begonnen hatten: er schuf eine wohlgeordnete und durchgreifende Verwaltung, gute Finanzen, bessere Rechtspflege und neben einem imponierenden, namentlich den Adel anziehenden Hofleben ein wohlorganisiertes, regelmäßig bezahltes, stehendes Heer und durch alles dieses eine *Staatsordnung*, welche die erwerbende Tätigkeit in Handel und Industrie, die freiwirkenden Kräfte in Kunst und Literatur unter ihren Schutz nahm und ihnen durch das Gefühl der Sicherheit, das sie in ihnen erweckte, einen nachhaltigen Aufschwung gab. Das alles aber hatte eine unmittelbare Beziehung auf die Person des Monarchen, der den Nimbus, der ihn umgab, bald auch durch das altherkömmliche Mittel kriegerischen Ruhms zu vermehren den Trieb empfand und also auch frühzeitig dem Geist seines Volks entsprechend die Bahn der Machterweiterung für seinen Staat und seine Person, die Bahn des Eroberers einschlug. Wir haben gesehen, mit welch hoher Gewinnummer Frankreich aus dem großen Kriege hervorging: der Stern Spaniens, der seit Karls V imperatorischer Stellung und den Entdeckungen jenseits des Meeres so hell geleuchtet, begann zu erbleichen, und Ludwig fühlte sich berufen, sein Land und seine Person an die erste Stelle in Europa zu rücken. Der Krieg mit Spanien, den er überkommen und der sich mit den Wirren der Fronde verschlungen hatte, endigte im Jahre 1659 mit dem ersten der Friedensschlüsse der mit dem westfälischen Frieden beginnenden neuen Epoche, dem *Pyrenäenfrieden*. Mazarin hatte als einzige Bedingung die Vermählung seines Königs mit der spanischen Infantin Maria Theresa gestellt — sie eröffnete eine große Aussicht, da der einzige Sohn Philipps IV ein schwächlicher Knabe war, der kein langes Leben versprach.

Der Glanz dieses absoluten Königtums, dessen Formen und Zeremoniell sich bald auf die Höfe von Wien und Madrid übertrug, gab ein Beispiel, das bald selbst von den armseligsten deutschen Kleinfürsten nachgeahmt und karikiert wurde. Dieses Königtum stand in stillschweigendem Bunde mit dem Katholizismus: beide stützten sich gegenseitig, in Paris wie in Madrid und Wien, und die Gefahr, auch für Deutschland, lag nahe, daß dieses halborientalische System eines aus Weltlichem und Geistlichem gemischten Absolutismus der gesamten Kultur und dem ganzen geistigen Leben der Zeit seinen Stempel aufdrücke.

Da war es für das Interesse der Freiheit und des Fortschritts und somit auch für die Entwicklung des deutschen Volks, das seit einem Jahrhundert den ersten Schritt auf der Bahn einer neuen Freiheit betreten hatte, von höchster Bedeutung, daß in den beiden germanischen Staaten, die in dem ereignisreichen sechzehnten Jahrhundert emporgekommen waren, den Vereinigten Niederlanden und Großbritannien, die Dinge einen ganz anderen Gang genommen hatten. Während auf dem Festland der große Krieg tobte, ward in England unter dem zweiten aus dem Hause Stuart, Karl I (seit 1625), der Kampf zwischen der königlichen Prärogative und den Parlamentsprivilegien, zwischen Absolutismus und Volksregierung in langem Ringen und zuletzt mit dem Schwerte ausgefochten und hatte, ganz kurz nachdem der westfälische Friede Frankreich zur führenden Macht und den Absolutismus zum beherrschenden Prinzip der Epoche gemacht hatte, mit dem vollen Siege des Parlaments, mit der Enthauptung Karls I und der Errichtung eines Common-wealth, einer Republik mit dem siegenden Unterhaus an der Spitze geendigt. Es war gegenüber den Eroberungsgelüsten des Absolutismus von höchstem Wert, daß die Regierung Großbritanniens an einen großen Kriegs- und Staatsmann, Oliver Cromwell, kam, der in jenem Kampfe das Beste getan und, von seinen Wogen an die höchste Stelle getragen, gleichwohl ein verfassungsmäßiges, parlamentarisch beschränktes — ein bürgerliches Regiment aufrichtete und die

Königskrone, die ihm sein Parlament anbot, ablehnte. Er hatte einmal den kühnen Gedanken, die beiden auf den Protestantismus und die Freiheit gegründeten Staaten, England und Holland, zu einem großen Gemeinwesen zu vereinigen, statt daß sie sich in törichter Handels- und Machteifersucht zerfleischten: das konnte freilich nicht gelingen, da Staaten — und vollends germanische Staaten — noch weniger als die einzelne Persönlichkeit ihre Individualität freiwillig aufzugeben vermögen. Aber auch in Holland konnte von Absolutismus nicht die Rede sein. Wohl stand auch hier ein monarchisches und ein aristokratisches Element, das Haus Oranien und die Generalstaaten, sich gegenüber, aber die Mannigfaltigkeit des Lebens, die Lage am Meer und die Kräfte, welche der Protestantismus entwickelte, führten die Niederlande wie England von Erfolg zu Erfolg, von Fortschritt zu Fortschritt und schuf gegenüber dem verarmten und äußerst langsam sich erholenden Deutschland einen Wohlstand und Reichtum, der sich mit den Fortschritten im Reiche der Wissenschaft und der Staatsgeschäfte verband.

In der deutschen Geschichte erscheinen auf den ersten Blick die fünfzig Jahre der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts als eine sehr unfruchtbare Zeit. Gleichwohl sind sie durch zwei große Erfolge ausgezeichnet: die Vollendung des preußischen Staates und die definitive Beseitigung der Türkengefahr, denen man noch die Abwehr der französischen Übergriffe und die Vorbereitung einer neuen Periode klassischer nationaler Literatur beifügen muß.

Die Neugestaltung des deutschen Staatswesens konnte, wie angedeutet, nicht von dem mit allerlei außerdeutschem Besitz und noch mehr Ansprüchen auf solche außerdeutsche Gebiete belasteten, in einseitig katholischen Traditionen festgewurzelten, dazu durch das Schwergewicht der römischen Kaiserkrone gehemmten habsburgischen Hause ausgehen: sie konnte, und der Weg war langsam, so wie sich die deutschen Verhältnisse seit der Reformation gestaltet hatten, nur so geschehen, daß einer der größeren Territorialstaaten und zwar ein protestantischer — denn auf dieser Seite lag der Fortschritt und ihr gehörte die Zukunft — mächtig genug wurde, die übrigen

nach und nach um sich zu sammeln. Dieser Staat war der jetzt Preußen genannte, auf dessen Werden und Wachsen wir hier einen raschen Blick werfen müssen. Es ist die Geschichte zweier Kolonisationen oder Volkspflanzungen und Staatsgründungen im Nordosten Deutschlands und auf slavischem Boden, der Mark Brandenburg und des Ordensstaates im Weichsellande, verbunden mit der eines süddeutschen Fürstenhauses, der Hohenzollern. Zwei dieser Faktoren, die Hohenzollern und die Mark Brandenburg, kamen, wie wir sahen, schon im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts zusammen: am 18. April 1417 auf dem Markte zu Konstanz übertrug Kaiser Sigismund die Mark Brandenburg und die Kurfürstenwürde oder das kurfürstliche Amt, das an dem Lande haftete, an seinen Freund, den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern. Dieses Haus hatte in Franken nach und nach einen ansehnlichen Besitz zusammengebracht; der Gefahr der Zersplitterung, welche durch die verkehrte Gewohnheit der Erbteilung des Landes unter mehrere Söhne über allen diesen Familien schwebte und die das bayerische, sächsische, braunschweigische Haus schwächte, ward durch eine testamentarische Disposition des dritten der hohenzollernschen Kurfürsten, Albrecht Achilles (1470—1486), gewehrt, die verfügte, daß das Hauptland, die Marken — die Altmark westlich von der Elbe, die Mittelmark zwischen Elbe und Oder und die seit 1454 vom Deutschen Orden als zunächst Pfandbesitz erworbene Neumark, östlich der Oder und nördlich der Warthe —, mit der Kur immer auf den ältesten Sohn sich vererben sollte: es war ein Gebiet von 572 Quadratmeilen, ein Besitz, der schon damals den der meisten übrigen deutschen Fürstenhäuser an Umfang überragte und weitere Vermehrung hoffen ließ. Der Zusammenschluß des dritten Faktors, des Landes Preußen, mit den beiden andern, Mark und Hohenzollern, hatte die Reformation und den Protestantismus zur Voraussetzung. Das Haus selbst, haben wir gesehen, war während der kritischen Jahre in seiner Stellung zur Reformation geteilt: die Kulmbacher Linie der Markgrafen im Süden war protestantisch gesinnt, der Kurfürst Albrecht von Mainz aber und

sein Bruder, Kurfürst Joachim I von Brandenburg, blieben der alten Kirche verhaftet, und eine Änderung trat hier erst mit dem Tode des letzteren, 1535, ein. Aber ein anderer Hohenzoller war seit 1511 Hochmeister des Deutschen Ordens in Preußen und hatte, wie ebenfalls früher erwähnt, aus den mancherlei Nöten, denen der Orden und das preußische Land seit dem Schlage von Tannenberg (1410) verfallen war, keinen andern Ausweg gefunden als die Säkularisation, d. h. die Verwandlung des Mönchsstaats in ein weltliches Herzogtum unter polnischer Lehenshoheit (1525). Dieser Wandel war nur auf dem Boden der neuen Lehre möglich, und er bildete einen der Gründe, die später die Kurie, die nichts lernen darf und nichts vergessen kann, zu jenem Protest gegen den westfälischen Frieden veranlaßte. Die Dynastie, welche Albrecht begründet hatte, starb 1618 mit dem geisteskranken Albrecht Friedrich aus, und der Kurfürst von Brandenburg, Johann Sigismund (1608—1619), trat die Erbschaft und zugleich das polnische Vasallenverhältnis an. Seitdem ferner im Jahre 1609 unter derselben Regierung die clevische Erbschaft aufgegangen war, schlug das Haus auch im Westen des deutschen Landes Wurzel. Aus dem großen Würfelspiel im westfälischen Frieden kam es leidlich heraus: ein ansehnliches Territorium, aber ein noch wenig zusammenhängender, ein durchaus unfertiger Staat: im Süden die fränkischen Lande, zerstreute kleine Besitzungen in Schlesien, ein kompaktes Gebiet im Norden, die drei Marken, die das Kurland bildeten, endlich das hafenarme Hinterpommern, das Erzbistum Magdeburg und das Bistum Halberstadt. Es war ein stattliches Territorium, zu dem, freilich durch polnisches Land, Westpreußen genannt, abgetrennt noch das Herzogtum Preußen kam, sowie drei oder vier getrennte Stücke westfälischen Landes, Minden, Ravensberg, Grafschaft Mark und Herzogtum Cleve — das Ganze etwa auf 2010 Quadratmeilen zu schätzen. Mit wenig Ausnahmen kein reiches noch auch für den ersten Blick sonst begünstigtes Land, ohne Seehäfen, dazu als Nachbarn im Norden das übermächtige Schweden, das den wichtigeren Teil von Pommern mit Stettin in Händen hielt und den Zugang zum

Meere wehrte, und im Osten und Süden den lästigen polnischen Lehensherrn.

Im Jahre 1640 war Georg Wilhelm gestorben, der die Regierung vornehmlich seinem Minister Adam von Schwarzenberg überlassen hatte: dessen verkehrte Politik führte zur mehrjährigen Besetzung Brandenburgs durch die Schweden, so daß der Kurfürst zuletzt nach Preußen flüchten mußte, in den Marken die Dinge gehen lassend, wie sie gingen. Es war eine glückliche Fügung, daß mit seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm, der mit einundzwanzig Jahren die Regierung antrat, die rechte Persönlichkeit zu rechter Zeit an die rechte Stelle kam. Er war ein kraftvoller Mann von stattlichem Körper und energischem Willen, an Plänen und Ideen fruchtbar, dabei hellen Verstandes, der ihn, die erste Eigenschaft des Staatsmanns, befähigte, das Ausführbare vom Unmöglichen zu unterscheiden. Kühnheit des Wagens lag in seinem Blut, und den richtigen Egoismus des Gebietenden, der in einer Welt voll Selbstsucht und Ränken sich nicht darauf versteift, auf Kosten seines Landes der allein Redliche zu sein, lehrten ihn die Verhältnisse, in die er gestellt war. Jenes Projekt der Vermählung mit der Erbin von Schweden, der Tochter Gustav Adolfs, Christine, war nicht zur Ausführung gekommen, nicht zum Schaden seines persönlichen Glücks, das schwerlich durch die Verbindung mit einer so verschrobenen Persönlichkeit, wie Königin Christine war, gewonnen hätte: im Jahre 1646 vermählte er sich mit der Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, Luise Henriette. Sein lebhafter Geist empfing heilsame Anregung durch die Beziehungen zu den Niederlanden, dem damaligen Musterstaat in allem, was sich auf Erwerb und friedliche Arbeit bezieht und was also vor allem in dem hart mitgenommenen Lande, dessen Regierung er antrat, hoch vonnöten war. Nachdem er die ersten noch in den Krieg fallenden Jahre dieser seiner Regierung und die folgende Friedenszeit mit Hilfe seines obersten Beraters, des einsichtigen Grafen Georg von Waldeck, vor allem der besseren Organisation der Verwaltung und der Schaffung eines ihm ergebenen Beamten-

tums, sowie der Reform des Heerwesens gewidmet hatte, bot sich ihm die erste Gelegenheit, aus der politischen Konjunktur Vorteile zu ziehen, durch den Regierungswechsel in Schweden. Hier hatte im Jahre 1654 Königin Christine der Krone entsagt und ihr Vetter, der Pfalzgraf Karl Gustav von Zweibrücken, Karl X, war ihr gefolgt: ein Mann von großer Energie, der unter Torstenson den Krieg gelernt hatte und von dem Gedanken beherrscht war, der schlecht fundierten schwedischen Macht durch Eroberungen auf dem Festland zur Abrundung der angestrebten Herrschaft über das Baltische Meer nachzuhelfen. Er begann im Jahre 1655 Krieg mit Polen, dessen König Johann II Kasimir, aus der katholischen Linie der Wasa, sein Erbrecht angefochten hatte. Dieser Krieg zog den Kurfürsten nicht nur als Lehensmann des polnischen Königs, sondern insbesondere wegen der Ansprüche Schwedens auf das Herzogtum Preußen notwendig in Mitleidenschaft. Seine Bundesgenossenschaft wurde von Schweden, das Preußen besetzte, erzwungen, im Januar 1656. Ein ansehnliches brandenburgisches Hilfskorps unter Führung des Generalwachtmeisters Georg von Derfflinger — eines Bauernsohnes aus dem Österreichischen, der im dreißigjährigen Krieg emporgekommen und nach dem Frieden in brandenburgische Dienste getreten war — wurde zur Unterstützung der Schweden abgesandt. Der Kurfürst selbst war mit dabei, als im Juli die Polen in der dreitägigen Schlacht von Warschau, nicht am wenigsten dank der brandenburgischen Tapferkeit, aufs Haupt geschlagen wurden. Der Krieg dauerte fort, und der Kurfürst verlangte und erzielte für die weitere Bundeshilfe im Vertrag von Labiau (20. November) von Schweden den souveränen Besitz des Herzogtums Preußen zugesichert. Nun bildete sich aber eine Koalition gegen Schweden: Polen, Dänemark, der Kaiser. Der Kurfürst, der Ursache hatte, mit dem Verhalten Schwedens unzufrieden zu sein und die weitere Ausdehnung der schwedischen Macht unter einem so ausgreifenden König zu fürchten, fand es nun nützlich, die Partei zu wechseln. Er verständigte sich unter habsburgischer Vermittlung, da man in Wien um die brandenburgische

Stimme für die bevorstehende Kaiserwahl warb, mit Polen in einem Vertrage zu Wehlau im September 1657, in welchem unter Regulierung einiger Gebietsverhältnisse die Lehensabhängigkeit Preußens von Polen aufgehoben, der Kurfürst als souveräner Herzog in Preußen anerkannt ward. Diesen Erfolg behauptete der Kurfürst auch in dem Frieden, der nach Karl Gustavs Tod 1660 zu Oliva bei Danzig mit den Schweden zustande kam, während Vorpommern diesen freilich verblieb. Graf Waldeck war mit dem polnischen Bündnis nicht einverstanden und befand sich bei Abschluß des Friedens nicht mehr im brandenburgischen Dienste. Doch war seine Rolle noch nicht ausgespielt, und wir finden ihn, einen der augenfälligsten Vertreter jenes Typus deutscher Kleinfürsten, denen ihr Staat zu eng ist, die ihre Tatkraft unwiderstehlich treibt, einen größeren Wirkungskreis zu suchen, bald in kaiserlichen Diensten gegen die Türken, bald in niederländischen gegen Ludwig XIV, dazwischen eifrig bemüht, gegen diesen die deutschen Fürsten zu einigen. Mit dem kurzsichtigen und eigennützigen Widerstand der preußischen Stände, denen es bequem war, gegen ihren Herzog an dem polnischen Lehensherrn einen Rückhalt zu haben, wurde Friedrich Wilhelm erst nach heftigen Kämpfen fertig, indem er die Führer, von Kalckstein, Vater und Sohn, und den Schöppenmeister Rohde gefangen setzen ließ. Im Oktober 1663 konnte der Kurfürst endlich die feierliche Huldigung der Stände in Königsberg entgegennehmen.

Am 2. April 1657 war Kaiser Ferdinand III gestorben. Von französischer Seite wurde die Wahl des Kurfürsten Ferdinand Maria von Bayern betrieben, der hier im Jahre 1651 auf Maximilian I gefolgt war. Obschon dieser nicht auf die Kandidatur einging, verzögerte sich die Entscheidung doch bis zum 18. Juli 1658, wo dann einstimmig auf den zweiten Sohn des Verstorbenen, Leopold I, die Wahl zum römischen Kaiser fiel. Wie es trotz dieser Einstimmigkeit in Deutschland bestellt war, zeigt die im August jenes Jahres zwischen Kurmainz, Kurköln, Pfalz-Neuburg, Hessen-Kassel, Braunschweig, Schweden und Frankreich fester zusammengezogene Rheinische Allianz, der 1664 auch Kurbrandenburg beitrat — ein

Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst im Jahre 1666
Gemälde von Nason (Charlottenburger Schloß)

Kaiser Leopold I
Kupferstich von Barth. Kilian

Bund angeblich wie der frühere zur Aufrechthaltung des westfälischen Friedens, in Wahrheit aber eine gegen den Kaiser und eine kräftigere deutsche Zentralgewalt gerichtete Verbindung, die lediglich dem föderalistischen Interesse diente.

Das Jahr 1663 eröffnete nach längerer Unterbrechung auch eine neue Ära der Türkenkriege: nachdem die Unterhandlungen wegen der Wirren in Siebenbürgen abgebrochen waren, setzte sich ein Heer unter dem Vesir Achmed Köprili gegen die habsburgischen Erblande in Bewegung. Diese Türkenkriege haben für die deutsche Geschichte nicht nur insofern Wichtigkeit, als sie eine allgemeine Gefahr für den Westen bedeuteten, sondern auch weil sie sehr lange und in gewissem Sinn bis auf den heutigen Tag auch auf die Beziehungen der westlichen Staaten zueinander, sowie insbesondere auf das Verhältnis des Kaisers zum Reich und zu den einzelnen Ständen einen bestimmenden Einfluß übten. Auch dem Reichstag, der im Januar 1663 zu Regensburg eröffnet ward, wo er seitdem „permanent" geblieben ist, wurde in gewohnter Weise eine Türkenhilfe angesonnen: im Januar 1664 wurde ein Gutachten erstattet, demzufolge im Juni auch ein paar tausend Mann Reichstruppen auf dem Kriegsschauplatze erschienen. Indes hatte es auch zuvor dem Kaiser nicht an Bundesgenossen gefehlt. Sachsen, Brandenburg, auch Truppen des Rheinischen Bundes und dabei ein französisches Korps: es war doch immerhin eine gemeinschaftliche christliche Sache und eine Gelegenheit, Lorbeeren im Geist der alten Kreuzzüge zu gewinnen. Auch wurde bei der Abtei St. Gotthard an der Raab am 2. August 1664 ein namhafter Sieg erfochten, dem dann im September 1665 der Friede oder richtiger, da den Mohammedanern nicht gestattet ist, mit den Ungläubigen einen Frieden zu schließen, der zwanzigjährige Waffenstillstand von Vasvar folgte: er ließ die Dinge so ziemlich beim alten, die wichtigen Plätze Neuhäusel und Großwardein blieben in türkischen Händen und der türkische Bundesgenosse Apaffy im Besitz von Siebenbürgen.

Diese östlichen Verhältnisse oder Ereignisse waren nicht ohne Zusammenhang mit den Gefahren, die das habsburgische Haus, wie

auch Deutschland, wenn man es sich als ein Ganzes denkt, durch das wachsende Selbstgefühl und das rücksichtslose Umsichgreifen Ludwigs XIV bedrohte. Im Jahre 1665 gab diesem der Tod Philipps IV von Spanien, seines Schwiegervaters, den Anlaß zu einer Politik der Eroberungskriege, die, durch die Friedensschlüsse von Aachen 1668, von Nymwegen 1678/79, von Ryswik 1697 abgegrenzt, in unseren Geschichtsdarstellungen mit dem Namen der Raubkriege gezeichnet sind. Diese Kriege bilden ein wichtiges, aber kein rühmliches Blatt in der Geschichte auch unserer Nation.

Der erste dieser Kriege, der Devolutionskrieg (1667/68), berührte Deutschland nicht unmittelbar. Er war gegen das entkräftete Spanien gerichtet und hat seinen Namen von einem echt französischen Meisterstück staatsrechtlicher oder politischer Rabulistik: in Brabant und anderen Teilen der spanischen Niederlande galt gewohnheitsrechtlich die Bestimmung, daß beim Tode des einen Ehegatten der überlebende zwar die Nutznießung des gemeinsamen Besitzes behalte, das Eigentumsrecht aber auf die gemeinsamen Kinder devolviere. Aus dieser privatrechtlichen Gepflogenheit deduzierten Ludwig und seine Juristen, daß seiner Gemahlin Maria Theresa nach dem Tode ihres Vaters, Philipps IV, der hiernach also nur die Rechte des Nutznießers gehabt hätte, das Eigentumsrecht auf die spanischen Niederlande zustehe, und als man sich in Madrid der ungeheuerlichen Forderung widersetzte, kam es zum Kriege. Ludwig hatte für diesen Fall einige deutsche Fürsten, die Herren der früheren Rheinischen Allianz, Mainz, Köln, Trier, Pfalz-Neuburg, den Bischof von Münster, durch Subsidien insoweit auf seine Seite gebracht, daß den spanischen Truppen der Durchzug durch ihre Gebiete gesperrt war. Vergeblich wurde zwischen den Staaten, die sich von der neuen Politik bedroht fühlen konnten, über eine Koalition gegen Frankreich verhandelt; Spanien blieb ohne Hilfe. Unter diesen Umständen verlief, wie sich denken läßt, der Feldzug von 1667, der Einfall in die spanischen Niederlande, für die Franzosen glücklich, so daß Ludwig sich sogar den Schein der Mäßigung geben konnte, indem er sich unter Verzicht auf die

volle Beute gegen Abtretung der Franche-Comté oder der in den Niederlanden eroberten Plätze zum Frieden bereit erklärte. Ihn dabei festzuhalten, den Frieden zu erzwingen, schlossen die Generalstaaten, England und Schweden einen Dreibund, die berühmte Tripelallianz, im Januar 1668, und im Mai jenes Jahres kam daraufhin der Friede zwischen Frankreich und Spanien zustande zu Aachen, in dem die Franche-Comté an Spanien zurückgegeben wurde, der eroberte Teil von Flandern, darunter die Städte Lille, Douay, Courtray, Tournay, Charleroi, an Frankreich fiel.

Der zweite der sog. Raubkriege Ludwigs XIV (1672/79) richtete sich gegen die nördlichen Niederlande: gegen Holland, dem Ludwig wegen seiner Teilnahme an dem Dreibund grollte und das ihm als ein von protestantischer Freiheit getränktes und von hochmütigen Kaufleuten regiertes Land verhaßt war. Seine militärische Macht hatte in Europa nicht ihresgleichen; auch hatte er sich einen Verbündeten an England gesichert, wo das kraftvolle, ernsthafte und zielbewußte Regiment Cromwells einem sehr verschiedenen gewichen war. Der Protektor war im Jahre 1658 gestorben. Die republikanische Verfassung in Großbritannien ließ sich nicht behaupten, weil ihr der rechte Mann an der Spitze fehlte: 1660 wurde der „rechtmäßige" König vom Hause Stuart, Karl II, zurückgerufen: ein Mann, gutmütig, frivol, liederlich, in dem wenig von königlichem und nationalem Ehrgeiz oder auch nur Ehrgefühl lebte. Es kostete ihn nichts, sich von der mit der Tripelallianz eingeschlagenen Richtung abzuwenden: in einem geheimen Vertrag zu Dover verkaufte er sich und die Politik seines Landes, das wieder katholisch gemacht werden sollte, an Ludwig. Andere Verbündete fand dieser wiederum an einigen deutschen Fürsten, voran dem Kurfürsten von Köln, dem Bischof von Münster, dem Pfalzgrafen von Neuburg und anderen, die von ihrem Bündnisrecht, das der westfälische Frieden ihnen einräumte, gegen gute Bezahlung reichlichen Gebrauch machten und die auch keine Gewissensbisse empfanden, da diese Bündnisse, wie man sagen konnte, ja nicht gegen das Reich gingen. Sie versprachen Truppenhilfe oder gestatteten

den französischen Truppen doch den Durchzug durch ihre Gebiete. Nur der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg scheint die Gefahr klar erkannt zu haben, die, wie immer deutlicher wurde, von Ludwig XIV auch für Deutschland und seine Interessen drohte. Als am 7. April 1672 von Frankreich und England der Krieg an die Republik erklärt wurde, war von deutschen Fürsten nur der Kurfürst von Brandenburg an ihrer Seite. Scheinbar zwar nahm auch der Kaiser an dem Kriege gegen Ludwig XIV teil, in Wahrheit aber bestand zwischen beiden ein geheimes Bündnis, und der Einfluß dieses außerordentlichen Verhältnisses machte sich bald bemerkbar. Der Kurfürst sah sich durch den kaiserlichen Befehlshaber Montecuccoli, der die Weisung von Wien hatte, nichts zu unternehmen, in allen Operationen gehemmt: der einzige Vorteil, den er der Republik bringen konnte, war, daß er einen Teil des französischen Heeres über den Rhein herüber auf sich und seine westlichen Besatzungen zog. Die Republik aber wurde trotzdem gerettet. In raschem Siegeszuge nach dem berühmten Rheinübergang und Sieg von „Tolus“, einem Zollhaus in der Gegend von Wesel, nahm das französische Heer die Plätze am Niederrhein und schon entsank den Hochmögenden der Generalstaaten im Haag der Mut: zugleich von England bedroht, suchten sie Unterhandlungen, die aber an den übermütigen Bedingungen Ludwigs scheiterten. Nun trat in den Niederlanden der Umschwung der Volksstimmung ein: in einem grimmigen Aufruhr im Haag wurden die Männer an der Spitze, die Träger des seitherigen aristokratischen Systems, die beiden Brüder Jan und Cornelius de Witt, umgebracht und dagegen ein echter Oranier, Prinz Wilhelm III, zum Statthalter erhoben: ein zwanzigjähriger Jüngling, der aber das Zeug zum großen Manne in sich trug. Er wäre zu jenem Äußersten entschlossen gewesen, was Holland schon einmal gerettet hatte: die Dämme zu durchstechen und das Meer zu Hilfe zu rufen und wie einst in alten Tagen der Athener Themistokles eine neue Heimat in der Ferne zu gründen. Es kam diesmal aber nicht so weit. Der Marsch der Franzosen nach dem Haag, im Dezember, verzögerte sich durch

eintretendes Tauwetter und die englische Flotte konnte infolge des hohen Seegangs ihre Landung nicht bewerkstelligen. Nachdem die Überwältigung Hollands in einem ersten Feldzug nicht gelungen war, mußte die Verlängerung des Kriegs und die Fortdauer der Besetzung von Reichsgebiet durch die Franzosen Holland Verbündete bringen, wenn schon im Juni 1673 Friedrich Wilhelm infolge der widerspruchsvollen Führung des Krieges durch den Kaiser zu Vossem seinen Frieden mit Frankreich machte, bei dem er jedoch seine militärischen Pflichten gegen das Reich vorbehielt.

Seine bisherigen kriegerischen und diplomatischen Erfolge hatten dem französischen König eine übermächtige Stellung verschafft, die nicht nur die Niederlande, sondern auch das Reich aufs höchste bedrohte: eben jetzt hielt er den Zeitpunkt für gekommen, vollends die Maske abzunehmen, und sprach die Einverleibung der zehn elsässischen Orte aus, über die der westfälische Friede Frankreich die Vogtei eingeräumt hatte. Diese neue gegen das Reich selbst gerichtete Rechtsverletzung machte doch einiges böse Blut unter den Reichsständen, und der Kaiser begann langsam einzusehen, daß durch das fortwährende Anwachsen der Macht Frankreichs auch das habsburgische Hausinteresse gefährdet sei. Insbesondere der Gedanke daran, daß hierdurch seine Aussicht auf die menschlichem Ermessen nach bald aufgehende spanische Erbschaft in Frage gestellt werden könnte, rüttelte ihn auf. Nach langem Zögern erteilte er im August 1673 seinem erprobten und fähigen Führer Montecuccoli die Erlaubnis zur Kooperation mit dem Prinzen von Oranien: die vereinigten Heere nahmen im November Bonn und bedrohten die französische Armee, die unter dem Marschall von Luxemburg in den Niederlanden stand. Am 28. Mai 1674 erfolgte zu Regensburg auch die Kriegserklärung des Reichs, und nun fanden es auch die früheren deutschen Verbündeten Ludwigs für gut, sich von diesem zu trennen. Der Krieg nahm einen großen Umfang an: den Bewegungen der Heere auf dem weitgedehnten Schauplatz im einzelnen zu folgen, hat aber kaum ein Interesse. Unsere Darstellung muß sich begnügen, den allgemeinen Gang der Ereignisse anzudeuten —

das Mißlingen der Rückeroberung Lothringens durch seinen von Frankreich vertriebenen Herzog; die Eroberung der Franche-Comté unter Ludwig selbst; den Sieg Condés über Oranien und einen kaiserlichen General de Souches bei Seneffe in der Gegend von Löwen (11. August 1674) auf dem nördlichen Kriegsschauplatz und den Sieg Turennes bei Sinsheim auf dem südlichen (11. Juni), worauf dann noch eine scheußliche Verwüstung der Pfalz folgte. Das Übergewicht blieb den Franzosen, deren Kriegführung den Vorteil hatte, daß hinter tüchtigen Feldherrn ein klarer und einheitlicher Staatswille stand.

Während im Februar 1674 König Karl II von England zu Westminster Frieden mit der Republik schloß, hatten sich dagegen durch Vertrag vom 19. April 1672 wieder die alten Freunde Frankreichs, die Schweden, mit den Franzosen verbündet: in Stockholm regierte seit dem Tode Karl Gustavs (1660) für den noch unmündigen Thronfolger eine vormundschaftliche Regierung und eine käufliche Aristokratie, und diese hatte wieder in die alten Bahnen eingelenkt. Das veranlaßte auf der anderen Seite aber auch Friedrich Wilhelm, der trotz des Friedens von Vossem ein ernster und deutschpatriotischer Gegner des hochfahrenden Königs der Franzosen geblieben war, wieder in den Krieg einzutreten. Er schloß im Juli 1674 mit Holland, Spanien und dem Kaiser ab und versprach ein Hilfskorps von sechzehntausend Mann: mit zwanzigtausend Mann vortrefflicher Truppen vereinigte er sich mit den Kaiserlichen und führte seit Oktober im Elsaß den Krieg gegen den besten der französischen Generale, Turenne; damals war es, wo er den Schmerz erlebte, seinen Kurprinzen Karl Emil, der mit zu Felde gezogen war, durch den Tod zu verlieren: der neunzehnjährige Jüngling starb zu Straßburg am 7. Dezember 1674. Infolge der Unfähigkeit und Zaghaftigkeit des kaiserlichen Befehlshabers Bournonville, der mit ihm kooperieren sollte, aber das Vorbild Montecuccolis in jenem früheren Feldzug nachahmen zu wollen schien, war den Waffen des Kurfürsten auf dem elsässischen Kriegsschauplatz kein Erfolg beschieden: im Januar 1675 mußte er seine fünf-

zehntausend Brandenburger, obschon sie im besten Stande waren, über den Rhein zurückführen und Winterquartiere in Franken beziehen; der Winter verging mit allerlei Unterhandlungen ohne Nachdruck und ohne weiteres Ergebnis. Die beiden großen Männer, der Kurfürst und sein Neffe Wilhelm von Oranien, trafen sich im März und der Kurfürst machte selbst einen Besuch im Haag; der Krieg ging in derselben langsamen Weise weiter. Nun aber drohten die Dinge für den Kurfürsten eine gefährliche Wendung zu nehmen, da die Schweden im Dezember 1674 von Pommern aus in die Marken eingerückt waren. Der schwedische Feldmarschall Karl Gustav Wrangel hatte schon die Havel erreicht und war im Begriff, über die Elbe zu gehen und sich mit den Truppen des von Frankreich gewonnenen Herzogs von Hannover zu vereinigen. Da erfolgte eine Tat, die noch heute wie damals das Herz des Patrioten, der für ein Vaterland und seine Ehre Gefühl hat, erfreut: mit seinen fünfzehntausend Mann brach Friedrich Wilhelm im Frühling 1675 von Franken auf und rückte in Eilmärschen auf Magdeburg zu. Die Schweden standen zu einem Teil in Rathenow, das Hauptheer befand sich in Brandenburg. Unerwartet kam der Kurfürst über die kleine Streitmacht bei Rathenow, die er in nächtlichem Überfall überraschte und überwältigte. Das retirierende Hauptheer erreichte er noch glücklich am 28. Juni bei Fehrbellin: morgens fünf Uhr griff Prinz Friedrich von Homburg mit den Vortruppen an, stellte den Feind, und gegen zehn Uhr war, und fast nur mit der Reiterei und der Artillerie, die der Feldmarschall Derfflinger herbeiführte, da das Fußvolk dem reißend schnellen Marsch noch nicht hatte folgen können, der schönste Sieg erfochten, der den Deutschen in nah und fern bewies, daß hier in dem lahmen Körper des Reichs eine neue Kraft sich erhob, von welcher dereinst seine Heilung ausgehen sollte. Der Kurfürst hatte sich selbst in der Schlacht nicht geschont: neben ihm fiel sein Stallmeister Froben, der Schimmel, den der Kurfürst ritt, zog die Kugeln auf sich, was den treuen Reitknecht Ule bestimmte, das Pferd mit seinem Herrn zu wechseln: beide entkamen der Gefahr,

und der einzige Mißton war, daß es dem Prinzen von Homburg infolge der Ermüdung der Pferde nicht gelungen war, die Verfolgung des nach Mecklenburg abziehenden gegnerischen Heeres, so wie der Kurfürst wollte, durchzuführen. Gleichwohl war der Sieg bedeutend genug. Der Kurfürst war entschlossen, die Schweden vollends aus ihren Besitzungen im Reich zu verdrängen. Im Dezember 1677 mußte das seit Juli belagerte Stettin kapitulieren, im September 1678 gewann der Kurfürst mit Hilfe einer dänischen Flotte die Insel Rügen, im Oktober Stralsund, im November Greifswald, ja nach einem heldenmütigen, in der Kriegsgeschichte berühmt gewordenen Marsch über das gefrorene Frische und Kurische Haff trieb er eine von Livland her in Preußen eingedrungene schwedische Heeresmacht aus diesem Lande bis gegen Riga zurück, das nur ein kleiner Teil des schwedischen Heeres wieder erreichte.

In einem traurigen Gegensatz zu diesen ruhmvollen Kriegstaten im Norden war die Kriegführung in den Niederlanden und am Rhein inzwischen in den Jahren von 1675—78 weitergegangen. Nirgends wurden entscheidende Erfolge erreicht. Das einzige Ereignis von größerer Bedeutung war der Tod des greisen Turenne, des ruhmreichsten Heerführers, den Ludwig XIV in seinen Diensten hatte: in einem Gefecht zu Saßbach im Badischen, im Juli 1675, fiel er von einer Kanonenkugel getroffen. In dem Gefecht bei Altenheim am 1. August schrieben sich beide Teile den Sieg zu. September 1675 gelang den Verbündeten die Belagerung und Einnahme von Trier, 1676 die von Philippsburg. So ging es weiter Jahr um Jahr auf den verschiedenen Schauplätzen: wie hier im Süden, so wurden in den Niederlanden Plätze gewonnen und verloren, und wie hoch im Norden, so wurde auch tief im Süden gekämpft: in den sizilischen Gewässern maßen sich die französische und die niederländische Flotte.

Schon seit 1676 suchte man den Frieden und konnte ihn bei der Mannigfaltigkeit der Interessen nicht finden: etwas schneller als dreißig Jahre früher ging es aber doch. Ludwig erkannte, daß er diesmal seinen Anschlag gegen die Niederlande nicht würde

hinausführen können; die Holländer, die großen Kaufleute an der Spitze, sahen, daß sie die Zeche nicht zu bezahlen haben würden, und sie machten sich kein Gewissen daraus, die gemeinsame Sache im Stiche zu lassen. Mit ihnen verständigte sich Ludwig zunächst, am 10. August 1678, zu Nymwegen, wo seit 1676 die Gesandten der Mächte beisammen waren: sie verloren nichts. Alsdann im September folgte Spanien, das während des Krieges eine Rolle gespielt hatte, die sehr abstach von seiner glänzenden Vergangenheit, und das nur als Hilfsmacht mit geringer Truppenzahl sich beteiligt hatte; es mußte diesmal die Franche-Comté und einen Teil des von den Franzosen in den spanischen Niederlanden Eroberten an Frankreich abtreten. Für Deutschland war das Wichtigste, was den Schweden eingeräumt, belassen oder genommen wurde. Hier war Brandenburg die siegreiche Macht und der Kurfürst hatte überhaupt im ganzen Kriege das weitaus Beste getan; er und durch ihn sein Staat, war eine Macht für sich geworden. Allein Ludwig betrachtete es als Ehrensache, daß sein Verbündeter Schweden nichts verliere, daß der westfälische Friede, auf den man von allen Seiten sich berief, aufrecht erhalten werde. Der Kaiser und die Reichsstände hatten keinen Sinn und kein Verständnis dafür, daß hier im Norden um die Beseitigung einer Fremdherrschaft, um die Ehre der Nation gekämpft worden war: auch der Haß und das Mißtrauen gegen die Protestanten und die protestantische Macht und der vielgestaltige Widerwille des Kleinen und Erbärmlichen gegen das Große spielte mit. Im Februar 1679 bequemte sich der Kaiser den Bedingungen und im März bestätigte das Reich: Abtretung von Freiburg und Hüningen an Frankreich, Wiedereinsetzung des Herzogs Karl V von Lothringen unter Bedingungen, welche das Herzogtum gänzlich von Frankreich abhängig machten, und endlich Rückgabe des Eroberten, ohne Abzug, an Schweden. Vergebens wehrte sich der brandenburgische Gesandte: sein Fürst konnte nicht allein den aussichtslosen Kampf gegen Frankreich und dessen Helfer aufnehmen. Am 29. Mai zu St. Germain unterzeichnete sein Gesandter Meinders den Frieden, wie er ihm durch Ludwigs Hochmut und durch

die Schwäche oder Treulosigkeit derer, für die er gesiegt hatte, auferlegt wurde: im Schloßhof hielten die Kuriere, die, wenn der Friede nicht unterzeichnet wurde, den Befehl zum Wiederbeginn der Feindseligkeiten an die Heere tragen sollten.

Der Groll über diese schimpfliche Behandlung senkte sich tief in das Herz des Fürsten. Nicht bloß vom Kabinett aus, sondern im Feldlager, den Degen in der Faust, und nicht selten im Getümmel der Schlacht hatte er der gemeinsamen Sache gedient, und nun wurden er und sein Land völlig um die Früchte ihres Kämpfens und um den schon in ihren Händen befindlichen Siegespreis, die Befreiung von der lästigen schwedischen Nachbarschaft, die Gewinnung eines besseren Zugangs zum Meere, betrogen. Eine Denkmünze, die er damals prägen ließ, mit dem Vergilvers: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! — möge aus unserem Gebein ein Rächer erstehen! —, und der Text, den er den Predigern zur Friedensfeier vorschrieb: „Es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen", sind Dokumente seines tiefgehenden Unmuts. Als ein Politiker von der echten Art zog er sich aus dieser Erfahrung aber die richtigen Lehren. Nicht dem König Ludwig, der bei dem Friedensschluß nur seinem und Frankreichs Interesse, gleichsam in Erfüllung seiner Berufspflicht, gefolgt war, verdachte er die Bedingungen, denen er im Frieden von St. Germain sich fügen mußte, sondern den treulosen oder falschen Freunden, den Generalstaaten, Spanien, dem Kaiser, dem Reich, die ihn jetzt im Stiche gelassen hatten. So näherte er sich denn für die nächste Zeit diesem Mann der Epoche, Ludwig, und schloß mit ihm eine Defensivallianz. Natürlich hat jener wohlfeile Patriotismus, der sich in unsern Tagen so lebhaft geregt und in dem Hasse des Partikularismus gegen Preußen und den großen Staatsmann unserer Tage seinen Ausdruck gefunden hat, auch schon bei dem Großen Kurfürsten und bei dieser Wendung seiner Politik sich vernehmbar gemacht. Mit großem Unrecht: Friedrich Wilhelm vergab sich nichts, denn er schloß die Verbindung als unabhängiger Fürst und als Macht, nicht wie die früheren

deutschen Verbündeten als bezahlte Ohnmachten. Nicht zu bestreiten aber ist, daß in solcher zeitweisen Verständigung Brandenburg-Preußens mit dem mächtigsten Manne der Zeit im Keime die Züge jener Politik zu erkennen sind, die in später Stunde des neunzehnten Jahrhunderts den österreichischen Staatsmännern rund heraus erklärte, daß sie sich in einer Täuschung befänden, wenn sie glaubten, in einem europäischen Kriege unter allen Umständen Preußen an ihrer Seite finden zu müssen.

Der Verlauf des Krieges und der Friedensverhandlungen konnte den französischen König nur ermutigen, auf dem Wege der Eroberungen weiter zu schreiten. Er konnte die Militärmacht, die er sich geschaffen, auf hundertvierzehntausend, davon vierzehntausend Haustruppen oder Garde, anschlagen, daneben eine Seemacht von sechsundneunzig Linienschiffen, zweiundvierzig Fregatten, vielen kleineren Schiffen, und durch seinen berühmten Ingenieur Vauban, der die Arbeit der Befestigungen an den verschiedenen Grenzen, der spanischen, italienischen, niederländischen, deutschen leitete, war er bestrebt, das eigentliche Frankreich unangreifbar und damit sich selbst ein eroberndes Ausgreifen leichter zu machen. Ludwigs Selbstgefühl war durch die von überall her andringende Schmeichelei und Unterwürfigkeit gesteigert: er ging jetzt, sehr bald nach Abschluß des Nymwegener Friedens, daran, nach einer neuen Theorie und Methode, im Frieden weitere Eroberungen zu machen oder Vorwände, wenn es sein mußte, zu neuen kriegerischen Eroberungen zu schaffen. Das Mittel war, daß bei den hohen Gerichtshöfen oder Parlamenten zu Metz, Besançon, Breisach und Dornyk Abteilungen errichtet wurden, die sich mit Ermittlung derjenigen Rechte und Rechtsverhältnisse zu befassen hatten, die den im Frieden an Frankreich abgetretenen Gebieten anderen Gebieten gegenüber zukamen oder einmal zugekommen waren — Rechte oberlehensherrlicher Art z. B., welche nach dieser Theorie jetzt auf Frankreich und König Ludwig als Rechtsnachfolger übergegangen seien. Man nannte diese Gerichtsabteilungen Reunionskammern, chambres de réunion — Einverleibungs-, Wiedereinverleibungskammern: es war nicht schwer,

auf diese Weise namentlich deutsche Gebiete, Mömpelgard, Saarbrücken, Homburg für die französische Krone zu reklamieren, Fürsten wie den König von Schweden für Zweibrücken oder den Prinzen von Oranien vorzuladen und Rechtssprüche zu fällen, aus denen man im gegebenen Augenblick Waffengewalt und Krieg hervorgehen lassen konnte. Auf solches Recht gestützt ward dem Deutschen Reich und der Nation jene tiefste Schmach angetan, die erst nachdem sie fast zweihundert Jahre auf ihrer Seele gebrannt hatte, im Jahre 1870 ihre Sühne fand: am 23. Oktober 1681 zog der französische König in die Reichsstadt Straßburg ein, empfangen von dem Haupt der kleinen französischen Partei, dem Bischof Franz Egon Fürstenberg und seinem Domkapitel, und es fehlte hier natürlich nicht an ausgesuchter Schmeichelei, wie sie fürstlichen Personen bei solchen Gelegenheiten kredenzt zu werden pflegt, wenn auch der dem verräterischen Fürstenberg in den Mund gelegte Bibelspruch „Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren, da meine Augen diesen Tag gesehen" apokryph sein sollte. Die Gewalt hatte leichtes Spiel gehabt. In aller Stille hatte der französische Kriegsminister Louvois eine Truppenmacht zusammengezogen, überraschte in der Nacht vom 27. auf 28. September ein Außenwerk: man unterhandelte; Louvois bot Protektorat seines Königs und Bestätigung der Privilegien. Auf der anderen Seite stand eine hoffnungslose Belagerung und nirgends war Hilfe: am 30. September wurde der Vertrag, der die Stadt Straßburg der Krone Frankreich zusprach, abgeschlossen. Eigentlich überrascht wurde die Welt durch das Ereignis nicht, und wenn auch in Flugschriften und sonst mit vielem Geräusch protestiert wurde, mußte man doch die dreiste Gewalttat niederschlucken. Es wurde in der nächsten Zeit etwas lebhafter über eine bessere militärische Verfassung des Reichs verhandelt, auch von neuen Allianzen des Kaisers mit Reichsständen und anderen Mächten, denen Ludwigs Übermut unheimlich war, war die Rede: allein Ludwig wußte gelegentlich durch die Erklärung zu beschwichtigen, daß die Reunionen mit der Besitznahme der „königlichen freien Stadt Straßburg" abgeschlossen seien, und da der bedeutendste Mann und

die bedeutendste Macht im Reich, Brandenburg, mit einleuchtenden Gründen darlegte, wie wenig aussichtsreich jetzt eine Wiederaufnahme des Krieges sein würde, nachdem der vorige unter viel günstigeren Verhältnissen so wenig ehrenvoll mit dem Nymwegener Frieden geendigt habe, so blieb alles ruhig und Ludwig blieb unangefochten, wenn auch allmählich Kräfte des Widerstands gegen die französische Tyrannis sich sammelten.

Es stand in der Tat viel auf dem Spiele, mehr als bloß das Schicksal einer deutschen Reichsstadt. Der französische König hatte mittlerweile sein monarchisches System ausgebaut, und das Gebäude dieser Monarchie mit allem Glanz ausgestattet, den seine gewinnende Persönlichkeit sowie die reichen Mittel seines in Handel und Industrie mächtig aufstrebenden Landes in Verbindung mit einer höfischen, aber von großen Talenten geübten und gepflegten Literatur und Kunst ihm zur Verfügung stellten. Frankreich war ein modernes Staatswesen geworden; es war von einem fähigen, stolzen, arbeitsamen, in den Künsten der Repräsentation und des Scheins unübertroffenen König regiert, dem eine ganze Reihe umsichtig gewählter, höchst fähiger und energischer Minister, unter ihnen der ausgezeichnete Kriegsminister Louvois und ein wirtschaftliches Finanzgenie, Jean Baptist Colbert, zur Seite standen. Aber noch war die unbedingte Staatseinheit, nach der die französische Entwicklung drängte und die ihr dem vielgeteilten Deutschland gegenüber die große Überlegenheit gab, nicht vollständig, noch galt es, eine Reunion eigener Art ins Werk zu setzen: die Wiederbringung und Bekehrung eines Teils der Untertanen, die sich erlaubten, eine andere Art des Christentums zu bekennen als ihr König, — die Reunion der Hugenotten.

Unsere Darstellung hat nicht die Verpflichtung, das geschichtlich sehr interessante Kapitel der Kirchenpolitik Ludwigs XIV zu erörtern: wie selbstherrlich sich der französische König dem Papst gegenüberstellte und wie seit dem Jahre 1640 innerhalb der katholischen Kirche Frankreichs selbst ein bedeutungsvoller Gegensatz sich öffnete zwischen der jesuitischen und der jansenistischen Richtung,

welch letztere sich an ein in jenem Jahre erschienenes Buch, den „Augustinus", des damals schon verstorbenen Bischofs Jansenius von Ypern anschloß, und die wie einst Wycliffe, Luther und Calvin von dem ernsten und tiefen Geist des heiligen Augustinus sich leiten ließ; — wie Ludwig, in religiösen Dingen ein durchaus unfreier und aufs Äußerliche gerichteter Geist, dabei sehr unwissend, die Rechte, welche in Frankreich dem König in kirchlichen Dingen zustanden, nicht nur selbst eifersüchtig hütete, sondern wie im Jahre 1682 sogar eine Versammlung von hohen französischen Geistlichen in vier Artikeln die „Gallikanischen Freiheiten", d. h. die besonderen Rechte der französischen Kirche zusammenfaßte und bei diesem Anlaß einige in Rom sehr mißtönende allgemeine Sätze aufstellte, wie den, daß der Papst keine Macht im Weltlichen habe und daß ein Konzil über dem Papst stehe; — wie Ludwig aber endlich andererseits diese seine freiere Stellung in den Augen des Papstes und der jesuitischen Richtung durch den finstersten und borniertesten Fanatismus gegenüber Andersgläubigen zu rechtfertigen suchte, und seine gut katholische Gesinnung zu voller Befriedigung der Papisten bewies durch das Vorgehen gegen die Hugenotten, die man mit Lockung oder Drohung zur Rückkehr in den alten Schafstall brachte, und die man, wo dies und alle niederträchtigen Ränke im einzelnen nicht Erfolg hatten, mit militärischen Maßregelungen, wie der Einquartierung königlicher Dragoner, den berüchtigten „Dragonaden", zu dieser Rückkehr zwang. Was den Kämpfen Deutschlands gegen Ludwig XIV ein höheres Interesse gibt, ist eben dies, daß es sich für jenes dabei nicht bloß um die Verteidigung seiner staatlichen und nationalen Selbständigkeit gegenüber dem Übermut des absoluten fremden Herrschers handelte, sondern zugleich auch um die Verteidigung der protestantischen und der germanischen Geistesfreiheit gegen eine Zwangsreligion, die sich die allein selig machende Kirche nannte.

Die kaiserliche Politik war der Politik der Reunionen gegenüber dadurch gelähmt, daß sie in der üblen Lage war, nach zwei Seiten Front zu machen, nämlich nicht nur gegen den Westen,

sondern auch gegen Osten, wo im Jahre 1683 der Türkenkrieg wieder ausbrach. Freilich war diese mehr oder weniger unter dem Einfluß der Jesuiten stehende Politik so maßlos verkehrt, daß sie geradezu mit Notwendigkeit in Ungarn, das eine Vormauer gegen die von den Osmanen drohende Gefahr hätte sein können, eine gegen den Kaiser stehende Partei erzeugte, welche jenen die Möglichkeit gab, in jedem Augenblick den Krieg zu erneuern. Nach dem Frieden von Vasvar hatten die Jesuiten und der Minister Fürst Lobkowitz, welche das Ohr des Kaisers besaßen, es für die erste aller Pflichten gehalten, in Ungarn den Protestantismus zu unterdrücken, an dem jene schon in den deutschen Erblanden Habsburgs ihr Meisterstück gemacht hatten. Eine barbarische Rachepolitik — nicht zum letztenmal unter habsburgischer Herrschaft — nahm ihren Gang. Noch im Jahre 1676 fand der holländische Admiral Gelegenheit, als er als Verbündeter des Kaisers und Spaniens in den sizilischen Gewässern kommandierte, ungarische protestantische Prediger zu befreien, die, um ihres Glaubens willen zur Galeere verdammt, auf spanischen Schiffen dienten. So ist es begreiflich, daß im Lande viele die Türkenherrschaft, welche wenigstens nicht zum Verbrechen machte, was nicht im Koran stand, dem Wiener Jesuitenregiment vorzogen. Ein Aufstand in Ungarn, von einem protestantischen Magnaten, Emmerich Tököly geleitet, gab den Kriegslustigen in der Türkei die Gelegenheit zu einem neuen Vorstoß gegen Habsburg: noch einmal zwar gelang die Vereinbarung eines Waffenstillstandes. Aber im Jahre 1682 wurde das Längstbefürchtete Tatsache: ein großes osmanisches Heer — dreihunderttausend nach den einen, hundertsechzigtausend nach andren — sammelte sich unter Kara Mustafa und erschien am 14. Juli 1683 vor Wien: schon im März hatten sich die ersten Reiter vor den Toren der Kaiserstadt gezeigt. Es war aber, als wollten die Türken der westlichen Welt Zeit lassen, sich auf die gemeinsame Pflicht der Abwehr zu besinnen. Einigermaßen geschah dies auch: Ludwig XIV, dem die türkischen Verlegenheiten Habsburgs sonst willkommen gewesen waren, konnte jetzt, wo das Äußerste drohte, nicht die Sache der

ungläubigen Barbaren unterstützen. Der Papst Innozenz XI machte seinen Einfluß geltend und half mit den Mitteln der Kirche den wie immer elenden Finanzen des Kaisers auf. Leopold hatte mit dem König von Polen Johann Sobieski ein Bündnis geschlossen, das ihm von dorther eine Hilfe von zwanzigtausend Kriegern sicherte; die Kurfürsten Max Emanuel von Bayern und Johann Georg III von Sachsen zogen persönlich mit zu Felde: der Kurfürst von Brandenburg begnügte sich, zwölfhundert Mann zu dem Polenheere stoßen zu lassen, sein Groll gegen den Kaiser wegen des Nymweger Friedens war noch nicht beschwichtigt, ja er hatte gerade in jenen Tagen wegen der ablehnenden Haltung des Kaisers seinen schlesischen Ansprüchen gegenüber, wovon noch weiter zu reden sein wird, neuen Grund dem Kaiser zu zürnen. Bis auf sechsundsiebzigtausend schätzte man das Reichsentsatzheer, zu dessen Oberkommandierenden Herzog Karl von Lothringen ausersehen, das freilich noch nicht beisammen, geschweige zur Stelle war. Man mußte es in Wien auf eine Belagerung ankommen lassen: die Verteidigung der Stadt leitete der Graf Rüdiger von Starhemberg. Der Kaiser hatte Wien verlassen und sich nach Passau in Sicherheit gebracht; Eifer und Entschlossenheit der Bürgerschaft der Stadt und ihres Bürgermeisters Andreas von Liebenberg aber ließen nichts zu wünschen. Doch die Rettung kam nicht so rasch: Mangel und Krankheit, die natürlichen Begleiter langer Belagerungen, stellten sich ein und die Lage wurde ernsthaft. Indes die Polen und die deutschen Streitkräfte hatten ihre Vereinigung bewirkt und waren nahe. Das Notzeichen der Eingeschlossenen, eine Raketengarbe vom Stephansdom aufgelassen, wurde vom Kalenberg her erwidert: es war höchste Zeit. Kara Mustafa glaubte die Stadt noch überwältigen zu können, obgleich er den Entsatz schon in nächster Nähe wußte und noch einige angstvolle Tage für die Belagerten vergingen. Doch der Tag brach an, der 12. September 1683, der hier im Osten den Wendepunkt in dem langen Kriege zwischen Islam und Christentum, Asien und Europa bildete. Einen langen Herbsttag hindurch — es war ein Sonntag — wurde heiß

Fürst Georg Friedrich von Waldeck
Kupferstich von van Gunst nach Gemälde von de Baan

Georg Reichsfreiherr von Derfflinger
Kupferstich von Johann Hainzelmann aus dem Jahre 1690

Herzog Karl von Lothringen
Kupferstich von Abraham de Blois

Ernst Rüdiger von Starhemberg
Kupferstich von Nicol. Visscher

und blutig gestritten. Bei dem Entsatzheer zählte man nicht weniger als dreiunddreißig Prinzen aus regierenden Häusern außer den beiden Kurfürsten und dem Polenkönig, auch „der christliche Adel deutscher Nation“ war reichlich und rühmlich vertreten, und den Türken lag ob, sich gegen das Entsatzheer wie gegen die Truppen der Stadt, also nach zwei Fronten zu wehren. Nachmittags vier Uhr war der Tag gewonnen. Ein großer Reiterkampf der Polen unter ihrem ritterlichen König brachte die Entscheidung. Eine gewaltige Beute ließ das Türkenheer auf dem Schlachtfelde und noch auf der Flucht in den Händen der Sieger: es ist vielleicht der Erwähnung wert, daß darunter auch große Mengen eines damals in Deutschland noch so viel wie unbekannten Genußmittels, des Kaffees, sich befanden, das seitdem rasch Aufnahme in allen Volkskreisen fand. Am 14. kehrte Kaiser Leopold in seine befreite Hauptstadt zurück: er traf sich mit dem, den man vorzugsweise als Sieger bezeichnete, dem verbündeten Polenkönig, wobei er die gemessenen Formen der Etikette wenigstens mit einem huldvollen Lächeln und Abnehmen des Hutes durchbrochen haben soll.

Von diesem Tage begann das Zurückweichen der osmanischen Macht; die Ebbezeit für den Islam war eingetreten. Die „ansehnliche Viktoria“, welche die Christenheit am Kalenberg davongetragen und die rühmliche Verteidigung der Stadt Wien hatte auch im Westen eine große Wirkung und sie kam einigermaßen dem Kaiser und dem Kaisertum zugute, unter dessen Auspizien der Sieg erfochten worden war. Die stete Gefahr, welche dem Hause Habsburg durch die Osmanen von Osten her drohte, war dem französischen Könige bei seinen seitherigen Unternehmungen sehr förderlich gewesen, und eine stillschweigende, aber offenkundige Verbindung zwischen ihm und den Türken bestand, wie sie ein Jahrhundert früher zwischen Franz I in seinem Kampfe gegen Karl V bestanden hatte. Dies konnte Ludwig dem sich mächtiger regenden europäisch-christlichen Gemeinschaftsgefühl gegenüber in diesem Augenblick nicht mehr wagen. Er bot, um der immer noch gespannten Lage ein Ende zu machen, einen Waffenstillstand oder einstweiligen Frieden auf

zwanzig Jahre an, während deren er in seinen seitherigen, beziehungsweise den seit dem Nymweger Frieden gemachten Erwerbungen oder Reunionen unangefochten bleiben, aber keine weiteren zu machen sich verpflichten wollte: ein Ansinnen, das von seinem noch ungebrochenen Selbst- und Machtbewußtsein zeugte. Auf der andern Seite mußte sich der Kaiser sagen, daß er nicht gleichzeitig seinen Krieg im Osten mit Erfolg fortsetzen und den schwierigen und nach den bisherigen Erfahrungen nicht sehr aussichtsvollen Krieg gegen Frankreich im Westen wieder aufnehmen könne. Diesem letzteren Gedanken — der Wiederaufnahme des Krieges gegen Ludwig XIV — versagte sich ja auch immer noch ein wesentlicher Faktor, nämlich der Kurfürst von Brandenburg mit seiner aufs beste organisierten, zuverlässigen und schlagfertigen Kriegsmacht. Für Friedrich Wilhelm lagen die Dinge noch ebenso wie nach dem Frieden von St. Germain, und er hatte sich mit Ludwig XIV im Oktober 1683 aufs neue verständigt. So wurde am 15. August 1684 in Regensburg der angebotene Stillstand im letzten Augenblick unterzeichnet, nachdem die französischen Unterhändler gedroht hatten, daß sie, wenn man diesen Termin verstreichen lasse, noch mit ganz anderen Bedingungen hervortreten würden.

Der Kaiser hatte durch den Regensburger Stillstand den Vorteil erlangt, daß seine Hände gegen die Türken frei wurden, und die Feldzüge der folgenden Jahre 1685, 1686, 1687, bei denen der Herzog von Lothringen und der Kurfürst Max Emanuel von Bayern sich auszeichneten, verliefen erfolgreich. Im August 1686 wurde die Festung Neuhäusel, im September darauf Ofen erstürmt, nachdem die Stadt hundertfünfundvierzig Jahre in türkischen Händen gewesen war; hier wirkte auch ein brandenburgisches Hilfskorps von achttausend Mann mit. Der Sieg vervollständigte sich im folgenden Jahre, ward aber durch eine grausame Rache an den protestantischen ungarischen Rebellen, das Blutbad von Eperies, geschändet. Im Oktober 1687 auf einem Reichstag zu Preßburg wurde die Erblichkeit der Stephanskrone im habsburgischen Hause anerkannt, das Insurrektionsrecht abgeschafft und auch den Protestanten wurden einige Zugeständnisse in Ausübung ihrer Religion gemacht.

Da diese türkischen Ereignisse auch die deutsche Geschichte immerhin wenigstens mittelbar berühren, so möge ihr Verlauf noch kurz bis zu ihrem Abschluß im Jahre 1699 verfolgt werden. Am 6. September 1688 wurde von Max Emanuel Belgrad genommen, das aber dann im Jahre 1690 von den Türken noch einmal zurückerobert wurde. Am 19. August 1691 trugen bei Salankemen die Kaiserlichen unter dem Oberbefehl des Markgrafen Ludwig von Baden, einen glänzenden Sieg davon; in dieser Schlacht trat auch der Name Prinz Eugens von Savoyen zum erstenmal hervor, — eines großen kriegerischen und staatsmännischen Talentes, das sich eben zur rechten Zeit in den Dienst Kaiser Leopolds gestellt hatte. Nach mancherlei Schwankungen in dem unter drei Sultanen sich hinziehenden Krieg erfolgte unter Prinz Eugens Führung am 11. September 1697 die letzte Entscheidung durch den glorreichen Sieg bei Zenta an der Theiß, worauf am 26. Januar 1699 der Friede von Carlowitz, zwischen Österreich, Polen, Venedig und der Pforte geschlossen, dem langen Ringen ein Ende machte. Die orientalische Frage erhielt nun für den Westen eine wesentlich andere Gestalt.

Das Ansehen des Kaisers hatte sich, wie bemerkt, seit 1683 merklich gehoben, und auch mit dem Kurfürsten von Brandenburg stellte sich allmählich wieder ein besseres Verhältnis her. Ludwig seinerseits setzte seine Rüstungen trotz des Waffenstillstands fort; er hatte überall, wo er Zuneigung oder Fähigkeit, den Ruhm und Glanz seiner Regierung zu fördern fand, Verbindungen und besaß auch die Geldmittel, sie zu pflegen. Er gab die Fortdauer seiner Gelüste nach Erweiterung seiner Macht und seines Landbesitzes kund, indem er, als im Jahre 1685 die Simmernsche Linie des wittelsbachischen Hauses ausstarb, auf den Allodialbesitz seiner Schwägerin Elisabeth Charlotte, einer Tochter Karl Ludwigs von der Pfalz und Gemahlin seines Bruders, des Herzogs von Orleans, nämlich die Landschaften Simmern, Sponheim und Lautern, Ansprüche erhob: sie war, wie die in unseren Tagen veröffentlichten Briefe an ihre deutschen Verwandten bezeugen, eine Frau von guter

deutscher Art geblieben und eine eigenartige Pflanze auf dem Boden von Versailles, eine gesunde Natur an diesem ungesunden Hofe, von dem König selbst hochgehalten. Ludwigs XIV Beziehungen zu Brandenburg erlitten aber jetzt einen gründlichen Wandel. Den Kurfürsten empörte der ebenso törichte als in seinen Wirkungen für Frankreich selbst verderbliche Gewaltstreich, mit welchem der bei allem Regierungstalent beschränkte und unfreie Geist Ludwigs im Jahre 1685 sein Meisterstück machte, indem er die Aufhebung jenes Edikts von Nantes verfügte, mit dem einst 1598 die Weisheit Heinrichs IV den Hugenotten in Frankreich einen gesicherten Rechtsschutz gegeben und der Periode der Religionskriege in diesem Lande ein Ziel gesetzt hatte. Man hatte seither in Frankreich schon in Bedrückung und Zurücksetzung der Protestanten getan, was möglich war, jetzt aber begann deren eigentliche und systematische Verfolgung. Auch an anderer Stelle verdüsterten sich im gleichen Jahre 1685 die Aussichten des Protestantismus, indem in England ein fanatischer und sehr beschränkter Papist, der vierte König aus dem Hause Stuart, Jakob II, seinem kinderlosen Bruder Karl II auf dem Throne folgte. Jakob stand gleich diesem im geheimen Solde Ludwigs und erstrebte, mit mehr Eifer als seinem klugen Protektor selbst lieb war, die „Rekatholisierung" Englands. Die erste protestantische und deutsche Antwort auf jene törichten Maßregeln, welche die hugenottischen Prediger außer Landes trieben, den übrigen Hugenotten aber die Auswanderung untersagten, gab Friedrich Wilhelm in seinem Edikt von Potsdam, 8. November 1685, in welchem er den aus Frankreich Vertriebenen oder Flüchtigen in edlen und mannhaften Worten seine Staaten als Zufluchtsstätte öffnete. Und er ließ es bei den Worten nicht bewenden. Vielmehr traf er sofort auch die geeigneten Maßregeln, um die Einwanderung der französischen Hugenotten in seine Staaten nach Kräften zu erleichtern. Überall stellte er in den Städten an den Grenzen Agenten an und lieh den Übertretenden in jeder Weise seine hilfreiche Hand: es war ein denkwürdiger, in der Geschichte dieses Hauses und dieses werdenden Staates und in der Geschichte der Toleranz bedeutungsvoller Tag, als der

Kurfürst am 10. Juli 1686 eine Deputation der flüchtigen französischen Protestanten zu Potsdam empfing. Er wußte sie, geschickte und fleißige Arbeiter in allerlei Kunst und Handwerk, welche der Despotismus im Bunde mit der Bigotterie aus Frankreich verbannte, für sein Land nutzbar und fruchtbar zu machen. Ludwig nahm diese Maßregel des Kurfürsten und ihre sehr unumwundene Motivierung und Rechtfertigung sehr übel. Er erkannte ihren Sinn wohl. Hier war aus einem gelegentlich Verbündeten ihm und seinem Staat ein prinzipieller Gegner geworden.

Daß der Friede des deutschen Reichs mit dem französischen Könige nicht von Dauer sein konnte, war klar genug, und im Jahre 1686, in demselben Monate Juli, in dem jene Audienz in Potsdam stattfand, einigte sich der Kaiser mit der Mehrzahl der Reichsstände, katholischen wie protestantischen — denn Ludwigs pfälzische Ansprüche rückten ihnen allen die jedem drohende Gefahr vor Augen — zu Augsburg über ein Bündnis zur Aufrechthaltung des Besitzstandes, wie er sich nach den Friedensschlüssen von Münster, von Nymwegen und dem Abkommen von Regensburg ergeben hatte, und diesem Bündnis traten für ihre deutschen Besitzungen auch die Generalstaaten, Spanien, Schweden bei; zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Brandenburg bestand schon seit März ein geheimer Allianztraktat. Ludwig XIV war sich darüber klar, daß er um die beherrschende Stellung in Europa, für welche er sich bestimmt glaubte, noch einmal einen Krieg werde führen müssen, war aber zugleich überzeugt, daß dieser siegreich durchgeführte Krieg ihn auch in den Stand setzen werde, die große Frage der Erbfolge in Spanien, die sich in absehbarer Zeit erheben mußte, zugunsten Frankreichs und des Hauses Bourbon zu regeln. Von Verbündeten war er allerdings nur eines einzigen, des Königs Jakob von England ganz sicher, der in seinem Solde stand und ein bigotter Katholik war wie Ludwig, aber freilich kein Politiker wie dieser. Die Wendung der Dinge im Osten, wo die Erfolge der kaiserlichen Waffen die Aussicht eröffneten, daß der Kaiser bald die Hände nach Westen frei bekommen würde, und die Stellung in der Christenheit, welche diese Erfolge in einer gemein-

christlichen Sache ihm, dem Kaiser, verhießen, waren für Ludwig weitere Motive, nicht länger zu zögern. Die Anekdote, daß die Höflinge in Versailles oder seine Minister aus einer übellaunigen Bemerkung ihres Herrn über ein verkehrt angebrachtes Fenster oder irgend einen anderen Fehler an dem Lustschloß Trianon, mit dessen Bau man beschäftigt war, den Schluß gezogen hätten, daß es Zeit sei, ihn durch einen Krieg zu beschäftigen, charakterisiert nur die Atmosphäre, in der man hier lebte: den unmittelbaren Anlaß zum Losschlagen gab dem König der Streit um die Nachfolge im Erzbistum Köln. Hier schwankte nach dem Tode des eifrigen Verbündeten Frankreichs, des Kurfürsten Maximilian Heinrich, eines Wittelsbachers, die Wage bei der Neuwahl zwischen dem Kandidaten Ludwigs, dem seitherigen Koadjutor Wilhelm Egon von Fürstenberg, der gleich seinem Bruder, dem Straßburger Bischof in französischem Sold stand, und dem des Kaisers und seiner Verbündeten, einem siebzehnjährigen bayerischen Prinzen Joseph Clemens, für welchen auch der Papst war. Fürstenberg hatte die Mehrheit der Stimmen, aber Papst Innozenz XI erklärte sich für den Wittelsbacher: ein kirchenrechtlicher Grund für die Nichtbestätigung der Mehrheitswahl ließ sich unschwer auffinden. Für Ludwig XIV war die Aufrechthaltung seines traditionellen Einflusses in jenem rheinischen Erzbistum von ausschlaggebender Bedeutung. Rasch entschlossen unterzeichnete er am 24. September 1688 zu Versailles das Kriegsmanifest gegen Kaiser und Reich, das am 3. Oktober zu Regensburg zugestellt wurde.

Friedrich Wilhelm erlebte den Ausbruch dieses dritten — pfälzischen — Krieges nicht mehr; am 9. Mai 1688 hatte er nach längerem Leiden das Zeitliche gesegnet. Den Beinamen „der Große" hat die Nachwelt keinem der habsburgischen Herrscher geben können. In einem „Neuen Lied", das zuerst 1675 in Straßburg gedruckt wurde — „Der große Kurfürst zog mit Macht", zu singen im Tone: „Gustavus Adolfus hochgeboren" — begegnen wir jenem Beinamen des brandenburgischen Kurfürsten zum erstenmal und er hat sich erhalten, weil er in der Tat wohlverdient war.

Unter den gleichzeitigen Fürsten ragte er weit hervor; die ihm gestellte Lebensaufgabe hat er mit Klarheit, ohne phantastische Selbsttäuschungen des Ehrgeizes, erfaßt und mit scharfem Sinn für die Wirklichkeit der Dinge und mit Gewissenhaftigkeit durchgeführt. Er hinterließ seinem Nachfolger das durch ihn zu einem wirklichen Staate gemachte Gebiet um ein Drittel vergrößert und setzte ihn zugleich in die Lage, sich aller Hilfsquellen dieses seines Staates zu bedienen, da er selbst noch den unvernünftigen Eigenwillen der Stände glücklich soweit gebeugt hatte, als das gemeinsame Interesse verlangte. Die Finanzen waren geordnet; das Heer, der miles perpetuus, die stehende Kriegsmacht, gesichert und schon in der ganzen Welt berühmt, verbürgte den ruhigen Gang des Staatslebens. Den kühnen Flug wie die Klarheit der Gedanken Friedrich Wilhelms charakterisiert es, daß er mit bescheidenen Mitteln und in bescheidenem Umfang auch eine Seemacht schuf, von der er dann auch dem unsoliden Schuldner Spanien gegenüber sich nicht scheute Gebrauch zu machen. Im Jahre 1664 nur aus zwei Schiffen bestehend, war diese brandenburgische Flotte 1677 schon auf achtzehn Schiffe gewachsen, die im Krieg gegen Schweden zum erstenmal bescheidene Dienste leisteten. Auch den Versuch einer Kolonialgründung in Afrika unternahm der Kurfürst, wobei ihn der Holländer Benjamin Raulle beriet, der sich auch um die Flotte verdient gemacht hat: er ließ 1682 einige Schiffe nach Guinea an der Westküste Afrikas abgehen, dort durch den Major von Gröben die brandenburgische Flagge hissen, einige Negerhäuptlinge huldigen, eine Feste Großfriedrichsburg anlegen. Seiner auswärtigen Politik sind wir gefolgt: sie läßt sich schon als eine weit aus dem Rahmen des Territorialstaats heraustretende, als bewußt deutsche bezeichnen. Dieses Urteil bleibt in Richtigkeit, auch wenn die Enttäuschungen, die der Kurfürst mit seinen Verbündeten erlebte, ihn zu öfterem Wechsel des Kurses seiner Politik nötigten. Die auswärtige Politik stützte sich, wie es sein soll, auf eine gesunde innere Politik: für die Besserung der Finanzen war die Einführung der „Akzise“,

einer Lebensmittelverbrauchsabgabe nach holländischem Muster, entscheidend geworden, die zumal in den Städten reiche Erträgnisse ergab und williger ertragen wurde als die bisher übliche direkte Steuer, die „Kontribution". Daneben wurde der Förderung der Kulturbestrebungen ebenfalls nach dem Muster, das er in den Niederlanden sah, die größte Aufmerksamkeit zugewendet; überall war der Wiederanbau der seit dem Krieg wüsten Strecken, die sogenannte „innere Kolonisation" im Gang; wichtige Kanäle wurden angelegt, Wollspinnereien errichtet, im weitesten Umfang für Obstbaumpflanzungen gesorgt. In der sogenannten „Holländerei" des Kurfürsten wurde das neue wichtige Volksernährungsmittel, die Kartoffel, zuerst gebaut. Nicht an letzter Stelle verdient die Einrichtung der Reitpost genannt zu werden, die zwischen Königsberg im äußersten Osten des Reiches und Cleve im äußersten Westen einen regelmäßigen Dienst vermittelte. Vor allem freilich war der Kurfürst über die schlechteste Methode der Volkswirtschaft, die Dragonaden Ludwigs und die Konfiskationen, die Gütereinziehungen und Belohnungen der Rechtgläubigkeit mit solchem eingezogenem Gut, erhaben: seine kirchliche Politik beschämte die Beschränktheit der Zeit, welche an einem dreißigjährigen Kriege nicht genug zu haben schien. Das gegenseitige Schimpfen, in dem sich die Geistlichkeit beider protestantischer Konfessionen gefiel, verbot er in einem Edikt. Der fromme Liederdichter Paul Gerhard wurde das Opfer und der Märtyrer nicht seiner christlichen Gesinnung oder seiner lutherischen Überzeugung, sondern des Eigensinns, mit dem er an dieser unlöblichen Gewohnheit des Schmähens und Scheltens auf Andersgläubige festhielt, fand übrigens, als er 1667 definitiv entsetzt wurde, eine neue Anstellung in Sachsen, wo es lutherischer zuging. Ein noch mattes Aufleuchten eines neuen Geistes und einer helleren Zeit zeigte sich in dem Plan einer konfessionslosen internationalen Hochschule, dem Friedrich Wilhelm eine Zeitlang nachhing: nach einem Versuch mit einer solchen in Tangermünde mußte er sich sagen, daß das Jahrhundert für dieses Ideal noch nicht reif war.

Seine letzte Zeit war getrübt durch ein Zerwürfnis mit dem Kurprinzen, das auf dem unglücklichen Verhältnis zur Stiefmutter, der zweiten Gemahlin Friedrich Wilhelms, beruhte, und ein für die menschliche Natur und Schwachheit beschämender Beweis ist, daß auch dieser Regent von königlich-großem Sinn die Einheit des Staates, die er gegründet, in seinem letzten Willen gefährdete, indem er seine Söhne aus zweiter Ehe mit Besitz und Rechten ausstattete, die, wenn dies Testament ausgeführt worden wäre, das seither Errungene wieder hätte in Frage stellen können. Das Testament wurde nicht ausgeführt, die jüngeren Prinzen wurden mit ihrer Einwilligung vom Kurfürsten anderweitig entschädigt.

Dies war ein erstes Verdienst des jungen Herrschers, des Kurfürsten Friedrich III; er trat im übrigen in die traditionelle Politik des Hauses ein, die trotz gelegentlicher Abweichung die legitime, auf möglichst engen Anschluß an den Kaiser gerichtete war. Freilich war er seinem Vater, dem Schöpfer des preußischen Staats, an Weite des Gesichtskreises, an Kühnheit, Klarheit, Energie in Entwürfen und an Folgerichtigkeit in deren Ausführung nicht ebenbürtig. Er besaß schon äußerlich nicht dessen imponierende, kraftvolle Gestalt, und vielleicht eben deswegen hegte er eine besondere und selbst über das gewöhnliche Maß dieser Zeit hinausgehende Vorliebe für den äußeren Prunk und Flitterstaat der höchsten Gewalt; aber ganz unbedeutend war er nicht, und er hatte die richtige Auffassung seiner Stellung und Aufgabe, an der er als Kurprinz insgeheim sich einmal schwer versündigt hatte. Es handelte sich dabei um die schlesischen Ansprüche des brandenburgischen Hauses. Sie bezogen sich erstlich auf das Fürstentum Jägerndorf, das 1523 durch Markgraf Georg von Ansbach käuflich erworben, dann an Brandenburg vererbt, nach der im dreißigjährigen Krieg erfolgten Ächtung des damaligen Inhabers, Johann Georg, von Kaiser Ferdinand II eingezogen und auch nach dem Friedensschlusse nicht zurückerstattet worden war. Ein alter von König Ferdinand I allerdings nicht anerkannter Erbvergleich vom Jahre 1537 verlieh Brandenburg ferner nach dem Tode des letzten Piasten Anwartschaft

auf die Nachfolge in den schlesischen Fürstentümern Liegnitz, Brieg und Wohlau. Als dieser Todesfall im Jahre 1675 eintrat, zog Kaiser Leopold unter Nichtachtung der brandenburgischen Ansprüche auch diese Fürstentümer ein: natürlich aber verzichtete Kurfürst Friedrich Wilhelm nicht ohne weiteres und erneute nun zugleich auch den Anspruch auf Jägerndorf. Die Unterhandlungen hierüber hatten schließlich im März 1686 zu einem Vertrag geführt, in dem der Kurfürst gegen Abtretung des näher gelegenen Schwiebuser Kreises auf seine schlesischen Ansprüche verzichtete, indem er ein sicheres, wirkliches Besitztum bestrittenen Rechtsansprüchen vorzog. Die Sache schien abgemacht, das Land war übergeben, aber österreichischerseits machte man nun mit dem jungen Kurprinzen, dessen Finanzen nicht zum besten standen, ein heimliches Geschäft, indem man ihn gegen zehntausend Dukaten einen Revers ausstellen ließ, daß er, zur Regierung gelangt, den Kreis zurückgeben werde: er war loyal und ehrenhaft genug, demgemäß zu verfahren, obgleich einzelne seiner Räte ihm sagten, was an sich richtig war, daß jenes Versprechen rechtlich ungültig sei, weil es nicht von dem wirklichen Inhaber der höchsten Gewalt gegeben war, sondern von einem, der es erst künftig einmal werden konnte. Im Jahre 1695 erfolgte die Retrozession.

Das Kriegsmanifest Ludwigs erschien am 24. September 1688; der Kaiser Leopold erwiderte es im Oktober mit einem Gegenmanifest. Der Kaiser mußte sich entschließen, sich mit Ketzern gegen einen katholischen König oder deren zwei zu verbünden, wozu er ein Gutachten einer Kommission von Theologen erforderte: ihre Mehrheit fand keine Schwierigkeit, aus dem Wesen des Krieges und in der Weise, die ihnen geläufig war, die Erlaubtheit eines solchen Bündnisses zu erweisen. Noch ehe er aber die Kriegserklärung des Kaisers erhielt, hatte Ludwig im September 1688 ein Heer ins kölnische Gebiet einrücken, gleichzeitig mit zwei anderen Armeen die Pfalz besetzen sowie von Straßburg aus den Rhein überschreiten lassen. Da der Kaiser und das Reich noch zögerten, so vereinigten sich im Oktober 1688 mehrere deutsche Fürsten, der neue Kurfürst Friedrich III von Brandenburg, Kurfürst Johann

Jörg von Sachsen, der Herzog Ernst August von Hannover, der Landgraf von Hessen, zum Magdeburger „Konzert", und stellten sich auf eigene Faust der französischen Invasion bewaffnet entgegen. Nun trat der Politik des französischen Krieges aber ein Ereignis in den Weg, das dem Krieg einen ganz neuen Charakter aufprägte, ihn aus einem deutsch-französischen zu einem internationalen, ja recht eigentlich zu einem Weltkrieg gestaltete.

König Jakob II von England, der beschränkteste Monarch aus dem unglücklichen Hause Stuart, der im Jahre der Aufhebung des Edikts von Nantes, einem Gnadenjahr der römischen Kirche, den Thron von England bestiegen hatte, hatte durch die kopflose Art, mit der er den Plan einer Zurückführung Englands zum Katholizismus betrieb, sich in einen Konflikt mit dem protestantischen und durch sein Verhältnis zu dem französischen König in einen solchen mit dem Unabhängigkeitsgeist seines Volkes verstrickt, und die Gefahr für das Land, die, da er keinen männlichen Erben hatte, mit seinem Tode beseitigt worden wäre, wurde durch die Geburt eines Sohnes im Juli 1688 dringend: denn daß der Neugeborene von Jesuiten im katholischen Glauben erzogen werden würde, stand fest. Diese Aussicht rief ein Einverständnis oder eine Verschwörung von Magnaten der beiden großen in England herrschenden Parteien, der Whigs und der Tories, hervor, welche zur Rettung der protestantischen Kirche und der Freiheit Großbritanniens den Prinzen Wilhelm von Oranien, den Gemahl einer protestantischen Tochter Jakobs aus dessen erster Ehe, vom Festland nach England herüberrief: es war ein Gedanke, der schon den weitausschauenden Geist des Großen Kurfürsten beschäftigt hatte und den nun sein Nachfolger tätig unterstützte. Am 5. November 1688 landete, mit Zustimmung auch der Generalstaaten ausgeführt, die Expedition des Oraniers an einem Hafen der englischen Westküste. Das Königtum Jakobs, dem alle Stützen fehlten oder versagten, brach wie von selbst zusammen. Das Jahr war noch nicht zu Ende, so stand der königliche Flüchtling vor seinem Beschützer und Versorger König Ludwig, der ihm in ritterlicher und königlicher Weise Asyl und

Gastfreundschaft gewährte. In England ward im Jahre 1689 diese „glorreiche Revolution" glücklich hinausgeführt und die Herrschaft des Oraniers, Wilhelms III und seiner Gattin Maria, sowie die protestantische Nachfolge und das parlamentarische Regiment unerschütterlich festgestellt. Ein Versuch, mit französischer Hilfe das katholische Irland und von hier aus den englischen Thron wieder zu erobern, scheiterte nach einem kurzen Feldzug durch die Schlacht am Boynefluß, 11. Juli 1690, wo der König dank der Führung des Marschalls Schomberg, eines französischen Hugenotten, der in brandenburgische Dienste übergetreten war, einen glänzenden Sieg erfocht, und an hochwichtiger Stelle stand somit jetzt, als König von Großbritannien, der erbliche Statthalter von Holland und Seeland, der große Oranier, das Haupt eines in seinen Wurzeln protestantischen Hauses, der unversöhnliche Feind des französischen Königs: ein Mann, der in einem schwachen und kranken Körper einen hellen Geist und einen Willen von unbeugsamer Entschlossenheit barg. Er organisierte nun eine große Allianz gegen Frankreich, führte ein Bündnis der Generalstaaten, Englands und Schwedens mit dem Kaiser herbei, dem sich bald auch Spanien anschloß, und wurde das erklärte geistige Haupt dieses Bündnisses. Es handelte sich also bei dem großen europäischen Kriege, der bald auf dem ganzen Raum vom Schwarzen Meer bis zum Atlantischen Ozean entbrannte, und der gleichzeitig auf vier oder fünf Kriegsschauplätzen spielte, wenn man die mit den Türken geführten, von uns schon kurz skizzierten Kämpfe hinzurechnet, noch um andere und höhere Kampfziele als um Länderbesitz und Länderverteilung: es handelte sich auch um Religion und Freiheit. Ausgefochten aber wurde auch dieser neue Krieg vornehmlich auf dem Boden unseres Vaterlands und auch auf seine Kosten, wie wir alsbald sehen werden.

Ludwig XIV sah sich infolge der veränderten Verhältnisse gezwungen, Deutschland zu räumen. Um den nachrückenden Feinden das Vordringen zu erschweren und ihnen eine ausgebrannte und unbewohnbare Landschaft zu hinterlassen, erfolgte nunmehr, beginnend im März 1689, jene Verwüstung der Pfalz, die als

strategische Maßregel von Louvois ausgedacht, vom König selbst befohlen und von seinen Generalen, darunter insbesondere Melac — der Name ist für alle Zeiten geschändet — mit unglaublicher Brutalität ausgeführt wurde. Die Greuel, die der Krieg seiner Natur nach mit sich bringt, verschwinden gegenüber der systematischen, mit vollem Bewußtsein angeordneten und unerbittlich ausgeführten Ausbrennung blühender Städte, Worms, Speyer, Heidelberg, Mannheim und einer großen Anzahl anderer aus einer in Versailles aufgesetzten Liste von etwa zwölfhundert Ortschaften. In Worms blieb nur der Dom stehen, in Speyer wurde auch dieser angezündet und die hier befindlichen Grabstätten der deutschen Kaiser zerstört und geplündert. Das schönste deutsche Schloß, an dem die Jahrhunderte gebaut hatten, das Heidelberger, wurde damals zur Ruine.

Im Jahre 1690, in dessen Beginn der älteste Sohn des Kaisers, Joseph, zum römischen König gewählt wurde, traten auch König Karl II von Spanien und der Herzog Viktor Amadeus von Savoyen, der sich von einer ähnlichen Gefahr wie der Herzog von Lothringen bedroht glaubte, dem großen Bündnisse gegen Ludwig XIV bei. Sowohl auf dem niederländischen wie auf dem italienischen Kriegsschauplatz aber waren die Alliierten zunächst unglücklich. Die Einheit der Leitung kam den Franzosen wie in früheren Kriegen so auch in diesem zugut. Am 1. Juli erlitt der Führer des in den Niederlanden kämpfenden Heeres, der vom Kaiser zum Dank für seine Verdienste im Türkenkriege in den Reichsfürstenstand erhobene Georg von Waldeck, gegen den französischen Marschall Luxemburg bei Fleurus, am 18. August in Italien Viktor Amadeus gegen Marschall Catinat bei Staffarda schwere Niederlagen. Im folgenden Jahr 1691 gelang den Franzosen die Eroberung des wichtigen Mons. Das Jahr 1692 brachte nach Überwindung der reichsverfassungsmäßigen Bedenken, die um so mehr sich breit machten, je unwirksamer diese Verfassung selbst wurde, das wichtige Ereignis der Erhebung des Herzogs Ernst August von Hannover in den Kurfürstenstand, so daß es jetzt einen neunten und gegenüber den sechs katholischen einen dritten evangelischen Kurfürsten gab und das Ver-

hältnis der Konfessionen im Kurfürstenrat, das sich durch den Übergang der pfälzischen Kur in katholische Hände zu ungunsten der Evangelischen verschoben hatte, wieder einigermaßen ins Gleichgewicht gesetzt war. Der Seesieg bei La Hogue, den im Mai dieses Jahres die vereinigte englisch-holländische Flotte über die französische davontrug, vernichtete nicht nur endgültig die Pläne einer Wiederherstellung des entthronten Königs Jakob in England, sondern brachte, indem nun die feindlichen Flotten die französischen Häfen sperrten, auch dem französischen Handel und den französischen Finanzen einen schweren Schaden, dessen Folgen sich noch lange fühlbar machten. Dagegen wurde dieser Fehlschlag zur See einigermaßen ausgeglichen auf dem Festland durch die im Juni den französischen Waffen geglückte Eroberung von Namur, bei der Ludwig selbst im Felde sich zu zeigen herbeiließ, und durch den Sieg des fähigsten der französischen Generale, des Marschalls von Luxemburg, über König Wilhelm bei Steenkerken am 3. August 1692, dem im Juli 1693 der bei Neerwinden folgte. Dies war das Jahr, in dem der unglückliche Schwiebuser Handel, aus dem Kurfürst Friedrich vergeblich sich loszuwickeln strebte, durch Rückgabe des Kreises an den Kaiser zur Ruhe kam. Ein neuer Gedanke beschäftigte den Geist und die Eitelkeit des Kurfürsten: der Königstitel von Preußen, der doch nur mit kaiserlicher Hilfe zu erlangen war. Er unterstützte in loyaler und in lebhafter Weise mit seiner wohl instand gehaltenen Heeresmacht den Kaiser. Im gleichen Jahr drang ein französisches Heer über den Rhein und zerstörte das unglückliche Heidelberg zum zweitenmal, mußte aber wieder auf das linke Ufer zurück: schon machte sich auf französischer Seite ein gewisses Nachlassen der Kraft und einige Neigung zu Unterhandlungen geltend. In der Tat hatte Ludwig falsch gerechnet, als er mit der einzigen Macht seines Reiches einer Koalition von halb Europa gegenübertrat. Die heilsamen Früchte des ersten Teils seiner Regierung versagten, die Steuern wurden drückend und alte Mißbräuche kehrten wieder; die feindlichen Heere lernten durch den Krieg und verbesserten sich zusehends. Im September 1695

gelang Wilhelm die Wiedereroberung von Namur. Ludwigs Hoffnungen, die Allianz zu lockern und mit einzelnen der Feinde Frieden zu machen, schlugen aber nicht gänzlich fehl: es gelang, den Herzog von Savoyen durch die Abtretung von Pinerolo zum Abfall zu bewegen: er schloß im Jahre 1696 zu Turin Frieden mit Frankreich. Nun erlahmte rasch auch die Kriegführung der übrigen Verbündeten, und im Mai 1697 begannen zu Ryswik, einem Landhause in der Nähe vom Haag, unter schwedischer Vermittlung zunächst mit Holland und dann auch mit England die Friedensverhandlungen.

Sehr schwer wurde Ludwig die Anerkennung Wilhelms und seiner Stellung als König von Großbritannien: schmählich genug, daß er, wie sein Schützling, der elende Jakob II, dem er ein Asyl und einen Hof zu St. Germain gewährte, um eine Mordverschwörung gegen Wilhelm gewußt und sie gebilligt hatte. Gleichwohl kam man am 20. September zum Abschluß unter der Bedingung der Rückgabe der spanischen Eroberungen, der Anerkennung des Königs Wilhelm von England und endlich der Herabsetzung der französischen Zölle gegenüber Holland, womit diesem Kaufmannsstaate am meisten gedient war. Dem Reiche blieb nun nichts übrig, als die Bedingungen Ludwigs anzunehmen, und natürlich bezahlte es die Zeche. Am 30. Oktober 1697 wurde auch mit diesem der Friede unterzeichnet: wohl gab Ludwig die auf dem rechten Rheinufer gemachten Eroberungen — Freiburg, Breisach, Kehl, Philippsburg — sowie die in der Pfalz gemachten Reunionen zurück und räumte auch noch einmal das seit 1670 besetzte Herzogtum Lothringen. Dagegen behielt er Straßburg und dessen linksrheinische Pertinenz — coronae Galliae incorporata: die reichsverräterischen Fürstenberger, seine Helfer, wurden amnestiert, Joseph Clemens als Erzbischof von Köln bestätigt. Einen echt jesuitischen Streich machte der Fanatismus, indem noch im letzten Augenblick auf den Wunsch des nunmehrigen Herrn der Rheinpfalz, des katholischen Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg — wenn nicht im Einverständnis mit dem Kaiser, so doch sehr zu seiner Zufriedenheit — dem Friedensinstrument eine Klausel angefügt wurde, nach

der die katholische Religion in allen zurückgegebenen Gebieten in ihrem gegenwärtigen Zustande, d. h. in dem, den der Sieger ihr vor kurzem gewaltsam aufgezwungen hatte, belassen werden sollte. So gewann in der völlig protestantischen Pfalz der Katholizismus wieder an Boden. Es versteht sich, daß Proteste im letzten Augenblick nichts halfen: man mußte sich mit dem indirekten Gewinn begnügen, den die protestantische Sache gleichwohl durch diesen Friedensschluß gemacht hatte.

Ein solcher lag auch in einem Ereignis, das freilich von den Mitlebenden schwerlich so gedeutet wurde — dem Übertritt des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, August II, zur katholischen Kirche. Er war nicht der einzige. Solche Übertritte waren damals in der deutschen Fürstenwelt nicht selten, sie galten als vornehm: hier aber war ein besonderes Motiv wirksam. Eine Königskrone und ein königlicher Titel winkten dem Wettiner Hause: im Juni 1696 war der König Johann Sobieski von Polen gestorben, den man als den Retter von Wien gefeiert hatte, und während Ludwig einen französischen Prinzen für den erledigten Platz empfahl, begünstigte der Kaiser den Kurfürsten von Sachsen, der ihm gleichfalls im Türkenkriege beigestanden hatte. Diese Krone, die, wie sich in der Folge sattsam zeigen sollte, nur einen sehr mäßigen Wert hatte, war doch nur um einen hohen Preis, den Glaubenswechsel, zu haben. In einer für sein Haus üblen Stunde, am 1. Juli 1697 zu Baden bei Wien tat Friedrich August den Schritt, der seine Dynastie auf immer in eine schiefe Stellung zu ihrem Volke bringen sollte und der sie in Deutschland des kostbarsten Rechtes beraubte, das sie im 16. Jahrhundert gewonnen, des Rechtes der Führung der Protestanten im Reichstag und im Reiche. Der protestantische Führerstaat wurde jetzt Brandenburg und eben dies polnische Königtum des sächsischen Hauses gab den letzten Antrieb, daß Kurfürst Friedrich III den längst gehegten Gedanken, auch seinerseits den Königstitel anzunehmen oder zu erwerben, jetzt durchführte. Im Hinblick auf die bevorstehende Erledigung des spanischen Königthrones konnte Leopold I nicht länger mit Anerkennung

dieser brandenburgischen Erhebung zögern; sie erfolgte 16. November 1700, worauf der neue König von Preußen dem Kaiser achttausend Mann für den bevorstehenden Krieg um die spanische Erbschaft zusicherte. Mit großer Feierlichkeit und gewaltigem Prunk, wie sie dem Sinn des neuen Königs entsprachen, ging am 18. Januar 1701 zu Königsberg die Salbung und Krönung vor sich, nachdem zuvor am 16. zum Andenken an das große Ereignis der Orden vom Schwarzen Adler gestiftet worden war. Und diese brandenburgisch-preußische Königskrone war aus besserem Metall geschmiedet als die des polnischen Wahlkönigtums.

Zwei Jahre später machte, wie wir sahen, der zu Carlowitz im Banat abgeschlossene Friede auch dem Krieg im Osten ein Ende. Er vermehrte die Macht Österreichs, indem er ihr das große Königreich Ungarn endgültig an- oder einfügte, so daß die Stellung des Hauses Habsburg zum Reiche und zum römischen Kaisertum, dessen Krone dieses Haus gewissermaßen in Erbpacht, wenn auch nicht in erblichem Besitz hatte, sich änderte: es wurde seinen deutschen Aufgaben fremder, es konnte sich mit dem äußeren Glanz des Kaisertums begnügen und hatte nicht nötig, die Stärkung der kaiserlichen Gewalt in Deutschland und eine im Sinne dieser Stärkung gehaltene Reform der Reichsverfassung weiterhin anzustreben. Zugleich trat bei diesem Friedensschlusse hier im Osten eine neue Macht deutlicher in den Gesichtskreis der europäischen Politik: das russische Reich, das seit einem Jahrzehnt in Peter Iwanowitsch — Peter dem Großen — den Mann gefunden hatte, der es aus dem Barbarentum heraus auf neue Bahnen führte. Indes bedeutete die Zurückwerfung der türkischen Macht ein unvergängliches Verdienst Habsburgs und bildet neben der Errichtung eines preußischen Königtums die wichtigste Errungenschaft Deutschlands zu Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts.

Dieses Jahrhundert ging eben zu Ende, als 1. November 1700 der letzte vom spanischen Zweig des habsburgischen Hauses, Karl II von Spanien, starb.

2. Deutsche Zustände nach dem westfälischen Frieden.

Ehe wir die Kette von Ereignissen, welche der Tod Karls II von Spanien eröffnete, in ihrer Bedeutung für unsere Nation betrachten, erscheint es geboten, einen Blick auf die allgemeinen Zustände Deutschlands zu werfen, wie sie sich seit dem Ende des dreißigjährigen Krieges gestaltet hatten und festzustellen, ob und wieweit die Nation aus der tiefen Zerrüttung und Zerstörung, in die sie in jenen dreißig Jahren geworfen worden, sich inzwischen wieder zu erheben imstande war. In den zahllosen Mittelpunkten, die das Territorialsystem geschaffen hatte, setzte die Wiederherstellungsarbeit an, und es war, so wie die Dinge lagen, ein Glück, daß die Macht des Kaisers in diese Arbeit der einzelnen Staaten nur wenig eingreifen konnte: die Rettung und Heilung mußte von den Gliedern kommen. Neben dem Kaiser war oberstes Organ der Einheit der Reichstag, der seinen Charakter wesentlich geändert hatte. Er war, wie wir gesehen, seit 1663 in den Räumen des Regensburger Rathauses permanent, und nicht mehr die Fürsten erschienen persönlich, sondern wie bei dem Bundestag des neunzehnten Jahrhunderts waren sie durch ihre durch Instruktionen geleiteten und gebundenen Gesandten vertreten; eine schwerfällige Geschäftsordnung wurde durch ein lästiges Zeremoniell, durch ewige Rang- und Titelfragen noch schwerfälliger, als sie es durch die Vielheit und Machtverschiedenheit der vertretenen Gebiete schon war. Neben dieser Versammlung bestand als Reichsinstitution die Kreisverfassung nach alter Weise, mit ihren Kreisdirektoren, Kreisobersten, Kreisständen weiter; es gab ein Reichsfinanzwesen und ein Reichskriegswesen, beide Ressorts lebten von Entwürfen, die niemals ausgeführt wurden, es gab eine Reichsjustiz — das durch die Zerstörung von

Speyer im Jahre 1693 nach Wetzlar verscheuchte Reichskammergericht und dazu den Reichshofrat zu Wien, beide mit nicht klar gegeneinander abgegrenzten Kompetenzen —, es gab weiter ein Postwesen, ein Münzwesen und einiges andere, wo die Not zu einiger Einheit zwang, aber die eigentlichen Regierungspflichten und Rechte kamen den Einzelgebieten zu, die sich mehr und mehr zu wirklichen Staaten ausgewachsen hatten. Hier vollzog sich in vielen Stücken allmählich der Fortschritt. So im Finanzwesen, wo die Besteuerung allerdings vielfach an die Bewilligung der Stände und ihre Sonderinteressen gebunden war, womit aber ganz von selbst auch die Notwendigkeit strengerer Ordnung sich ergab; so im Rechtsleben, wo die alten Volksgewohnheitsrechte vor dem römischen Recht und seiner systematischen Klarheit und Schärfe vollends zurücktraten; so namentlich im Heerwesen. An die Stelle der mehr oder weniger vaterlandslosen Landsknechtsheere und der verwilderten Heerhaufen der letzten Zeit des dreißigjährigen Krieges traten die stehenden Heere, der miles perpetuus des Landesherrn. Die Initiative zu dieser Umgestaltung gab Frankreich: es entstanden Anstalten für Bildung von Offizieren, Ritterakademien; die gesamte Organisation in Ausrüstung, Uniformierung, Einübung, Technik der Feuerwaffen, Befestigungskunst, machte große Fortschritte: der größte war die dauernde Einbeziehung des Kriegerstandes in die Ordnung des Staates — des Territorialstaates zunächst, da es einen Nationalstaat in Deutschland nicht mehr oder noch nicht wieder gab. Die Heeresergänzung geschah zum Teil durch Aushebung unter den Landeskindern mit vielen Privilegien und Befreiungen im einzelnen, zum Teil durch Werbung. Eine schwierige Aufgabe hatte die Landwirtschaft: doch auch hier förderte die harte Arbeit und taten die Regierenden das Ihre durch Neupflanzungen wie die des großen Kurfürsten, durch Verordnungen von der Art derer, welche die Erlaubnis zum Heiraten an den Nachweis einiger gepflanzter Obstbäume knüpfte. Die Pferdezucht hob sich rasch; der Weinbau, der früher weit nach Norden vorgedrungen war, gedieh wieder allmählich in den für ihn geeigneteren Gegenden; die

vielen „abgegangenen Dörfer“ wurden wieder aufgebaut oder ihre Stelle mit neuen Kulturen zugedeckt; neue Gewächse, die Tabakspflanze und die Kartoffel, faßten Boden. Die Lage der Bauern, die in der Bildung verabsäumt und mit Frondiensten und Steuern hart belastet wurden, war noch immer beklagenswert: doch waren sie wenigstens, wenn man die in der Pfalz begangenen Scheußlichkeiten ausnimmt, nicht mehr in dem Maße wie früher die unmittelbaren Opfer der Verheerungen des Krieges. Verhältnismäßig am raschesten hatten sich die Städte wieder gehoben. Das Gewerbe und mancherlei andere erwerbende Tätigkeit erhielt bedeutsame Förderung durch die Aufnahme der vertriebenen Hugenotten, die außer in Preußen auch in einigen anderen evangelischen Gebieten geschah. Beachtenswert in mehr als einer Beziehung ist, daß das Zunftwesen in den Städten keine politische Bedeutung mehr hatte: das Handwerk trat unter Kontrolle der Behörden, wie denn alles allmählich unter den Einfluß dessen, was man jetzt Bureaukratie nennt, unter das Beamtentum, zu stehen kam. Die Lohnverhältnisse scheinen im allgemeinen nicht schlecht gewesen zu sein. Einzelne industrielle Unternehmungen und Gebiete, wie der Bergbau, gaben einen reichlicheren Ertrag. Der Handel war durch die Vielstaaterei, durch die damit zusammenhängenden hohen Abgaben und Zölle, durch die noch mangelhaften Verkehrswege, durch die Schwierigkeiten des Geldverkehrs und die Münznot sowie endlich durch die engherzige Rücksicht auf die eigene Bürgerschaft, die keinen ganz freien Warentausch gestattete, gehemmt: doch haben wir des kühnen Versuchs Friedrich Wilhelms gedenken können, ihm durch Kolonien den Weg nach außereuropäischen Ländern zu öffnen, eines Gedankens, der erst spät im neunzehnten Jahrhundert seine Erfüllung gefunden hat. Die bedeutendste Handelsstadt des damaligen Deutschlands war Leipzig. Die Bevölkerungszahl stieg überall; was nach gelegentlichen und mehr oder weniger lokalen Heimsuchungen durch die Pest verloren ging, ersetzte sich rasch und die Kriege verzögerten dieses Anwachsen nur wenig; in einzelnen Gegenden wurde die Bevölkerung durch Einwanderung, wie erwähnt, gestärkt und

vermehrt. Ein alter Gast waren die Juden: sie wurden zwar noch vielfach schikaniert und gequält oder geärgert, aber doch nicht mehr systematisch verfolgt: an einzelnen Orten, wie in Hamburg, spielten sie durch ihren Reichtum und entsprechenden Luxus bereits eine große Rolle. Die Formen des gesellschaftlichen Lebens und Verkehrs hatten sich einigermaßen und unter französischem Einfluß verfeinert, zunächst an den Höfen: doch nicht immer zum Vorteil der guten Sitte; die Unterhaltung duldete sowohl an den Höfen wie auch im bürgerlichen Mittelstand vielfach Zweideutigkeiten und Schamlosigkeit. In den Städten nahm bei meist noch bescheidenem Äußeren der Häuser und des Straßenbildes Luxus in Kleidung und Gastereien mit dem wieder steigenden Wohlstand zu und an obrigkeitlichen Verordnungen, die sich dagegen wendeten, fehlte es nicht: ein Übel, das noch von dem großen Kriege her datierte, wo es oft, um dem Äußersten zu entgehen, hatte angewendet werden müssen, die Bestechlichkeit der Beamten und Bediensteten, zog wie aus anderen Quellen, so aus diesem übertriebenen Aufwand seine Nahrung. Gern liest man dagegen, daß die alte Volksbelustigung, die Schützenfeste, wieder aufgenommen wurden, und was von Anstalten zur Gesundheitspflege, dem langsam zunehmenden Spitalwesen und ähnlichem, berichtet wird.

Das geistige Leben wandte sich mehr und mehr von der Theologie und den religiösen Interessen ab. Die wissenschaftliche Arbeit, die niemals und am wenigsten auf germanischem Boden ganz stille steht, war nicht stehen geblieben, seitdem das Werk des Kopernikus de orbium coelestium revolutionibus die alte Anschauungsweise von der Erde als dem Mittelpunkt unseres Planetensystems erschüttert hatte; der Däne Tycho de Brahe, der Deutsche Johann Kepler († 1630) folgten und ergänzten. Nicht sofort erregte das neue System, das alle kosmischen Erscheinungen auf einfache und natürliche Weise erklärte, bei den kirchlichen Machthabern Anstoß. Allein schon einige Jahre nach Keplers Tod wurde Galileo Galilei in Rom, wo man sich unterdessen besonnen und die Gefährlichkeit und Unvereinbarkeit jener Entdeckungen mit den Voraussetzungen

des Kirchenglaubens erkannt hatte, zur Abschwörung gezwungen. Dies hielt den Gang des Forschens nicht auf und eben in jener zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts reihte sich Entdeckung an Entdeckung und immer mehr berühmte Namen tauchten auf. Der Italiener Torricelli erfand den Barometer, der Bürgermeister von Magdeburg Otto von Guericke die Luftpumpe, der Engländer Robert Boyle stellte Untersuchungen über die Beschaffenheit der Luft, Harvey über den Kreislauf des Blutes an, und Isaak Newton machte die weittragende Entdeckung der Schwerkraft. Kühn wagte sich die Philosophie, die Wissenschaft vom Wissen, an die höchsten und tiefsten Probleme — den Gegensatz gegen die Grundlagen der kirchlichen Lehre noch schüchtern versteckend, wie der Franzose René Descartes, oder wie der große jüdische Philosoph Baruch Spinoza unbekümmert um ihn und der kirchlichen Feindschaft in seiner holländischen Heimat nicht mehr erreichbar. Und auch die Regierungen fingen an, wissenschaftliche Forschung zu begünstigen. Akademien entstanden: im Jahre 1660 die Académie des Sciences in Paris, wo Ludwig, ohne in seinem gebundenen Geiste dessen Tragweite und seine letzten Konsequenzen zu ahnen, auch dieses Mittel der Verherrlichung seiner Regierung förderte; im selben Jahr die Royal Society in London, wo der frivole Sinn des Königs Karl II gerne zur Abwechslung auch in den Kuriositäten naturwissenschaftlichen Forschens und Experimentierens sich gefiel. Sie trug die stolze Aufschrift aus alter Zeit: Nullius in verba, auf keines Meisters Worte schwören, und proklamierte damit den Grundsatz der Unabhängigkeit der Wissenschaft von jeder äußeren Autorität. Neben den Naturwissenschaften strebte auch die Geschichts- und die Staatswissenschaft über die alten Schranken hinaus. Man untersuchte, wo die Menge glaubte und staunte: Ursprung und Wesen des Staates, gegenseitige Rechte und Pflichten der Fürsten und der Untertanen, Rechtsverhältnisse der Völker untereinander: — der Holländer Hugo Grotius, die Deutschen Philipp von Chemnitz und Samuel Pufendorf, die Engländer

John Locke und Thomas Hobbes bahnten durch die Begründung dieser wichtigen Beziehungen einer fortschrittlichen Richtung auch im Gebiet der praktischen Politik und der Staatsverwaltung den Weg. Überall wuchsen neue Ideen aus Keimen in die Höhe, die schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts mächtig trieben. In Deutschland konnten sie freilich in dieser unglücklichen Zeit noch nicht die Pflege finden, wie in England, wo das mächtige Ringen um politische Freiheit, oder in Frankreich, wo das Selbstbespiegelungsbedürfnis eines glänzenden und mächtigen Königtums sie begünstigten. Viel mühsamer als in diesen Ländern war in Deutschland der Weg zum Licht, und namentlich in einem wichtigen Teile Deutschlands, den österreichischen Landen, war von der Freiheit, deren die Wissenschaft bedarf, nicht die Rede. Es zeigte sich nicht sofort, blieb aber nicht lange verborgen, daß es der protestantische Teil der Nation war, bei dem das wissenschaftliche Streben mehr und mehr eine Macht wurde, und daß er die rein katholischen Territorien darin und in alledem, was daraus folgte, zu überflügeln begann. Das protestantische Deutschland stellte auch den allseitigen Geist, der das Wagnis unternahm, das erforschte Einzelne, das sein Genie, seine ungeheure Gelehrsamkeit und rastlos vielseitige Tätigkeit sich angeeignet hatte und wie kein anderer beherrschte, in einer großen philosophischen Konzeption zusammenzufassen — Gottfried Wilhelm Leibniz. Ihn beschäftigte unter tausend anderen Dingen auch das ideologische Projekt einer Verschmelzung oder Vermittlung oder Versöhnung der beiden Religionsparteien, das gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts an manchen Orten gleichzeitig die Geister anregte und zu einem freilich unfruchtbaren Gedankenaustausch veranlaßte. Sie erkannten mit Recht den Grund der tiefen Schwäche des Reichs in dem Zwiespalt der Konfessionen, der doch so, wie die Menschen und die Verhältnisse einmal waren, sich nicht beseitigen ließ: schon deshalb nicht, weil, abgesehen von dem Felsenboden der katholischen Kirche, auch in der protestantischen Welt selbst noch das einfache, schlichte, tiefe Christentum an eine lutherische oder calvinische oder sonstwelche kirchliche Orthodoxie ge-

bunden war, eine Orthodoxie, die, noch immer verfolgungssüchtig, streitsüchtig, borniert, fast hartnäckiger noch als im Mittelalter den Geist der Scholastik in den Formeln ihrer Dogmatik bewahrte oder erneuerte, und die an finsterem Teufels- und Hexenglauben dem katholischen Teile nichts nachgab.

Auf zweierlei Weise strebte man über diese letzte traurige Verkennung und Verzerrung der Religion Jesu Christi hinaus. Das Bedürfnis einer das Herz ergreifenden und veredelnden, wahrhaft christlichen Frömmigkeit fand ein Werkzeug in dem wackeren Elsässer Philipp Jakob Spener, der im Jahre 1670 zu Frankfurt a. M. Versammlungen zu gemeinsamer Erbauung, collegia pietatis, anregte und damit einer Bewegung die Wege zeigte, die noch heute nicht stillesteht und noch immer auf der einen Seite große Beschränktheit, auf der anderen viel rechtschaffenes Christentum und rechtschaffene Christen erzeugt. Zugleich sträubte sich mehr und mehr der aufgehellte und aufgeklärte Verstand gegen die handgreiflichen Verkehrtheiten und Widersprüche des kirchlichgebundenen Denkens, wie insbesondere gegen die Scheußlichkeiten, die der Wahn und Aberglaube in den greulichen Hexenprozessen und in den mit jeder Art von Niedertracht verbundenen, noch immer nicht überwundenen Verfolgungen Andersgläubiger hervorrief. Gegen dieses Unheil des Hexenwesens, welches das schimpflichste Blatt in der Geschichte der christlichen Kirche bildet und neben dem das, was der Polytheismus und das Heidentum auf diesem Gebiete gefrevelt hat, wenigstens in dem Raffinement der Folterungen und dem Widerlichen der sonstigen Begleiterscheinungen weit zurücksteht, erhob sich mit wachsendem Nachdruck die Stimme reinen Christentums, menschlichen Empfindens, geläuterter Vernunft, und dies in beiden Lagern, dem katholischen und dem protestantischen. Mit Befriedigung verzeichnet man unter den ersten, die ihre Stimme erhoben, den Jesuiten Friedrich Spee, der im Jahre 1637 starb. Wenn nicht das Hauptverdienst, so doch das Verdienst, mit Folgerichtigkeit den Hexenwahn und die ganz heidnischen Vorstellungen vom Teufel und seiner Macht, welche

durch die Reformation und Luthers derbe Phantasie vielleicht etwas vertieft, aber keineswegs geläutert waren, bekämpft zu haben, gebührt dem Leipziger und später Hallensischen Professor Christian Thomasius (1655—1728). Von einem anderen Wahnbegriff, von dem man selbst heutigen Tages noch nicht wie doch immerhin von dem der Hexen- und Teufelsbündnisse sagen kann, daß er sich in die dunkelsten Winkel der abergläubischen Menge und des borniertesten Pfaffentums zurückgezogen habe, dem der Ketzerei, wurde sie in jener Zeit zwar noch nicht völlig befreit, denn er ist bekanntlich noch heute eine Macht und das deutsche Volk hat noch heute unter ihm zu leiden, aber doch ging das Jahrhundert nicht zu Ende, ehe auch ihm die Axt an die Wurzel gelegt wurde. Im Jahre 1699 erschien ein Werk, das zum erstenmal denjenigen, deren Glauben von den zu verschiedenen Zeiten herrschenden Orthodoxien abwich, den Ketzern, ohne Gehässigkeit gerecht wurde: des sächsischen Predigers Gottfried Arnold Kirchen- und Ketzergeschichte. Die Geschichtswissenschaft, deren Aufgabe und schönste Kraft es ist, von überkommenen Vorurteilen zu befreien, hatte hier eine edle Frucht gezeitigt, die langsam, aber sicher in Deutschland weitere aufklärende Kräfte ins Leben rief.

Den Herzschlag eines Volkes oder einer Zeit vernimmt man nicht allein und nicht vorzugsweise in seiner Wissenschaft, in dem, was der Verstand der Gelehrten findet und eine doch immerhin nicht allzugroße Zahl höher Gebildeter aufnimmt oder bestreitet: man erkennt das, was man den Geist einer Zeit zu nennen pflegt, am sichersten in seiner Kunst und seiner Dichtung — in dem also, was auf viel Mehrere und auf eine viel unmittelbarere und viel einheitlichere Weise wirkt als die Wissenschaft mit ihren vielen Ästen und Zweigen. In dieser Beziehung waren die übrigen Nationen der deutschen weit vorausgekommen. Die italienische, die spanische, die niederländische Kunst zeigt für das siebzehnte Jahrhundert und seine zweite Hälfte eine Reihe stolzer Namen: für jene, die italienische, war der nie ganz unterbrochene Zusammenhang mit den Errungenschaften des Altertums, der sich im sech-

zehnten Jahrhundert so kraftvoll wieder belebt hatte, für die spanische die Großmachtstellung des Reichs, für beide der Umstand günstig, daß die Heiterkeit künstlerischen Schaffens nicht wie in den germanischen Ländern und insbesondere in Deutschland durch den furchtbaren Ernst der religiösen Kämpfe und das Grübeln und Zanken über abstrakte dogmatische Fragen getrübt wurde. In den Niederlanden wirkte umgekehrt der protestantische Geist belebend, der sich und sein Land von der spanischen Tyrannei befreit und auf den Protestantismus ein herrlich aufblühendes Gemeinwesen gegründet hatte. In Frankreich traf die Kunst einen goldenen Boden in der zum Abschluß gelangenden absoluten Monarchie, die ihrer bedurfte, und sie fand an Ludwig XIV den zwar nicht die Kunst, wohl aber die Pracht liebenden König, der sie zum Schmuck des von ihm aufgerichteten Machtgebäudes nicht entbehren wollte und der auch mit den Mitteln nicht zu kargen brauchte. Die Prachtbauten des für die Gesellschaft in diesem Staate so charakteristischen Barock- und Rokokostils verherrlichten die Regierung desselben Königs, dessen Heere auf seinen Befehl blühende Städte Deutschlands und deren herrlichste Kunstdenkmäler aus älterer Zeit, wie den Dom zu Speyer, das Schloß zu Heidelberg, zerstörten.

Übrigens hat das deutsche Volk doch selbst auch in jenen trübsten Zeiten seiner Geschichte seine künstlerische Veranlagung nicht ganz verleugnet. Nur allmählich setzte der furchtbare Krieg der Baulust ein Ziel, die gerade in der zweiten Hälfte des sechzehnten und im ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts vielfach die deutschen Städte umgestaltete und mit stattlichen Rathäusern und monumentalen Bürgerhäusern im Stile der von Italien her stammenden, in Deutschland aber selbständig ausgebildeten neuen Bauweise schmückte. Die malerischen Befestigungswerke der deutschen Städte, die sich dann im Krieg trefflich bewährten, wurden zum großen Teil im ersten Viertel des neuen Jahrhunderts erneuert. Ein augenfälliges Beispiel des eingreifenden Umbaus, dem gar manche deutsche Stadt in der genannten Zeit unterlag, ist Augsburg, dem der unter Palladio in Venedig gebildete Augsburger Stadtbau-

Denkmal des Großen Kurfürsten auf der Schloßbrücke in Berlin. Von Andreas Schlüter

Schlüters Entwurf zum Kgl. Schloß in Berlin

meister Elias Holl (1573—1646) den für das schöne Stadtbild heute noch maßgebenden Charakter aufprägte. Außer einer größeren Anzahl von Bürgerhäusern hat Elias Holl, dessen Name wohl würdig ist der Vergessenheit entrissen zu werden, das prachtvolle Rathaus seiner Vaterstadt, das Zeughaus, das Siegelhaus, das Heilig-Geist-Spital und eine ganze Reihe der imposanten Tortürme der Stadtumfassung in jenen Zeiten geschaffen, die seinen Ruhm allen Besuchern Augsburgs noch heute verkünden. Dann hat der Krieg freilich für ein halbes Jahrhundert alle Gedanken an künstlerisches Schaffen in Deutschland begraben. Erst mit dem Aufschwung des Staates des Großen Kurfürsten verband sich gegen den Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts auch wieder ein neuer künstlerischer Aufschwung. Ein genialer Architekt und Bildhauer, Andreas Schlüter (geb. in Hamburg 1664, gest. in Petersburg 1714), wurde von Kurfürst Friedrich III 1695 nach Berlin berufen; das von ihm geschaffene Denkmal des Großen Kurfürsten auf der Berliner Schloßbrücke und die Masken sterbender Krieger im Hof des Zeughauses zählen zu den epochemachenden Werken der deutschen Bildhauerkunst. Schlüter war aber nicht nur Bildhauer, sondern auch Architekt, und der von ihm geleitete Neubau des Berliner Schlosses ist mit Recht als bedeutsames Denkmal einer originaldeutschen Barockkunst berühmt geworden; auch das ehemalige Palais Kameke in Berlin, die nunmehrige Loge Porte Royale, verkündet den Ruhm des trefflichen Künstlers. Eine größere Abhängigkeit von der französischen Kunst, dem Stil Ludwigs XIV, zeigt sich in den gleichzeitigen Barockbauten Dresdens, Wiens und Münchens. Doch auch hier erstanden reizvolle Schöpfungen, die glänzendste unter ihnen der Dresdener „Zwinger", ein Werk des Architekten Daniel Poeppelmann (1662 bis 1718).

Man pflegt diese zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts das Zeitalter Ludwigs XIV zu nennen, und vor allem in den Künsten des Worts, den redenden, wie man sagt, hatte Frankreich eine führende Stelle gegenüber Deutschland gewonnen. In der

Tat stand Frankreich schon durch seine ausgebildete und durchgebildete Sprache an der Spitze; auf diesem Gebiete hatten die Franzosen selbst Italien oder England — ausgenommen den einen Shakespeare, und die Niederlande, bei denen aus einem Volksdialekt eine Schriftsprache geworden war, vollends aber Deutschland weit überholt. Die Zeit des dreißigjährigen Kriegs und bis zum Ende des Jahrhunderts ist zugleich die Zeit des Tiefstands unserer Sprache und dessen, was man die Literatur im engeren Sinne nennt. Die Sprache Luthers und der Volkslieder sank unter einer Reihe ungünstiger Einflüsse, durch das Stocken der religiösen Neubelebung und die Abkehr zu theologischer Polemik und Dogmatik, ferner und im Zusammenhang damit durch das Überwiegen des Lateinischen als der Schul-, Gelehrten- und Diplomatensprache und weiterhin auch durch das Vordringen des Französischen als der modischen Sprache der höheren und höchsten Gesellschaft. Die Briefe und Akten jener Zeit zeigen ein unbeholfenes, ja barbarisches, mit lateinischen und französischen Worten und Wendungen versetztes Deutsch und mit der Sprache vergröberte sich und verarmte auch die Empfindung. Bemerkenswert ist nun aber, daß eben in dieser Zeit und während die Nation in dem verderblichen Kriege in ihren eigenen Eingeweiden wühlte, das Nationalgefühl, das Bewußtsein davon, was diese Nation sein könnte und nicht war, sich lebhafter als jemals zuvor regte und sich besonders kräftig auf dem Gebiete der Sprache und der Dichtung in allerlei Reformdrang und Reformbestrebungen geltend machte. Einen großen Dichtergeist, wie ihn in England der Protestantismus und der Kampf wider die Gelüste des Absolutismus in John Milton hervorgerufen und ein unsterbliches Werk wie dessen verlorenes Paradies hat Deutschland in diesen Zeiten nicht hervorgebracht. Die Talente, die etwas der Art hätten schaffen können, verkümmerten in diesen traurigen Tagen: aber gering denken darf man von den Bemühungen derer doch nicht, die langsam, mühselig und beladen, unter mancherlei Abwegen ins Abgeschmackte, die herrlichen Kräfte unserer Sprache, die wie keine andere den höchsten Aufgaben der Dichtung wie der

Wissenschaft gewachsen und der tiefsten Wirkung fähig ist, bis zu dem Punkte herangeführt haben, wo in lichter gewordener Zeit hellere und größere Geister sich ihrer bemächtigen und mit ihnen unvergängliche Werke schaffen konnten.

Man gewahrt in dem ersten Viertel des Jahrhunderts noch einen großen Aufschwung des Buchhandels, der erst ums Jahr 1632 nachläßt. Im Jahre 1617 wurde in Nacheiferung italienischer Muster zu Weimar eine literarische Gesellschaft gestiftet, die sich die fruchtbringende nannte und ohne Unterschied der Konfession Edelleute, Gelehrte, Fürsten vereinigte: sie trug zur Veredlung des Tons bei, der, wie erwähnt, auch in hohen Regionen sehr zu wünschen übrig ließ, erstrebte Reinheit der Sprache und bekämpfte die Fremdwörter. Die Gelehrten, im allgemeinen gesprochen, wurden die Träger der Dichtung, wie früher die Ritter, die Geistlichen, die Meister des Handwerks es gewesen waren. Epoche machte ein im Jahre 1624 erschienenes Buch des Schlesiers Martin Opitz „Von der deutschen Poeterei“: darin gab dieser allerlei Ratschläge über poetischen Stil und poetische Kunstmittel und wies unter anderem auf den Unterschied hin zwischen der antiken und der deutschen Metrik, wobei er das Gesetz zwar nicht zuerst entdeckte, aber doch einleuchtend machte und zum Bewußtsein brachte, daß die antike Metrik die Silben mißt und zählt und bei günstigem Verhältnis zwischen der Menge und Verwendung von Vokalen und Konsonanten Länge und Kürze, Klangwert der Silben fest bestimmen kann, während in der deutschen Verskunst Länge und Kürze der Silben lediglich durch die Betonung bestimmt wird. Opitz war ein geschmeidiger Mann und die Verse flossen ihm leicht aus der Feder. Sein Ruhm oder Ruf, wie zu geschehen pflegt, wo eine Dichtung die Durchschnittsstimmung und Durchschnittsansprüche der tonangebenden Gesellschaft einer bestimmten Zeit trifft, verdunkelte den der weit begabteren gleichzeitigen Dichter, der Weckherlin, Paul Flemming, Andreas Gryphius. Opitzens Verse haben das Charakteristische des poetischen Philistertums aller Zeiten, den Wechsel zwischen den Trivialitäten des Gelegenheitsgedichts:

Herr Müller ging im Schertze
ein wetten mit mir ein:
sein Trost und liebstes Hertze
brächt' ihm ein Töchterlein — —,

und dem hohen Pathos, das von Anleihen bei der antiken Mythologie und ihren Gestalten sich nährt:

Favonius, der zarte Windt
sich wieder auf die Felder findt,

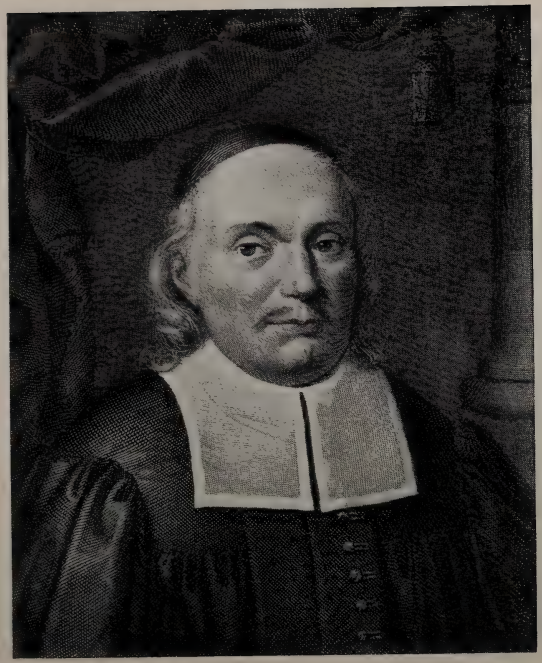
was die Wiederkehr des Frühlings bedeuten soll. Ganz gering darf man gleichwohl auch von ihm nicht denken, seine Schilderungen in Prosa lesen sich angenehm. Die anderen Männer dieses Kreises aber, den man als die erste schlesische Dichterschule bezeichnet, wie Paul Flemming und Andreas Gryphius, erwecken ein tieferes Interesse, weil bei ihnen die Poesie wirklich aus Tiefen des Gemütes hervorbricht, und bei dem Dramatiker Gryphius bemerkt man wohl, daß nur die Umwelt und die Zeit, in der er lebte, seinem Genius die Flügel lähmte. Völlig ungenießbar, ja unverständlich sind erst die Poesien der Nürnberger, die im Jahre 1644 den gekrönten Palmenorden an der Pegnitz gründeten, die Pegnitzschäfer, Klay, Harsdörffer, Birken, ein Schellengeklingel mit allerlei Wortwitz und Künstelei:

Im Lentzen da gläntzen die blumigen Auen,
die Auen die bauen die perlenen Tauen,
die Nymphen in Sümpfen ihr Antlitz beschauen.
es schmilzet der Schnee,
man segelt zur See,
bricht goldenen Klee usw.

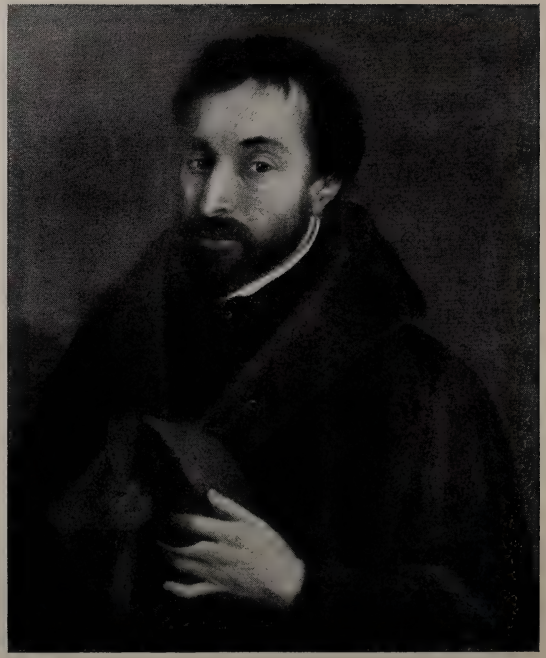
Indes nicht alle guten Genien hatten ihr Angesicht von der deutschen Dichtung abgewandt. Es blieben ihr der fromme Glaube und der Humor. Das geistliche Lied, wenn es auch da und dort schon der geistlosen Reimerei und gedankenlosen Phrase verfiel, behielt doch etwas von der Reinheit und Kraft der Sprache Luthers. Die Menschen meinten was sie sagten, und erhoben sich aus tiefer Not der Erde zu jenen Höhen, die ein noch ungebrochener, noch von der Kritik kaum berührter Glaube ihnen

Christian Thomasius
Schabkunstblatt von P. Schenck aus dem Jahre 1705

Philipp Jakob Spener
Kupferstich von B. Kilian aus dem Jahre 1683



Paul Gerhardt
Kupferstich von L. Buchhorn



Friedrich von Spee
Gleichzeitiges Gemälde

zeigte. Und bei einem von ihnen, bei Paul Gerhard, erreicht in einzelnen seiner geistlichen Lieder, wie in dem herrlichen Morgenlied „Die güldne Sonne", auch der sprachliche Ausdruck wieder die Höhe der Sprache Luthers und eine Kraft und Schönheit, die ihre nahe Vollendung in der Zeit Goethes und Schillers ahnen läßt. Ihm stehen, eine Erscheinung, die sich nicht wiederholen sollte, zwei Jesuiten an der Seite: Friedrich von Spee, bei dem neben den Opfern, die auch er dem Ungeschmack der Zeit bringt, Perlen echter Poesie aufleuchten, Geist und reine Freude an der sonnebestrahlten Natur in all ihrer bunten Pracht:

O reines Jahr, o schöner Tag,
o spiegelklare Zeiten, — .

und der Konvertit Johann Scheffler, genannt Angelus Silesius, ein Schlesier, dessen tiefsinniger und zugleich kühner Geist in seinem „Cherubinischen Wandersmann" (1637) die pantheistischen Elemente, die auch dem christlichen Bewußtsein nicht fremd sind noch sein können, mit inbrünstiger Andacht und mit tiefpoetischem und philosophischem Geist in ergreifender Form ausspricht:

Die Rose, welche hier dein äußres Auge siehet,
die hat von Ewigkeit in Gott also geblühet,

und bei dem neben Sinngedichten echt christlichen Charakters:

Christ, so du unverwelkt in Leiden, Kreuz und Pein,
wie eine Rose blühst, wie selig wirst du sein —

solche erscheinen, die von den schlicht Gläubigen beinahe als Gotteslästerung empfunden wurden:

Gott ist nicht 's erste Mal am Kreuz getötet worden,
denn schau, er ließ sich ja in Abel schon ermorden.

Die andere Gottesgabe, die unserer Nation auch auf den Leidenswegen dieses siebzehnten Jahrhunderts nicht ausging, war Witz und Humor. Die unschätzbare Quelle für diese Seite des deutschen Volkscharakters und das Leben und Fühlen der Masse des Volkes in der Kriegszeit, die uns in dem Roman Simplizissimus fließt, haben wir schon erwähnt. Mit Ruhm sind neben ihm die geistreichen Epigramme zweier Männer, Friedrich von Logau und

Christian Wernike, zu nennen: der erste fein beobachtend, Lebensweisheit, einfache moralische Wahrheiten oder Beobachtungen mit leichter satirischer Spitze bietend, wie das Epigramm soll, der andere in seiner Polemik spitziger, treffender: auch eine flüchtige Durchsicht aber zeigt unzweideutig den großen Fortschritt an, den das allgemeine Denken genommen hat. Es ist vielseitiger, den mannigfachen Beziehungen des Menschen- und Volkslebens mehr zugewandt, aber damit auch im Ausdruck, der Handhabung der Sprache, gewandter geworden. Auch eine gesunde patriotische Reaktion gegen das Franzosentum zeigt sich; nirgends aber tritt eigentlicher Staatssinn hervor, das Leben erscheint überall ins Enge und Private gezogen. In allen Produktionen, die nicht im einzelnen verfolgt werden können, den Dramen Christian Weises seit 1676, den Tragödien und Romanen einer zweiten Gruppe schlesischer Dichter, Lohensteins und Hoffmannswaldaus, zeigt sich ein matter Geist, der vergebens durch eine outrierte Sprache zu ersetzen strebt, was ihm an echtem Gefühl abgeht. In dem 1689 erschienenen Roman Lohensteins „Arminius und Thusnelda" wird, übrigens in schon ziemlich flüssiger Sprache, ein patriotischer Gegenstand in vier langweiligen Bänden behandelt, und der Sprachreinigungsbestrebungen, in denen ein löblicher, aber unkräftiger Patriotismus sich gütlich tut, haben wir schon gedacht. Wer den Geist dieser Zeiten finden will, muß eines unserer evangelischen Gesangbücher aufschlagen. Eine unverhältnismäßige Zahl der heute noch in der evangelischen Kirche gesungenen Lieder ist in der Periode des dreißigjährigen Krieges und der ihm unmittelbar folgenden Zeit verfaßt, aber keines atmet den männlich entschlossenen, kriegs- und sangesfreudigen Geist, der in dem großen Kriegslied des sechzehnten Jahrhunderts, in Luthers Ein feste Burg ist unser Gott, lebte und ein starkes Volk zum Kampf um seine Freiheit rief.

3. Der spanische Erbfolgekrieg.

Die Geschichte der ersten vierzig Jahre des neuen Jahrhunderts ist weniger Volksgeschichte als Geschichte von Fürsten, Ministern, Diplomaten und Intrigen in den höchsten Regionen: wir befinden uns in der rechten Blütezeit jenes Absolutismus, dessen Periode mit Ludwigs XIV Selbstregierung begann. Das Jahrhundert ward mit zwei großen Kriegen eröffnet, dem spanischen Erbfolgekrieg und dem nordischen Krieg, bei denen auch die deutschen Mächte, die Fürsten und ihre Soldaten, mittelbar und unmittelbar beteiligt waren, die Nation aber, die Bevölkerungen noch eine mehr oder weniger passive Rolle spielten, aber auch, im ganzen gesprochen, weniger als bei den seitherigen Kriegen zu leiden hatten.

Schon lange beherrschte den politischen Horizont das große politische Problem der spanischen Erbfolge — die Frage der Nachfolge in der Herrschaft über die spanischen Reiche und Länder — und sie umfaßte außer der pyrenäischen Halbinsel die spanischen Niederlande, das Herzogtum Mailand im Norden, Neapel und Sizilien im Süden Italiens und jenseits der Meere die ungeheuren Länderstrecken, die man unter dem Namen Indien begriff. Der König aus habsburgischem Stamm, Karl II, kränkelte seit frühester Kindheit, war kinderlos und blieb es auch, nachdem man ihn zum zweitenmal verheiratet hatte; es war fast ein Wunder, daß er doch immerhin neununddreißig Jahre alt geworden war. Wer sollte das Erbe des letzten der spanischen Habsburger antreten? Philipp IV, sein Vater, hatte zwei Schwestern gehabt, von denen die ältere, Anna Maria, Gemahlin Ludwigs XIII und Mutter Ludwigs XIV, die jüngere, Maria Anna, Gemahlin Kaiser

Ferdinands III und Mutter Kaiser Leopolds I gewesen war. Von den beiden Töchtern Philipps, den Schwestern Karls II, war die ältere Maria Theresa die Gemahlin Ludwigs XIV, die jüngere, Margareta Theresa, die Gemahlin Leopolds I: aber jene hatte bei ihrer Vermählung auf das Recht der Nachfolge in Spanien verzichtet, diese nicht: und Kaiser Leopold beanspruchte danach beim Ableben Karls das Erbe für sich und seine Nachkommen. Indes hatte Ludwig jenen Verzicht seiner Gemahlin nicht anerkannt und betrachtete mithin sich und seine Deszendenz als die rechtmäßigen Erben. Dies konnte schließlich nur durch einen neuen Krieg entschieden werden, und dieser Gedanke hatte schon auf den Abschluß des Ryswiker Friedens, das Abbrechen der kostspieligen Feldzüge, gewirkt. Ludwig sowohl wie Leopold erkannten, daß eine sofortige Vereinigung des großen Erbes mit der französischen oder der habsburgischen Monarchie und Macht sich nicht würde durchführen lassen, und sie stellten also der eine seinen Enkel Philipp von Anjou, der andere den zweiten seiner Söhne, Karl, als Träger ihrer Ansprüche auf. Die Diplomatie des Königs Wilhelm von England, der über den streitenden Parteien stand, war geschäftig, einen Ausweg zu finden, mit dem der Welt ein neuer großer Krieg zu ersparen war. Er brachte im Oktober 1698 einen geheimen Vertrag mit Holland und, da Ludwig klug darauf einging, auch mit Frankreich zustande, nach welchem Spanien mit Indien an einen Dritten gelangen sollte, hinter dem nicht zwei große Reiche standen, nämlich an den Prinzen Joseph Ferdinand, den Sohn und Erben des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern aus dessen Ehe mit Antonia, einer Tochter Leopolds und der Margareta Theresa, wogegen der Rest der spanischen Besitzungen unter die beiden Träger der österreichischen und der französischen Erbansprüche in der Weise aufgeteilt werden sollte, daß der Erzherzog die italienischen Nebenlande, nämlich Mailand und einige kleinere Plätze, der Dauphin aber Neapel und Sizilien erhalten sollte. Allein der bayerische Kurprinz erlag unglücklicherweise im Februar 1699 einem damals weitverbreiteten und noch ungebän-

digten Übel, den schwarzen Pocken. Man versuchte eine andere Kombination in einem zweiten Teilungsvertrag, März 1700, nach welchem Spanien, Indien und die Niederlande dem Erzherzog, Neapel, Sizilien, die toskanischen Plätze, sowie das alte Ziel französischen Begehrens, das Herzogtum Lothringen, dem Dauphin zufallen, für das letztere Gebiet aber sein angestammter Herzog mit Mailand entschädigt werden sollte. Allein während Ludwig klug dieser Kombination zustimmte, versagte man sich ihr in Wien mit der gewöhnlichen Hartnäckigkeit und Ungeschicklichkeit der österreichischen Diplomatie und beachtete auch nicht, daß in Spanien unter den Großen wie im Volke der Gedanke einer Zerstückelung ihrer großen Monarchie eine gereizte Stimmung erregte und die Anschauung um sich griff, daß nur die Annahme des französischen Prinzen als Königs jenes Unheil der Zerstückelung des Reiches abwenden könne. Noch am Bett des Sterbenden rang die österreichische und die ihr weit überlegene französische Diplomatie und Intrige um sein letztes Wort.

Am 1. November trat das längst Erwartete ein, der Tod des Königs Karl: sein Testament nannte den Franzosen als Nachfolger mit der Maßgabe, daß die spanische und die französische Krone sich niemals auf einem Haupte vereinigen dürften. Ludwig XIV erkannte sofort das Testament an und begrüßte vor versammeltem Hof seinen siebzehnjährigen Enkel als König von Spanien. Die nächsten Monate verliefen noch friedlich, unter lebhaften Bewegungen unter der Oberfläche oder hinter den Kulissen. Philipp von Anjou, Philipp V, war im Anfang des Jahres 1701 überall in seinem Erbe anerkannt. Deutschland blieb zunächst von dem großen Handel unberührt, seine Fürstenwelt beschäftigte die noch nicht zur Ruhe gekommene, hochwichtige Frage der neunten, auf Hannover übertragenen Kur, mit welcher man im Fürstenkollegium sich noch immer nicht befreunden konnte. Auch wurde außer durch die spanische Erbfolgefrage die Aufmerksamkeit der deutschen Fürsten noch nach einer anderen Richtung, nämlich durch den eben jetzt beginnenden nordischen Krieg in Anspruch genommen: bei diesem waren auf der einen

Seite der Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp, ein Schwager des jungen Königs Karl XII von Schweden, und auf der Gegenseite der Kurfürst August von Sachsen als König von Polen unmittelbar, Preußen und das ganze nördliche Deutschland mittelbar beteiligt. König August II von Polen hatte mit Dänemark und mit dem Zaren Peter von Rußland ein Bündnis geschlossen, das zum Zwecke hatte, die Jugend und vermeintliche Schwäche des jungen Schwedenkönigs zu Erwerbungen oder Rückeroberungen der ehemals polnischen Besitzungen an der Ostsee zu benützen.

Mit Abschluß von Bündnissen und Gegenbündnissen vergingen noch einige Monate: ein nicht unwesentliches Interesse, das die spanische Erbfolgefrage für Deutschland hatte, bestand eben in dem Verhalten der Territorialfürsten, in der Art, wie sie von ihrem Bündnisrechte, ihrer Souveränität, Gebrauch machten, z. B. wie der Kurfürst von Sachsen in jenem nordischen Intrigenstück die Kräfte seines deutschen Erblands einem lediglich persönlichen Zweck, seinem Schattenkönigtum in Polen mehr Gewicht zu geben, opferte. Der Kaiser stand noch ziemlich allein, als er den Krieg im Mai 1701 eröffnete. Die leitenden Staatsmänner in England und Holland, König Wilhelm in England und der Ratspensionarius Heinsius, hatten noch Grund zu zögern und verargten ihm die ablehnende Haltung gegenüber dem von ihnen gemachten zweiten Teilungsvorschlag: auch die Stimmung im Volke war noch gegen den Krieg. Nichtsdestoweniger war man in Wien zu diesem entschlossen; hatte man doch diesmal das Glück, das Österreich nicht oft beschieden war, einen großen Feldherrn, den Sieger von Zenta, den Prinzen Eugen von Savoyen, zu besitzen. Diesen hatte Ludwig XIV selbst der kaiserlichen Sache geliefert: der Prinz, einer Seitenlinie des Hauses Savoyen entsprossen, war am 18. Oktober 1663 in Paris geboren, der Sohn einer Nichte des seinerzeit allmächtigen Kardinals Mazarin. Am französischen Hofe wuchs er auf, neigte früh dem Soldatenstande zu, aber als fünfter Sohn seines Hauses und seiner wenig martialischen Gestalt wegen hatte man ihn zum Geistlichen bestimmt. Als ihm vom

Minister Louvois die militärische Stellung versagt wurde, um die er gebeten hatte, war er in kaiserliche Dienste getreten, hatte in dem verhängnisvollen Jahre 1683 im christlichen Heere mitgestritten und in dem weiteren Krieg gegen die Türken eine schnelle und rühmliche Laufbahn gemacht, und vor allem durch den großen Sieg bei Zenta einen Namen als Feldherr gewonnen: er stand im vierunddreißigsten Lebensjahre. Alsbald machte sich seine Genialität, seine Kühnheit, sein Geschick, dem Heere etwas von seinem Geiste mitzuteilen, in einer in der österreichischen Geschichte sonst nie erhörten Weise geltend. Ein französisches Heer unter Catinat stand in Oberitalien in der Gegend von Verona: im Mai 1701 erschien Eugen, nachdem er auf einem schwierigen und zum Teile erst für ein Heer zu bahnenden Weg die tridentinischen Alpen überschritten hatte, mit seinen dreißigtausend Mann in der Flanke der Franzosen, welche die gewöhnlichen Zugänge hüteten, drängte sie bei Carpi zurück und schlug am 1. September den neuen französischen Befehlshaber Villeroy bei Chiari, der dann durch einen fähigeren, Vendome, ersetzt wurde. Da Eugen von Wien aus, wo es wie gewöhnlich an Geld und Tatkraft fehlte, nicht unterstützt wurde, behaupteten die Franzosen freilich trotz dieser Siege sowohl Mailand als Verona.

Mittlerweile aber war zu Haag am 7. September 1701 die „Große Tripelallianz" zwischen dem Kaiser, England und den Niederlanden zustande gekommen: bei den beiden Seemächten fürchtete man Nachteile für den Handel, wenn der Komplex oder das Komplot Spanien-Frankreich sich vollziehe und es, wie Ludwig selbst es ausgedrückt haben soll, keine Pyrenäen mehr gebe, und in England vollendete sich der Umschwung in der Stimmung des Volks zugunsten des Kriegs, als im September 1701 der entthronte König Jakob II in seinem Asyl zu St. Germain starb und Ludwig die Torheit beging, sofort dessen Sohn als Jakob III König von Großbritannien anzuerkennen, also den Ryswiker Frieden offen zu brechen und beinahe zu verhöhnen. Wilhelm löste das Parlament auf und die Wahlen brachten unter dem Eindruck jener französischen Herausforderung eine Mehrheit, welche

für den Krieg die Unterstützung der englischen Nation versprach. Wilhelm selbst aber war es nicht vergönnt, diese große Sache hinauszuführen: er starb im März 1702 durch einen Sturz vom Pferde. An der allgemeinen Lage änderte dieser Unglücksfall nichts. Seine Nachfolgerin, Königin Anna, die zweite, ebenfalls evangelische Tochter Jakobs II aus dessen erster Ehe, mußte die kriegerische Politik weiterführen und war an die Allianz gebunden, die im Laufe des Jahres 1701 durch Verträge mit Brandenburg und Hannover ergänzt und am 28. September 1702 durch die Kriegserklärung des Reichs verstärkt worden war. Das Haus Hannover war an die Allianz auch durch die Aussicht auf den großbritannischen Thron gekettet, die ihm durch Parlamentsbeschluß vom 12. Juni 1701 für den Fall des kinderlosen Todes der Königin Anna eröffnet worden war.

Ein großer Krieg, der erste der drei großen Erbfolgekriege, die für den dynastischen Charakter der europäischen Politik im achtzehnten Jahrhundert so bezeichnend sind, nahm seinen Gang. Er war ein ausschließlich politischer; die Zeit der Religionskriege war nun vorüber, das religiöse Moment spielt nur eine sehr nebenhergehende und nicht sehr wirksame Rolle in diesen Kämpfen. Was ihnen aber ihre dauernde noch heute fortwirkende Bedeutung gibt, das ist, daß durch sie das sogenannte Gleichgewicht der großen Mächte begründet wurde, das seitdem ein so wichtiger Grundsatz in der europäischen Politik geworden ist, und weiterhin, daß er die schon im pfälzischen Kriege angebahnte Vorherrschaft Englands zur See befestigte, und also wesentlich dazu beitrug, England die Weltmachtstellung zu verschaffen, die es seit jenen Tagen unbestritten behauptete.

Die Sache der Alliierten hatte diesmal das besondere Glück, zwei Feldherrn ersten Ranges zu besitzen, den Prinzen Eugen als Führer der habsburgischen Truppen, und den Herzog von Marlborough, John Churchill, der vermöge der Freundschaft seiner Frau mit der Königin Anna auch die englische Politik zu seiner Verfügung hatte. Auch an der Spitze der Reichstruppen

stand ein bewährter Feldherr, der Markgraf Ludwig von Baden, der gleich Prinz Eugen in den Türkenkriegen sich seinen großen Namen gemacht hatte, nun aber freilich gealtert war und den Krieg lieber hinter gedeckten Stellungen als in der offenen Feldschlacht führte. Auch auf französischer Seite befehligten tüchtige Feldherren, wie der Herzog von Vendome und der Marschall Villars, und neben diesen beiden der bayerische Kurfürst Max Emanuel, der sich ebenfalls schon in den Türkenkriegen, damals auf seiten des Kaisers, bewährt hatte. Seit 1692 von Spanien mit der Statthalterwürde in den Niederlanden bekleidet, war er dadurch, daß Ludwig ihm deren Erblichkeit zusagte, sowie durch die unter Kaiser Leopold I an den Tag getretene Verschärfung der alten habsburgischen Tendenzen zur Niederhaltung des wittelsbachischen Hauses auf Frankreichs Seite getrieben worden. Auch Max Emanuels Bruder Kurfürst Karl Clemens von Köln erneuerte die alte kölnische Verbindung mit Frankreich.

Diese französische Bundesgenossenschaft zweier hervorragender Reichsfürsten hatte zur Folge, daß wiederum der Rhein und Süddeutschland neben den Niederlanden einen der hauptsächlichen Kriegsschauplätze bildeten. Während sich im Jahr 1702 der Krieg auf diesen beiden Kriegsschauplätzen, dem in den Niederlanden sowohl wie dem am Rhein und Süddeutschland, um die Belagerung und Einnahme sowie den Wiederverlust einer Reihe fester Plätze gedreht hatte, gelang es im Mai 1703 den Franzosen unter Tallard, den Markgrafen von Baden aus den zwischen Rhein und Schwarzwald angelegten Stollhofer Linien zu verdrängen und sich bei Riedlingen mit dem bayerischen Kurfürsten zu vereinigen. Zugleich wurde von Italien her Marschall Vendome erwartet; um diesem die Hand zu reichen, drang Max Emanuel in Tirol vor. Im Inntal aufwärtsziehend gelangte er bis Innsbruck. Hier aber machte sich zum erstenmal etwas wie eine Volkserhebung geltend: ein Aufstand der Bevölkerung, bedenklich in diesem Gebirgsland, nötigte den Kurfürsten zum Rückzug und vereitelte jenen Plan. Doch besetzte Max Emanuel, nach einigen weiteren Erfolgen gegen

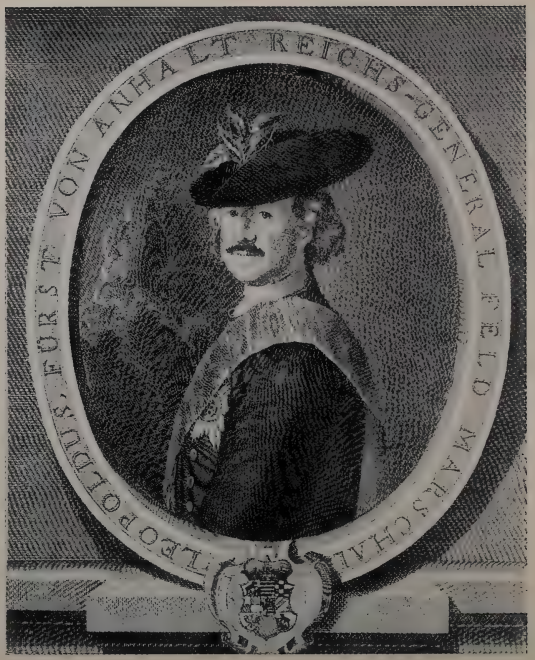
den Markgrafen, im Dezember Augsburg und am Oberrhein wurde noch Breisach und Landau durch Tallard genommen. In Italien führte an Stelle des Prinzen Eugen, der nach Wien an die Spitze des Hofkriegsrats berufen wurde, Guido Starhemberg das Kommando, konnte aber mit unzulänglichen Truppenkräften nichts Bedeutendes unternehmen: doch trat hier im November der Herzog Viktor Amadeus von Savoyen dem Bunde bei, ebenso kurz zuvor auch der König von Portugal. Außerdem war das Jahr wichtig durch die Abmachungen, die in Wien im September getroffen wurden. Leopold und der römische König, sein Sohn Joseph, traten ihre Ansprüche an die spanische Monarchie an den zweiten Sohn des Kaisers, Erzherzog Karl, ab, der nun selbst nach Portugal abging, um von da aus mit portugiesischen, englischen und holländischen Truppen sich sein spanisches Erbe zu erobern.

Hatte so das Jahr 1703 dem Kaiser wenig Erfolge gebracht, so begann auch das Jahr 1704 unglücklich für Österreich mit der Besetzung von Passau durch Max Emanuel, die eine unmittelbare Bedrohung der kaiserlichen Erbstaaten bedeutete. Zugleich machte den Österreichern ein Aufstand in Ungarn zu schaffen, der, von Frankreich heimlich mit Geld unterstützt, unter Führung des Fürsten von Siebenbürgen, Johann Ragoczy, sich lange hinzog. Ein Umschwung erfolgte erst, als das Kommando über die kaiserlichen Truppen in Süddeutschland der Prinz Eugen übernahm. Eine für die damaligen Entfernungen und Wege sehr kühne Konzeption wurde beschlossen, nämlich die Heranziehung der Armee des Herzogs von Marlborough aus den Niederlanden nach dem süddeutschen Kriegsschauplatz, ein Plan, auf den der englische Feldherr bereitwillig einging, und den er aufs glänzendste hinausführte. Von Mastricht aus nahm er seinen Weg über Köln, Koblenz, Trier, dann östlich nach Mainz, Heilbronn, Geislingen, und es gelang ihm, sich im Juni hier zunächst mit dem Oberbefehlshaber der Reichstruppen, Markgraf Ludwig von Baden, zu vereinigen. Am 12. hielten die drei Feldherrn, Prinz Eugen, Marlborough, Ludwig von Baden, eine Beratung zu Großheppach: mit zusammen etwa

Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden
Kupferstich von E. C. Heiß

Kurfürst Maximilian II Emanuel von Bayern
Kupferstich nach dem Gemälde von J. Vivien

Prinz Eugen von Savoyen
Kupferstich von B. Picart nach Gemälde von van Schuppen



Fürst Leopold I von Anhalt-Dessau
Kupferstich von Gg. Paul Busch nach Gemälde von Antoine Pesne

zweiundfünfzigtausend Mann zogen die beiden letzteren gegen Donauwörth und überfielen hier die Bayern, die unter ihrem Kurfürsten Stellung auf dem Schellenberg genommen hatten (2. Juli): die Bayern mußten nach Augsburg zurückweichen, doch konnte nicht verhindert werden, daß hier die französische Rheinarmee unter Tallard zu ihnen stieß. Andererseits führte aber auch Prinz Eugen vom Rhein her Verstärkungen herbei und vereinigte sich mit dem englischen Herzog; die beiden Feldherrn entledigten sich des Markgrafen, indem sie ihn zur Belagerung von Ingolstadt entließen, was seiner Neigung für Städtebelagerungen entsprach: und am 13. August erfochten nun Eugen und Marlborough den großen Sieg bei Höchstädt gegen den bayerischen Kurfürsten und den französischen Marschall Tallard, der selbst gefangen wurde: eine der glänzendsten Waffentaten dieses Kriegs. Der Verlust des feindlichen Heeres wird auf achtundzwanzigtausend, darunter über neuntausend Gefangene angegeben. Die Freude über die herrliche Viktoria der alliierten kaiserlichen und königlich englischen Waffen erweckte allenthalben in Deutschland patriotischen Aufschwung; der Sinn für die Ehre vaterländischer Waffen schien wieder erwacht. Der Sieg hatte aber auch weiter bedeutende Folgen: Max Emanuel mußte flüchtig sein Land verlassen, ebenso sein Bruder, der Kurfürst von Köln; die Sieger zogen ihm nach über den Rhein und gewannen auch hier weitere Lorbeeren. Das bayerische Land wurde in österreichische Verwaltung genommen und als feindliches Gebiet behandelt; ein Aufstand der oberbayerischen Bauern, die unter dem Rufe „Lieber bayerisch sterben als kaiserlich verderben", vor das von den Österreichern besetzte München rückten, mußte blutig niedergeschlagen werden. Das Gedächtnis an diese „Sendlinger Mordweihnacht" 1705 und an den riesenstarken „Schmied von Kochel" hat sich in Bayern lebendig erhalten.

Am 5. Mai 1705 war Kaiser Leopold nach einer siebenundvierzigjährigen Regierung verschieden. An Ereignissen fehlte es sicher in den langen Jahren dieses Regentenlebens nicht und er spielte die Kaiserrolle mit Anstand, würdig, pedantisch: große Re-

gententaten, tiefgehende Reformen darf man aber unter ihm weder im Reich noch in seinen Erblanden suchen. Mehr durfte man von seinem Nachfolger, Joseph I, erwarten, der geistig regsamer, begabter und wenn auch weniger fleißig in unfruchtbarer Geschäftigkeit als sein Vorgänger, für die höheren Aufgaben seiner Stellung offeneren Sinn und größeres Verständnis besaß. Er änderte sein Ministerium, doch geschah in diesem ersten Jahr der neuen Regierung außer der Behauptung der günstigen Stellung in Bayern nichts Bedeutendes.

An Ereignissen reicher war das Jahr 1706. Im April sprach der neue Kaiser feierlich die Acht über die beiden Wittelsbacher aus, was dann die reichsrechtliche Streitfrage hervorrief, ob der Kaiser ohne einen Beschluß der Kurfürsten zu diesem Akt befugt sei, der übrigens die Dinge ließ, wie sie waren. An drei Stellen geschahen bedeutungsvolle Entscheidungen, in Italien, in den Niederlanden und in Spanien, und eine Zeitlang drohte dem Bunde noch ein neuer Gegner und Ludwig ein Verbündeter zu erstehen: im Norden, wo der Gang des nordischen Kriegs den König von Schweden, Karl XII, auf deutschen Boden führte. In den Niederlanden erfocht Marlborough am 23. Mai den großen Sieg bei Ramillies, und die Städte Mecheln, Brüssel, Gent, Brügge fielen den Verbündeten in die Hände: auch hier wurde Karl III als König ausgerufen. In Italien wandelte sich die bis dahin für Österreichs Sache ungünstige Lage völlig. Prinz Eugen hatte den Befehl wieder übernommen, konnte aber während des Jahres 1705 nicht weiter als bis zur Adda gelangen: während des Sommers 1706 trafen Verstärkungen aus Deutschland ein, unter ihnen die Brandenburger unter dem jungen Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, der damals seinen Kriegsruhm begründete, und Eugen konnte die Offensive wieder aufnehmen. Es galt, den Herzog Amadeus zu entsetzen, der von den Franzosen in Turin eingeschlossen und belagert war. Durch einen seiner geschickten Märsche gelang es Eugen, die Belagerung aufzuheben, und es kam am 7. September 1706 hier bei Turin zu einer großen Schlacht gegen den Herzog von Orleans, in welcher die Franzosen aufs Haupt geschlagen wurden; sie mußten

Mailand und das ganze obere Italien aufgeben und Karl III wurde auch hier anerkannt.

Im Hauptland, um das es sich bei dem Kriege handelte, in Spanien, war seit 1704, wo Karl auf spanischem Boden anlangte, gekämpft worden; der alte Gegensatz zwischen Kastilien und Aragonien machte sich geltend. Aragonien, Katalonien, Valencia, die östlichen Provinzen also, waren für Karl und Barcelona ward für ihn erobert, dagegen stellte sich Kastilien auf Philipps Seite und ihm hatte Ludwig einen tüchtigen Feldherrn, den Marschall Berwick, zur Verfügung gestellt. Im Sommer 1706 drang ein englisches Heer von Portugal aus nach Madrid vor und Karl wurde auch hier als König ausgerufen. Allein dies Königtum hatte in dem Kernlande Spaniens keinen Boden: schon im Oktober kehrte Philipp nach der Hauptstadt zurück.

Nun erhob sich im Lager der Verbündeten aber die nicht unbegründete Sorge, daß Ludwig in dem König von Schweden ein Verbündeter erstehen könne und daß die beiden Kriege, der nordische und der spanische Erbfolgekrieg zusammenrinnen möchten. Dieser Teil der Geschichte des ersten Jahrzehnts des achtzehnten Jahrhunderts charakterisiert vielleicht am deutlichsten den schmählichen Zustand Deutschlands in dieser Zeit der fürstlichen Territorialsouveränität, die, indem sie nach fremden Kronen griff, das eigene Land dem Feinde öffnen mußte. Wir müssen in Kürze einen Blick auf den Verlauf dieses Krieges werfen. Karl XII enttäuschte seine Gegner, die leichtes Spiel mit seiner Jugend zu haben glaubten, und schwächte die gegen ihn gerichtete Koalition gleich zu Anfang des Krieges durch sein rasches und entschlossenes Handeln gegen Dänemark, das er durch einen glücklichen Einfall in Seeland am 18. August 1700 zum Frieden von Travendal und damit zum Rücktritt von dem russisch-polnischen Bündnis zwang. Darnach hatte er sich gegen seine beiden anderen Gegner gewendet; durch den Sieg bei Narwa und die Kapitulation des russischen Heeres gelang es ihm, den einen, russischen, für einige Zeit unschädlich zu machen; er verfolgte aber zu seinem Unglück diesen Sieg gegen den Zar Peter

zunächst nicht, sondern er gab seinem Hasse gegen den sächsischen Kurfürsten und König von Polen Raum und wandte sich nach Polen. Die glorreiche polnische Republik erklärte sich in diesem Krieg ihres Königs, der in ihrem Lande spielte, für neutral, dieser mußte die polnische Sache mit dem Blute seiner Sachsen führen. Nachdem der Schwedenkönig sich in Polen zum Herrn gemacht und einen polnischen Magnaten Stanislaus Lescinski zum König hatte wählen lassen, wandte er sich, um seine Rache an August vollständig zu machen und ihn zur Anerkennung seiner eigenen Entsetzung und der Erhebung des schwedischen Schützlings zu zwingen, nach Deutschland. Ohne sich um Kaiser und Reich zu kümmern, bezog er in Sachsen mit seinem Heer Winterquartiere, ließ seine Soldaten auf Kosten des Landes sich erholen, und erweckte, nachdem er schon 1706 durch den seinem Feinde auf Schloß Altranstädt bei Leipzig diktierten Frieden diesen gedemütigt hatte, die Besorgnis, daß er, woran ihn im Augenblick niemand hindern konnte, in Schlesien einrücken und gegen Wien marschieren werde. Ein kaiserlicher Gesandter und im Frühjahr 1707 der Herzog von Marlborough persönlich erprobten ihr diplomatisches Talent an dem eigensinnigen und starrköpfigen Manne: indes ein Eingreifen in den westlichen Krieg und eine Verbindung mit Ludwig lag nicht in der Absicht Karls XII. Die drohende Nähe der Schweden hatte sogar eine günstige Folge, indem sie die unsinnige habsburgische Religionspolitik in den Erblanden einige Zeit zum Stillstand und den Protestanten in Schlesien einige Erleichterung brachte.

Das Jahr 1707 verlief ohne besondere Ereignisse, außer einer verfehlten Unternehmung gegen Toulon, vor welche Stadt sich eine holländisch-englische Flotte legte und gegen die von Italien her Eugen ein Heer führte. Nicht an dieser Stelle ist Frankreich verwundbar: Eugen mußte, ohne einen Erfolg errungen zu haben, wieder zurückgehen. In Deutschland hatte Markgraf Ludwig von Baden 1706 den Oberbefehl niedergelegt, nachdem er in einem Schreiben vom 30. April dem Kaiser seine Lage dahin geschildert hatte, daß er „ohne Armee, ohne Geld, ohne Proviant, ohne alle

übrigen Requisiten" gelassen sei. Schon am 4. Januar 1707 war er in seinem Schlosse zu Rastatt gestorben. Sein Nachfolger, Markgraf Christian von Bayreuth, konnte das Befestigungswerk der Stollhofer Linien gegen Marschall Villars nicht halten: Villars drang bis Stuttgart und brandschatzte den fränkischen und schwäbischen Kreis, bis ein fähigerer Führer, der Kurfürst Ernst Georg von Hannover, den Markgrafen ersetzte. Villars bezog hiernach die Winterquartiere wieder am linken Ufer des Rheins.

Allmählich dämmerte Ludwig die Erkenntnis, daß er den Gedanken einer französischen Universalmonarchie nicht würde hinausführen können und daß die Kräfte der Gegner und insbesondere Deutschlands schwerer zu erschöpfen seien als die seinigen, und das Jahr 1708 förderte diese Erkenntnis. In dieses fällt ein merkwürdiges Ereignis, die Besetzung Roms durch die verbündeten kaiserlichen und brandenburgischen Truppen, ein Ereignis, das an den sacco di Roma durch die Landsknechte Frundsbergs im Jahre 1527 erinnert: die gut katholischen Leiter der habsburgischen Politik hielten es für nötig, gegen den franzosenfreundlichen Papst Clemens XI eine Demonstration auszuführen. Sie erzielte die beabsichtigte Wirkung, ohne daß es zu einer neuen Plünderung Roms kommen mußte; der Papst änderte seine Politik. Schlimmer für Ludwig aber war, was sich in den Niederlanden begab. Hier errangen am 11. Juli Marlborough und der von der Mosel herbei- und seinem Heere vorangeeilte Prinz Eugen bei Oudenarde an der Schelde gegen das letzte große Heer des französischen Königs, das der Herzog von Vendome und ein Prinz von Geblüt, der Herzog von Bourgogne, führten, einen großen Sieg. Sie schritten dann zur Belagerung des wichtigsten Platzes in der Festungsreihe an der französischen Grenze, des Meisterwerkes des großen Ingenieurs Vauban, Lille, das im Dezember desselben Jahres nach langer und rühmlicher Verteidigung kapitulieren mußte. Der furchtbar strenge Winter 1708/9, der die Erntehoffnungen für das folgende Jahr drückte, die Stimmung der Bevölkerungen, die Schwierigkeit, die Mittel zu einem neuen Feldzug aufzubringen, machten den stolzen

Eroberer der früheren Jahre nach Frieden begierig. In der Tat stand hier an der Nordgrenze, der verwundbarsten Stelle seit dem Fall von Lille, den Verbündeten der Weg nach Frankreich offen. Ludwig schickte seinen Gesandten nach dem Haag und machte in der Hoffnung, die Verbündeten zu trennen, weitgehende Anerbietungen. Aber man gewährte sich hier zunächst die Genugtuung maßlosen Forderns: Überlassung der ganzen spanischen Monarchie an den Erzherzog und Mitwirkung Ludwigs bei der Verdrängung seines Enkels König Philipp; Herausgabe früherer Eroberungen wie Straßburg und Luxemburg. So wurde der Krieg fortgesetzt, mit matteren Kräften: zur Ausführung des großen Planes, nunmehr von drei Seiten in Frankreich einzudringen, kam es nicht. Die Reichsarmee am Rhein, zweiundzwanzigtausend Mann, unter dem Kurfürsten von Hannover, der verstimmt war, daß ihm keine Gelegenheit gegeben wurde, die kriegerischen Talente zu zeigen, die er sich zutraute, wie die Kaiserlichen unter Mercy richteten nichts aus und erst am 11. September in den Niederlanden folgte bei Malplaquet im Hennegau ein neuer Sieg der beiden großen Feldherren in der blutigsten Schlacht des Krieges, deren Opfer man auf die ungeheure Zahl von zweiundvierzigtausend Toten und Verwundeten berechnete; am 20. Oktober 1709 folgte alsdann noch die Eroberung von Mons. Das Verlangen nach Beendigung des Krieges ward dringender und die förmlichen Unterhandlungen wurden im folgenden Jahre 1710 zu Gertruidenburg aufgenommen. Der König von Frankreich kam im Mai sehr weit entgegen: er nahm die Bedingungen der Verbündeten an und bot selbst Subsidien zur Durchführung des Friedens, das hieß zur Verdrängung seines Enkels, für den er nur wie eine Art Almosen oder Abfindung den Besitz von Sizilien verlangte. Allein von seiten der Verbündeten bestand man auf wirklicher Kooperation — doch wohl nicht bloß aus Rachegefühl und Schadenfreude darüber, den Herrscher, der so lange der Zwingherr in Europa gewesen, so weit gebracht zu sehen, sondern, wie geltend gemacht wird, weil man besorgte, daß Ludwig die Zeit, die man brauchen würde, seinen

Enkel in Spanien zu zwingen, benützen könnte, um sich einigermaßen zu erholen und dann den Krieg wieder aufzunehmen. Genug, an dieser Bedingung scheiterte das Friedenswerk und Ludwig hatte richtig gerechnet, daß in dieser Sache, welche in der Tat die Ehre nicht nur des Hauses Bourbon, sondern auch Frankreichs betraf, die französische Nation ihn nicht im Stich lassen werde. Gestützt auf dieses nationale Ehrgefühl, das sich vernehmlich kundgab, nahm er den Krieg im Felde noch einmal auf.

In den Niederlanden und am Rhein wurde dieser erneuerte Krieg stockend geführt, auch jetzt unterblieb der Einmarsch in Frankreich. Aus Spanien lauteten die Nachrichten anfangs günstig; noch zwei Siege Starhembergs bei Almanara im Juli und bei Saragossa im August; am 28. September konnte Karl III in Madrid einziehen: allein noch ehe das Jahr um war, trat ein Umschwung ein. Ludwig hatte seinem Enkel den fähigsten seiner Generale, Vendome, überlassen, Karl III hatte keinen Boden bei der altkastilischen Bevölkerung, die, der Lage der Welt unkundig, mit Ingrimm die ketzerischen Elemente in seinem Heere sah; die Stellung in Madrid ließ sich nicht halten und beim Zurückgehen erlitten die Verbündeten schwere Niederlagen: zuerst am 9. die Engländer bei Brihuega, die sie zu kapitulieren zwang, dann am 10. die Österreicher unter Starhemberg bei Villaviciosa, nach rühmlichem Kampfe. Am Ende des Jahres war Karl wieder auf Barcelona beschränkt.

Übler noch hatten sich an anderer Stelle die Dinge für das Haus Habsburg gestaltet, in England. Die Königin Anna hatte seither ganz unter dem Einfluß des Ehepaars Marlborough gestanden. Mit der Lady Marlborough pflegte sie ein Verhältnis intimster Freundschaft. Marlborough verdankte diesem Umstande nicht weniger als seinen Siegen und glänzenden Eigenschaften eine Stellung, die fast über die eines Untertans hinausging, und die den Whigs und der Kriegspartei, auf die er sich stützte, alle die Jahre her die Leitung der Geschäfte und den überwiegenden Einfluß im Parlament und Volk verbürgte. Allein auch die andere Partei, die Tories, erfreute sich mächtiger Anhänger und der Krieg wurde

allmählich dem Volke lästig; die Königin selbst, eine Stuart, war heimlich dem Prätendenten aus ihrem Hause zugeneigt, der sich Jakob III nannte. Im Mai trat eine Änderung im Ministerium ein und im Palast selbst kam es zu einer lebhaften Szene. Die Lady Marlborough, ein hochmütiges und herrschsüchtiges Weib, wußte sich nicht zu bezähmen, als die Königin begann, ihrer überdrüssig zu werden; der Herzog, ihr Gemahl, ward abgerufen und die Parlamentswahlen von 1710 fielen zugunsten der Tories und der Friedenspartei aus. Die neue englische Tory-Regierung begann nun, ohne die Verbündeten zu fragen, mit Frankreich zu unterhandeln.

Das entscheidende Ereignis, das die ganze Voraussetzung der großen Allianz änderte, trat im April 1711 ein. Diese Allianz war geschlossen worden im Interesse des europäischen Gleichgewichts, gegen die drohende Übermacht Frankreichs, eines Staates, dem der Zuwachs des spanischen Erbes in irgend einer Form eine Tyrannenstellung in Europa geben mußte. Nun starb am 17. jenes Monats Kaiser Joseph I im Alter von fünfunddreißig Jahren. Er hinterließ nur Töchter, keinen Sohn: der unangefochtene Erbe in den Erblanden, auch in Ungarn, wo man mittlerweile mit den Rebellen fertig geworden war, war sein Bruder Karl, und auch die Erwählung zum römischen Kaiser war diesem sicher. Die Nachricht vom Tode seines Bruders traf ihn noch in Barcelona, die Königin-Mutter übernahm einstweilen die Regentschaft, und die Kaiserwahl, ein unter den obwaltenden Umständen besonders wichtiger Akt, ging leicht und ohne Gegenkandidaten vonstatten. Kurbrandenburg war im voraus gewonnen, die einzigen von den Kurfürsten, die auf der feindlichen Seite standen, die beiden Wittelsbacher, waren geächtet, die böhmische Stimme führte Habsburg selbst und so wurde Karl III von Spanien als Kaiser Karl VI am 12. Oktober gewählt und im Dezember gekrönt (1711—1740). Man konnte nun sagen, daß jetzt eben das eingetreten sei, was der Krieg und die große Allianz hatte abwenden sollen, das unverhältnismäßige Anschwellen der Macht eines Hauses: Karl VI, wenn ihm auch noch Spanien zufiel,

Kaiser Josef I
Kupferstich von Stephan Mayrstetter

Kaiser Karl VI
Kupferstich von Christoph. Weigel

hätte in der Tat ein Herrschaftsgebiet vereinigt, das noch weit über das Imperium Karls V im sechzehnten Jahrhundert hinausgegangen wäre. Es scheint indes nicht, daß diese Erwägung bei der neuen Wendung der Politik Englands den Ausschlag gegeben habe: die englische Regierung war ohnehin entschlossen, die seitherige Politik zu verlassen und ihre Verbündeten preiszugeben. Im September verständigte sie sich mit Frankreich über Friedenspräliminarien: ewige Trennung von Frankreich und Spanien, Anerkennung der protestantischen Erbfolge in England, Anerkennung Philipps V in Spanien, Aufteilung der Nebenlande in Gemäßheit der dem Kriege vorausgegangenen Teilungsverträge. Auch die Generalstaaten waren des Krieges müde: der Besuch, den Prinz Eugen im Januar 1712 in London machte, änderte nichts, so verbindlich man den großen Feldherrn behandelte. Es wurde ein Friedenskongreß nach Utrecht berufen und am 29. Januar eröffnet.

Die Trennung Englands von der Allianz, die in einem Waffenstillstand der beiden Staaten schon ihren Ausdruck gefunden hatte, beherrschte die Lage. Die Friedensverhandlungen nahmen bei der großen Zahl der dabei interessierten Staaten einen langsamen Gang, doch war man seit dem westfälischen Frieden in der Erledigung solcher Geschäfte immerhin etwas weiter gekommen und in verhältnismäßig rascher Folge, in der Zeit vom 11. April 1713 bis zum 6. Februar 1714, kamen die Verträge zwischen Frankreich und Spanien einerseits und England, Holland, Preußen, Savoyen und Portugal andererseits zustande, welche man unter dem Namen des Utrechter Friedens zusammenfaßt. Das weltgeschichtliche Datum gibt der 11. April und das Jahr 1713. Die wesentlichen Bestimmungen des Friedensschlusses, welche auch in einer deutschen Geschichte nicht unerwähnt bleiben dürfen, so entlegene Länder und Interessen sie zum Teil betrafen, waren: König Philipp ward als König von Spanien und Indien anerkannt, verzichtete aber für sich und seine Nachkommen auf die Succession in Frankreich, sein Bruder auf die in Spanien. Frankreich tritt an England einen Teil seiner Besitzungen in Nordamerika — Neuschottland,

Neufundland und die Hudsonsbai — ab, England behält ferner das im Jahre 1704 während des Krieges durch einen glücklichen Handstreich des in seinen Diensten stehenden Prinzen Georg von Hessen-Darmstadt gewonnene Gibraltar und die Insel Minorka; die Erbfolge des Hauses Hannover in England sowie das brandenburg-preußische Königtum werden von Spanien und Frankreich anerkannt, ersteres stimmt auch der Abtretung des spanischen Anteils der Landschaft Geldern an Preußen zu; Sizilien tritt Spanien an den Herzog von Savoyen ab, der den Königstitel annimmt und im Falle des Aussterbens der spanischen Bourbonen ein Erbrecht auf die spanische Krone hat; Holland endlich erhält eine Barrière, d. h. das Besatzungsrecht in einer Anzahl von Grenzstädten.

Der Kaiser mit dem Reich fügte sich noch nicht. Er glaubte, obwohl ihm die Aussicht auf die spanische Krone und die Herrschaft in einem halbbankerotten Staat nicht verlockend gewesen war, jetzt, wo es zu spät war, den Krieg allein fortsetzen zu können. Am Rhein operierten der Prinz Eugen und der Marschall Villars gegeneinander, ohne sich viel Schaden zu tun. Im November 1713 aber trafen sie sich in Rastatt und im März 1714 wurde hier der Friede zwischen Frankreich und dem Kaiser unterzeichnet, der am 7. September zu Baden in der Schweiz durch ein Friedensinstrument zwischen Frankreich und dem Reich ergänzt wurde. Die beiden geächteten Wittelsbacher Max Emanuel und Clemens Joseph wurden in ihre Rechte wieder eingesetzt, von der großen spanischen Erbschaft blieben dem Kaiser die spanischen Niederlande, Mailand, die Insel Sardinien und das Königreich Neapel.

Das Ergebnis des zwölfjährigen Krieges war für Deutschland doch insofern nicht ungünstig, als die schwerlastende Übermacht Ludwigs und Frankreichs tatsächlich und bei der Erschöpfung dieses Landes auf längere Zeit gebrochen war. Deutschland erhielt Breisach, Kehl und Freiburg zurück: Straßburg blieb, weil man den rechten Augenblick nicht ergriffen hatte, französisch und auch die schändliche Religionsklausel des Ryswiker Friedens blieb.

4. Das preußische Königtum. Friedrich I und Friedrich Wilhelm I.

Ludwig XIV starb bald nach dem Abschluß des Friedens, am 1. September 1715, siebenundsiebzig Jahre alt. Der Name dieses sehr tätigen und bedeutenden Herrschers hat bei unserem Volke einen üblen Klang: er gilt als der Vertreter französischer Ehrsucht, die sich auf Kosten seiner Nachbarn und besonders Deutschlands zu befriedigen suchte und die Begriffe und Anmaßungen dieser Ehrsucht aller Folgezeit vererbt hat. Aber auch wenn man einen höheren Standpunkt der Betrachtung, den allgemeinen, europäischen, weltgeschichtlichen einnimmt, kann das Urteil nicht viel günstiger lauten und der Name des Großen, den ihm die zeitgenössische Schmeichelei gab, hat sich nicht behauptet. Er hat unzweifelhaft Frankreich gut regiert und glänzend vertreten, aber doch nur in einem sehr äußerlichen Sinn, und ein ideenarmer Geist wie er war, hat er nichts von Freiheit und ihren Kräften verstanden, in verächtlicher Bigotterie fast wie in Spanien den glimmenden Docht des selbständigen religiösen Denkens zertreten und damit auch die Anregungen in Literatur und Kunst, die von seiner Regierung ausgingen oder mit ihr zusammenhingen, unfruchtbar gemacht oder mindestens für die Menschheit im ganzen ihre Wirksamkeit geschmälert und gefälscht. Ludwigs Nachfolger konnten, abgesehen davon, daß sie persönlich dazu nicht geeignet waren, schon wegen des wirtschaftlichen Niederganges, den Frankreich durch Ludwigs XIV Eroberungspolitik erlitten hatte, nicht im entferntesten daran denken, diese wieder aufzunehmen.

Der Tod hatte furchtbar in der Umgebung und Familie des stolzen und lange Zeit glücklichen Königs Ernte gehalten. Der Dauphin, dessen Sohn, der Herzog von Bourgogne, und zwei von

dessen Söhnen waren rasch nacheinander hinweggerafft worden: für den Thron blieb nur ein Urenkel, Ludwig XV, übrig, und die Regentschaft fiel an den Herzog Philipp von Orleans, der andere Wege einschlug: als Ludwig XV im Jahre 1723 mündig geworden war, fand er an dem dreiundsiebzigjährigen Bischof Fleury einen Staatsmann, der die Geschäfte mit Mäßigung und in einem dem Frieden günstigen Sinne leitete.

Zu gleicher Zeit, wo im Utrechter Frieden dem Umsichgreifen der französischen Macht ein Ziel gesetzt wurde, hatten die Dinge im Norden und Osten Deutschlands eine Wendung genommen, durch welche die schwedische Macht, einst im dreißigjährigen Kriege und längere Zeit darnach die Bundesgenossin Frankreichs, und dadurch zu einer Höhe gestiegen, die außer Verhältnis zur geographischen Lage und den sonstigen Bedingungen des Landes stand, in ihre natürlichen Schranken zurückgedämmt und den staatlichen Machtverhältnissen an diesen seinen nördlichen und östlichen Grenzen eine neue Gestalt gegeben wurde. Der abenteuerliche nordische Held Karl XII hatte sich nach dem Frieden von Altranstädt gegen Rußland gewendet, nach unfruchtbaren Siegen in einem kopflos unternommenen und hartnäckig fortgesetzten Kriege hatte sein Heer am 27. Juni 1709 bei Pultawa in der Ukraine tief im Herzen des unwirtlichen Rußlands die Katastrophe ereilt. Er selbst hatte auf der Flucht die türkische Grenze erreicht, hatte dann zu Bender in Bessarabien seine Zeit hingebracht, damit beschäftigt, die Pforte zum Krieg gegen Rußland aufzustürmen, was auch für kurze Zeit gelang: aber die Pforte machte Frieden und bemühte sich ohne Erfolg, sich des nachgerade mehr als lästigen Gastes zu entledigen. Endlich erhielt er die Nachricht, daß man in Stockholm an die Bestellung eines Reichsverwesers denke: nun erst, im November 1714, kehrte er in einem ununterbrochenen Ritt von sechzehn Tagen nach Schweden zurück und nahm hier sofort den Krieg gegen Preußen, Hannover, Dänemark auf, deren Truppen inzwischen in die durch ihre Verabredung im sogenannten Haager Konzert für neutral erklärten, auf deutschem Boden liegenden Ge-

biete Schwedens eingerückt waren. Doch war Karl nicht mehr imstande, dem Kriege eine Wendung zu Schwedens Vorteil zu geben. Noch im Jahre 1713 kapitulierte die Festung Tönningen an der Westküste Schleswigs; 1715, am 21. Dezember, Stralsund; 1718 schloß Karl mit dem Zaren von Rußland, den er durch seinen unsinnigen Krieg selbst groß gemacht hatte, einen ungünstigen Waffenstillstand und am 11. Dezember traf ihn eines Abends von der norwegischen Festung Frederikshald aus, vor der er lag, eine Kugel, die diesem verkehrten und verderblichen Regentenleben ein Ende machte.

Der Friede ward jetzt durch eine Reihe von Verträgen hergestellt, die für Deutschland nach dieser Seite eine wesentlich neue Situation schufen: der Friede von Stockholm vom November 1719, zwischen Schweden und Hannover abgeschlossen, dessen Kurfürst nach dem Ableben der Königin Anna auch König von Großbritannien geworden war — Georg I —, gab das Herzogtum Bremen und Verden an Hannover; ein zweiter Friede von Stockholm, am 21. Januar 1720 zwischen Schweden und Preußen vereinbart, gab Stettin und den Distrikt zwischen Oder und Peene mit Usedom und Wollin an Preußen, so daß also von dem vorpommerschen Gebiet, um das der Große Kurfürst so heiß gestritten hatte, nur noch Greifswald, Stralsund und die Insel Rügen in schwedischen Händen bis auf weiteres verblieben. Der Friedensschluß von Friedrichsburg zwischen Dänemark und Schweden vom 3. Juli 1720 berührte Deutschland nicht weiter, und auch über die ausgleichenden Geldzahlungen können wir hinweggehen, welche die einzelnen Mächte für den Landgewinn an Schweden vergüteten und die freilich für die seit Karls Tode regierende Aristokratie keine unwichtige Sache waren. Der letzte dieser Friedensschlüsse war der zu Nystad am 10. September 1721 zwischen Schweden und Rußland vereinbarte: durch ihn erhielt Rußland die seinerzeit von Schweden den Polen abgenommenen Provinzen an der Ostsee, Ingermanland, Livland und Esthland. Dieser Friede war allerdings für das gesamte Europa insofern von größter Bedeutung, als Zar Peter — Peter der Große —, der das große Russenreich durch seine Reformen im

Innern dem westeuropäischen Kulturleben näher zu bringen beflissen war, nunmehr sein Reich auch räumlich diesem europäischen Leben näher rückte, indem er seine Grenzen bis zur Ostsee vorschob. Noch während des Krieges hatte er auf damals noch schwedischem Boden die neue Hauptstadt gegründet, der er seinen Namen gab, St. Petersburg, — eine neue, und wenn man die älteren Hauptstädte Nowgorod, Kiew, Moskau mitberücksichtigt, die vierte große Station in der Geschichte der Entwicklung dieser russischen Welt.

Die nächsten Jahrzehnte nach Herstellung des Friedens bis zum Tode des Kaisers Karl VI sind ausgefüllt mit einer Reihe von politischen Verwicklungen oder, wie unsere heutige Zeitungssprache es ausdrückt, Fragen: der spanisch-italienischen, türkischen, polnischen und anderen, die bei der engen Verbindung der europäischen Staaten und den ineinander verflochtenen Interessen einzelner der deutschen Fürstenhäuser, des österreichischen, hannöverischen, sächsischen, auch für Deutschland ein großes mittelbares, aber doch nur ein mäßiges unmittelbares Interesse hatten und für die deutschen Bevölkerungen wenig oder nichts bedeuteten. Die Regierung Kaiser Karls VI, der sich ungern in die Bestimmungen der Friedensschlüsse gefügt hatte und noch geraume Zeit den Bourbon auf dem spanischen Thron nicht anerkannte, war allerdings in allen diesen Fragen direkt beteiligt; für das Haus Habsburg waren sie wichtig, für Deutschland hatten sie nur mäßige Bedeutung. Kaiser Karl hatte in den Kriegen, die für ihn geführt worden waren, auch selbst eine tätige Rolle gespielt und die Welt gesehen. Aber er war ein Mann von gewöhnlichem Geist, ohne höhere Gesichtspunkte, und hatte aus Spanien eine Gesellschaft von vornehmen Herren mitgebracht, denen er zum Ärger des deutschen Hochadels großen Einfluß gestattete. Auch das enge und steife Wesen hatte er im Gegensatz zu seinem umgänglicheren und beweglicheren Vorgänger Joseph I aus Spanien importiert. Er war bestrebt, im Reich das kaiserliche Ansehen wenigstens äußerlich mehr zur Geltung zu bringen, was ihm zumal gegenüber dem Glanze oder der Machtstellung notwendig erschien, welche die neu erlangte Königswürde den Häusern von Hannover,

von Sachsen und vor allem von Brandenburg verschafft hatte; namentlich gegen Brandenburg richtete sich das längst rege Mißtrauen seiner Räte. Das wittelsbachische Haus machte seinen Frieden mit dem Kaiser, ohne jedoch seine geheime Verbindung mit Frankreich aufzugeben: Max Emanuel kehrte im April 1715 nach Bayern zurück. An Streitigkeiten und ungelösten Fragen innerhalb des Deutschen Reiches konnte es niemals fehlen, wie etwa die war, ob Sachsen, nachdem der Kurfürst katholisch geworden, noch das Direktorium des Corpus Evangelicorum am Reichstag führen könne. Hier am Reichstag hörten die widerwärtigen konfessionellen Schikanen nicht auf, wenn sie auch keine Kriege mehr entzündeten und nur in zweiter Reihe, sofern sie zugleich Machtfragen waren, Bedeutung hatten.

Ausschließlich dynastische Gesichtspunkte waren für die Politik Karls VI bestimmend. Schon seit 1713 beherrschte sie vor allem der Gedanke an die Nachfolge in den habsburgischen Landen: denn der Knabe, den ihm seine Gemahlin geboren, nachdem ein englisches Schiff sie glücklich aus Spanien zurückgebracht hatte, wohin sie ihm tapfer gefolgt war, starb nach wenigen Monaten und es kamen nur noch Töchter, von denen die 1717 geborene Maria Theresia die älteste war. Karl hatte eine feierliche Erklärung der Erbfolgeverhältnisse in den österreichischen Staaten, eine sogenannte „pragmatische Sanktion", aufgerichtet, die außer der Unteilbarkeit der Monarchie verfügte, daß die Thronfolge, im Falle ihm kein Sohn geboren würde, an seine Töchter und deren Deszendenz und nur im Falle von deren kinderlosem Absterben an die Töchter seines älteren Bruders Joseph I und deren Deszendenz kommen sollte, und 1720 hatten die Stände von Österreich und Böhmen, 1722 auch der ungarische und siebenbürgische Landtag dieser Verfügung zugestimmt. Fortan bildete die Anerkennung dieser Akte in allen europäischen Verwicklungen des Kaisers eines der allerwichtigsten, ja das fast allein ausschlaggebende Moment.

Das zeigte sich sofort, als von Spanien Versuche gemacht wurden, wieder in Italien Boden zu gewinnen. Die zweite Ge-

mahlin Philipps, Elisabeth von Parma, war eine ehrgeizige Frau: mit Hilfe eines Günstlings, des Kardinals Alberoni, suchte sie den momentanen Aufschwung, den das Land unter der neuen Dynastie zeigte, dazu auszunutzen, ihrem Sohne, dem Infanten Carlos, eine Ausstattung in Italien zu verschaffen. Mit genialer Keckheit wob Alberoni ein weitläufiges Intrigennetz, entsandte 1717 spanische Expeditionen nach Sardinien und Sizilien und ließ die beiden Inseln für Spanien in Besitz nehmen. Zur Abwehr dieser abenteuerlichen Friedensstörung bildete sich eine Tripelallianz — des Kaisers, Englands und Frankreichs —, die durch den Beitritt Hollands zur Quadrupelallianz wurde: sie führte schon 1719 zum Sturz Alberonis und 1720 zum Nachgeben Philipps und zur Modifikation des Utrechter Vertrages in der Weise, daß Sizilien an den Kaiser, Sardinien aber an Viktor Amadeus II kam, welch letzterer fortan den Titel eines Königs von Sardinien trug. Die Pläne der Königin Elisabeth ruhten aber noch nicht; sie setzte für ihren Sohn, den spanischen Infanten Carlos, weiterhin Himmel und Erde in Bewegung, um ihm Parma zu verschaffen, und dabei half ihr ein anderer abenteuernder spanischer Staatsmann Baron Ripperda. Er vermittelte eine Allianz zwischen den Höfen von Madrid und von Wien, die dann ein Gegenbündnis Frankreichs und Englands zur Folge hatte, dem auch Preußen durch den Vertrag von Herrenhausen (3. September 1725), Holland, Dänemark und Schweden beitraten. Bayern, das, wie erwähnt, seinen Frieden mit dem Kaiser gemacht hatte, trat dem kaiserlichen und spanischen Bündnis bei, im gleichen Jahre 1726 kehrte Preußen, dessen König ungern von der traditionellen Politik des hohenzollernschen Hauses sich entfernte, in dem Vertrag von Wusterhausen wieder auf die kaiserliche Seite zurück. Der Kaiser erreichte schließlich seinen Zweck, indem er die Gewährleistung seiner pragmatischen Sanktion durchsetzte, und der spanische Infant Carlos erhielt wirklich die ersehnte Ausstattung in Italien; nur der König von Preußen, der die Anerkennung seiner Erbfolge in Jülich-Berg nach dem bevorstehenden Aussterben des pfälzisch-neuburgischen Hauses anstrebte, wurde vom Kaiser mit leeren Worten abgespeist.

Eine wichtigere Angelegenheit tauchte seit 1733 auf, die polnische Erbfolgefrage, die mit dem Tode des sächsischen Kurfürsten, König August II von Polen, aufging. Dieser hatte mit dem Bestreben, die königliche Macht in dieser chaotischen Adelsrepublik zu stärken, wenig Glück gehabt. Zuerst hatte ihn der unglückliche Angriffskrieg gegen Schweden im Bunde mit Dänemark und dem Zaren die mit einem so schweren Opfer in Deutschland erkaufte Krone selbst gekostet; nach der Schlacht bei Pultawa, 1709, hatte er den Krieg um sein polnisches Königtum wieder aufgenommen. Der Schützling Karls XII, der Gegenkönig Stanislaus Leszinski, war flüchtig geworden und lebte in sehr mäßigen Verhältnissen auf deutschem Boden, zuerst in Zweibrücken, dann im Elsaß. In einem Abkommen zwischen Schweden und Polen 1729 war ihm der königliche Titel und eine Entschädigung, ein Almosen, von einer Million Reichstalern zugefallen. Dann aber hatte ihm auf wunderbare Weise das Glück gelächelt: der Herzog von Bourbon-Condé, der in Frankreich nach dem Ableben Philipps von Orleans die Regentschaft führte, hatte Stanislaus' Tochter Maria als eine passende Gemahlin für seinen jungen König Ludwig XV ausersehen, nachdem die diesem ursprünglich bestimmte spanische Infantin bei einer der vielen Krümmungen der Politik jener Tage auf eine fast brüske Weise nach Spanien zurückgeschickt worden war. Jetzt, nach Augusts II Tod, wurde Stanislaus auch selbst wieder eine politische Figur: er war der französischen Partei ein passender Kandidat für den polnischen Königsthron. Ihm gegenüber stand eine sächsische Kandidatur, die Augusts III, des Kurfürsten von Sachsen, und dieser gewann Karl VI für sich, da er dem Kaiser seine pragmatische Sanktion zu garantieren sich bereitwillig zeigte: am 19. August 1733 schloß August III mit Karl VI und zugleich mit Rußland einen Vertrag ab. Dies führte im Oktober jenes Jahres zu einer Kriegserklärung Frankreichs im Verein mit Spanien und Sardinien gegen den Kaiser; in der Tat marschierten die Heere am Rhein, in Italien und in Polen feindlich gegeneinander. Die Entscheidung fiel in Polen, das von den Sachsen und Russen

für den von der sächsischen Partei erwählten König August III besetzt wurde, ehe Stanislaus erschien. Am 7. Juli 1734 ward Danzig erobert und nun wurde Stanislaus abermals flüchtig; am Rhein, wo der Prinz Eugen zum letzten Male kommandierte, und in Italien kam es zu keinen großen Entscheidungen, da der Kaiser und Frankreich wenig Lust und im Grunde auch wenig Interesse an einem neuen kostspieligen Kriege hatten. Man verständigte sich, Oktober 1735, auf Präliminarien in Wien, aus denen dann, erst am 18. November 1738, der definitive Friede zwischen dem Kaiser und Frankreich hervorging, dem 1739 auch Spanien, Sardinien und Sizilien beitraten.

Dieser Wiener Friede berührt allerdings auch Deutschland unmittelbar. Einige der Bedingungen dieses Friedens, wie die neue Verteilung der Provinzen — Abtretung von Neapel und Sizilien an den bourbonischen Infanten Don Carlos, wofür der Kaiser Parma und Piacenza eintauschte —, betrafen nur die europäische Stellung der Casa d'Austria. Eine andere von diesen Bedingungen aber bewies deutlich genug, wie unbedenklich das habsburgische Haus das deutsche Interesse seinem Hausinteresse opferte. Der Schwiegervater des französischen Königs, der Exkönig von Polen, sollte für dieses sein Königtum im Monde mit dem Herzogtum Lothringen entschädigt werden und nach seinem Tode sollte dieses uralte deutsche Reichsland ohne weiteres an Frankreich fallen, das freilich schon seit Jahrhunderten seine begehrlichen Hände darnach ausstreckte. Der rechtmäßige Besitzer, Herzog Franz Stephan von Lothringen, war seit Februar 1736 der Schwiegersohn des Kaisers, der Gemahl seiner Tochter Maria Theresia, und sollte nach dem Tode des letzten Großherzogs aus dem mediceischen Hause für den Verlust seines Stammlandes mit Toskana entschädigt werden. Und diese Lösung wurde am 19. Mai 1736 von dem Reichstag in einem Gutachten mit einem alleruntertänigsten Dank an den Kaiser für die nun „abermals preiswürdig gezeigte Reichs-Väterliche Sorgfalt und Fürsichtigkeit" anerkannt. Die pragmatische Sanktion, die Erbfolgeordnung für den habsburgischen

Besitz, wurde aber nun auch von Frankreich dem Kaiser garantiert: der Prinz Eugen, der in jenem Jahr 1736 starb, hatte freilich gemeint, daß die beste Garantie für dieses Pergament eine gute Armee von hunderttausend Mann sei.

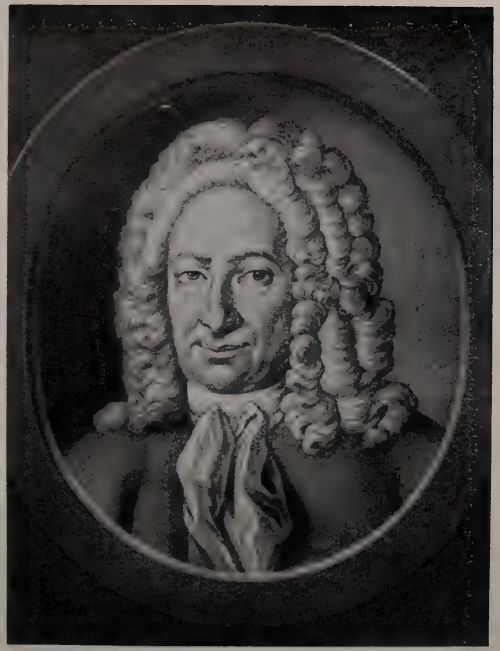
Noch ist des Fortgangs der Türkenkriege Erwähnung zu tun. Im Jahre 1716 hatte sich der Krieg mit der Türkei erneuert, in dem Prinz Eugen sich noch einmal große Verdienste erworben, den Sieg bei Peterwardein erfochten und im folgenden Jahre die Stadt Belgrad zurückgewonnen hatte, ein Ereignis, das durch das Volkslied gefeiert zugleich mit dem Namen „Prinz Eugen, der edle Ritter", vor anderen im Gedächtnis der Nation lebend blieb. Der 1718 in dem serbischen Städtchen Passarowitz geschlossene Friede war für Österreich sehr günstig gewesen, indem er den habsburgischen Besitz um das Banat, Teile Serbiens nebst Belgrad und fünf Distrikte der kleinen Walachei vermehrte. Diese Erwerbungen mußte Österreich nun im Frieden von Belgrad, 1739, wieder aufgeben. Man lernt bei dieser Gelegenheit die traurigen Zustände in dieser österreichischen Monarchie kennen: die elende Finanzverwaltung, die sich mit Vorausnahme von erst nach Jahren zu hoffenden oder fälligen Einnahmen hinschleppte; als notwendige Folge der schlechten Finanzverwaltung die Bestechlichkeit und Unzuverlässigkeit der Beamten; die Zerrüttung in Heer und Verwaltung; endlich zu alledem den gänzlichen Mangel an durchgreifenden Reformen und — mit einziger Ausnahme des genialen Feldmarschalls und Staatsmanns, des Prinzen Eugen, der aber unter Karl VI mehr und mehr zur Untätigkeit verurteilt wurde — an Männern von höheren und freieren Gesichtspunkten. Das war unter diesem Kaiser von Jahr zu Jahr schlechter geworden, und es berührt gegenüber den Fortschritten in den anderen Staaten Europas — dem Aufschwung des Handels in England und Holland — fast kläglich, wenn man sieht, wie auch der Kaiser den Gedanken hegte, seinen und des Staates Finanzkalamitäten durch ein großes Handelsunternehmen, die „Ostindische Kommerzienkompagnie zu Ostende", aufzuhelfen, wie er aber gegenüber dem Einspruch des eifersüchtigen Holland und England

den Plan sofort wieder fallen lassen muß. Über den ewigen Verwicklungen, welche die fortgesetzten Pläne zu Neuerwerbungen und Vertauschungen der verschiedenen Länder hervorriefen, aus denen diese Monarchie bestand — Länder, die nur denselben einen Monarchen, sonst aber nichts von Einheit besaßen —, wurde das Regiment im Inneren vernachlässigt: und in einem sehr zerrütteten Zustand hinterließ Karl, als er am 20. Oktober 1740 erst sechsundfünfzig Jahre alt starb, das bunt zusammengesetzte Reich seiner Tochter Maria Theresia.

Unerfreulich ist der Gesamtanblick der politischen Zustände unter Karl VI und nur an einer Stelle tat das deutsche Leben in der Richtung der Ausbildung eines wirklichen und soliden Staatswesens einen Schritt voran. Die Erhebung des Kurfürsten von Brandenburg Friedrich III zum König in Preußen war, wie schon früher erwähnt, am 18. Januar 1701 im Schlosse zu Königsberg mit großer Pracht gefeiert worden, wie sie dem auf das Äußerliche gerichteten Geist des Fürsten zusagte: die Krone hatte sich der Monarch selbst aufs Haupt gesetzt, die Kirche war dabei nur durch die Geistlichkeit der beiden protestantischen Konfessionen vertreten, und daß die römische Kirche gegen dieses Königtum protestierte, wie gegen alle großen Neuschöpfungen geschichtlicher Entwicklung, versteht sich von selbst. Nicht alle preußischen Untertanen waren mit dieser Erhöhung des äußeren Rangs des Staates und seines Oberhaupts einverstanden, und der langjährige bewährte erste Rat der Krone, Eberhard von Danckelmann, hatte sie hartnäckig bekämpft, war aber darüber in Ungnade gefallen und durch Günstlinge ersetzt worden wie den unwürdigen Kolb von Wartenberg, unter dessen Leitung die Staatsfinanzen rasch zurückgingen. Der Teilnahme König Friedrichs I an den internationalen politischen Ereignissen sind wir gefolgt: ohne die geniale Kraft seines Vorgängers hielt er sich doch im ganzen in der Richtung der Politik des Großen Kurfürsten, und stand vor allem treu zum Kaiser, dem er im spanischen Erbfolgekrieg ein ansehnliches Truppenkontingent zur Verfügung stellte. Diese seine Stellungnahme änderte der König auch nicht nach dem Ausbruch des Nordischen

Friedrich I, König von Preußen
Kupferstich von Johann Hainzelmann aus dem Jahre 1692

Sophie Charlotte, Königin von Preußen
Gemälde von Romandon (K. Schloß, Berlin)



Gottfried Wilhelm Leibniz im Jahre 1714
Schabkunstblatt von Joh. Elias Haid aus dem Jahre 1781

Samuel Pufendorf
Kupferstich von F. v. Sandrart

Krieges, obschon das Eingreifen in diesen zur Wahrung der preußischen Ostseeinteressen unumgänglich notwendig erschien. Freilich spielten auch die englischen Subsidien bei jener Stellungnahme eine Rolle: der König bedurfte ihrer zur Befriedigung seiner luxuriösen Neigungen, die seine Gemahlin, die Königin Sophie Charlotte aus dem hannöverschen Hause, mit dem König teilte. Sie hatte einen wesentlichen Anteil an der Gründung der Akademie der Künste im Jahre 1696 und derjenigen der königlichen Sozietät der Wissenschaften im Jahre 1700, zu deren erstem Präsidenten ein Gelehrter von europäischem Rufe, Leibniz, ernannt wurde. Schon im Jahre 1691 war auch der Urheber der pietistischen Bewegung, Spener, in eine bedeutsame Wirksamkeit als Prediger nach Berlin berufen worden, und noch einer anderen geistigen Größe, die hier ihren Wohnsitz nahm, ist zu gedenken, des hervorragenden Rechtslehrers und Historikers Samuel Pufendorf: er schrieb im Auftrag des Königs eine aktenmäßige Biographie des Großen Kurfürsten, die noch heute Wert hat. Im Todesjahre Pufendorfs, 1694, wurde die Universität Halle begründet, die als Hauptsitz des Pietismus und des Rationalismus für das geistige Leben im achtzehnten Jahrhundert so wichtig werden sollte. Die Königin Sophie Charlotte, die an allen Vorgängen des Geisteslebens reges Interesse nahm, starb schon 1705 im Alter von fünfunddreißig Jahren und der König, der ihr treu anhing, ehrte ihr Andenken, indem er ihren Lieblingsaufenthalt Lietzen bei Berlin unter dem Namen „Charlottenburg" zur Stadt erhob: der hier noch von Schlüter begonnene, von Eosander von Goethe vollendete Schloßbau, ferner das Schloß Oranienburg — es trug seinen Namen zur Erinnerung an die erste Gemahlin des Großen Kurfürsten —, das Schlößchen Montbijou, das Berliner Zeughaus und der Ausbau des Berliner Schlosses, sowie vor allem das Denkmal, das er seinem Vater, dem Großen Kurfürsten, auf der Schloßbrücke zu Berlin durch Schlüter errichten ließ, beweisen, daß der König in Fragen der Kunst ein sicheres Urteil hatte. Unter seiner Regierung trat die preußische Hauptstadt zum erstenmal auch als ein Sitz der

schönen Künste hervor und eroberte sich auch auf diesem Gebiet einen Platz neben anderen deutschen Residenzstädten, in denen kunstsinnige oder prachtliebende Herrscher walteten, wie vor allem München und Dresden. Der Rokokostil, der bald nach dem Tode Friedrichs I seine fast ein Jahrhundert währende Herrschaft antrat, entfaltete sich späterhin zumal in Potsdam sehr glänzend.

Friedrichs I Sohn, Friedrich Wilhelm I (1713—40), war, als er zur Regierung kam, erst fünfundzwanzig Jahre alt, aber er bestieg den Thron als ein in sich geschlossener und fertiger Charakter. Man hatte ihn, um die Verbindung zwischen Preußen und England zu stärken, schon als Achtzehnjährigen mit einer hannöverischen Prinzessin, Sophie Dorothea, der Tochter des ersten Königs von England aus dem Hause Hannover, verheiratet, einer Frau, die ihn an Feinheit und Freiheit des Geistes weit übersah, mit der er aber, ein rechtschaffener Haushalter und Mann von strenger Sittlichkeit, doch im ganzen glücklich lebte. Die schandbare Mätressenwirtschaft, wie sie an den meisten Fürstenhöfen der Zeit herrschte und an dem sächsischen Nachbarhof unter Friedrich August II von Polen in besonderer Schamlosigkeit sich breit machte, kam hier nicht auf. König Friedrich I hatte wohl auch dem königlichen Schein gehuldigt, aber er blieb doch immer der Pflicht königlichen Anstands und ordentlichen Regiments eingedenk: der Kronprinz aber war all dem modischen Treiben nach französischem Vorbild von vornherein entgegen und als er zur Regierung kam, griff er alsbald mit fester Hand in den Schwarm der hohen und niederen Bedienten, der sich um den Thron drängte und auf Kosten der Staats- und Volksbedürfnisse lebte. Hier war fortan nichts von den Komödien, Feuerwerken, Turnieren, Maskeraden, mit denen man in Dresden und sonstwo das Geld der Untertanen verplemperte und Schulden häufte und jenen dafür freigebig das Angaffen all der Herrlichkeit verstattete. Diese Höfe, große und kleine, weltliche und geistliche, zeigen fast überall das gleiche Bild: in Österreich, wo zwar dafür gesorgt war, daß es nicht so lustig zuging wie am sächsischen Hof, herrschte dafür die spanische Etikette. Die Pflicht der Repräsentation,

Friedrich Wilhelm I, König von Preußen
Kupferstich von J. G. Wolffgang nach dem Gemälde von Antoine Pesne

Sophie Dorothea, Königin von Preußen
Kupferstich von J. G. Wolffgang aus dem Jahre 1732 nach dem Gemälde von Antoine Pesne

König August I von Polen, Kurfürst von Sachsen, und König Friedrich Wilhelm I
Verbrüderungsbild zur Erinnerung an den Besuch des Königs August in Potsdam
Gemälde von Louis de Sylvestre (Potsdamer Stadtschloß)

die dem römischen Kaiser als dem Vornehmsten unter den Vornehmen oblag und namentlich einen ungeheuerlichen Troß von Dienern aller Art, fast wie in alten Tagen am persischen Hof, nötig machte; das mehrere Hunderte zählende Gefolge, das den Kaiser, wenn er einmal reiste, begleitete, die Menge von dreiundsechzig Chaisen und vierzehn Kaleschen, welche die Dienerschaft des römischen Königs Joseph trugen, als er einmal von Wien nach dem Kriegsschauplatz am Rhein sich begab, — das erklärt für sich allein schon die langsame Kriegführung, den schläfrigen, schleppenden Gang der Geschäfte, der an diesem Hof üblich war, die bestechliche Verwaltung, deren untergeordnete Organe kein Beispiel der Zucht und der uneigennützigen Pflichterfüllung in den oberen Regionen fanden. Und schon ein flüchtiger Blick zeigt, mit welchen Schwierigkeiten hier der Staatsmann und Feldherr zu ringen hatte, der wie der Prinz Eugen das ganze Elend mit den Augen des Genies und des gesunden Menschenverstands durchschaute. Die geistlichen Höfe, Köln voran, litten an denselben Übeln: am Hofe von Köln, unter Joseph Clemens, dem erprobten Freunde der französischen Politik, sprach man nur französisch, und dies war überhaupt die Sprache der vornehmen Welt, das Deutsche und Lateinische überließ der Adel den Bürgerlichen und den Gelehrten, die er als Pedanten verachtete. Und lange, bis tief ins neunzehnte Jahrhundert, war das Französische ein Flitterstück und ziemlich wertloses Vorrecht des Adels, der, was ihm an Ansehen und Einfluß geblieben war, eben seiner engen Verbindung mit den Fürsten, seinem Dienst bei Hofe verdankte: so wie dies in Frankreich von Ludwig in wohlberechneter und konsequenter Politik gefördert wurde. Bei der großen Menge und Mannigfaltigkeit der deutschen Territorien, deren man an Kurfürstentümern, Herzogtümern, gräflichen und freiherrlichen Herrschaften, Reichsstädten, Bistümern und Abteien etwa dreihundert und einige zählte, zu denen noch vierzehnhundert oder fünfzehnhundert reichsritterschaftliche Güter gehörten, waren, wie natürlich, auch die Verschiedenheiten groß, Gutes und Schlimmes, gute und schlimme Herren nebeneinander und durcheinander. Einzelne

Landschaften, wie das Herzogtum Württemberg, zeigen besonders schlimme Züge der Entartung des deutschen Fürstentums unter den sich folgenden Regierungen Eberhard Ludwigs und Karl Alexanders, von denen der eine von 1693—1733, der andere bis 1737 regierte. Unter jenem war das Land dem Einfluß eines Weibes von tiefster Gemeinheit, einer Frau von Grävenitz, unter dem andern, der nach manches großen Herren Art in kaiserlichen Diensten katholisch geworden war, dem eines jüdischen Geldmanns, Süß Oppenheimer, und seiner Genossen preisgegeben: man erstaunt über die Fähigkeit der Deutschen jener Tage, auch das Unerträgliche zu ertragen.

Aber in diesem Volke lebte eine unzerstörbare Kraft und aus ihrem kräftigsten und derbsten Holze war jener nun zur Regierung gelangte preußische König Friedrich Wilhelm I geschnitten. Mit unumschränkter despotischer Gewalt und Autorität regierte er seinen Haushalt wie seinen Staat; sparsam und arbeitsam, Mann der Ordnung, der überall das Nützliche suchte und in der Regel mit praktischem Sinn und hellem Verstande auch fand; hart, gelegentlich in jähem Zorn aufbrausend gegen alles Unrechte und Gemeine, aber wohlmeinend und pflichttreu; allem Luxus und dem, was er dafür hielt, feind, wie etwa auch der Königlichen Akademie der Wissenschaften, deren Nutzen seiner soldatischen Borniertheit nicht einleuchtete. Als im Jahre 1719 die religiöse Beschränktheit und Bosheit sich einmal wieder regte und der Kurfürst von der Pfalz, Karl Philipp, in seinen Landen den Gebrauch des Heidelberger Katechismus untersagte, schlug er den kurzen Weg ein, der in jener umständlichen Welt und Zeit allein zum Ziele führte, und ergriff gegenüber den Katholiken in seinen Staaten Repressalien: er sperrte als Antwort auf die gewohnten heuchlerischen Ausflüchte, mit denen man in Wien und Regensburg operierte, kurzerhand einige Kirchen und Klöster: was denn auch nach einigem Lärm und einem hochfahrenden Schreiben des Kaisers half. Er war gut protestantisch fromm — wie damals noch der deutsche Bürgerstand überhaupt, denn die Skepsis hatte nur erst in den oberen Schichten der Gesellschaft und in geringem Maße Platz gegriffen.

In den Vorstellungen und Gewohnheiten der reformierten Kirche aufgewachsen, von streng calvinischer Überzeugung, stand er doch in naivem, ihm selbst wohl unbewußten Widerspruch gegen das calvinische Dogma von der Prädestination, mit dem gesunden Verantwortlichkeitsgefühl des tatkräftigen Mannes, dessen Kraft und Werkzeug die Willensfreiheit bildet. So war ihm auch die Philosophie von Christian Wolf, die damals sich ein weites Gebiet eroberte, von der er aber nichts verstand und wußte, als was ihm dessen orthodoxe Gegner sagten, auf seiner Universität Halle ein Greuel und ein Kabinettsbefehl erging im November 1723, welcher „dem Wolf zu insinuieren" befahl, daß er Halle und die übrigen preußischen Staaten zu verlassen habe: „binnen achtundvierzig Stunden, bei Strafe des Stranges": ein Befehl, dessen er sich doch nachher selbst einigermaßen geschämt zu haben scheint. Wie er selbst sich nicht schonte, fleißig vom frühesten Morgen an arbeitete, seine Lande unermüdlich bereiste, wobei er keinerlei Bequemlichkeit für sich aufsuchte und mit jedem Quartier vorlieb nahm, so konnte er auch nirgends Müßiggang sehen. Die Frauen und Kinder in den Straßen von Berlin kannten und fürchteten ihn, die Höckerinnen belehrte er, daß sie neben ihrem Kram ganz wohl auch noch Strümpfe stricken könnten, und es kam ihm auf seinen Spaziergängen in den Straßen der Stadt nicht darauf an, nicht allein mit barscher Rede sondern gelegentlich auch mit seinem Spazierstock, dem wohlbekannten spanischen Rohr mit dem goldenen Knopfe, strafend einzugreifen. Eine Wohltat aber war es und die nicht verloren war, daß bei diesem König und unter seinem Szepter in dem von der Natur nicht allzu reich ausgestatteten Lande alles auf Arbeit gestellt war. Sein Vergnügen bildete die Jagd, die aber seine sonstige Arbeit nicht beeinträchtigte, und seine abendliche Erholung fand er auf gut bürgerliche Weise bei Bier und Tabak, den man aus den langen tönernen holländischen Pfeifen rauchte, in einer Art Stammkneipe, die er sich einrichtete, wie übrigens auch andere Fürsten taten, — dem berühmten „Tabakskollegium". Eine Gesellschaft von höheren Beamten und Offizieren, Gesandten, durchreisenden Fremden von

Distinktion, versammelte sich hier um den König; das Gespräch erging sich frei und richtete sich auch auf ernsthafte Dinge, die längst auch den Weg in die allmählich Bedeutung gewinnenden Zeitungen gefunden hatten, von denen einige zur Hand waren. Gelegentlich unterhielt sich die Gesellschaft auch auf derbere Weise und übte ihren Witz an einem Gelehrten Jakob Paul Gundling, der sich gegen Löschung seines allzeit regen Durstes zu dieser verächtlichen Rolle hergab. Dies war freilich keine Akademie, wie sie einst um Karl den Großen sich versammelt hatte: sie leistete dem König aber den unschätzbaren Dienst, die Angelegenheiten der Welt und seines Staates, ungehemmt durch die Unwahrheiten des Zeremoniells und die Formen einer noch sehr in knechtischer Unterwürfigkeit oder Untertänigkeit gebannten Zeit, mit sach- und weltkundigen Männern verschiedener Art in unbefangener Weise besprechen zu können.

Seine auswärtige Politik, die der Natur der Dinge in diesem Lande nach nicht wie die habsburgische eine nach allen Seiten ausgreifende europäische, sondern eine ausschließlich deutsche war, haben wir schon gelegentlich berühren müssen. Sie folgte, konsequenter, loyaler als je, der überlieferten Richtung seines Hauses, und war also vor allem bedacht auf die Unterstützung des Kaisers und des löblichen Hauses Habsburg, auf die Wahrung der Unabhängigkeit des Deutschen Reichs, vor allem gegenüber Frankreich, endlich auf die Abwehr von Allianzen, die ihre Spitze gegen den Protestantismus kehrten. Im übrigen stand natürlich im Vordergrund seiner Politik das Festhalten an dem von Preußen bis dahin Errungenen und wo möglich dessen Vermehrung durch Geltendmachung der Rechte seines Hauses, die mit denen des Staates zusammenfielen, da wo Erbansprüche demnächst zur Einlösung kommen konnten.

Aus den gefährlichen Windungen des Nordischen Krieges kam er mit mäßigem Gewinn heraus: die Friedensschlüsse, welche diesen Wirren ein Ende machten, brachten als Hauptgewinn die Schwächung der schwedischen Macht und vermehrten seinen Territorialbesitz um ein gutes Stück von Vorpommern mit dem wichtigen Stettin und den Inseln Usedom und Wollin, wodurch sein Staat eine Erwei-

terung seiner dürftigen Seestellung und einigen Anteil am „Kommerz", dem überseeischen Handel, erhielt. Freilich dachte Friedrich Wilhelm so wenig wie sein Vater an eine Erneuerung der Kolonialpläne des Großen Kurfürsten; er hatte vielmehr schon wenige Jahre nach seinem Regierungsantritt, 1717, die brandenburgische Kolonie Friedrichsburg an die holländisch-westindische Kompanie verkauft; die Auflösung der Emdener Kompanie hatte noch Friedrich I 1711 verfügt, während schon früher der wackere Holländer Raulle, der Erbauer der Flotte des Großen Kurfürsten, zugleich mit Danckelmann in Ungnade gefallen war. Ausschließlich zu Lande suchte Friedrich Wilhelm I den Ausbau des preußischen Staates. Außer kleinen Erwerbungen wie dem Stift Quedlinburg und dem Anfall von Neuenburg aus der oranischen Erbschaft waren unter der vorigen Regierung noch im Westen die Grafschaften Moers und Lingen zum Territorialbesitz des brandenburg-preußischen Staates hinzugekommen; ein bei weitem wichtigerer Zuwachs stand in Aussicht, wenn, was nahe bevorstand, der Mannesstamm des Hauses Pfalz-Neuburg erlosch, — nämlich Jülich-Berg. Friedrich Wilhelm konnte erwarten, bei dieser Erwerbung den Kaiser auf seiner Seite zu haben: als dies nicht sicher schien und keine bündige Erklärung darüber zu erlangen war, suchte er, wie erwähnt, im September 1725 an Frankreich und England eine Stütze, wandte sich aber alsbald im Oktober 1726 in dem Wusterhauser Vertrage wieder dem Kaiser zu und verpflichtete sich im Dezember 1728 in einem Vertrag zu Berlin behufs der Durchführung der dem Kaiser so sehr am Herzen liegenden pragmatischen Sanktion gegebenenfalls zur Stellung eines Hilfskorps von zehntausend Mann; besonders wertvoll war seine Mitwirkung, als diese Frage der Anerkennung durch das Reich 1731 in Regensburg dem Reichstage vorlag. Allein diese loyale Politik wurde von Haus Habsburg schlecht erwidert. Die Österreicher hatten in Berlin einen ihrer klugen „Negotiateurs", ihren Gesandten Grafen Seckendorf, der nach österreichischer diplomatischer Art durch die Maske der Biederkeit den ehrlichen König, der ihn als alten Kriegskameraden empfing, in den Bahnen

der habsburgischen Politik festhielt, ohne daß diese Politik sich in der jülich-bergischen Frage fest verpflichtet hätte. Die von der Königin gewünschte Verbindung mit Hannover und das von ihr betriebene Projekt einer Doppelvermählung mit dem englisch-hannöverschen Hause, einerseits des Kronprinzen mit Georgs II Tochter Amalia, andererseits der Prinzessin Wilhelmine mit dem Prinzen von Wales, ging unter diesem österreichischen Einfluß in die Brüche. Dieselbe Unzuverlässigkeit oder Perfidie der kaiserlichen Politik machte sich dann bei der polnischen Frage geltend. Der sächsische Kandidat August III konnte nach Lage der Dinge Friedrich Wilhelm wenig passen, ebensowenig der Kandidat der Franzosen, der schon einmal gewählte und entthronte Stanislaus Lesczinski: am liebsten wäre ihm ein einheimischer Magnat oder der Prinz eines neutralen Staates, etwa ein portugiesischer, gewesen. Der mit seiner loyalen Unterstützung im westlichen Deutschland sich hinziehende Krieg endigte damit, daß über seinen Kopf weg sich Österreich mit Rußland und weiterhin mit Frankreich verständigte: August, der ihm verdrießlichste Kandidat, wurde gewählt und im Wiener Frieden 1735 anerkannt, von Unterstützung der bergischen Ansprüche war nicht mehr die Rede.

Die gemeine Schlauheit hatte wieder einmal triumphiert und spottete wohl gar, daß dieser Soldatenkönig, der sich mit Exerzieren, Drillen, Werben und Einfangen von Rekruten nicht genug tun könne, doch niemals losschieße. In der Tat wendete er seine ganze Aufmerksamkeit und den größeren Teil der Einnahmen seines Staates dem Heere zu, das man allmählich auf sechzig- bis siebzigtausend wirklicher und nicht bloß wie in Rußland und sonstwo in den Listen geführter Soldaten schätzte: bei einem Gebietsumfang von zweitausendzweihundertfünfundsiebzig Quadratmeilen und einer Bevölkerung von zweieinhalb Millionen eine große Leistung. Und wenn man von der „Potsdamer Wachparade", dem Gardebataillon der Riesen und dem schweren Gelde, das der geizige König auf die Erwerbung solcher sechs und sieben Schuh langer Leute verwandte, und von den sonstigen Mitteln und Listen sprach, die seine allerwärts geschäftigen Werber brauchten, um Rekruten zu

fangen, da mochte da und dort der Unverstand in derselben Weise spotten, wie in unsern Tagen eine zahlreiche Klasse kluger Toren über den Parademarsch und andere Kunststücke im preußischen Heere witzelten, ehe die Ereignisse sie belehrten, wozu diese Armee und ihre Friedensübungen gut waren. Friedrich Wilhelm aber war nicht bloß Soldat und ein Haudegen wie sein Zeitgenosse Karl XII von Schweden. Er wußte sehr wohl, was er tat, und jene oberflächliche Kritik bedachte nicht, daß es einen großen Erfolg dieser Liebhaberei für das Heer bedeutete, wenn sein Land während seiner siebenundzwanzigjährigen Regierung eines fast ununterbrochenen Friedenszustands sich erfreute, der ihm, dem König, erlaubte, die heilsame Arbeit seiner inneren Politik, die wirtschaftliche Hebung seines Landes durchzuführen und mit angeborenem Verwaltungstalent und ernster Auffassung seiner Regentenpflichten diesen Staat für die großen Aufgaben vorzubereiten und zu rüsten, die seiner warteten.

Auch das Heer, das, wie sich von selbst versteht, große Summen verschlang und das zu einem großen Teil aus Ausländern, wenn auch Deutschen bestand, diente gleichwohl auch wirtschaftlichen Zwecken und hat, während andere Fürsten ihre Landeskinder an andere Staaten verkauften und das Blutgeld verpraßten, für diesen Staat von Anfang an eine Kraft der Volkserziehung, der Disziplinierung im großen Stil gebildet. Die Offiziere wurden aus dem Adel der Landschaften genommen, die dieser Heeres- und Herrendienst fester an den Thron band und um ihn sammelte, wie dazu in Frankreich Ludwig XIV das Beispiel gegeben hatte; die Mannschaften lieferte etwa zur Hälfte die Aushebung unter der Bauerschaft, zum andern Teil die Werbung; die Disziplin war streng, oft grausam, zum Teil noch barbarisch, der große Exerziermeister war der Fürst Leopold von Dessau, der „alte Dessauer". Übrigens wurde mit Umsicht für die Soldaten gesorgt, sie wurden gut gekleidet und leidlich genährt; ein militärisches Selbstgefühl, eine neue Kraft in der Nation, sehr verschieden von der bloßen Landsknechtsehre der früheren Soldateska, die niemand nach einem Vaterland fragte, bildete sich. Der König selbst trug die Uniform seines Musterbataillons, der

Potsdamer Garde. Für den Bedarf des Heeres war eine Industrie nötig, Büchsenmacher, Schwertfeger, eine königliche Tuchmanufaktur: das Berliner „Lagerhaus" lieferte das Tuch für die Uniformen und man begünstigte diese Industrie nach den Anschauungen der Zeit, indem man das Tragen von Kleidern aus Baumwolle, grob oder fein, „bei hundert Reichstaler Strafe" verbot.

Friedrich Wilhelms durchgreifender Despotismus, so ungereimt er uns heute auf dem wirtschaftlichen Gebiete erscheint, war in dem noch sehr unfertigen Staate doch notwendig. Nur ein starker Wille war imstande, die dem Fortschritt in der Verwaltung und Staatsorganisation entgegengesetzten Kräfte niederzuzwingen. Um die Machtmittel des Staates zu steigern, ging der König mit entschlossener Hand daran, die Verwaltung zu zentralisieren, keinen Widerspruch der Stände duldend. Auf eine Vorstellung derer von Ostpreußen schrieb er 1716 die berühmte Antwort: „Nihil kredo, aber das kredo, daß den Junkers ihre Autorität wird ruiniert werden. Ich stabiliere die Souveraineté und setze die Krone fest wie einen rocher von bronce." Wie er die Souveränität auffaßte, das bezeugte er selbst, indem er schon 1713 die Privatgüter seines Hauses, die sog. Schatullgüter, als Staatsgüter erklärte, und aus den gesamten Staatseinkünften nur 52000 Thaler für seinen Hofhalt bestimmte. Er schuf Einheit der Regierung und Verwaltung durch eine zentrale Behörde, ein Generaldirektorium, für das er in der Einsamkeit des Jagdschlößchens Schönebeck im Dezember 1722 selbst die Instruktion in 297 Paragraphen entwarf. Hand in Hand damit organisierte er einen Beamtenstand, auf den man bald im übrigen Deutschland, namentlich in Süddeutschland, wo bei elender und unregelmäßiger Bezahlung die Bestechlichkeit in Blüte stand, mit großem Respekt schaute. Die eingehendste Aufmerksamkeit widmete er der Landwirtschaft; auf der in Havelburg 1718—22 angelegten Domäne „Königshorst" richtete er einen Musterbetrieb ein, und setzte für gute Leistungen Preise aus. Ein besonders schwieriges Kapitel war der „Bauernschutz", den er zunächst auf den königlichen Domänen durchführte, für die er den

Grundsatz aufstellte: „Eigene Gespanne und keine Dienste". Schon 1722 verfügte er, die Bauern seien über die von ihnen zu leistenden Dienste zu vernehmen und verbot „das barbarische Wesen, die Untertanen gottloserweise mit Prügeln und Püffen wie das Vieh anzutreiben". So kräftig er aber dem „Bauernlegen" wehrte, und auf die Bildung freier bäuerlicher Anwesen hinarbeitete, gegenüber den bestehenden Verhältnissen war hier doch nur langsam ein Fortschritt zu erreichen. Auch den Wert der Volksbildung erkannte Friedrich Wilhelm wohl und stellte zuerst den Grundsatz der allgemeinen Schulbildung auf, wobei die Durchführung natürlich durch den Mangel an geeigneten Lehrkräften gehemmt war. Dagegen war ihm der Sinn für die Bedeutung der Wissenschaft und der tiefe Zusammenhang zwischen dem geistigen und materiellen Fortschritt verborgen und die unter seinem Vater begründete Akademie der Wissenschaften geriet unter ihm wieder in Verfall. Doch wurde eine große Anzahl von Volksschulen unter ihm gegründet.

Für die ganze, auf Hebung der inneren Kräfte des Staates gerichtete Politik des Königs war die erste Voraussetzung eine durchaus geregelte Finanzverwaltung, und wenn auch die Bevölkerung hart mit Steuern angelegt war, so litt sie doch weniger als da, wo jene indirekten Steuern, welche Bettel und Bestechung und mannigfacher Mißbrauch auferlegen, das Feld behaupteten. Die größte Aufmerksamkeit verwendete der König auf das „Retablissement" seines Landes, wobei ihm als Ziel vorschwebte, wenigstens den Stand der Entwicklung wieder zu erreichen, den es vor dem dreißigjährigen Kriege schon erreicht gehabt hatte. Neuerdings hatte der Nordische Krieg 1708/9 Ostpreußen aufs schwerste mitgenommen: sechs Millionen Taler verwandte der König auf diese eine Provinz und bereiste sie mehrfach, wobei er die Wiederherstellung von nicht weniger als vier- bis fünfhundert verödeten Dörfern sich angelegen sein ließ. Eine volkswirtschaftliche Tat im großen bildeten die Volkspflanzungen, die inneren Kolonisationen, für die ihm, wie einst dem Großen Kurfürsten, die Torheit und Niedertracht in einigen Nachbarstaaten, wo der jesuitische Geist

noch regierte, die Gelegenheit gab, — eine Gelegenheit, die er, guter Protestant und nicht minder einsichtiger Volkswirt wie er war, begierig und mit Freudigkeit ergriff. So bot er im Jahre 1733 siebzehn- oder achtzehntausend Protestanten, die der Erzbischof Firmian von Salzburg zur Auswanderung drangsaliert hatte, eine neue Heimat in Ostpreußen und erleichterte ihnen die erste Ansiedlung auf jede Weise; und bei diesem christlichen und vernünftigen Werk kargte er nicht. Dreihundertzweiunddreißig neue Dörfer solcher Angesiedelten zählte man bald: und man darf nicht lange nach den Ursachen suchen, weshalb der junge Staat auf kargem Boden die österreichische Monarchie mit deren zahlreichen und von der Natur begünstigten Ländern so weit überflügelte, wenn man sieht, wie dieses von der beschränktesten und unwissendsten Regierung beherrschte Gemeinwesen der besten wirtschaftlichen Kräfte sich selbst beraubte und dem einsichtigeren Gegner in die Arme trieb. Auch zehntausend polnische Dissidenten nahm der König in seine Staaten auf: denn auch die Intoleranz blühte wie alle anderen staatsverderblichen Laster in der glorreichen Republik, wo die Jesuiten, erprobte Staatsverderber, in der höheren Gesellschaft das Wort führten. Es ist hier der Ort, des Justizmords zu gedenken, der sich im Jahre 1724 in der damals Polen zugehörigen, aber von einer deutschen, vorwiegend protestantischen Bevölkerung bewohnten Stadt Thorn ereignete, wo die Jesuiten aus nichtigem Anlaß, wegen angeblicher Störung einer katholischen Prozession die beiden Bürgermeister und acht weitere Mitglieder des Rates auf das Blutgerüst brachten, — ein Justizmord, den der König von Polen, August II, zu ohnmächtig war, zu verhindern und den nachträglich irgendwie zu sühnen Friedrich Wilhelm I vergebliche Anstrengungen machte.

Das Ergebnis der Tätigkeit Friedrich Wilhelms auf dem Gebiet dessen, was man die innere Politik nennt, der Verbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse, der Ordnung und Sicherung des Staats und seiner Verwaltung, der Bodenkultur und aller Seiten des Erwerbslebens sprach sich bald in beredten Zahlen aus: Berlin stieg während der Regierungszeit des Königs von sechzigtausend

auf neunzigtausend Einwohner, die Bevölkerung der Städte in der Mark überhaupt wuchs von hunderttausend auf zweihunderttausend Seelen, gegen Ende seiner Regierung stand ein Staatsschatz von acht Millionen, dem kein Land ein gleiches zur Seite zu stellen hatte, und ein schlagfertiges Heer von neunzigtausend Mann bereit: kurz, der König hatte ein Staatswesen geschaffen, in dem alle wichtigeren Zweige völlig geordnet funktionierten und in ruhigem Fortschreiten begriffen waren. Von einer unmittelbaren Beteiligung des Volks an seinem Staate gewahrt man freilich nichts. Der König befahl und der Untertan gehorchte. Auch mit der Autonomie der Stände war es vorbei: es war die Signatur der Zeit, daß überall außer in England der Wille und, wo der vernünftige Wille fehlte, die Willkür des Fürsten oder derer, die ihn beherrschten, im großen und mehr noch im kleinen und einzelnen entschied, dem oft genug Menschenglück und Menschenleben gleichgültig und straflos geopfert wurde.

Die gewöhnliche Erscheinung, daß Fürsten von starker Persönlichkeit in harten Gegensatz zu ihrem Thronfolger geraten — auch zwischen Friedrich Wilhelm und seinem Vater war kein gutes Verhältnis gewesen —, trat bei dem so eigenartigen und so schroffen und nach manchen Seiten so beschränkten Charakter Friedrich Wilhelms in einer Weise ein, die beinahe verhängnisvoll geworden wäre. Dieser selbst war ohne literarische Bildung herangewachsen und es ist kein rühmliches Zeichen für die damalige Fürstenerziehung, wie er in seinen Schreiben und Bescheiden Deutsch und Französisch durcheinandermengt und das Deutsche mit seiner eigenen souveränen „Ottographie" behandelt. Aber in seiner Denkart und seinen Gewohnheiten war er durchaus deutsch und im Gegensatz zu der damaligen Modebildung der hohen Kreise; sein Leben trug einen einfachen bürgerlichen Zuschnitt. Seiner Ehe mit der geistvollen Tochter Georgs I, Sophie Dorothea, entsproß außer zwei Knaben, die nicht am Leben blieben, am 24. Januar 1712 ein dritter, der Kronprinz Friedrich, dem noch mehrere Söhne und Töchter folgten. Die Erziehung des Prinzen war verfehlt: seine erste Jugend verstrich unter der Leitung einer braven Französin von der hugenot-

tischen Kolonie; die deutsche Sprache lernte er nur, wie untergeordnete Leute sie sprechen. Von seinem zehnten Jahre an leiteten die Erziehung zwei wackere militärische Männer, Oberst Fink und von Kalckstein: zum Lehrer erhielt er einen französischen Protestanten namens Duhan de Jandun, den der König vor Stralsund kennen gelernt und der ihm gefallen hatte, dem aber für seine Aufgabe nur dilettantische Kenntnisse zu Gebote standen. Der König, vielbeschäftigt und in Sachen der Erziehung nichts weniger als sachverständig, gab eine Instruktion, Wusterhausen 3. September 1721, wie der Prinz unterrichtet werden solle. Sie ist verkehrt: hervorzuheben ist der Wegfall des Lateinischen, der bei der damaligen Bedeutung dieser Sprache dem jungen Prinzen ein Bildungsmittel entzog, das ein Mann der höheren und höchsten Gesellschaft schwer entbehren konnte, und die Anordnung für den Religionsunterricht, der jeden Tag von 9 bis 10 3/4 Uhr gegeben werden sollte und der keine Früchte trug. Der übrige Unterricht, den Duhan erteilte, war, wie ein Mann, der vom Lehren nichts verstand, ihn erteilen konnte: von deutschen Büchern kam kein ernsthaftes in die Hand des jungen Prinzen. Vom Vater ohne Verständnis und ohne Sorgfalt im einzelnen behandelt, reizte und entfremdete der Kronprinz sich dem König durch das, was letzterer effeminiertes Wesen nannte — man hatte ihn hinter dem Rücken des Vaters durch einen vom Dresdener Hof herüberkommenden Lehrer, Quantz, die Flöte lernen lassen —, und durch die Neigung zur französischen Modebildung, welche der König bei dem Prinzen wahrzunehmen glaubte. Das Mißverhältnis war da: es wurde nicht besser, als der Prinz mit vierzehn Jahren 1727 Major in dem Potsdamer Bataillon wurde und den Dienst in seiner ganzen pedantischen Strenge erlernen und üben mußte. Er hegte den Wunsch, auch wie andere Fürstensöhne auf Reisen fremde Länder zu sehen und dabei freier sich bewegen zu können. Davon wollte der Vater nichts hören: dagegen nahm er den Siebzehnjährigen sehr törichterweise mit, als er im Jahre 1730 dem sächsischen Hof, einem Eldorado der Liederlichkeit, einen Besuch machte, der dem jungen Menschen

übel bekam und schlecht zu der strengen Zucht paßte, in der er sonst gegen das Gesetz seines jugendlichen Alters gehalten wurde. Diese schützte ihn gleichwohl nicht vor den Gefahren seiner Gesellschaft. Er befreundete sich mit einem anscheinend ziemlich leichtfertig angelegten Jugendgenossen, einem Leutnant von Katt, und die beiden heckten einen Plan zur Flucht aus, der in der Nähe von Mannheim ausgeführt werden sollte, als der Kronprinz den König auf einer Reise nach Süddeutschland begleitete, der aber schon in den ersten Anfängen seiner Ausführung von der wachsamen Umgebung vereitelt wurde. Man sieht, daß das Ganze ein törichter Jugendstreich war und als Torheit und nicht als Verbrechen hätte behandelt werden sollen: der König aber, auf seinem eigenen Territorium angekommen, behandelte die Sache als Kriminalverbrechen und sie wurde sehr ernsthaft. Er stellte den Prinzen als Deserteur vor ein Kriegsgericht und als dieses, aus fünfzehn Offizieren verschiedener Grade gebildet, mit allem Recht urteilte, daß die Flucht nur „intendieret" gewesen aber nicht zur Ausführung gekommen sei, und übrigens ihnen als Vasallen kein Urteil über Glieder des königlichen Hauses zustehe, glaubte der König, daß nur die Menschenfurcht so geurteilt habe, und eine Zeitlang schien es, als ob in der Tat das Unerhörte geschehen und ein Todesurteil an dem Thronerben vollzogen werden sollte. Dies war jedoch nicht die wirkliche Absicht Friedrich Wilhelms gewesen: auch die freiwillige Thronentsagung des Prinzen ließ sich nicht durchführen. Genug: als der erste Zorn verraucht war, ging der König nicht weiter. Nur für den bedauernswerten Katt gab es keine Gnade. Am 6. November 1730 wurde dieser auf besonderen Befehl unter den Fenstern des gefangenen Prinzen zu Küstrin hingerichtet. Friedrich Wilhelm meinte, bei diesem schreienden Unrecht der königlichen Pflicht der Gerechtigkeit genug getan zu haben: den Prinzen ließ er längere Zeit zu Küstrin in Haft, und Friedrich machte hier sich seine Lage klar; er wird schwerlich wirkliche Reue empfunden haben, aber er erkannte die Notwendigkeit, sich einem harten und unbeugsamen Willen einstweilen zu unterwerfen: das Leben wurde für ihn

sehr ernsthaft. Er wurde nach einiger Zeit in die Domänen- und Kriegskammer zu Küstrin geschickt, wo er unter einsichtiger Leitung die Geschäfte kennen und das Verdienst seines Vaters würdigen lernte; 1732, nach einem Jahre, in dem bei diesem nur noch einige Zornausbrüche sich entluden, wurde er zum Obersten eines Regiments in Ruppin ernannt. Mit dem früheren Plane der englischen Doppelheirat des Kronprinzen und seiner Schwester war es längst vorbei: jener nahm ohne Widerstreben, 1733, die Braut an, die ihm der Vater bestimmt hatte, Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern und verbrachte nun, fern vom Vater, der doch allmählich von seinem Thronerben eine bessere und richtigere Ansicht gewann, die nächsten Jahre in dem Schlosse Rheinsberg, das der König ihm als Residenz angewiesen und für das junge Paar hatte einrichten lassen. Die unmittelbare Verbindung mit seinem Vater vermied der Kronprinz, und dies war wohl für beide das Richtige: er verlebte im Umgang mit nahestehenden Freunden hier anregende Tage, und auch das Verhältnis zu seiner Gemahlin scheint zu Anfang leidlich und freundlich gewesen zu sein. Die Mängel seiner früheren Bildung ergänzte Friedrich durch fleißige Lektüre, unterstützt durch eine überaus glückliche Aneignungsfähigkeit, und versuchte sich selbst als Schriftsteller in einer Schrift „L'Antimachiavel", in der er in oberflächlicher Polemik gegen den Florentiner in gewandtem Französisch den Beruf des Fürsten schildert: auch trat er in Verkehr mit dem großen französischen Schriftsteller der Epoche, Voltaire, und erwartete seine Stunde. Hier traf ihn die Nachricht, daß die Krankheit, die seinen Vater schon seit längerer Zeit quälte, eine bedenkliche Wendung nehme; er eilte nach Potsdam, in längerer Unterredung, die der tapfere Mann fast schon sterbend sich abrang, weihte Friedrich Wilhelm den Sohn, dessen Wert er jetzt erkannte, in seine Politik ein und sprach mit ihm von den Lebensbedingungen seines Staats. Zu Potsdam am 31. Mai 1740 starb Friedrich Wilhelm I.

C.H. Beck'sche Verlagsbuc

ndlung (Oscar Beck) in München

Geograph. Anstalt v. Wagner & Debes, Leipzig.

5. Die Anfänge Friedrichs des Großen. Der erste und zweite schlesische Krieg.

Als Friedrich II den preußischen Thron bestieg, hatte sich der Geist des Jahrhunderts, das man als das Jahrhundert der Aufklärung bezeichnet, schon nachdrücklich Raum gemacht. In Frankreich hatte unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans die forcierte Frömmigkeit und Kirchlichkeit, welche in der letzten Zeit Ludwigs unter dem Einfluß der Frau von Maintenon in der hohen Gesellschaft Mode gewesen war, einer ganz anderen Richtung Platz gemacht und die Liederlichkeit, die sich bald am Hofe breit machte, war Symptom und Auswuchs einer auf das Weltliche und Äußerliche gerichteten Gesinnung, die durch den Glanz und die Erfolge der früheren Regierung Ludwigs XIV selbst großgezogen worden war. Aber ein Streben nach Freiheit und Wahrheit, das notwendig mit der Gebundenheit in Kirche und Staat in Gegensatz treten und zum Zusammenstoß mit diesen Mächten führen mußte, war erwacht und machte sich allmählich in der Gesellschaft und in der Literatur geltend. Es hatte sich einen Vertreter und ein Organ gebildet in der glänzenden literarischen Erscheinung Voltaires, dessen Schriften von einem hellen Verstande eingegeben, von einer leichten, flüssigen, beredten Sprache getragen, auch auf Friedrich schon eine tiefere Wirkung geübt hatten. In Deutschland hatte die Bewegung der Geister, die Befreiung von den Gespenstern des Mittelalters, die mit der Reformation begonnen hatte, langsam einen mühevollen Weg vollendet und sie war jetzt an einem Punkte angelangt, wo sie dem, was echt war in den Schriften Montesquieus, Voltaires, Rousseaus, Diderots, der Enzyklopädisten, die um das Jahr 1740 entweder schon geschrieben waren oder vorbereitet wurden, entgegenkam. Von dem preußischen Kronprinzen

wußte man und er hatte es soeben in dem Antimachiavel deutlich ausgesprochen, daß er den neuen Ideen und der neuen Auffassung von der königlichen Gewalt und der Aufgabe des Königtums zugewandt war. Mit Neugier folgte man überall seinen ersten Schritten als König, — wie er dem Fürsten von Dessau, der etwas von Beibehaltung seines Einflusses gesprochen, mit Nachdruck gesagt habe, daß er, der König, sein eigener und ausschließlicher Minister zu sein gedenke; man hörte ihn von Duldung der Religionen sprechen und davon, daß in seinen Staaten jeder nach seiner Façon selig werden könne; hörte von Abschaffung der Folter und von Reformen auf dem Gebiet der Strafgesetzgebung; aber auch von Gesprächen mit angesehenen Kaufleuten verlautete, die er zu Unternehmungen, zur Verpflanzung neuer Industriezweige auf preußischen Boden ermutigt habe: schon bald aber handelte es sich um größere Aufgaben politischer Art, bei denen es um mehr als königliche Worte und menschenfreundliche Gefühle ging. Ein geringfügiger Zwischenfall mit einem Pfaffenfürsten des Reichs gab dem neuen König von Preußen die Gelegenheit, zu zeigen, daß er, wo er ein Recht zu üben habe, das Handeln dem Unterhandeln vorzuziehen wisse. In der kleinen Herrschaft Heristal, die einen Teil der Erbschaft vom Hause Oranien bildete, erlaubte sich der Bischof von Lüttich Übergriffe. Man gelangte mit dem trotzigen Kirchenfürsten nicht zum Einvernehmen, bis einrückende preußische Truppen ihm die Macht des Rechts fühlbar machten.

Um diese Zeit, 20. Oktober, starb zu Wien Kaiser Karl VI.

Dieser Todesfall stellte die zähe Lebenskraft des habsburgischen Hauses auf eine schwere Probe. Der Fall war eingetreten, für den die berühmte pragmatische Sanktion erdacht war, um die der Verstorbene Himmel und Erde bewegt hatte: die große Hinterlassenschaft kam an eine Frau, seine älteste Tochter, die zweiundzwanzigjährige Maria Theresia, die seit 1736 mit dem Großherzog von Toskana, dem lothringischen Herzog Franz Stephan, vermählt war. Die Aussicht auf große Verwicklungen eröffnete sich: Bayern und Sachsen hatten die pragmatische Sanktion nicht anerkannt, sondern er-

hoben eigene Ansprüche auf das große Erbe und Friedrich ersah den Augenblick als günstig, um die Ansprüche seines Hauses auf Jülich-Berg und vor allem die auf einen großen Teil Schlesiens geltend zu machen und durchzusetzen. Wir kennen die Rechtslage: es handelte sich zunächst um die alten Herzogtümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg, Wohlau. Der Große Kurfürst hatte einst die Sache, gestützt auf einen alten Erbverbrüderungsvertrag, der in seinen Augen dadurch nicht seine Rechtskraft verlor, daß König Ferdinand I ihn im Jahre 1546 aufgehoben hatte, in die Hand genommen. Doch hatte er, wie erwähnt, in der Folge das Sichere dem Bestrittenen und Unsicheren vorgezogen und auf jene schlesischen Ansprüche gegen Abtretung des Schwiebuser Kreises verzichtet. Mit echt habsburgischer Schlauheit war man nun heimlich mit dem Kurprinzen übereingekommen, daß dieser, zur Regierung gelangt, dieses Land „retrozedieren" werde: in der Tat gab Kurfürst Friedrich III den Kreis zurück, wodurch aber eben nur die alte Sachlage wieder hergestellt wurde, d. h. die alten Rechtsansprüche auf die schlesischen Gebiete wieder auflebten, und natürlich konnte die Rechtsfrage bei sich ergebender Gelegenheit jederzeit in eine Machtfrage umgesetzt werden. Diese Gelegenheit war da und Friedrich II beschloß, sie zu nützen. Er bot in Wien die Verteidigung der Erbrechte Maria Theresias gegen alle Anfechtungen an, wofern ihm Schlesien dem Rechte gemäß abgetreten würde. Dieses Anerbieten wurde, wie sich denken läßt, in Wien mit Entrüstung und wie eine Beleidigung aufgenommen; man machte Miene, es überhaupt nicht ernst zu nehmen: aber der österreichische Gesandte fand, als er nach Berlin reiste, die Straßen von Truppen bedeckt, die ihre Richtung nach dem Süden nahmen. Am 16. Dezember überschritt Friedrich in der Tat mit zweiundzwanzigtausend Mann die Grenze.

Maria Theresia hatte eine weit andere Erbschaft angetreten als Friedrich. Sie war seither den politischen Dingen und Geschäften ferngehalten worden; wie sie jetzt an die erste Stelle trat, bot sich ihr überall, als sie mit jugendlichem Feuer und überlegenem Verstand ihre neue Aufgabe angriff, der Anblick einer

tiefen Zerrüttung des Reichs, in dem Finanzen, Heer und Verwaltung gleichmäßig im argen lagen. In dem Lande selbst, um das es sich jetzt handelte, hatte sie dank dem jesuitischen Regiment die Bevölkerung, vorab deren protestantischen Teil, entschieden gegen sich. Soweit hatte es die religiöse Borniertheit mit ihren Bedrückungen und Schikanen gebracht, daß ein großer Teil der schlesischen Bevölkerung Friedrich als Befreier begrüßte. Die Stadt Breslau schloß mit ihm einen Neutralitätsvertrag; nur in Glogau, Brieg, Neiße hielten sich die österreichischen Garnisonen, das übrige Land gehörte binnen wenigen Wochen den Preußen. Im April 1741 stießen die beiden Heere bei Mollwitz zusammen. Am Mittag des 10. begann die Schlacht: der König ließ dem überraschten Gegner Zeit, sich in Linie zu stellen, und die überlegene österreichische Reiterei schlug die preußische aus dem Felde: die Dinge standen so mißlich, daß Feldmarschall Schwerin, der die Schlacht leitete, den König um vier Uhr bestimmte, den Kampfplatz zu verlassen. Der erfahrene Feldherr hatte nur geringe Hoffnung auf den Sieg. Doch die vortreffliche Haltung der preußischen Infanterie, welche wie auf dem Exerzierplatz manövrierte und schoß, und die Unsicherheit der in ihren Reihen zu gutem Teil ungeübte Leute zählenden österreichischen, die bald alle Haltung verlor und, als es zum entscheidenden Zusammenstoß kam, zu fliehen begann, entschied den Tag: gegen sieben Uhr ordnete der österreichische General Neipperg den Rückzug an und vollzog ihn unter dem Schutze der Nacht. Die Verluste waren auf beiden Seiten gleich, fünftausend gegen fünftausend.

Dieser erste Sieg eines Feldherrn und eines Heeres, die beide noch nicht im Feuer gewesen waren, machte, obwohl der König selbst sich über seinen Anteil am Siege keiner Täuschung hingab, sondern bloß gute Lehren daraus zog, großes Aufsehen. Zwar Georg II von England konnte sich nicht entschließen, dem Rate seiner hannöverschen Minister gemäß seine Politik zu ändern und Friedrich sich zu verpflichten, vielmehr ermutigte er insgeheim die Österreicher und dies nötigte Friedrich, sich an Frankreich zu halten, mit dem er im Juni 1741 einen Bündnisvertrag schloß.

Maria Theresia, römische Kaiserin, Königin von Ungarn und Böhmen
Kupferstich von Phil. Andr. Kilian nach dem Gemälde von Martin de Meitens

Kaiser Karl VII
Kupferstich von J. A. Pfeffel

Kaiser Franz I
Kupferstich von Phil. Andr. Kilian

Mit Bayern waren die Franzosen bereits im reinen. Der Kurfürst Karl Albrecht machte in gutem Glauben sein Erbrecht geltend: er hatte die pragmatische Sanktion nicht anerkannt im Vertrauen auf ein Testament Kaiser Ferdinands I, des Inhalts, daß für den Fall des Aussterbens der männlichen Leibeserben im habsburgischen Hause die Nachkommen seiner, Ferdinands, Tochter Anna, von der Karl Albrecht abstammte, erben sollten. So lautete die Fassung in der Kopie des Testaments in München; im Original zu Wien hieß es statt die männlichen die ehelichen Leibeserben und diese waren, da Kaiser Karl zwei Töchter hinterließ, nicht ausgestorben. Der Kurfürst fand Unterstützung bei Spanien, dessen jetzige Dynastie antihabsburgisch war und mit dem denn auch im Mai 1747 zu Nymphenburg bei München ein Vertrag vereinbart wurde. Der Gedanke dieses Nymphenburger Vertrags war eine Teilung der großen österreichischen Hinterlassenschaft: der bayerische Kurfürst sollte zum Kaiser gewählt werden und den größten Teil der deutschen Länder erhalten; die italienischen sollten an Spanien, die Niederlande an Frankreich kommen; für Sachsen ferner, das gleichfalls Ansprüche geltend machte, war Mähren und Oberschlesien, für Sardinien endlich Mailand in Aussicht genommen. Diese Ziele vor Augen bildete sich eine Koalition, deren Angehörige nach dem Orte des ersten spanisch-bayerischen Vertrags als die Nymphenburger Verbündeten bezeichnet wurden. Dieser Allianz war Friedrich noch nicht beigetreten, sondern er unterhandelte mit Oesterreich, von dem er annahm, daß es bei dieser Sachlage mit sich reden lassen würde: und es kam auch am 9. Oktober zu einem Abkommen zu Klein-Schnellendorf in Schlesien, nach welchem Friedrich den Krieg nur zum Schein weiterführen, Österreich Niederschlesien und Neisse an ihn abtreten würde. Als Bedingung der Gültigkeit des Abkommens stellte Friedrich seine Geheimhaltung, aber die Österreicher widerstanden der Versuchung nicht, den verhaßten Gegner den Nymphenburger Verbündeten verdächtig zu machen, und so erhielten diese Kenntnis von dem Vertrag. Friedrich leugnete und trat am 1. November

offen dem Nymphenburger Bündnis bei. So mündete dieser erste schlesische Krieg in den österreichischen Erbfolgekrieg ein.

Friedrich hatte dem bayerischen Kurfürsten zu einem Stoß ins Herz gegen Österreich, einem Zuge auf Wien, geraten. Dies aber lag nicht in der Absicht Frankreichs, das dem Kurfürsten ein Heer unter Herzog Broglie und Marschall Belleisle zugeführt hatte, ihn aber in der Hand behalten wollte. So bog dann das bayerisch-französische Heer, nachdem es der österreichischen Hauptstadt Wien bis auf zehn Meilen nahegekommen war, nach Böhmen ab und vereinigte sich vor Prag mit den Sachsen: nachdem diese Stadt am 26. November gewonnen war, nahm Karl Albert den böhmischen Königstitel an und ließ sich von den Ständen huldigen. Am 14. Januar 1742 wurde er hierauf in Frankfurt zum Kaiser gewählt — Karl VII — der dritte vom Hause Wittelsbach, der zu dieser Würde gelangte. Es war aber ein unglückliches Kaisertum, wenn es auch der Form nach nicht angefochten werden konnte. Maria Theresia war es im Sommer 1741 gelungen, in Preßburg, wo sie persönlich erschien, die Stände des Königreichs Ungarn für sich zu begeistern und durch politische Zugeständnisse sich ihres Beistandes zu versichern. Ihr Gemahl, der Großherzog, der allerdings von Natur zum Feldherrn nicht gemacht war, nahm in Böhmen eine Stellung ein, durch welche Prag und das darin eingeschlossene bayerisch-französische Heer isoliert wurde; in Bayern selbst rückten im Februar 1742 österreichische Raubscharen, Kroaten und Panduren, unter Menzel ein, denen das Hauptheer unter Feldmarschall Khevenhüller folgte. Es war mithin Zeit, daß Friedrich eingriff: er stand zu Ende des Jahres 1741 in Olmütz in Mähren, konnte aber diese vorgeschobene Stellung allein nicht halten und beschloß daher im April 1742 den Rückzug nach Böhmen. Dort stieß er mit den Österreichern unter Prinz Karl von Lothringen, dem Schwager der Königin, zusammen und es kam am 17. Mai zur Schlacht bei Chotusitz, welche der Prinz verlor. Sie führte den Frieden herbei, der unter englischer Vermittlung zwischen der Königin von Ungarn und Böhmen und dem König von Preußen,

11. Juni, zu Breslau geschlossen und zu Berlin, 28. Juli 1742, ratifiziert wurde. Die Königin Maria Theresia trat in diesem Frieden Schlesien — einschließlich der Herrschaft Glatz — bis zur Oppa ab, die katholische Religion sollte, unbeschadet der Rechte der Protestanten, in ihrem gegenwärtigen Stande bleiben.

Es war ein Friede, bei dem jeder Teil seinen heimlichen Vorbehalt machte. Maria Theresia war nicht gemeint, auf Schlesien schon für immer zu verzichten, Friedrich selbst kam in ein schiefes Verhältnis zu seinen Verbündeten, die er in ihrer nichts weniger als günstigen Lage stecken ließ, mochten sie diese auch sich selbst zuzuschreiben haben. Maria Theresia setzte den Krieg gegen sie fort und sie kamen bald in dem belagerten Prag in eine verzweifelte Lage. Mit elftausend Mann Fußvolk und dreitausend Reitern schlug sich der fähige Belleisle nach Eger durch, wobei freilich die Winterkälte und der Gegner seinem Heere schwere Verluste beibrachte, mit einem kleinen Teil der Eingeschlossenen rettete sich der Marschall von Broglie nach Sachsen, die übrigen, noch sechstausend, kapitulierten am 25. Dezember. Maria Theresia war wieder Herrin von Böhmen und ließ sich 12. Mai 1743 in Prag krönen. Wenige Tage darauf, 17. Mai, zwang Feldmarschall Khevenhüller, der aus Bayern hatte weichen müssen, dessen Truppen aber nun durch diejenigen des Herzogs Karl von Lothringen verstärkt wurden, durch den Sieg von Simbach das bayerische Heer zur Waffenstreckung. Der General Seckendorf — derselbe, dem wir als österreichischem Gesandten unter Friedrich Wilhelm I in Berlin begegnet sind und der nachmals in bayerische Dienste getreten war — schloß den Evakuationsvertrag zu Niederschönfeld am 27. Juni, der das bayerische Land mit seinen Festungen den Österreichern überlieferte. Karl Albrecht konnte dem nur einen ohnmächtigen Protest entgegensetzen: es war an dem, daß Maria Theresia den Gedanken fassen konnte, Bayern als Ersatz für das verlorene Schlesien zu nehmen, was für Deutschland verhängnisvoll gewesen sein würde. Auch in England war ein für Österreich günstiger Umschwung eingetreten. Das Ministerium Walpole, das dem kontinentalen Krieg

wenig Interesse zuwandte, hatte einem Ministerium Carteret Platz gemacht und nun war König Georg II die Bahn frei zur Erfüllung seines Wunsches, zugunsten Hannovers, dessen Zukunft er durch Friedrich bedroht hielt, in den kontinentalen Krieg einzugreifen. Er brachte auch Holland zum Anschluß an das österreichische Bündnis und führte selbst ein Heer, aus Engländern, Hannoveranern, Österreichern gemischt, die pragmatische Armee genannt, aus den Niederlanden nach dem Süden. Bei Dettingen, in der Nähe von Aschaffenburg, gewann König Georg gegen den französischen Feldherrn Herzog von Noailles einen Sieg, der den Siegern selbst überraschend kam (27. Juni 1743). Die pragmatische Armee überschritt hierauf den Rhein und am 13. September 1743 schlossen zu Worms Großbritannien, Österreich und Sardinien, das von der Nymphenburger Koalition sich freigemacht hatte, ein Bündnis mit weitaussehenden Plänen: Vertreibung der spanischen Bourbonen aus Italien und Teilung der Spolien; das Königreich Neapel, zurückerobert, wird zu einem Tauschobjekt mit dem Kaiser Karl VII verwendet, der dafür sein Stammland Bayern an Österreich gibt; Preußens und des Breslauer Friedens war nicht gedacht.

Inzwischen war Friedrich beschäftigt, die neue Provinz, die ihm der erste schlesische Krieg gewonnen hatte, einzurichten; Kriegs- und Domänenkammern in Breslau und Glogau wurden eingesetzt und auch das scheinbar schwierigste Problem, den katholischen Teil ihrer Bevölkerung zu gewinnen, löste er durch kluge und gerechte Behandlung. Daß er noch einmal um Schlesien werde Krieg führen müssen, verhehlte sich der König keinen Augenblick. Die Österreicher zeigten schon bei der Ausführung des Breslauer Friedens ihren üblen Willen. „Das Land bis zur Oppa" würde die Stadt Jägerndorf, an deren südlichem Ende der bekannte Fluß vorüberführt, an Preußen gebracht haben, sie deuteten den Namen aber auf ein nördlicher gelegenes Wasser desselben Namens und Jägerndorf blieb österreichisch. Auch Sachsen, unter dem Einfluß des Grafen Brühl, der damals die allezeit unglückliche Politik des Hauses Wettin leitete, verständigte sich mit Österreich und schloß mit diesem am

20. Dezember 1743 seinen Frieden und ein Bündnis, in dem Sachsen als Lohn für die Österreich zu leistende Kriegshilfe eine Gebietsabtretung in Schlesien zugesagt wurde. Den bedrohlichen Anzeichen gegenüber zog Friedrich seine Verbindung mit Frankreich enger durch einen Vertrag vom Juni 1744. Eine traurige Rolle spielte während dieser ganzen Zeit der erwählte römische Kaiser Karl VII. Sein eigenes Land war in österreichischen Händen und er war im wörtlichsten Sinn auf fremde Unterstützung angewiesen. Karl Albrecht war kein unbedeutender Mann, aber er besaß doch weder die Energie, der großen Stellung Bedeutung zu geben, in die ihn die Ereignisse gedrängt hatten, noch die finanzielle und militärische Macht, die große Stunde des Hauses Wittelsbach auszunützen und seine Ansprüche an das gewaltige habsburgische Erbe durchzusetzen. Nur gleichsam als Flüchtling war es ihm beschieden, dazwischen einmal ein paar Monate in seiner Hauptstadt München zu residieren, die die Österreicher nach dem Vertrag von Niederschönfeld zum zweitenmal besetzten. Friedrich hatte sich bemüht, unter den deutschen Fürsten eine Verbindung für den Kaiser zustande zu bringen — die „Frankfurter Union" —, hatte aber nur Kurköln, Kurpfalz, Württemberg und Hessen-Kassel dafür zu gewinnen vermocht (Mai 1744). Die Lage sah sich übel für ihn an, er war aber nicht gewillt, sich die von allen Seiten heraufziehenden Gegner über den Kopf wachsen zu lassen, sondern vielmehr entschlossen, ihnen zuvorzukommen. Der zweite schlesische Krieg brach aus.

Friedrich nahm bei seiner Kriegserklärung an Österreich die Sache des Kaisers zum Vorwand. Achtzigtausend Mann stark ließ er sein Heer ohne weiteres durch Sachsen marschieren und direkt in Böhmen einrücken: dahin mußte der Prinz von Lothringen, der im Juni den Rhein überschritten hatte und im Elsaß stand, schleunig und unverfolgt von den Franzosen, die ihn gerne ziehen sahen, nunmehr seine Truppen zurückführen. Schon im September wurde Prag von den Preußen genommen. Doch vereinigte sich der Prinz im Oktober mit dem sächsischen Heere von zweiundzwanzigtausend Mann und war klug genug, die Schlacht, die Friedrich ihm anbot, ob-

gleich er siebenzigtausend gegen sechzigtausend zur Verfügung hatte, nicht anzunehmen, worauf Mangel an Lebensmiteln Friedrich zum Rückzug nach Schlesien nötigte.

Seine Lage, schon an sich nicht mehr günstig, wurde mit dem Beginn des neuen Jahres 1745 noch schlimmer. Am 20. Januar starb derjenige, für den Friedrich mit einigem Recht oder mit dem Schein eines solchen Krieg geführt hatte, sein Kaiser, Karl Albrecht, und zwar in München, wohin er Oktober 1744 wieder hatte zurückkehren können. Dessen Nachfolger Max Joseph, den der Vater noch auf dem Sterbebette vor dem Ehrgeiz gewarnt hatte, der ihm selbst so teuer zu stehen gekommen sei, ließ sich alsbald zu einem Frieden mit Österreich herbei, der am 22. April 1745 zu Füßen geschlossen wurde. „Die sämtlichen kurbayerischen Länder, so wie selbige vor dem Jahre 1741 besessen worden", erhielt der neue Kurfürst zurück und es wurde ihm nur der Verzicht auf die Ansprüche an den habsburgischen Besitz, im Sinne der pragmatischen Sanktion, und die Zusage der bayerischen Kurstimme für die Wahl des Großherzogs von Toskana, des Gemahls der Königin von Ungarn und Böhmen, zum römischen Kaiser auferlegt. Schon im Januar, wenige Tage vor dem Tode Kaiser Karls, hatte Maria Theresia mit Großbritannien-Hannover, Sachsen und Holland einen neuen Vertrag geschlossen zur Bekämpfung Frankreichs und Preußens, dem noch das Leipziger Bündnis vom 18. Mai zwischen den Höfen von Wien und Dresden folgte. Durch den Frieden von Füßen war Friedrich zunächst völlig isoliert und der unfruchtbare Sieg, den die Franzosen am 11. Mai über ein aus den Alliierten gemischtes Heer bei Fontenay im Hennegau erfochten, brachte ihm keine Erleichterung, sowenig als ein „Sieg am Skamander", wie er spottete. Mit großen Hoffnungen rückte bei solcher Lage ein österreichisch-sächsisches Heer, siebenzigtausend Mann stark unter dem Prinzen von Lothringen in Schlesien ein: diesmal gedachten sie den Feind anzugreifen, der die Gebirgspässe ohne Gegenwehr preisgegeben hatte: „es müßte keinen Gott im Himmel geben", sagte der Prinz Karl, „wenn man die zu erwartende Schlacht nicht gewinnen sollte". Mit größter Zuversicht

legte man sich am 3. Juni zur Ruhe. Aber die Schlacht war näher, als die sicheren Führer glaubten. Nachts zwei Uhr versammelte Friedrich seine Generale und gab die Dispositionen: die Reiter brauchen nur die blanke Waffe, das Fußvolk feuert erst, wenn es bis auf zweihundert Schritt an den Feind gekommen ist; kein Feuer, auch keine Pfeife darf angezündet werden. So setzte man sich, noch bei Dunkelheit, um vier Uhr des Morgens in Marsch. Zuerst wurde der feindliche linke Flügel, den die Sachsen innehatten, erst die Reiterei, dann nach tapferem Widerstand das Fußvolk, überwältigt, was zwischen sechs und sieben Uhr entschieden war; dann brachte in einer zweiten Schlacht auf der rechten Seite gegen die Österreicher ein glänzender Reiterangriff des Dragonerregiments Bayreuth, das in die österreichische Infanteriemasse eindrang, was im Wege war niederritt und mit mehr als zweitausend Gefangenen und sechsundsechzig erbeuteten Fahnen und Standarten zurückkehrte, die eigentliche Entscheidung. Diese Schlacht bei Hohenfriedberg kostete das feindliche Heer neuntausend Tote und Verwundete, siebentausend Gefangene, sechsundsechzig Kanonen und dreiundsiebenzig Fahnen und Standarten; das geschlagene Heer verließ Schlesien wieder. Noch aber war kein Friede in Sicht: Ende September kam es in Böhmen noch einmal zu einem Kampfe durch den Überfall, den Karl von Lothringen unvermutet gegen Friedrichs Lager bei Soor unternahm: abermals endigte die Sache mit einem preußischen Siege. Noch aber war der Haß geschäftig: im November zu Dresden ward von dem Minister Brühl und einem geistlichen Herrn, dem Beichtvater des Königs August, ein kühner Plan, ein Marsch der vereinigten österreichischen und sächsischen Heere auf Berlin, also recht eigentlich ein Stoß ins Herz des Feindes, entworfen: aber die Österreicher, die zur Vereinigung mit den Sachsen ausholten, wurden am 23. November durch einen Sieg des Königs bei Großhennersdorf unweit Görlitz nach Böhmen zurückgenötigt und den letzten Sieg erfocht am 15. Dezember 1745 der greise Fürst Leopold von Dessau, der bei Halle ein Heer zusammengezogen hatte, bei Kesselsdorf, zwischen Meißen und Dresden, über ein

sächsisches Heer unter Rutowski, mit dem sich vierundzwanzigtausend Österreicher vereinigt hatten: am 18. zog Friedrich in Dresden ein. Dieser letzte Versuch war also gleichfalls mißlungen, und dies entschied.

In Sachsen erkannte man, daß mit einem solchen Alliierten kein Geschäft zu machen war, und auch in Wien hatte man genug. So kam der Friede in wenig Tagen, am 25. Dezember, zu Dresden zwischen den drei Beteiligten zustande. Der Dresdener Friede bestätigte den Breslauer Frieden, ließ also Schlesien der Krone Preußen; der König von Preußen erkannte Franz I, den Gemahl der Königin, den Großherzog von Toskana, der am 13. September 1745 zum Kaiser gewählt worden war, in dieser Würde an; Sachsen mußte sich zur Zahlung von einer Million Reichstaler an Preußen bequemen. Großbritannien garantierte diesen Friedensschluß und seine Folgen. Für Friedrich war es ein glorreiches Ende des Krieges; das Ergebnis war mit acht Millionen des aufgehäuften Schatzes nicht zu teuer bezahlt, hatte doch der Krieg auch die Untertanen nur wenig unmittelbar belastet. Die Gleichberechtigung der beiden Mächte, Österreich und Preußen, war nun festgestellt, ja das Übergewicht des preußischen Staats als des Trägers des Fortschritts in Deutschland schon entschieden. Groß war die moralische Wirkung für Friedrich II und seinen Staat. Hier war wieder einmal ein König, in dem Wille und Wesen eines Staats sich verkörperte, ein Mann, der nie der Schwäche nachgebend, jeden Augenblick zu handeln bereit war, der gemachte Fehler durch Taten gut machte, mit scharfem Blick seine Gegner und seine Verbündeten durchschaute. Auf der andern Seite aber sah man, wie die Mittelmäßigkeit in allen ihren Gestalten sich breit machte: vornehme, bequeme Herren, die niemals die Mittel zum Siege zur rechten Zeit vorbereiteten, sie also niemals zur Hand hatten, wenn sie nötig waren, und die, selbst ohne Initiative, auch ihren Bundesgenossen keine kräftigen Impulse zu geben vermochten; an der höchsten Spitze allerdings stand eine brave, gescheite, tätige Frau, deren Geist und Gesichtskreis aber einigermaßen beschränkt wurde

durch eine überlieferte Bigotterie, welche ihr mit einer anderen Art von Religion, nämlich dem Interesse des Hauses Habsburg, in eins zusammenfiel. Alles in allem zeigte sich, nur nicht den Blinden oder Einäugigen in Wien und im Reiche, auch die geistige Überlegenheit des Protestantismus über den Jesuitismus, der, im einzelnen schlau und pfiffig und zuweilen sogar klug, doch keinen politischen oder staatsbauenden Gedanken im großen erfassen und durchführen kann. Man begrüßte den König, als er am 28. Dezember nach Berlin zurückkehrte, als den Großen: und schon war in der Tat daran kein Zweifel, daß er der größte Mann der Epoche war, nach dem alles die Blicke richtete.

Der europäische Krieg, den man den österreichischen Erbfolgekrieg nannte, ging noch einige Jahre weiter, er hat aber für die Geschichte Deutschlands wenig unmittelbare Bedeutung. In England scheiterte im Jahre 1745 der letzte Versuch, das protestantische Königtum zu stürzen und ein katholisches mit einem restaurierten König aus dem Hause Stuart herzustellen, durch die Schlacht von Culloden; in Spanien folgte im Jahre 1746 auf Philipp V, dessen herrschsüchtige zweite Gemahlin Elisabeth von Parma Spanien in den Krieg trieb, um den Söhnen dieser zweiten Ehe Land zu verschaffen, Ferdinand VI und unter diesem, seinem Sohn aus erster Ehe, trat der verderbliche Einfluß jener Frau zurück; in Frankreich war der Kardinal Fleury, der seit 1726 die Politik dieses Staates lenkte, 1743 in seinem neunzigsten Jahre gestorben und die traurigste Zeit des französischen Königtums, die Ludwigs XV, die Periode der Mätressen- und Günstlingswirtschaft, hatte begonnen: im April 1748 trat dann zu Aachen ein Kongreß zusammen, der im Oktober ein umfassendes Friedenswerk aufrichtete. Er setzte die Gebietserwerbungen und -abtretungen der beteiligten Staaten fest: Österreich behielt die Niederlande; Sardinien, Modena, Genua, Holland wurden in ihren Besitz wie vor dem Kriege wieder eingesetzt; Parma, Piacenza, Guastalla erhielt der jüngere der spanischen Infanten; Frankreich gab Madras in Ostindien an England, England gab an Frankreich die Insel Kap Breton in Nord-

amerika zurück und in zwei Artikeln, dem einundzwanzigsten und zweiundzwanzigsten, war unter dem Besitzstand, den sich die Mächte garantierten, auch das Herzogtum Schlesien und die Grafschaft Glatz für Preußen genannt.

Friedrich aber war schon längst wieder in voller Tätigkeit. Niemand kam ihm gleich in Auskaufung der Zeit: in unaufhörlicher und rascher Arbeit fand er seine Befriedigung. Er gehörte nicht zu den Menschen, die sich gerne feiern lassen und darin den Genuß des Lebens sehen: die Zeit konnte besser angewendet werden. Man kann diesen außerordentlichen Menschen nicht verstehen, wenn man vergißt, daß er selbst die ruhige und schaffende Tätigkeit des Friedens als die Hauptsache und auch als die seiner Natur zusagende der kriegerischen vorzog.

Friedrich der Große
Gemälde von Antoine Pesne aus dem Jahre 1739 (Kgl. Museen zu Berlin)

Friedrichs des Großen Tafelrunde in Sanssouci
Gemälde von Adolf Menzel

6. Friedrich der Große und Maria Thereſia in den Friedensjahren 1745—1756.

Die elf Jahre Friedenszeit, die Friedrich II geſchenkt waren, wurden für Preußen und die Welt folgenreich. Seit 1747 hatte er ſeine Wohnung in dem Landhaus, das er im Rokokogeſchmack der Zeit bei Potsdam hatte bauen laſſen und Sansſouci benannte. Er lebte hier in einer Geſellſchaft von Männern, die er ſich ausgeſucht hatte und mit denen er, wenn er abweſend war, auch gerne korreſpondierte: zu dieſem Kreiſe gehörten der Kurländer von Keyſerlingk, der Franzoſe Marquis d'Argent, ein franzöſiſcher Arzt La Mettrie, der wegen materialiſtiſcher Schriften aus Frankreich verbannt worden war, ein Italiener Algarotti, der frühere proteſtantiſche Geiſtliche Jordan. Zu dieſer Geſellſchaft, die er leicht und nicht bloß als König beherrſchte und die gerade genug Geiſt hatte, um den geiſtvollen König, der gut und gerne ſprach, zu hören und einigermaßen zu verſtehen, kam im Jahre 1750 ein Großer, den Friedrich früh zu gewinnen ſich vorgeſetzt hatte: der geiſtreichſte Schriftſteller der Zeit, Voltaire. Anfangs ging alles gut, Voltaire war höchlichſt erbaut von der feinen Aufmerkſamkeit, mit der er behandelt wurde. Er machte ſich dem König nützlich bei deſſen geſchichtlichen Arbeiten in franzöſiſcher Sprache und angenehm durch alles das, was ein weltgewandter, feingebildeter, Sprache und Ideenwelt beherrſchender Geiſt durch den Reiz geiſtvollen Geſprächs einem andern leiſten kann. Aber der von Eitelkeit und Ehrgeiz verzehrte Franzoſe irrte gewaltig, als er glaubte, über die literariſche Sphäre hinaus dem König ſich aufdrängen zu dürfen. Er gab ſich Blößen durch grobe Taktloſigkeiten wie durch ſchmutzigen Geiz, der ihn zu zweideutigen Geldſpekulationen verleitete und es kam bald zu einer Kataſtrophe.

März 1753 reiste Voltaire ab: unterwegs, in Frankfurt, wurde er, und in den steifen Formen, wie sie der preußischen Bureaukratie eigen sind, angehalten, bis sein Koffer ankam: ein Bändchen Gedichte, das ihm Friedrich anvertraut hatte, wurde daraus konfisziert, in dem allerlei satirische und nicht zur Veröffentlichung bestimmte und geeignete Bemerkungen über die europäischen Höfe enthalten waren und das allerdings in solchen Händen so schlecht als möglich verwahrt war. Später versöhnte Friedrich den tief gekränkten Franzosen wieder, doch beschränkte sich der Verkehr auf einen ziemlich lebhaften Briefwechsel. Das Leben in Sanssouci, fand man, hatte etwas von einem modernen Kloster, „der Abt" war der Name, den die Gesellschaft, wenn sie unter sich war, ihrem königlichen Haupte gab. Es fehlten die Frauen: die Königin hat das Schloß nie betreten. Von ihr ist in der Geschichte des großen Mannes kaum je die Rede; er lebte, ohne daß es zu einem förmlichen Bruch gekommen wäre, getrennt von der Gattin; mit Kummer fand sie sich in ihr Los; es ist, als ob sie gar nicht da wäre. Friedrichs Vorliebe für französische Literatur und französisches Wesen ging an sich nicht allzu tief und sie hatte, da die Sprache der Höfe überhaupt gemeinhin das Französische war, auch nichts Auffallendes: es war ein bequemes Gewand, das er sich umgelegt hatte. Aber sie hinderte ein wärmeres Interesse für deutsche Wissenschaft und Kunst, wiewohl ein so universaler Geist auch deren Problemen und Aufgaben nicht schlechterdings fremd bleiben konnte. Für die Musik hatte der König, wie so mancher harte Verstandsmensch, eine nicht geringe Begabung: er war ein eifriger Flötenspieler, der auch selbst Konzerte und Sonaten komponierte. Bei den berühmten Musikabenden in Sanssouci wirkten außer dem König, der regelmäßig selbst die Flöte spielte, sein Lehrer auf diesem Instrument, Quantz, die aus Böhmen stammenden Brüder Benda, der Sänger und Komponist Graun mit. Der Oper ließ Friedrich durch Knobelsdorff im Jahre 1742 in Berlin das heute noch stehende stattliche Haus errichten.

Die Akademie, die von seinem Vater so schnöde behandelt worden war, wußte er anders zu schätzen als dieser. Sie erhielt 1744 einen

würdigen Präsidenten in dem Franzosen Maupertuis, an dem die gemeine Seele Voltaires ihren ätzenden Witz übte. Den Hochschulen erwies der König jedoch keine besondere Gunst, die Universität Halle bezog rund achtzehntausendeinhundertsechzehn Reichstaler jährlich. Um die mittleren Schulen hat er sich in dieser Periode nicht weiter gekümmert, dagegen verkannte er die Wichtigkeit des Volksschulwesens nicht und in seine Regierung fällt in Berlin die Gründung des ersten „Küster- und Schullehrerseminariums" durch den Konsistorialrat Hecker, dem bis zu Friedrichs Tod sechs weitere solcher Anstalten folgten. War auch die äußere Lage des Lehrerstandes noch sehr bescheiden, so war nun doch ein Anfang gemacht mit der fachlichen Ausbildung der Volksschullehrer und das Verlangen nach Aufklärung, das die Zeit beherrschte und auch im Adel manchen begeisterten Anhänger, wie den edlen Freiherrn von Rochow auf Reckan in der Kurmark, fand, bewirkte weitere Fortschritte. Die Kirche bedeutete dem König persönlich nichts, er würdigte sie aber als Erziehungsanstalt für das Volk und die evangelischen Prediger als Werkzeuge für dessen Aufklärung und zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse. Auch die katholische Kirche machte ihm wenig zu schaffen; er stand mit dem Papst Benedikt XIV, der von 1740—1758 regierte, auf gutem Fuß und da die Aufklärungsideen auch bei der höheren Geistlichkeit Einkehr gehalten hatten und er selbst innerlich außer oder über den Religionsparteien stand, kam er auch in Schlesien mit seinen neuen katholischen Untertanen zurecht: er selbst verfuhr nach dem Grundsatze, den er schon in seinen ersten Regierungstagen ausgesprochen hatte, daß in seinen Staaten jeder auf seine Weise selig werden könne. Persönlich kam er über die Anerkennung der christlichen Moral und einen vagen Deismus nicht hinaus.

Die geistigen Strömungen, die im deutschen Protestantismus und in der Nation sich geltend machten, berührten ihn nicht tiefer. Er hatte als König anderes zu tun: den Schatz wieder zu füllen, das Heer nicht nur in dem Stande zu erhalten, in dem es ihm sein Vater hinterlassen hatte, sondern auch es weiterzubilden und zu vermehren, die Verwaltung zu beaufsichtigen, die Rechtspflege zu

reformieren; das Mißverhältnis zwischen dem Umfang des Staates und seiner neuen Großmachtstellung nötigten, die Gefahren der Zukunft vorauszudenken, Kräfte zu sammeln: und hier spricht die Tatsache eine beredte Sprache für die Bedürfnislosigkeit und Sparsamkeit von König und Untertanen, daß im Jahre 1756, also elf Jahre nach dem Friedensschluß, wieder dreizehn Millionen Reichstaler im Schatze lagen. Von den zwölf Millionen jährlicher Einkünfte wurde der größte Teil auf das Heer verwendet, an dem unaufhörlich gearbeitet und das beständig vermehrt wurde. Es hatte schon im Jahre 1752 die im Verhältnis zur Bevölkerungszahl Preußens erstaunliche Stärke von hundertsechsunddreißigtausend Mann erreicht. Der Rekrutenfang für das preußische Heer blühte noch immer, ja mehr als zur Zeit Friedrich Wilhelms: es konnte einem jungen Kandidaten, der harmlos auf fremdem Boden seiner Straße ging, begegnen, daß er einem der listigen und allerwärts lauernden Werber in die Hände fiel und, von ihm getäuscht, des andern Tages im preußischen Soldatenstand erwachte, aus dem kein Entrinnen war, so daß er — wir sprechen von einem wirklichen Falle — von Glück sagen konnte, wenn er, nachdem er einige Jahre seines Lebens verloren hatte, endlich auf allerlei Umwegen die Freiheit wiedergewann. Der Unterschleif und die Bestechung, die in anderen Heeren eine so große Rolle spielte, war hier unbekannt; wer in den Listen stand, stand auch in Wirklichkeit auf den Beinen; auch war der Ruf des preußischen Heeres längst in der ganzen Welt festgegründet. Der Gedanke, nicht zwar das Volk in Waffen, aber der Staat in Waffen zu sein, erzeugte ein Ehrgefühl, das nicht bloß in den Offizieren lebte und wirksam war, und das zugleich ein preußisches Nationalgefühl ins Leben rief. Der König verstand es, diese Kraft zu wecken. Die Anrede an den einzelnen, auch den hohen Offizier, war das barsche „Er“; wenn er die Offiziere in größerer Zahl versammelte, redete er sie mit „Sie“ an: „bedenken Sie, daß Sie Preußen sind“, sagte er ihnen vor der Schlacht bei Leuthen, und der Name Preußen drängte allmählich den partikularistischen Stolz der einzelnen Pro-

vinzen zurück, ohne ihn doch zu beseitigen oder zu unterdrücken. Die Inspektion der Truppen nahm der König auf seinen häufigen Reisen vor, auf denen er mit offenem und scharfem Auge alles bis aufs Kleinste beobachtete und nicht bloß für die Soldaten Interesse hatte. Und dieses allseitige Interesse, die Anregungen, die er im einzelnen gab, die Kenntnisse, die ihm aus erster Hand zuflossen, der einsichtige Rat und der rasche Befehl, mit dem er überall eingriff, belebte allenthalben die Verwaltung und die erwerbende Tätigkeit: die neugewonnene Provinz Schlesien, das Ländchen Ostfriesland, das ihm 1744 nach dem Tode des Letzten vom einheimischen Fürstenhause der Cirksena kraft Erbrechts zugefallen war, bekamen diese lebenschaffende Tätigkeit zu spüren. Schlesien wurde in Wahrheit durch seine Einverleibung in Preußen erst ein deutsches Land.

Die Stärkung der Landwirtschaft durch die von seinen beiden Ahnen, dem Großen Kurfürsten und dem König Friedrich Wilhelm I angebahnte innere Kolonisation setzte Friedrich II fort und zog noch vor dem siebenjährigen Krieg an fünfzigtausend Einwanderer in die Kurmark, dreitausend nach der Neumark, zwölftausend nach Schlesien, elftausend nach Pommern, zwölftausend nach Ostpreußen. In den Jahren 1746—1753 wurde der große Oderbruch, im ganzen an zweihunderttausend Morgen, entwässert und in fruchtbaren Ackerboden umgewandelt, der zahlreiche Ansiedler ernährte. Hier wie anderwärts wandelte der König in den Spuren seines Vaters, der in den Jahren 1718—1722 mit gleichem Erfolg und zu gleichem Zweck die Havelbrüche hatte entwässern lassen. Auch in der Fürsorge für die Erhaltung des Bauernstandes berührte sich Friedrich mit seinem Vorgänger. Doch fand das Werk der Bauernbefreiung bei den Bauern selbst kaum weniger Widerstand als beim Adel, denn der bäuerliche Pächter war fast übler daran, als der bäuerliche Hörige, der wenigstens nicht von der Scholle vertrieben werden konnte.

Nicht weniger als für die Landwirtschaft ließ sich der König auch die Sorge für Handel und Industrie angelegen sein. Schon unter dem Großen Kurfürsten war der für Berlin wichtige Müll-

roser- oder Friedrich-Wilhelms-Kanal zwischen Spree und Oder erbaut worden. Noch bedeutsamer wurden die beiden Kanäle, die Friedrich gleich im Anfang seiner Regierung in Angriff nehmen ließ, der Finowkanal zwischen Havel und Oder, und der Plauesche Kanal zwischen Havel und Elbe; den Hauptvorteil hiervon hatte das seit 1720 erworbene Stettin, dessen Handel dem von Hamburg bald erhebliche Konkurrenz machte. Die Hebung der noch sehr in den Anfängen liegenden Industrie ließ sich der König nicht nur durch weitere Befestigung des Schutzzollsystems angelegen sein, sondern er war auch darauf bedacht, tüchtige Fachmänner ins Land zu ziehen, und ließ durch den Minister von Derschau eingehende Pläne für die Anlage von Manufakturen ausarbeiten. Um dem noch sehr mangelnden Unternehmungsgeist entgegenzukommen, wurden auch staatliche Beihilfen gewährt. In Schlesien blühte die Leinen- und Tuchindustrie auf, auch Seiden- und Samtfabriken entstanden.

Ein besonders wohltätiges Werk war die Justizreform. Friedrich Wilhelm hatte seinem Sohn eine vortreffliche Persönlichkeit, Samuel von Cocceji, als Justizminister hinterlassen: ihn entsandte Friedrich im Jahre 1746 nach Pommern, wo er rasch mit einfachen Mitteln — Berufung gelehrter Richter in die Kollegien, Versuch des gütlichen Vergleichs, ehe es zum Prozesse kam, Beseitigung der Winkeladvokaten — mit einer großen Zahl von Prozessen, an zweitausend, aufräumte und in stetigem Fortschritt den Ruf der preußischen Justiz begründete und eine Rechtsprechung schuf, die von allen außerhalb der Sache liegenden Rücksichten frei, rasch, wohlfeil und unparteiisch arbeitete und bald als ein Muster für das übrige Deutschland galt. 1747 wurde Cocceji zum Großkanzler ernannt, 1749 erschien seine Prozeß- und Kammergerichtsordnung.

Das preußische Beispiel war auch in Österreich einigermaßen wirksam. Maria Theresia war eine hervorragend kluge Frau und obwohl sie auf Friedrich mit erklärlichem und echt weiblichem Hasse schaute, erkannte sie doch wohl, worauf seine und seines Staates Überlegenheit beruhte: nur den tiefsten Grund dieser Überlegenheit, den von überlebten kirchlichen Rücksichten und Einflüssen freien

Geist, der dort seine Wohnung aufgeschlagen hatte, erkannte sie nicht und verstand sie nicht. Von ihrem Recht und ihrer Pflicht aufs tiefste überzeugt und durchdrungen und vom Geist des Fortschritts unterstützt, der sich überall regte und auch in ihrem Staate sich nicht ganz verleugnete, reformierte auch sie nach allen Seiten: das Heerwesen wurde auf neue Grundlagen gestellt, Adel und Klerus zu Steuern herangezogen, Justiz und Verwaltung getrennt, das Schulwesen, das sehr im argen lag, gebessert: aber das Hauptübel, die bunte Zusammensetzung des Reichs, die Autonomie der einzelnen Länder und Provinzen blieb, obgleich seit 1753 die K. K. Haus- und Hofkanzlei zu einer Zentralbehörde, einem Reichsministerium, umgestaltet wurde. Auch beschränkten sich die Reformen auf Österreich und Böhmen, während in Ungarn und Italien die Zustände blieben, wie sie waren. Die Protestanten wurden zwar nicht mehr geradezu verfolgt, aber gedrückt und schikaniert und nahmen zum Schaden des Reichs nicht den ihnen gebührenden Platz in der Verwaltung ein. Die Dinge gingen in Österreich viel langsamer als in Preußen, wo alles arbeitete: die Hauptsitze des geistlichen Müßiggangs, die Klöster, wurden zwar etwas eingeschränkt, sie blieben aber bestehen. Die Königin fand brauchbare Diener und Werkzeuge bei ihrem rühmlichen Wirken: so den Grafen Haugwitz und den Grafen Chotek: von jenem glaubte sie rühmen zu können, daß er „den Staat aus der Konfusion in die Ordnung gebracht habe".

So ward die Friedenszeit von den beiden Machthabern benützt mit dem Hintergedanken an einen neuen entscheidenden Waffengang. Friedrich wußte wohl, daß er noch einmal um Schlesien würde fechten müssen, weil bei Maria Theresia der Groll und der Wunsch, Rache zu nehmen, übermächtig waren oder weil sie, wie man es an ihrem Hofe ausdrückte, von dem unerschütterlichen Vertrauen erfüllt war, Gott werde an dem ketzerischen König das Unrecht, das er verübt, rächen. Zwar gab es kluge Männer in ihrem Dienst, wie ihren Gesandten in Paris, Graf Kaunitz, welche zum Verzicht auf Schlesien rieten, und solche, die wenigstens so dachten, wenn sie es auch vielleicht nicht zu sagen wagten, wie sogar Maria

Theresias unbedeutender, aber ehrlicher Gemahl, Kaiser Franz, der im Jahre 1745 glücklich zu dieser kaiserlichen Würde erhoben worden war. Friedrich war wachsam: er merkte wohl, was die beiden Höfe, der österreichische und der russische, oder vielmehr die beiden Frauen an der Spitze, Maria Theresia und Elisabeth, die seit 1741 den russischen Thron innehatte, wider ihn spannen; als Dritter im Bunde stand der Graf Brühl in Sachsen, der in jenen Jahren eine ähnliche Rolle spielte wie im neunzehnten Jahrhundert der sächsische Minister Graf Beust: auch König Georg II von England war Friedrich feindlich gesinnt. Bei allen diesen Persönlichkeiten war das politische Interesse oder der politische Zweck mit einem starken Gefühl persönlichen Hasses vermengt und Friedrich seinerseits hütete auch, wie starken und sarkastisch angelegten Männern von Geist begegnet, seine Zunge nicht ängstlich, namentlich nicht wo die Unterhaltung auf die Zarin kam. Seit 1753 erfuhr er, was in den Kabinetten von Petersburg, Wien und Dresden insgeheim verhandelt und geplant wurde, durch die ungetreuen Hände zweier Subalternen, des Sekretärs der österreichischen Gesandtschaft in Berlin, Baron von Weingarten, und eines Sekretärs der Geheimkanzlei in Dresden, Menzel. Einigermaßen gedeckt war Friedrich durch das Bündnis mit Frankreich, das seinerseits bei der fortdauernd feindseligen Stellung Englands ihm gegenüber einen Verbündeten wie den preußischen König wohl brauchen konnte, der jeden Augenblick Hannover überfallen und überwältigen konnte. Ein endloses Gewirr von Intrigen und Vertragschließungen zieht sich durch die Jahre und für Friedrich stand das Problem längere Zeit so, ob er mit Frankreich gegen England oder mit England gegen Frankreich gehen sollte. Eine Schwenkung brachte das Jahr 1756: Georg II begann endlich einzusehen, daß sein Interesse ihn an Preußen wies: so kam im Januar 1756 der Vertrag von Westminster zwischen Preußen und England zustande, der den Schutz Hannovers durch Preußen und die Verpflichtung der beiden vertragschließenden Mächte aussprach, dem Einrücken fremder Heere in Deutschland sich zu widersetzen. Es zeigte sich schon hier deutlich, in welchem Lager die Sache

Deutschlands war und in welchem sie nicht war. Demgegenüber hatten die Bemühungen Österreichs in Versailles nun um so leichteren Erfolg, als der königlichen Mätresse, der Marquise von Pompadour, Äußerungen Friedrichs hinterbracht wurden, durch die sie sich persönlich beleidigt fand. Der leitende Staatsmann Frankreichs war in jenen Jahren der Abbé Bernis, eine Kreatur der Pompadour, der den Aufmerksamkeiten, mit denen ihn die österreichische Politik seit geraumer Zeit umwarb, nicht unzugänglich war. So kam es denn im Mai 1756 zum Abschluß eines Freundschaftsvertrags und Verteidigungsbündnisses zwischen Österreich und Frankreich, das im Falle eines Angriffs jeden der beiden Vertragschließenden verpflichtete, dem Angegriffenen mit vierundzwanzigtausend Mann zu Hilfe zu kommen. Die Dinge lagen also so, daß zwischen Österreich, Frankreich, Rußland und Sachsen eine Koalition bestand oder sich bildete, mit der bestimmten Absicht, Preußen seiner jüngsten Erwerbung wieder zu berauben, und daß es dabei nicht bleiben würde, war im voraus anzunehmen. Im Frühling 1757 wollte man losschlagen und der Feldzugsplan war bereits bis ins einzelne festgestellt. Friedrich hatte volle Kenntnis von der Sachlage und er war stets gerüstet, seine Gegner waren es nicht, und so beschloß er, das Netz, in dem er gefangen werden sollte, zu zerreißen, ehe es sich ganz zusammengezogen hatte. Er ließ im Juli 1756 durch seinen Gesandten in Wien anfragen, ob den Truppenbewegungen in Böhmen und Mähren die Absicht eines Angriffs zugrunde läge. Die Antwort auf diese naiv klingende Frage lautete diplomatisch. Er wiederholte sie noch einmal bestimmter im August. Die Antwort leugnete dreist den Angriffsplan, dessen Wortlaut Friedrich doch in der Lage war, den feindlichen Kabinetten vor Augen zu halten. Er hatte seinen Entschluß gefaßt und erteilte an seine Truppen den Marschbefehl. Die preußischen Regimenter überschritten demgemäß 29. August 1756 die Grenze.

7. Der siebenjährige Krieg.

Man hat Friedrich getadelt und gemeint, daß der gefährliche Plan sich wohl wie so manche andere Konstellation von selbst wieder aufgelöst haben würde und daß mancher günstige Zufall denkbar gewesen wäre, wo es es sich um eine Verbindung von vier Mächten gehandelt habe: darauf darf es ein kluger und energischer Mann an der Spitze eines bedrohten Staates nicht ankommen lassen. Wie ernst er seine Lage auffaßte gegenüber der Koalition fast ganz Europas, die er gegen sich hatte, erhellt aus der Geheimen Instruktion, die er bei seiner Abreise aus Berlin seinem Kabinettsminister Grafen Finckenstein übergab. Er erörterte darin auch den Fall seines Todes auf dem Schlachtfeld und bestimmte, daß dann die Geschäfte so weiter geführt werden sollen, daß niemand die Veränderung bemerke; sollte er in Gefangenschaft geraten, so sei dem älteren seiner beiden Brüder, dem Prinzen August Wilhelm, zu gehorchen, der wie alle Minister und Generale mit seinem Kopfe dafür hafte, daß man weder eine Provinz noch ein Lösegeld zu seiner Befreiung anbiete, sondern den Krieg fortsetzen und dessen Vorteile verfolgen werde, „ganz, als wäre er, der König, nie auf der Welt gewesen". Sieben Jahre sollte der König die Hauptstadt seines Staates nicht mehr betreten.

Sein Gedanke war, durch einen raschen Stoß die Gegner zu verwirren und die Verschwörung zu ersticken. Dieser Zweck wurde aber nicht erreicht, sondern es gelang die sächsischen Truppen, etwa achtzehn- bis zwanzigtausend Mann, rechtzeitig bei Pirna in einem festen Lager zusammenzuziehen. Brühl, der vielanschlägige Intrigant, der seine Pläne im Vertrauen auf die mächtigen Bundesgenossen weiterspann, dachte diese Truppen durch die Öster-

reicher frei zu bekommen und dann mit diesen vereinigt dem Angriff zu begegnen, der sie überrascht hatte. Er und sein Gebieter, der Kurfürst und König, begaben sich zum Heere und weiter auf den Königstein, wohin man auch flüchtete, was noch geflüchtet werden konnte. Friedrich zog in Dresden ein. Er ließ hier das Archiv, in dem die Originalien der geschlossenen Verträge liegen mußten, öffnen: der Offizier berief sich auf seine Instruktion, als die Königin von Polen mit ihrer Person den Zugang wehrte: die kostbaren Aktenstücke fanden sich. König August verschmähte, wie unter diesen Umständen natürlich, das angetragene Bündnis mit Friedrich, und dieser schickte sich an, das sächsische Land nunmehr als eine eroberte Provinz zu behandeln. Zunächst aber erwuchs ihm die Aufgabe, mit dem sächsischen Heere fertig zu werden. Dieses Heer, eingeschlossen und nicht für eine so grausame Lage ausgestattet, hielt redlich aus: man hoffte auf Entsatz von Österreich her. In der Tat machte am 1. Oktober ein österreichisches Heer unter Feldmarschall Browne den Versuch zur Befreiung der Sachsen; es war bis auf vier Stunden herangekommen, bei Lobositz tobte sieben Stunden lang eine große Schlacht, die Österreicher wurden aber zurückgeworfen. Noch hielten sich die Sachsen bis zum 13.; vom Königstein kam am 14. nach anfänglichen großen Worten die Erlaubnis zur Kapitulation und am 15. streckten noch fünfzehn- bis achtzehntausend die Gewehre. Ihr Widerstand hatte den Österreichern einen großen Dienst geleistet und in Wahrheit den Plan Friedrichs auf eine schnelle Niederwerfung des Hauptfeinds vereitelt. Die Tüchtigkeit dieser Truppen bewies der Umstand, daß ihre Einverleibung in das preußische Heer sich als ein schlechtes Geschäft erwies, da die meisten den gezwungenen Eid bei nächster Gelegenheit brachen und desertierten und die Offiziere mit wenigen Ausnahmen die Kriegsgefangenschaft dem Wechsel der Fahne vorzogen.

Die Denkschrift, in der Friedrich seinen Überfall rechtfertigte, indem er zugleich die in Dresden gefundenen Papiere veröffentlichte, machte keinen Eindruck. Schon im September hatte der Reichstag zu Regensburg ein Dehortatorium gegen die Vergewaltigung Sachsens

erlassen, am 17. Januar 1757 erklärte das Reich den Krieg. Die drei großen Mächte, Österreich, Rußland, Frankreich, waren zu völligem Einverständnis gelangt: mit Rußland war das Bündnis am 11. Januar ins reine gekommen, Frankreich und Österreich vervollständigten und erweiterten am 1. Mai 1757 den Vertrag vom 1. Mai des vorigen Jahres; im März trat auch Schweden dem Kriegsbunde bei. In dem Vertrage mit Frankreich war das Fell des Bären, den man zu erlegen dachte, schon regelrecht geteilt: Schlesien, Glatz, Magdeburg, das Fürstentum Crossen und Halberstadt, das Land Halle, das ehemals schwedische Vorpommern, was von der Cleveschen Erbschaft in preußischen Händen war — Gebiet genug, um Österreich und verschiedene seiner Bundesgenossen schadlos zu halten. Für Frankreich war außer einigen Plätzen in den österreichischen Niederlanden nichts ausgemacht, auch in dem russisch-österreichischen Vertrag stand nichts von Preußens oder sonstwelcher Abtretung an Rußland: das mußte sich alles finden, wenn erst der große Schlag getan, der unzweifelhafte Sieg gewonnen war. Es konnte aber nicht fehlen, wenn man die Zahlen verglich: man rechnete vierhundertdreißigtausend Mann, die in den verschiedenen Lagern mobil gemacht wurden, und der Sieg konnte in der Tat nicht ausbleiben, wo ein halbes Dutzend großer und kleiner Staaten gegen einen Mann und einen Staat von so mäßigem Umfang und, dachte man, bald versiegenden Hilfsquellen sich zusammengefunden hatte. Er hatte nichts als die englische Hilfe, die in einer Million Pfund Sterling und demnächst einer Landarmee von fünfundvierzigtausend Mann bestand, und allerdings noch einen Vorteil: er war einer, und seine Gegner waren eine Koalition; er war ein Mann von Genie und im Lager der Feinde war von solchen nichts zu gewahren: nur Mittelmäßigkeiten standen an den leitenden Stellen.

Der Krieg spielte auf vier Schauplätzen. Im Westen waren die Franzosen, im Norden die Schweden, im Osten die Russen zu bekämpfen: der Hauptfeind waren aber zweifellos die Österreicher im Süden und gegen diese wandte sich Friedrich selbst. In drei

Kolonnen, zusammen hundertsiebzehntausend Mann, rückten seine Truppen am 18. April 1757 in Böhmen ein, er selbst von Sachsen, Schwerin von Schlesien, der Prinz von Braunschweig-Bevern von der Lausitz her. Bei Prag standen die Österreicher, sechzigtausend Mann unter Browne und dem Herzog von Lothringen, dem Schwager der Kaiserin. Am 6. Mai griff Friedrich ihr Heer auf dem Ziskaberge an: bei diesem Kampf, in einem kritischen Moment, als er die Fahne tragend seinem Regiment voranschritt, fiel von fünf Kartätschenkugeln getroffen der Sieger von Mollwitz, Friedrichs greiser Feldmarschall Schwerin; der Tag endigte mit einem Siege, der den König aber dreizehntausend Mann kostete, wenn auch der Verlust der Österreicher erheblich größer war, und auch sie die schwere Verwundung eines ihrer Führer, des Feldmarschalls Browne, zu beklagen hatten, der bald darauf in Prag starb. Gleichwohl war es nur ein halber Sieg, dieser Sieg von Prag: der Feind war in die Stadt zurückgeworfen, welche die Preußen nun belagern mußten, während Marschall Daun ein zweites, österreichisches Heer, das allmählich bis zu sechzigtausend Mann anwuchs, in einer Stellung bei Kolin, auf der Straße von Prag nach Wien, östlich von Prag, beisammenhatte. Friedrich beschloß, um die Belagerung von Prag zu einem glücklichen Ende führen zu können, ihn anzugreifen. Am 18. Juni wurde ohne Entscheidung bis zum Abend bei Kolin gekämpft. „Die Retraite geht nach Suchdol", schrieb Daun auf einen Zettel, der aber auf seinem Wege an die Führer von einem sächsischen Oberstleutnant, der die Lage richtiger beurteilte, aufgehalten wurde: ein Reiterangriff auf die ermüdeten Preußen entschied den Sieg Dauns; der von Friedrich gemachte Versuch die schiefe Phalanx der Alten zur Anwendung zu bringen, war nicht geglückt, und achttausend wertvolle Mannschaften waren umsonst geopfert. Die Belagerung von Prag wurde alsbald aufgehoben, der ganze Feldzugsplan war mißlungen, Friedrich mußte bis Leitmeritz, einer Stadt im nördlichen Böhmen, zurückweichen. Doch verfolgte Daun seinen Sieg nicht weiter, aber die Freude im österreichischen Lager war groß. Maria Theresia stiftete einen neuen Orden, mit dem sie Daun als ersten

Ritter schmückte, den Maria-Theresien-Orden, und der Sieg ward reichlich gefeiert.

Friedrich mußte erfahren, daß ein Unglück selten allein kommt. Wenige Tage nach der Schlacht bei Kolin, am 27. Juni, starb seine Mutter, die Königin Sophie Dorothea, und dieser Verlust erschütterte ihn gerade jetzt aufs tiefste. Aber auch die Ereignisse auf den übrigen Schauplätzen des Krieges waren nicht dazu angetan ihn aufzurichten. Ein französiches Heer, hundertsiebzehntausend Mann stark, unter Marschall d'Estrées, hatte den Rhein überschritten und war in Westfalen eingerückt, wo es ein Korps von fünfundzwanzigtausend Mann unter einem Günstling der Marquise von Pompadour, Prinzen Soubise, abzweigte und nach Sachsen entsandte: die Hauptarmee aber stieß am 26. Juli bei Hastenbeck am rechten Ufer der Weser mit der Streitmacht des englischen Prinzen Herzog von Cumberland zusammen, der die Schlacht genau in dem Augenblick, wo der Franzose schon zum Rückzug entschlossen war, verloren gab und mit dem neuen französischen Oberfeldherrn, Herzog von Richelieu, am 8. September die Konvention von Kloster Zeven abschloß, die, indem sie die hannöversche Armee und das hannöversche Land als neutral erklärte, den Franzosen den Weg an die Elbe, in das Herz des preußischen Staates, öffnete. In Ostpreußen ferner waren die Russen, ein Heerhaufe von hunderttausend Mann unter dem Befehl des Generals Apraxin eingebrochen und die Kosaken, Tataren, Kalmücken in diesem Heere peinigten das Land nach Kräften: allzukühn griff der preußische Generalfeldmarschall Lehwald am 30. August mit seinen vierundzwanzigtausend Mann die achtzigtausend Feinde bei Groß-Jägerndorf an und wurde geschlagen: gleichwohl gingen die Russen am 7. September wieder zurück. Dieser Rückzug war durch eine Krankheit ihrer Kaiserin Elisabeth veranlaßt, deren Tod eine gänzliche Änderung des politischen Systems in Rußland herbeigeführt haben würde. Sie blieb aber für diesmal noch am Leben. Und auch in Böhmen standen die Dinge nicht gut. Friedrich hatte seinem Bruder, dem Prinzen Friedrich

Auguſt, die Deckung des Rückzugs nach Schleſien aufgetragen, doch konnte dieſer nicht hindern, daß der Rückzug zur Flucht ausartete, was den König zu herbem Tadel veranlaßte, ſo daß der Prinz tief gekränkt ſeinen Abſchied nahm; ſchon ein Jahr ſpäter ſtarb er gebrochenen Herzens. Am 7. September aber erlitt ſein Nachfolger, Herzog Auguſt Wilhelm von Braunſchweig-Bevern, gegen Daun eine Niederlage bei Moys, in der General von Winterfeldt fiel, der dem König unter allen ſeinen Generalen am nächſten ſtand. Endlich fällt noch der kühne, wenn auch entſcheidungsloſe Streifzug des Generals Haddik mit viertauſend Mann nach Berlin in jene Zeit. Am 16. Oktober erſchien er vor dem ſchleſiſchen Tor: allein die Nachricht vom Herannahen der Preußen unter dem Fürſten Moritz von Deſſau, der einſt im erſten ſchleſiſchen Krieg durch die kühne Tat der Erſtürmung von Glogau ſeinen Ruhm begründet hatte, bewog ihn, mit einer Brandſchatzung von hundertachtzigtauſend Reichstalern und vierundzwanzig Paar Handſchuhen für ſeine Kaiſerin — es ſeien, erzählte man ſich in dem damals ſchon witzigen Berlin, lauter ſolche für die linke Hand geweſen — wieder abzuziehen.

Aus den Briefen, die Friedrich in dieſer ſchweren Zeit an ſeine Schweſter, die Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, ſchrieb, erkennt man, wie ernſt er ſelbſt ſeine Lage beurteilte; er war entſchloſſen, als König zu ſiegen oder zu fallen. Da brachte ihm aber das Jahr 1757 noch zwei große Erfolge, die recht eigentlich ſeine Rettung wurden. Der neben den Schweden am wenigſten gefährliche Feind, die zu Regensburg beſchloſſene „eilende Reichsarmee“ war trotz des Verſuchs, durch einige tauſend Mann, die Friedrich nach der Schlacht von Prag nach Süddeutſchland entſandte, um ihre Anſammlung zu ſtören, unterdeſſen doch zuſammengebracht worden und ſie war aller Welt zum Geſpött, noch ehe ſie in Aktion trat. Wenn man hört, daß dieſe Truppen von den einzelnen Kreiſen zu ſtellen waren, deren jeder für ſich ſchon ein buntſcheckiges Gebilde darſtellte, und wenn man ſich das Gemenge zwerghafter Staaten vergegenwärtigt, aus denen z. B. der die ſüdweſtliche Ecke Deutſchlands bildende ſchwäbiſche Kreis beſtand;

wenn man erfährt, daß in einer Kompagnie die eine Reichsstadt den Hauptmann, eine andere den ersten Leutnant, eine Reichsäbtissin etwa den zweiten, ein Reichsabt den Fähnrich stellte, so braucht man nicht die zahlreichen Anekdoten alle zu glauben, welche sich schnell auf Kosten dieser Armee bildeten, um zu wissen, wie es mit der Ausrüstung und Verpflegung und dem sonstigen Bedarf einer Armee stand, und braucht sich nur noch an die Sympathien zu erinnern, die bei zahlreichen dieser Krieger für den protestantischen Gegner sich regten, um ihr Geschick vorauszusehen. Die Desertionen mehrten sich, je näher man dem Feinde kam. So marschierten „die Faßbinder", wie der grausame Witz der eigenen Landsleute sie taufte, vorwärts und überschritten die sächsische Grenze; die Ehre sie zu kommandieren hatte ein Prinz von Hildburghausen. Glücklich vereinigten sich diese dreiunddreißigtausend Mann an der Saale mit jenem abgezweigten französischen Korps des Prinzen Soubise, so daß sie jetzt eine Streitmacht von über fünfzigtausend Mann bildeten. Im Oktober wurde die Welt durch die Geschichte erheitert, die an sich traurig genug gewesen wäre: wie der Notarius publicus Dr. April am 12. jenes Monats dem preußischen Reichstagsgesandten Plotho citationem fiscalem, die Vorladung zur Anhörung der vom Reichstag ausgesprochenen Reichsacht überbrachte oder überbringen wollte, aber von dessen Bedienten „die Treppe hinabgeleitet" worden sei.

Das von den Franzosen verstärkte Reichsheer, von Soubise und Hildburghausen geführt, war bis in die Gegend von Naumburg gekommen und fand bei dem Dorf Roßbach eine Streitmacht, wie man schätzte, von nur zehntausend Mann sich gegenüber: in Wirklichkeit waren es allerdings zwanzigtausend mit dem König an der Spitze. Friedrich selbst war von der Lausitz herbeigeeilt und er war diesmal seiner Sache sicher. Um zwei Uhr am Nachmittag des 5. November gab er das Zeichen: der rechte Flügel des Feindes wurde durch einen Reiterangriff eines unvergleichlichen Offiziers, des Generals Seydlitz, ins Schwanken gebracht, dann demaskierte der König auf dem Janushügel seine Artillerie. Seydlitz hat seine

Reiter inzwischen wieder gesammelt und kommt nun der schon geschlagenen Armee in den Rücken: in drei Stunden war die Sache entschieden. Sieben Bataillone und achtunddreißig Schwadronen hatten die Schlacht gewonnen mit einem Verlust von hundertfünfundsechszig Toten und dreihundertfünfundsiebzig Verwundeten, während man auf der feindlichen Seite dreitausend Tote und Verwundete zählte, fünftausend Gefangene in den Händen der Preußen ließ und die ganze Armee in einem Zustande der Auflösung sich befand, der sie vollends unbrauchbar machte. Der Sieg erregte in ganz Deutschland eine ungeheure Genugtuung — ein Sieg Deutscher über die Franzosen, so eklatant und unzweifelhaft wie nur möglich: die unglücklichen Reichstruppen, welche in der Tat nicht die Blüte der Nation waren, durften für die Witze und Anekdoten, mit denen man sich auf ihre Kosten behagte, nicht sorgen. Ein wenn auch angesehener, so doch ziemlich mittelmäßiger Poet dieser Zeit, Wilhelm Ludwig Gleim, schwelgt in einem seiner gutgemeinten, aber poesielosen preußischen Kriegslieder förmlich im Hohn über die armen Tröpfe auf ihrer Flucht, den Pfälzer, den Trierer, den Bruchsaler, den Schwaben, Paderborner, Nürnberger, Kölner, Mainzer, Münstermann, anscheinend ohne sich ganz bewußt zu sein, daß seine Reimerei in einem Atem den Ruhm und die Schande der deutschen Nation feierte.

Mittlerweile aber hatten sich die Österreicher in Schlesien breit gemacht, am 12. November war die Festung Schweidnitz gefallen, am 22. der Herzog von Bevern bei Breslau mit achtundzwanzigtausend von der österreichischen Übermacht, achtzigtausend unter Daun und dem Prinzen Karl von Lothringen, geschlagen worden; auch Breslau fiel und die Restauration der früheren Herrschaft war in vollem Gange. Aber am 2. Dezember vereinigte sich der König, der in Eile vierzehntausend Mann heranführte, mit den zwanzigtausend vom Heere Beverns, die ihm, da der Herzog selbst von den Österreichern gefangen war, General Zieten zuführte. Er suchte die Schlacht und den Feind und war entschlossen, alles an alles zu setzen trotz der ungeheuren Überzahl der Österreicher, die siebzig-

tausend gegen seine dreißigtausend, in der Gegend von Neumarkt standen: es fehlte in ihrem Lager nicht an Spott auf die Potsdamer Wachtparade, als sie die preußische Armee in der Ferne, wie es schien auf dem Marsch und Abzug nach dem Süden, sahen. Friedrich kannte die Gegend von den Manövern her: als er das Dorf Lobetinz erreicht hatte, warf er sich mit wuchtigem Angriff auf den linken Flügel der feindlichen Armee, während er nach dem berühmten Prinzip der schiefen Phalanx seinen eigenen linken Flügel zurückhielt. Diesmal gelang das Manöver, das bei Kolin aus irgend einem Grund versagt hatte. Der feindliche linke Flügel geriet in Unordnung: bei dem Dorfe Leuthen, nach dem die Schlacht sich nannte, wurde eine Stunde lang zwischen dem preußischen und österreichischen Fußvolk aufs wütendste gekämpft: in der dichtgedrängten Masse verlor sich die Ordnung vollends; ein Angriff von der bis dahin zurückgehaltenen preußischen Linken entschied die Schlacht. Der Rückzug der Österreicher gegen Lissa wurde mehr und mehr zur Flucht, die dem preußischen Heer, das unablässig nachdringend folgte, große Ergebnisse brachte. Die Zahlen waren in der Tat erstaunlich, einundzwanzigtausend Gefangene, zehntausend Tote und Verwundete, hundertsiebzig Geschütze, neunundfünfzig Fahnen, erkauft mit einem Opfer von sechs- bis siebentausend außer Gefecht Gesetzten. Die Empfindung von der Bedeutung des Sieges gab sich beim Heere in dem Anstimmen des Chorals „Nun danket alle Gott" auf dem Schlachtfeld kund; die Kriegskundigen erklärten ihn für die schönste Schlacht des Jahrhunderts, wo Führer und Heer sich selbst übertroffen hätten. Die unmittelbare Folge war die Wiedergewinnung von Schlesien, denn auch Breslau kapitulierte nach kurzer Belagerung mit einer österreichischen Besatzung von siebzehntausend Mann und was der Prinz von Lothringen nach Böhmen rettete, war nicht mehr als ein Drittel seines ursprünglichen Heeres, siebenunddreißigtausend Mann.

Dieser Sieg, so bald nach dem von Roßbach gewonnen, brachte die Begeisterung für den Sieger auf die höchste Stufe und machte namentlich auch in England, der wichtigsten Stelle, großen Eindruck.

Die Konvention von Kloster Zeven wurde von der englischen Regierung verworfen: seit Juni war ein großer Staatsmann, William Pitt, in das Ministerium eingetreten und ans Staatsruder gelangt, ein Mann, dem großen König an Geist ebenbürtig, der mit dem Weitblick des Genies erkannte, daß seines Landes Stellung und seine maritimen Interessen im Kampfe mit Frankreich und Spanien durchgefochten werden mußte, und daß das Lebenselement der britischen Macht, der Protestantismus, am besten gewahrt würde, wenn die protestantische Sache und Macht auf dem Kontinent zu Kräften käme. So wurde jetzt dem vertragsmäßigen Hilfsheer im Westen anstatt des königlichen Prinzen ein tüchtiger Feldherr, den Friedrich nannte, in der Person des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, seines Schwagers, gegeben und dieser drängte das französische Heer unter seinem unfähigen Führer über Ems, Weser, Rhein zurück und der Feldzug endigte auch hier mit einem glücklichen Erfolg. Den Rest des Winters brachte Friedrich in Breslau zu.

Nicht so reich an Erfolgen war das Jahr 1758. Im April kam der Subsidienvertrag mit England zum Abschluß, der Friedrich vier Millionen Reichstaler jährlich sicherte, aus denen die Kunst des jüdischen Bankiers Ephraim deren zwölf machte; am 15. jenes Monats kapitulierte Schweidnitz, die letzte österreichische Garnison in Schlesien. Friedrich wendete sich nun nach Mähren, von wo das Vordringen gegen das Erzherzogtum und Wien geschehen sollte, und belagerte Olmütz, ungestört von Daun, der sich in Böhmen nach seiner Methode verschanzt hielt: er glaubte, daß der Gegner bei der geringen Ergiebigkeit seiner Hilfsquellen, der Kleinheit und Armut seines Landes sich doch bald erschöpfen müsse und man ihm deshalb keine Gelegenheit zu neuen Siegen geben dürfe. Und Dauns Rechnung schien nicht ganz verfehlt. Die Einnahme von Olmütz gelang Friedrich nicht und die Belagerung mußte, als sie schon nahe dem Ziele war, aufgehoben werden; Friedrich mußte nach Schlesien zurück. Glücklicherweise kamen aus dem Westen fortwährend günstige Nachrichten: hier hatte Herzog Ferdinand am 23. Juni bei Krefeld einen glänzenden Sieg über die

Franzosen erfochten. Von hier drohte also keine Gefahr. Beunruhigendes dagegen verlautete von den Kriegsschauplätzen im Norden und Nordosten. Zwar die zwanzigtausend Schweden machten wenig Not: sie rückten über die Grenze und kehrten dann wieder um, sie wurden durch einen Landsturm oder eine Miliz, die sich an eine geringe Zahl regulärer Truppen anschloß, von General Lehwald im Schach gehalten. Sehr ernst aber waren die Fortschritte der Russen, die unter General Fermor in die Neumark eingebrochen und bis nach Küstrin am rechten Ufer der Oder gekommen waren: sie hausten im Lande nach Barbarensitte. Friedrich hatte den Vorteil, daß er in der Mitte des Kreises stand, den die Gegner um ihn zu ziehen versuchten. Er ließ seinen Bruder, den überaus fähigen Prinzen Heinrich, in Böhmen zurück, der zusehen mochte, wie er sich der Österreicher erwehrte. Er selbst setzte sich wider die Russen in Marsch, mit fünfzehntausend Mann, und vereinigte sich mit den Truppen Dohnas zu einem Heere von dreißigtausend. Damit griff er am Vormittag des glühend heißen 25. August den rechten Flügel der Russen bei Zorndorf, nordöstlich von Küstrin, an und hatte ihn bis zum Mittag völlig geschlagen, noch ehe der russische rechte Flügel eingreifen konnte. Am Nachmittag erneuerte sich die Schlacht gegen diesen, wobei sich ein wütender Nahkampf entspann, da beiden Teilen die Munition zu fehlen begann: auch die Reiterei unter Seydlitz spielte eine große Rolle an diesem blutigen Tage, der die Russen die ungeheure Zahl von einundzwanzigtausendfünfhundert, die Preußen etwas über elftausend kostete. Die russische Armee begab sich auf den Heimweg, sie hinterließ ein schlimmes Andenken, doch mußte Friedrich darauf verzichten sie zu verfolgen. Denn inzwischen war Daun, verstärkt durch die Reichstruppen, in Sachsen eingerückt und machte Miene sich Dresdens zu bemächtigen, während Laudons Reiterei schon bis Crossen und Frankfurt an der Oder streifte und Friedrich im Rücken bedrohte. Daun hatte sich nach seiner Gewohnheit beim Herannahen des Königs in einer verschanzten Stellung östlich von Bautzen festgesetzt, während der König zu einer Entscheidungsschlacht

drängte. Friedrich, der seinen Gegner Daun wohl für allzu vorsichtig hielt und ihm keine Initiative zutraute, lagerte bei Hochkirch am 14. Oktober zu nahe am Feind und dieser benützte diesmal die Gelegenheit. Morgens vier Uhr — der Schlag der Turmuhr von Hochkirch gab das Zeichen — erfolgte der unerwartete Angriff der Österreicher: nach vierstündigem Fechten gab Friedrich das Zeichen zum Rückzug: der Kampf hatte ihn achttausend Mann und unter ihnen zwei seiner besten Generale, den Feldmarschall Keith, einen schottischen Emigranten, und den Prinzen Moritz von Dessau gekostet. Daun benutzte den Sieg nicht; das Jahr ging ohne weitere Ereignisse zu Ende und Friedrich behauptete Sachsen und Schlesien.

Elf Schlachten waren geschlagen, aber noch zeigte sich keine Entscheidung. Die große Koalition war noch unerschüttert und die Lage Friedrichs bot bei längerer Fortdauer des Krieges wenig Aussichten. Seine Stimmung war trübe: am Morgen des Unglückstags von Hochkirch war ihm auch die ihm seit der Kindheit nächststehende Schwester, die Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, gestorben, und dieser Tod vereinsamte den König vollends. Nicht wie im Jahre 1740 im ersten Feuer der Jugend und im Drange, seine Kraft zu betätigen und Ruhm zu erwerben, sondern mit dem Entschluß, das Errungene festzuhalten, ohne weiteren Projekten nachzujagen, aber mit dem vollen Bewußtsein seiner Pflicht war Friedrich in diesen Krieg gegangen. Nun hatte er, wie seine Korrespondenz beweist, Momente tiefer Entmutigung.

Zu kühnen Angriffsstößen reichten die Kräfte des Königs nicht mehr und das folgende Jahr 1759 stellte seiner Ausdauer und seinem Pflichtgefühl die denkbar härtesten Proben.

Die erste Hälfte des Jahres verlief ohne größere Ereignisse. Im Januar war Frankfurt a. M. dem Prinzen Soubise in die Hände gefallen und der Versuch Herzog Ferdinands diese Stadt zurückzuerobern, die dem Feinde einen Stützpunkt für den Krieg in Süddeutschland geben konnte, mißlang durch den Sieg der Franzosen bei Bergen (13. April), — einen Fehlschlag, dem aber am 1. August ein glänzender Sieg Ferdinands bei Minden folgte. Nun waren

aber im Norden die Russen wieder auf dem Kriegsschauplatze erschienen und sie konnten jetzt daran denken, die Vereinigung mit den Österreichern aufzusuchen, um dann mit der so gewonnenen Übermacht den preußischen König zur Strecke zu bringen. Gegen diese russische Gefahr war General Wedell mit sechsundzwanzigtausend Mann und diktatorischer Vollmacht ausgestattet worden. Aber keine Diktatur konnte den Unterschied in der Zahl der Streitkräfte ausgleichen und als der General am 23. Juli das Wagnis unternahm und mit seiner geringen Macht bei Kay im Brandenburgischen die siebzigtausend Russen angriff, wurde er mit einem Verlust von sechstausend Mann geschlagen. Daun, der bei Sagan in Schlesien, in der Nähe von Liegnitz stand, zweigte von seinem Heere sechsunddreißigtausend Mann ab und sandte sie unter der Führung des sehr fähigen Laudon vor nach Norden, um den Russen die Hand zu reichen: dort waren jetzt die entscheidenden Ereignisse zu erwarten. Friedrich überließ die Sorge, die österreichische Macht unter Daun zu bewachen, seinem Bruder Heinrich und beschloß seinerseits den Russen und Österreichern, die am 3. August ihre Vereinigung bewerkstelligt hatten, die Schlacht zu liefern, die aller Wahrscheinlichkeit nach den Krieg entscheiden mußte. Die Russen unter Soltykow, die Österreicher unter Laudon, neunzigtausend im ganzen, standen östlich von Frankfurt am rechten Ufer der Oder; Friedrich, seinen Truppen wie sich selbst das Äußerste zumutend, hatte sich mit den Truppen Wedells zu einem Heere von fünfzigtausend Mann vereinigt und am 12. August 1759 griff er die Feinde bei Kunersdorf an. Der Sieg war um ein Uhr für ihn entschieden, die Hauptstellung auf dem Mühlberg genommen: aber man konnte ihn nicht festhalten, da ein Teil des preußischen Heeres noch nicht herangekommen war. So fanden die Gegner Zeit, Ordnung in ihren Reihen herzustellen, die Schlacht erneuerte sich, die Höhe ward wieder von den Russen genommen und über den vergeblichen Versuchen, sie gegen ihre furchtbare Artillerie zurückzugewinnen, versagte den überanstrengten Preußen die Kraft. Gegen sechs Uhr abends begann deren Rückzug, der zu Flucht und Auf-

lösung wurde. Es war die einzige wirkliche Niederlage, die Friedrich erlitten, aber sie war verzweifelt, und er selbst schien entschlossen und war es einen Augenblick wirklich, sie nicht zu überleben. Er schrieb in diesem Sinn an den Minister Finckenstein und traf für den äußersten Fall seine Anordnungen. Aber der schlimme Augenblick ging vorüber: die Feinde fanden den Entschluß nicht, ihren Sieg energisch auszunützen; auch sie hatten schwere Verluste gehabt. Am Abend des Tags von Kunersdorf hatte Friedrich allerdings nur noch dreitausend Mann um sich, aber die Trümmer sammelten sich rasch wieder zu einem aktionsfähigen Körper von dreißigtausend und in den nächsten vierzehn Tagen, wo es bei den Siegern gestanden hätte, ihm den letzten Stoß zu geben, geschah nichts: Russen und Österreicher operierten nicht zusammen und blieben überhaupt nicht beisammen: im Oktober ging das russische Heer nach Polen zurück. Nur eine üble Folge trat ein, die Übergabe von Dresden durch General Schmettau, der die Niederlage von Kunersdorf für entscheidend hielt und für einen solchen äußersten Fall zur Übergabe ermächtigt war.

Noch aber hatte das Unglücksjahr sich nicht erschöpft. Die österreichische Hauptarmee unter Daun schickte sich an, Sachsen zu verlassen, gegen Ende November, und der General Finck erhielt den Auftrag, diesen Rückzug der Feinde mit dreizehntausend Mann in rascheren Gang zu bringen. Er faßte den verfehlten Auftrag zu ernsthaft auf und geriet bei seiner Ausführung mitten unter die retirierenden Massen des österreichischen Heeres. Ohne Unterstützung, in rühmlichem Kampfe gegen große Übermacht, nach schweren Verlusten mußte er kapitulieren: noch dreitausend Kampffähige streckten die Waffen bei Maxen, südöstlich von Dresden, am 21. November.

Die Aussichten für das folgende Jahr 1760 waren sehr trübselig. Wie lange konnte Friedrich diesen Krieg noch aushalten mit den Mitteln seines kleinen Staats von fünf Millionen? Die Gegner hatten wenigstens Menschen genug, wenn sie auch reichlich zweimal so viel als Friedrich verloren hatten, und der Haß in allen drei Lagern brannte noch ungemindert

Die Operationen dieses Jahres begannen verhältnismäßig spät: am 23. Juni kämpfte General Fouqué bei Landeshut in Schlesien unglücklich gegen Laudon, elftausend gegen dreißigtausend: er selbst fiel schwer verwundet den Österreichern in die Hände; einen Monat später ergab sich Glatz. Breslau wurde durch General von Tauentzien, bei dem Lessing damals als Sekretär weilte, tapfer verteidigt, bis Prinz Heinrich zum Entsatz herbeikam. Vergeblich hatte der König inzwischen versucht, Dresden zurückzugewinnen. Er eilte aus Sachsen herbei, zwei österreichische Heere, Daun und Lacy, ihm zur Seite: er konnte deren Vereinigung mit Laudon nicht hindern, griff jedoch gleichwohl am 15. August das um das dreifache überlegene österreichische Heer bei Liegnitz an und zwang es nach blutigem Kampf, in dem sich General Zieten besonders hervortat, zum Rückzug. Die Vereinigung der Russen und Österreicher kam jedoch im Anfang Oktober gleichwohl zustande und die Verbündeten machten nun einen Vorstoß gegen Berlin, das gegen die vierzigtausend Russen und Österreicher unter Totleben und Lacy nicht zu halten war. Während vier Tagen waren sie Herren der Stadt, die glimpflich davonkam, dank der anständigen Gesinnung des russischen Generals Totleben und der einsichtigen Tätigkeit eines patriotischen Kaufmanns Gotzkowsky, der das Geldgeschäft — zwei Millionen, dazu zweihunderttausend Taler Ersatz für die unterlassene Plünderung — ins reine brachte, auch einigen Zeitungsredakteuren zur Begnadigung oder glimpflichen Bestrafung verhalf, die sich „anzügliche Redensarten" gegen den russischen General und die allerhöchsten Persönlichkeiten der beiden Kaiserinnen erlaubt hatten. Die Österreicher hatten in Potsdam und Charlottenburg die Gelegenheit sich besser zunutze gemacht. Jedoch auf die Nachricht, daß Friedrich selbst von Schlesien herannahe, zogen beide verbündete Heere ab, die Russen über die Oder, die Österreicher nach der Elbe, wo Lacy sich mit Daun vereinigte. Bei Torgau kam es dann im November noch zu einer letzten großen Schlacht zwischen Daun und Friedrich. Die Nacht brach herein und noch war sie nicht entschieden. Erst spät am Abend, um acht Uhr, wurden, nachdem mehrere Angriffe ab-

geschlagen worden waren, durch General Zieten die Süptitzer Höhen genommen und dadurch war der Tag für die Preußen gewonnen. Der König übernachtete auf der entgegengesetzten — nördlichen — Seite des Schlachtfelds, im Dorf Elsnig, wo er erst am andern Morgen erfuhr, daß er gesiegt habe. Die Österreicher waren auf dem Rückzug; die Winterquartiere nahm Friedrich in Leipzig, Daun in Dresden.

Diese Schlacht bei Torgau war die letzte größere Schlacht in diesem langen Kriege, der jetzt in sein letztes Stadium trat. Die Verluste an Gefangenen, viertausend und achttausend, zeigen, daß das Menschenmaterial sich allmählich verschlechterte. Der Mangel an Offizieren wurde für Friedrich schon empfindlich: er mußte sie allmählich aus den Kadettenhäusern holen. Die Franzosen, die in Amerika im Kampfe mit England standen, machten sich in diesem Stadium des Kriegs nur noch wenig bemerklich und sie waren von dem Herzog von Braunschweig überdies am 16. Juli neuerdings bei Bellinghausen in Westfalen geschlagen worden. Dagegen planten die Österreicher und Russen für das Jahr 1761 wiederum einen gemeinsamen Marsch nach Berlin, durch den sie den Krieg zu beendigen hofften. In Schlesien sollte die Vereinigung der alliierten Heere erfolgen. Während Friedrichs Bruder Heinrich in Sachsen gegen Daun sich zu behaupten hatte, nahm er selbst den Kampf in Schlesien auf. Er wußte seinen Krieg den Umständen anzupassen, bezog eine feste Stellung bei Bunzelwitz, verschanzte sich hier und erwartete den Angriff. Die Russen unter Butturlin, die Österreicher unter Laudon, bildeten zusammen eine Macht von hundertdreißigtausend Mann, gegen welche der König mit Mühe fünfzigtausend aufbrachte. Allein unter den feindlichen Führern war keine Einigkeit: der energische, ehrgeizige Laudon drängte zum Angriff, aber der Russe wollte dem eigennützigen Verbündeten nicht den Gefallen tun und bald erntete Friedrich den Lohn für seine kluge Zurückhaltung: das Hauptheer der Russen zog am 11. September ab und nur ein Korps unter Czernitschew blieb zurück, mit dem nichts Großes unternommen werden konnte. Der König

atmete auf: „Sein Alliierter hat Wort gehalten", sagte er dem frommen General Zieten, der ihn in drangvoller Lage auf die Hilfe Gottes verwiesen und vertröstet hatte.

Eine Episode in diesem Teil des Kriegs war ein Komplott, das ein schlesischer Edelmann namens Warkotsch — er war Protestant — mit einem katholischen Pfaffen Schmidt angesponnen hatte, und das nichts Geringeres bezweckte, als den König, der in der Nähe des Gutes seinen Aufenthalt genommen hatte, aufzuheben und den Österreichern auszuliefern. Es wurde vereitelt durch den Reitknecht des Barons — er war katholisch —, der den letzten Brief statt an seine Bestimmung ins königliche Quartier trug. Die Schuldigen entkamen; der Rittmeister, der den Baron verhaften sollte, ließ sich düpieren und erhielt von seinem König nur den milden Verweis: „Er ist ein dummer Teufel." Das Abenteuer fällt in den Herbst 1761.

Eine schlimme Wendung für Friedrich hatten die Dinge in England genommen. Hier war im Oktober 1760 Georg II gestorben und Georg III zur Regierung gekommen und ein Jahr später resignierte William Pitt und mußte einem Günstling Georgs III Platz machen, Lord Bute, der die großzügige Politik Pitts nicht verstand: als der Subsidienvertrag am 12. September 1762 ablief, wurde er nicht erneuert. Einige Tage später kapitulierte auf dem nördlichen Kriegsschauplatz, der sonst wenig zu erzählen gibt, das von den Russen belagerte Kolberg.

So standen also die Russen schon in Pommern und es war nur ein verzweifelter Gedanke, ihnen die Türken, mit denen Friedrich immer wieder verhandelte, oder die Tartaren auf den Leib zu hetzen, um sie von Preußen abzulenken. Da, im letzten Augenblick, kam die Rettung. Die Kaiserin von Rußland, Elisabeth, starb am 5. Januar 1762 und der neue Zar, der ihr folgte, Peter III Feodorowitsch war ein enthusiastischer Verehrer Friedrichs. Ein radikaler Umschlag der russischen Politik erfolgte, denn hier in Rußland bestimmte sich die Politik nach den persönlichen Neigungen und Abneigungen der Mächtigen. Peter machte sogleich

Frieden, im Mai, und sandte noch vorher an die russischen Truppen im Felde den Befehl, die Feindseligkeiten einzustellen. Die Grundlage des Friedens war Herstellung des Standes der Dinge vor dem Kriege und von preußischer Seite Beistand gegen Dänemark, gegen das Peter als Herzog von Holstein eine Streitsache hatte. Auch Schweden legte nunmehr seine stumpfen Waffen nieder und schloß im Mai seinen Frieden mit dem König. Dem Frieden mit Rußland folgte schon im Juni ein Bündnis, in dessen Folge Czernitschew die Front wechselte und mit seinen Truppen nunmehr das preußische Heer verstärkte. Aber noch einmal trat im gleichen Jahre ein Umschlag ein. Der Zar, ein Tor, dem der Besitz der höchsten Gewalt zu Kopfe stieg, setzte in seiner Regierungssphäre alles auf preußischen Fuß, trug seine Verachtung des altrussischen Wesens zur Schau und fuhr fort, seine Gemahlin Katharina, eine Prinzessin aus dem Hause Anhalt-Zerbst, die einst durch Friedrich an diesen Hof gekommen war, zu mißhandeln. Diese aber hatte Ehrgeiz und einen Anhang und man wußte hier auf russischem Boden sich zu helfen. Am 9. Juli jenes Jahres fuhr Katharina, nachdem man sich auch der hohen Geistlichkeit versichert hatte, nach der Kaserne der Garde, wurde hier als Kaiserin empfangen und in der nahen Kirche alsdann vom Erzbischof von Nowgorod als Zarin ausgerufen, der Zar von den Verschworenen, an deren Spitze ein Liebhaber der Kaiserin, Gregor Orlow, stand, überrascht und zum Gefangenen gemacht. Und auf diesem Boden war man gewöhnt, ganze Arbeit zu machen; am 17. Juli geschah eine blutige Tat. Auf dem Landhause Ropscha, wohin man ihn gebracht hatte, wurde Peter III umgebracht. Man vertuschte, was vorgegangen war; es war schon mehr derartiges in diesem Reiche geschehen. Katharina II war nun Zarin, und es schadete ihr nicht, daß sie eine Fremde war; sie wußte, klug und weitblickend wie sie war, daß die Verbindung mit Österreich gegen das Interesse des Reichs war, und so bestätigte sie zwar den Allianzvertrag mit Friedrich nicht, ließ aber den Frieden bestehen.

Die Dinge neigten sich nun rasch auch mit Österreich zum Frieden. Am 21. Juli kam es noch zu einem Gefecht zwischen den Armeen

Friedrichs und Dauns bei Burkersdorf. Czernitschew hatte den Befehl schon empfangen, sich von den Preußen wieder zu trennen, ließ sich aber von dem König bestimmen, den Abmarsch nicht sofort auszuführen, und figurierte noch, ohne einzugreifen, auf der preußischen Seite, bis der Sieg der Preußen entschieden war. Am 9. Oktober wurde Schweidnitz zurückgewonnen und am 29. erfocht Prinz Heinrich noch einen Sieg über die Reichsarmee bei Freiberg: noch am gleichen Tage wurde der Waffenstillstand zwischen Österreich und Preußen unterzeichnet und der große Kampf um die Seeherrschaft zwischen England und Frankreich neigte sich gleichfalls zu Ende. Bis zum 1. März 1763 sollte der Waffenstillstand dauern: schon am 15. Februar 1763 aber wurde auf dem Schlosse Hubertusburg in der Nähe von Torgau der Friede zwischen Österreich und Preußen geschlossen, dem am 10. zu Paris der zwischen England, Frankreich, Spanien vorausgegangen war. Hier handelte es sich um vielumspannende Interessen, die Deutschland nur sehr mittelbar berührten, das noch an keinen überseeischen Besitz denken konnte, Abtretungen in Amerika, Afrika, Asien; der Hubertusburger Friede war einfacherer Natur. Er wurde zwischen Preußen einerseits, Österreich und Sachsen andrerseits geschlossen: neben Geschäftlichem, Räumungen und Rückgaben und Geldangelegenheiten sagte der fünfte Artikel kurz, daß der Friedensvertrag, der am 15. Dezember 1745 zu Dresden geschlossen worden, erneuert und bestätigt werde: mit Sachsen, das in den erneuerten Dresdener Frieden eingeschlossen war, hatte man nichts weiter zu regulieren. Schlesien also war endgültig für Österreich verloren, für Preußen gewonnen — ein neuer Baustein für ein neues Deutschland.

Prinz Heinrich von Preußen
Gemälde von Anton Graff aus dem Jahre 1778
(Kgl. Schloß, Berlin)

Herzog Ferdinand von Braunschweig
Kupferstich von Cl. Kohl nach dem Gemälde von J. G. Ziesenis

Friedrich Wilhelm Freiherr von Seydlitz
Gemälde im Ständehaus zu Ohlau

Hans Joachim von Zieten
Kupferstich von D. Berger aus dem Jahre 1782

8. Die Zeit von 1763—1786. Friedrich der Große und Joseph II.

In der ganzen Zeit, seitdem Friedrich den Thron seiner Väter bestiegen hatte, zumal aber in den bedeutsamen letzten sieben Jahren, war nicht bloß in den preußischen Landen der Staatsgedanke zum Durchbruch gekommen und also auf deutschem Boden eine Nation im politischen Sinne wiedererstanden, sondern es hatte der Geist der deutschen Nation überhaupt begonnen, sich von innen heraus zu wandeln und zu erneuern. Es war ein eigentümliches Phänomen und nur aus dem besonderen Charakter des deutschen Geistes und der deutschen Verhältnisse begreiflich, daß an dieser Wiedergeburt, die sich, wie natürlich, doch zunächst auf dem Boden der Literatur und der Wissenschaft vollzog, der unzweifelhaft geistvollste und in jeder Hinsicht bedeutendste Mann der Epoche keinen unmittelbaren Anteil nahm: er bediente sich für sein großes schriftstellerisches und auch sein nicht geringes dichterisches Talent der französischen Sprache, die er nicht erst zu formen brauchte. Allein, was Friedrich II schrieb, war gleichwohl durchaus deutsch gedacht, und zugleich durchaus eigenartig, durchaus originell: es ist, wie neuerdings bei Bismarck, ein gleich hoher literarischer Genuß, ob wir seine diplomatische oder seine Privatkorrespondenz lesen; niemals sind Staatsgeschäfte klarer und zugleich witziger behandelt worden, als von diesen beiden, und wie in Bismarcks Staatsschriften finden wir auch in denen Friedrichs vielfach einen über den Dingen schwebenden souveränen Humor. Was aber des Königs Dichtungen betrifft, über die man oft von oben, von den Höhen des in Deutschland seitdem erstiegenen Parnasses herab gespottet hat, so darf man sie nur in deutsche Form umgießen, um in ihnen den leichten und flüssigen Ausdruck einer reichen Gedankenwelt und eines

zwar ärmeren, aber doch auch nicht fehlenden Gemütslebens zu erkennen. Dies jedoch konnte nur sehr mittelbar und konnte nicht weithin wirken: um so gewaltiger war die Kraft, welche unmittelbar von seiner großen Persönlichkeit ausstrahlte. Sie äußerte sich früh, aber das Urteil über den außerordentlichen Mann war längere Zeit geteilt gewesen: jetzt während des siebenjährigen Krieges, und nach seiner Durchführung stand es fest: Friedrich II war der erste Mann des Jahrhunderts. Dieser Krieg war zwar noch kein Volkskrieg, wie die, welche unsere Nation in jüngster Zeit erlebt hat, wo jedes Glied des Volkskörpers ganz unmittelbar an ihm beteiligt ist: aber er verdient gleichwohl den Namen eines Nationalkriegs, er schuf, mit den spärlichen Hilfsquellen eines armen Landes und den unversieglichen eines reichen Führergeistes durchgefochten, eine neue Nation, die preußische, die, als die Zeit erfüllt war, mit der deutschen zusammenfloß.

Daß auch diese Nation geistig fortgeschritten war und Franzosen und Engländer einzuholen, ja zu überholen begann, zeigt ein Blick auf die seit der Mitte des Jahrhunderts mächtig emporstrebende deutsche Literatur und Goethe hat bezeugt, daß der eigentliche Aufschwung dieser Literatur von den Taten Friedrichs des Großen im siebenjährigen Krieg ausgegangen sei. Bis in die Mitte des Jahrhunderts hinein herrschen Namen wie Brockes oder Drollinger, die Vertreter einer frommen, aber sehr abgeschmackten Poesie, bei denen echtes Naturgefühl unter langweiligen Betrachtungen verschwindet; daneben begegnen uns geistliche Gedichte, wie die von Chr. Tersteegen, in denen ein aufrichtig frommer Sinn sich in ergreifender, weil tiefsinniger und wahrhafter Weise ausspricht. Die Herrschaft auf dem deutschen Parnaß lag aber in den Händen eines geistlosen Pedanten, des Leipziger Professors Gottsched, dessen „Kritische Dichtkunst“ im Jahre 1730 erschien und dessen Einfluß von zwei Schweizern, J. J. Bodmer und J. J. Breitinger, mit gleichen Waffen schwerfällig und langweilig bekämpft wurde. Unter französischem Einfluß wird die Sprache allmählich flüssiger, lichter; Namen wie Haller, Hagedorn, Uz tauchen auf; es erscheinen Wochenschriften,

wie Gottscheds „vernünftige Tadlerinnen“ seit 1725, mit etwas mehr Geist seit 1741 die „Belustigungen des Verstandes und Witzes“, und eine Anzahl von mäßigen Talenten vereinigte sich zu einem literarischen Freundschaftsbunde und legte ihr nicht sehr leidenschaftliches Empfindungsleben in lyrischen Gedichten und versifizierten Erzählungen in den „Bremer Beiträgen“ (seit 1744) nieder. In dieser Zeitschrift erschienen im Jahre 1748 die ersten Gesänge des „Messias“, in denen zum erstenmal wieder ein echter Dichter — es war der im Jahre 1724 zu Quedlinburg geborene Friedrich Gottlieb Klopstock — mit Feuerzungen — „Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung“ — und in echter Begeisterung dichterischen Schwunges redete: man kann dieses Gedicht und dieses Jahr als Ausgangspunkt einer neuen deutschen Literaturperiode bezeichnen. Ein Blick auf die Titel der hauptsächlichsten literarischen Erzeugnisse bis zum Tode Friedrichs des Großen und die Jahre ihres Erscheinens gibt einen Begriff von dem reichen und vielseitigen Leben dieser Zeit. Das Jahr 1746 ist bedeutsam durch die damals erschienenen Fabeln und Erzählungen Christian Fürchtegott Gellerts, die durch ihren gemütlichen Ton und ihre wohlgemeinte und hausbackene Moral bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ein Lieblingsbuch des mittleren Bürgerstandes waren. Im Jahre 1747 traten die Oden und Lieder Hagedorns ans Licht; zu Anfang des Jahres 1748, wo das erste Erscheinen des „Messias“ den Sinn für eine tiefere Poesie und eine schwärmerische Frömmigkeit zugleich aufrief, wurde das Jugendstück, „Der junge Gelehrte“, eines ganz anders gerichteten, von jeder Schwärmerei weit entfernten Talentes, des Schlesiers Gotthold Ephraim Lessing, zum erstenmal aufgeführt; 1749 machte ein größeres Gedicht, „Der Frühling“, von sich reden, dessen Verfasser ein preußischer Offizier war, Ewald von Kleist, der 1759 in der Schlacht bei Kunersdorf den Heldentod starb. Das Jahr 1754 brachte alsdann eine erste Sammlung von Lessings Schriften; 1756, dem ersten Jahre des großen Krieges, erschienen die friedlichen, vielgelesenen Schäferidyllen des Schweizers Salomon Geßner; im Jahre 1758 folgten gleich-

zeitig Gleims „Lieder eines preußischen Grenadiers", von löblichem loyalem Patriotismus eingegeben, aber ohne Schwung und Geist, und Klopstocks geistliche Lieder, die wie Gleims kriegerische Gedichte trotz ihres höheren Gehalts nichts von wirklicher Volksempfindung an sich haben. Lessings 1759 erschienene Literaturbriefe vertieften die literarische Kritik und wirkten verfeinernd auf den literarischen Geschmack. 1762 wagt sich Martin Wieland, ein überaus fruchtbarer, viel- und leichtschreibender Geist, an eine Übersetzung Shakespeares und leitet die Poesie dieses mächtigen Führergeistes auf die nach allen Seiten anregungsfähige und -bedürftige deutsche Lesewelt hinüber; 1764 beginnt dann eine kaum minder nachhaltige Befruchtung durch Winckelmanns Geschichte der Kunst des Altertums. Mit wachsendem Verständnis, die Franzosen weit überflügelnd, versenkte man sich in diese Welt des Schönen, deren Erklärung in tieferem Sinn Lessing in seinem Laokoon 1766 beginnt; 1767 folgt das erste wirkliche deutsche Lustspiel, Lessings „Minna von Barnhelm", das den Stoff und den Lebensgehalt aus der jüngst durchlebten vaterländischen Geschichte entnimmt: im selben Jahre die „Hamburgische Dramaturgie", ein Werk des Tagesbedürfnisses und doch von unsterblichem Gehalt; 1771 Klopstocks Oden, Claudius' Wandsbecker Bote, voll warmer und dem Volk verständlicher Gemütlichkeit, 1772 Lessings „Emilia Galotti", ein dramatisches Werk voll Kraft, Tiefe und schwerem Ernst. Ein alle andern überstrahlendes Genie, der dreiundzwanzigjährige Frankfurter Patriziersohn Johann Wolfgang Goethe, tritt im folgenden Jahre — demselben Jahre, in dem Klopstock den Messias vollendete — mit seinem Erstlingswerk, dem „Götz von Berlichingen", hervor, einem dramatischen Bild aus den Kraftzeiten der Nation, und bald sind sie alle zusammen, die führenden Geister, Klopstock und Wieland, Lessing und Herder, Goethe und der für die Bildung des deutschen Volkes zur deutschen Nation, zum Volk im politischen Sinn, bedeutendste unter diesen Großen, Friedrich Schiller. In seinen Zeitschriften, dem „Deutschen Merkur" (seit 1773) und dem „Attischen Museum" (seit 1796) und zahllosen Bänden seiner Romane ver-

schwendet Wieland den Reichtum eines vielseitigen anmutigen und beweglichen, aber oberflächlichen Geistes und gibt 1780 in seinem „Oberon" das heiter weltliche Gegenstück zu Klopstocks „Messias". Seit 1767 tritt an Lessings Seite ein eminent vielseitiger und beredter, allem Schönen und Großen in der Literatur der Völker zugewandter Geist, Herder, kein Dichter, aber ein Anreger ohnegleichen: ihm vor allem gebührt das Verdienst, unserer Literatur den universalen Charakter gegeben und in unserer Nation die besondere Fähigkeit auferweckt zu haben, die Dichtung aller Völker und Zeiten in die eigene Sprache und Seele zu übertragen und in Übersetzungen und Nachdichtungen dem deutschen Genius nahezubringen. Im Jahre 1779 erschien, eine reife Frucht bedeutsamer Kämpfe auf wissenschaftlich-theologischem Gebiete, Lessings Drama: „Nathan der Weise", ein Ereignis in der Geschichte des menschlichen Geistes. Dies Werk ist die edelste Frucht, welche die Aufklärungsperiode gezeitigt hat: es hat nicht aufgehört, auch unserer Zeit eine Tugend und Sittlichkeit zu predigen, die reiner Gottes- und Menschenliebe entsprossen ist, und gegen die Lüge und den Mißbrauch zu protestieren, der unter den Menschen im Namen der Religion geübt und gepriesen wird. Man kann die bedeutungsvollen Erscheinungen auf allen Gebieten nicht alle registrieren: jedes Jahr war an neuen Anregungen fruchtbar: es genüge, nur eines dieser Jahre noch namhaft zu machen, das Jahr 1781. Kurze Zeit nach der Veröffentlichung der Schrift „de la littérature allemande" durch Friedrich den Großen, in welcher er dieser Literatur eine große Zukunft weissagte, die längst, von ihm unbemerkt, Gegenwart geworden war, erschien das Werk eines großen Denkers, Immanuel Kants „Kritik der reinen Vernunft", ferner Pestalozzis anspruchslose Volkserzählung „Lienhard und Gertrud", die der Erziehung neue Bahnen zeigte, und endlich das vom Geist der nahen Revolution vorahnend erfüllte geniale, wenn auch noch unreife Werk des aus einer hochfürstlichen Akademie, der hohen Karlsschule zu Stuttgart, hervorgegangenen württembergischen Regimentsarztes Friedrich Schiller: „Die Räuber".

Man versuchte von verschiedenen Seiten, den König für diese literarische Bewegung in Deutschland zu interessieren, aber ohne Erfolg. In Wahrheit aber war es ein Glück und ein Vorzug dieser Literatur, daß sie sich keiner Förderung und Protektion seitens der Höfe erfreute, an denen die französische Bildung durchaus überwog. Unabhängig von dem kleinfürstlichen Despotismus, der in Deutschland die Herrschaft führte, ja, wie sich im Leben Schillers offenbarte, im schroffen Widerspruch gegen ihn, fand die deutsche Literatur ihren Weg. Sie ward nur unterstützt durch die allgemeine Vorwärtsbewegung des europäischen Geistes, die man mit dem Wort Aufklärung bezeichnet und die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ihren Höhepunkt erstieg. In den protestantischen Ländern berührte sie sich mit dem religiösen und kirchlichen Leben, das sie in pietistischer oder rationalistischer Richtung umgestaltete; in den katholischen Ländern aber ging sie im allgemeinen durchaus gegen die Kirche und entfesselte namentlich einen Sturm gegen die Jesuiten, in denen man die Hauptfeinde alles Fortschritts und aller Freiheit sah. Diesen kirchenfeindlichen Charakter nahm sie in allen romanischen Ländern, in Portugal, Spanien, Italien, Frankreich an: und Frankreich hatte die Führung. Hier in Paris wurde im Jahre 1694 der große Schriftsteller der Epoche, Voltaire, geboren, der in zahlreichen Schriften und in seiner Korrespondenz mit den führenden Persönlichkeiten, Friedrich dem Großen und der Kaiserin Katharina von Rußland, diesen antikirchlichen Geist der Aufklärung vor allen anderen spiegelt: innerlich war Voltaire gleich Friedrich dem Großen mit dem Christentum als göttlich geoffenbarter Religion längst fertig, von der sie nur die Sittenlehre anerkannten: echt und löblich war in Voltaire der ingrimmige Haß gegen die Greuel der Religionsverfolgung, bei der ein fanatisches Priestertum durch die unbesiegbare Dummheit der großen Menge unterstützt wurde. Tiefer reichte noch, auch in Deutschland, der Einfluß des Genfers J. J. Rousseau, der mit dem sehr oberflächlichen Satze, daß alles aus den Händen des Schöpfers gut hervorgehe, aber unter den Händen der Menschen entarte, das neue Evangelium der Natur

proklamierte, das auch in Deutschland zündete: sein Buch „Emile ou de l'éducation", in welchem jener Satz ausgesprochen ist, der alle Geschichte und Entwicklung auf den Kopf stellte, erschien im Jahr vor dem Hubertusburger Frieden. Eine Art Höhe- und Gipfelpunkt fand diese radikale Bewegung in der päpstlichen Bulle vom 21. Juli 1773 Dominus ac redemptor noster, in welcher der Papst selbst, Clemens XIV, den Jesuitenorden aufhob.

Von Schweden und Dänemark bis Neapel war die Welt mit Reformversuchen und Reformgedanken erfüllt. Auch in Deutschland, auf dem ein Jahrtausend voll Verworrenheit und Fehlentwicklung lastete, brach sich langsam die Erkenntnis Bahn, daß die Zeit einer eingreifenden Reform der staatlichen Verhältnisse gekommen sei.

Auf einem Gebiet von zwölftausend Quadratmeilen lebten um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ungefähr fünfundzwanzig bis dreißig Millionen Menschen. In zehn Kreisen war die bunte Menge von großen, mittleren, kleinen und kleinsten Staatswesen verteilt: man zählte etwa achtzig „Staaten", deren keiner hundertzwanzig Quadratmeilen Umfang hatte, dazu dreißig noch viel kleinere Herrschaften und endlich vierzehn- bis sechzehnhundert reichsunmittelbare ritterschaftliche Territorien von minimaler Ausdehnung, deren keinem jedoch das Symbol souveräner Macht, der Galgen, fehlte und die auch jedes die Möglichkeit hatten, durch Zölle, Handelsverbote, Gewerbsmonopole und Schikanen Nachbarn wie Untertanen gleichermaßen zu schädigen. Der Kaiser stand an der Spitze, aber wirkliche Macht besaß er nicht, namentlich wenn er so unbedeutend war wie Franz I, der nichts war als der Mann seiner Frau, der er diese Würde verdankte. Mit großem Pomp hatte er zwar bei seiner Krönung die Bühne betreten: die Speisen beim Krönungsmahl trugen vierundvierzig Grafen und die Kurfürsten übten die Pflichten ihres Erzamts; er hatte in der ihm auferlegten Wahlkapitulation feierlich jeden Gedanken abgeschworen, die Kaiserwürde in seinem Hause erblich zu machen. Dieses glänzende Elend hatte noch jüngst das Kaisertum des Wittelsbachers, der doch so rechtmäßig wie möglich gewählt war, in seiner ganzen Kläglich-

keit gezeigt. Dem Kaiser zur Seite stand, seit 1663 permanent, der Reichstag zu Regensburg, in drei Kollegien, Kurfürsten, Fürsten, Städte geteilt: wo es sich um Religionssachen handelte, in zwei Körper auseinanderfallend und, wie erwähnt, auf den Weg der Unterhandlung angewiesen: aber auch bei Angelegenheiten, die nicht zu Religionsangelegenheiten gemacht werden konnten, war der Gang unendlich schleppend. Sie wurden einer Kommission übergeben und wenn die Beratung im Plenum begann, erhoben sich die Einsprüche und Rechtsverwahrungen und Vorbehalte von allen Seiten und es war kein Ende der Abstimmungen, protokollarischen Niederschriften, Diktate, Proteste, neuen Abstimmungen, neuen Protokollen, neuen Klauseln. War es glücklich zu einem Beschluß gekommen, so fehlte die Ausführung: es fehlte das Geld, es fehlte der gute Wille, es fehlte die Möglichkeit. So schleppte sich z. B. die Angelegenheit der unbezahlten Arbeiten an den Festungswerken in Philippsburg ein halbes Jahrhundert lang hin: 1753 wurde beschlossen, die Arbeiten, sofern sie Kosten verursachten, bis auf weiteres ruhen zu lassen. Bei Besetzung von Reichsämtern hemmte überall die wie alles hier bis zum Lächerlichen getriebene Parität, wie sie auch noch heute die unverbesserliche Torheit des Parteifanatismus erstrebt oder zu erstreben vorgibt: im Reichsheer waren genau so viele evangelische wie katholische Feldmarschälle und Generale der Kavallerie. Der höchste Gerichtshof unter dem ehrwürdigen Namen des Reichskammergerichts, seit 1693 von Speyer nach dem unscheinbaren Wetzlar verlegt, bewahrte noch einen Schimmer von Autorität, aber es arbeitete, wie sich denken läßt, unendlich langsam, die Prozesse, die Akten häuften sich und im Jahre 1772 zählte man nicht weniger als 61238 unerledigte Sachen. Etwas beweglicher war der Reichshofrat in Wien, den der Kaiser bestellte. Hier wurde, wenn man auch persönliche Einflüsse und selbst grobe Bestechlichkeit auszusetzen hatte, doch wenigstens zuweilen wirksam eingeschritten, sofern etwa ein kleinerer Reichsstand der schuldige Teil war und die Ungebühr eine Höhe erreichte, die selbst die Geduld damaliger Untertanen nicht mehr erträglich fand.

Was Gutes oder Böses geschah, hatten die Einzelterritorien zu verantworten oder in diesen der Landesherr, den nirgends mehr ständischer Einspruch hemmte: nur in Württemberg bestand noch eine Verfassung, der Tübinger Vertrag von 1514, und eine Nebenregierung, der ständische Ausschuß, der mit der Willkür, der Verschwendung, den Schulden des Fürsten in beständigem Kampfe lag. Das Beispiel Ludwigs XIV hatte Schule gemacht: dieser Herzog des kleinen Landes von hundertfünfzig Quadratmeilen und sechshunderttausend Untertanen, Karl Eugen, trieb es so arg, daß im Jahre 1764 der ständische Ausschuß beim Reichshofrat in Wien klagte: und da diesmal Friedrich der Große sich der Sache annahm, so erfolgte der Spruch rasch, der den Landschaftskonsulenten Johann Jakob Moser, den unerschrockenen Verteidiger des Rechts aus seinem Gefängnis in Hohentwiel, in das der Herzog „bei seltsamer äußerster Bewandtnis nach Seinen teuersten Regentenpflichten" ihn gesteckt hatte, befreite und dem Despoten einige Mäßigung auferlegte. Im Jahre 1778 aber, an seinem fünfzigsten Geburtstage, überraschte dieser in seiner Art geniale Autokrat sein Land mit einer feierlichen Kundgebung: einer Erklärung, in der er seine Fehler vor seinem Volke eingestand und Besserung versprach; das Versprechen ward auch einigermaßen gehalten, wenngleich die Gewalttat an dem Dichter Schubart, der mit List auf württembergischen Boden gelockt und in den Kerker gelegt wurde, und jene heroische Flucht, durch welche im Jahre 1782 Friedrich Schiller sich dem Despotismus entzog, der auch den Genius nur auf seine Weise sich entfalten lassen wollte, nach dieser Bekehrung fallen. Andrerseits fehlten auch die Beispiele nicht, wo diese kleinfürstliche Allmacht löblich und zum Heile der Untertanen angewendet wurde: ein solches löbliches Beispiel gab etwa der Herzog Ferdinand von Braunschweig, der sich als Feldherr im siebenjährige Kriege einen großen Namen gemacht hatte, im Frieden aber sein Land trefflich regierte und durch Ersparnisse am Militär einen günstigen Stand der Finanzen herbeiführte. Auch in einzelnen geistlichen Staaten, z. B. Mainz unter Emmerich Joseph

und Karl von Erthal, machte sich der neue Geist der Reform und der Aufklärung geltend. Die Beamten waren im allgemeinen sehr ungenügend, und vielfach sehr unregelmäßig bezahlt und folglich auf Bestechung angewiesen; mit Respekt sahen die süddeutschen Beamten zu ihren preußischen Kollegen auf, bei denen das nicht Sitte war. Und nicht alle Ungebühr ließ sich durch Bestechung, auf welche der Untertan sich einrichtete, die Spitze abbrechen. Die Bauern, zu Frondiensten verpflichtet, wurden schonungslos herangeholt und ausgebeutet, das Wild auf ihre Kosten für das Jagdvergnügen der Herren geschont und gehegt, zu den großen Treibjagden in Württemberg z. B. wurden die Bauern von weither zusammengetrieben. Längst hatte der ärgerliche Soldatenhandel begonnen: gegen gutes Geld überließ der Landesherr einer fremden Macht für deren Kriege, die ihn und sein Land nicht das mindeste angingen, seine Landeskinder — nicht gerade immer gegen deren Willen, da sie in dem fremden Kriegsdienst besser gehalten wurden als zu Hause. An diesem schmählichen Symptom der deutschen Zustände jener Zeit waren nicht wenige Staaten beteiligt, Hessen z. B. in den Jahren 1777—1782 mit 16992 Mann, und dabei fehlten auch die schönen Worte nicht, der Fürst tue dies „zur Bezeigung seiner gegen den König von Großbritannien tragenden Ergebenheit und Betätigung der ihm angeborenen Teilnehmung an der Ruhe und dem Wohlstand der königlich großbritannischen Staaten". Gegen alle diese Mißbräuche gab es keinen Rechtsschutz: doch regte sich die Opposition lebhafter und war auch nicht mehr ohne alle Organe. Nur langsam entwickelte sich das Zeitungswesen, das in den meisten Staaten, auch den ganz rückständig gewordenen Reichsstädten, unter strenger Zensur gehalten war. Eine Ausnahme machte auch hier der preußische Staat. Friedrich selbst, sahen wir, hatte schon als Kronprinz in seinem Antimachiavel den Weg in die Öffentlichkeit genommen: und er blieb dem Grundsatz, der Presse volle Freiheit zu gestatten, in der ganzen Zeit seiner Regierung treu: „Gazetten", sagte er, „wenn sie interessant sein sollen, dürfen nicht genieret werden". Unter den wenigen Organen, in denen öffentliche Angelegenheiten

sachlich besprochen wurden und die überall auch in den Regionen der Regierenden Beachtung fanden, sind besonders zu nennen die von dem Staatsrechtslehrer von Schlözer in Göttingen herausgegebenen „Göttinger Staatsanzeigen", die von 1778—1792 erschienen. Noch war der Einfluß dieser periodischen Literatur nicht sehr bedeutend, wenn auch die Furcht, „es könnte in den Schlözer kommen", manches grobe Unrecht und manchen Skandal im Keime unterdrückte; die „Anzeigen" wurden noch nicht durch ein lebhafteres Interesse im Publikum unterstützt und brachten es nie über viertausend Abonnenten. Überhaupt aber: der Geist des Fortschritts hatte sich noch nicht der Masse des Volks bemächtigt und die Aufklärung wirkte noch nicht mit der Stärke einer Naturgewalt, sondern nur als Kraft der Sitte und Mode in den höheren und mittleren Kreisen der Gesellschaft.

Der Fortschritt war aber gleichwohl in Deutschland — und anders als in den romanischen Staaten — verbürgt durch den Sieg, den der Staatsgedanke in dem preußischen Staate, dem Staate Friedrichs des Großen gewonnen hatte, der immerhin unmittelbar ein gutes Dritteil der deutschen Nation zusammenfaßte. Und dieser Sieg erstreckte seine werbende Kraft auch einigermaßen auf andere deutsche Staaten, zumal auf Österreich. Hier verlangte **Joseph II**, der Sohn Maria Theresias, der, im Jahre 1741 geboren, nach dem Tode des Kaisers Franz I zum Kaiser (1765—1790) gewählt und zugleich von seiner Mutter als Mitregent für die Erblande angenommen worden war, energisch nach dem Ruhme, für Österreich und das Reich zu leisten, was der von ihm gewürdigte und verehrte Mann der Epoche, Friedrich, in Preußen getan und geleistet hatte.

Friedrichs Tätigkeit blieb sich in den dreiundzwanzig Jahren, die ihm nach dem Hubertusburger Frieden noch gegönnt waren, gleich. Nachdem er am 30. März 1763 nach siebenjähriger Abwesenheit endlich wieder in seine Hauptstadt zurückgekehrt war und sich nach seiner Art dem müßigen Gepränge der Festfeiern entzogen hatte, ging er, ohne auch nur einen Tag zu verlieren,

daran, die Wunden zu heilen, welche der Krieg geschlagen hatte. Wie ein befruchtender Regen nach langer Dürre fiel das Geld, das er für einen neuen Feldzug angesammelt hatte, der nunmehr ja nicht nötig war, auf das wirtschaftliche Leben seines Staates, dessen Bevölkerungszahl sich während des Krieges um eine halbe Million verringert hatte. Die für das Heer angelegten Magazine wurden jetzt für das allgemeine Bedürfnis geöffnet und steuerten der unmittelbarsten Not in den am meisten heimgesuchten Gegenden, denen auch die Steuern erlassen wurden. Mit größter Energie wurde an dem „Retablissement" des Staates gearbeitet. Was der Krieg zerstört hatte, wurde wieder aufgebaut und nach Kräften ergänzt; wo der freie Wille versagte, half der rücksichtslose Befehl, unterstützt durch freigebige Beihilfe des Staats: die Summe von 20 389 000 Reichstalern gibt Friedrich als solches Geschenk an die Provinzen während seiner Regierungszeit an. In die Reihe dieser Maßregeln gehört auch die schon im August 1763 mit einem Anfangskapital von acht Millionen erfolgte Errichtung der Giro-, Diskonto- und Leihbank in Berlin, aus der später die Preußische Bank und die Reichsbank hervorgegangen sind; im Jahre 1772 folgte noch ein zweites Kreditinstitut, die Seehandlung: und wenn auch nicht alles in die rechten Hände kam und das neue Steuersystem von 1766, die Regie, welche auf Tabak, Salz und Kaffee ausgedehnt wurde, in hohem Grade durch die ins Land gezogenen französischen Steuertechniker unpopulär wurde und vielleicht überhaupt verfehlt war, so hob sich doch durch die kraftvolle und einsichtige Regierung und eine fleißige, in ihren Ansprüchen und ihrer Lebenshaltung noch sehr bescheidene Bevölkerung der wirtschaftliche Zustand des Landes rasch. Das weise System der Kolonisation durch geeignete Ansiedler von außen, die man durch günstige Bedingungen herbeirief, ward fortgesetzt: es waren schließlich solcher Ansiedler hunderttausend in der Kurmark, zwanzigtausend in Pommern, sechzigtausend in Schlesien, im ganzen dreihunderttausend Menschen während der Regierungszeit Friedrichs. Vierzig neue Dörfer erhoben sich nach und nach im Oderbruch, „ein Fürstentum, zu dessen Eroberung man keine Soldaten brauchte", wie Friedrich selbst rühmte.

Bei diesen Ansiedlungen wurde, und dies zeigt den überlegenen Geist, der sie ins Leben rief, nicht nach der Religion gefragt, sondern jede fleißige Hand war willkommen: überall Tätigkeit, Arbeit, Fleiß, wodurch die Fehler im einzelnen, an denen es nicht gemangelt haben kann, ausgeglichen wurden. In der Tat ein königliches Leben, das von dem ländlichen Schlosse bei Potsdam ausströmte, dem man gern in seine Einzelheiten folgt: wie in der ersten Morgenfrühe sich der große Arbeitsame erhebt und eine kurze Morgenstunde einsam mit seiner Flöte sich ergeht; — wie er alsdann den Tag über am Schreibtisch die tausendfältigen Regierungsgeschäfte erledigt, die Eingänge mit kurzen, schlagenden, treffenden Bemerkungen und Entscheidungen versieht, daneben die Zeit findet zu einer sehr ausgedehnten Korrespondenz und zu zusammenhängender, wohldurchdachter und wo er als Fachmann, als Feldherr und König spricht, wahrhaft klassischer schriftstellerischer Arbeit; — wie er endlich am späten Abend im Kreise einiger weniger, nach seiner Neigung ausgewählter Männer mit der vollen Freiheit und Überlegenheit des nicht an Macht, sondern an Geist Überlegenen der Geselligkeit pflegt und sich in anmutigem Gespräch gehen läßt. Es ist ein Leben, getragen und geläutert durch den Gedanken der Pflicht, das mit schneidender Schärfe Menschen und Dinge nimmt, wie sie sind, und ebenso rücksichtslos im Dienste der Allgemeinheit, des Staates, über sie verfügt, wie über sich selbst.

Und ein vielumfassender Geist, wie er selber war, widmete er seine Fürsorge nicht gleichmäßig, aber doch ohne einen Zweig ganz zu vernachlässigen, allen Seiten des Staatslebens. Seiner Verdienste um die Fortführung der Justizreform haben wir gedacht; was er mit Cocceji begonnen, wurde durch andere, besonders durch den Justizminister für Schlesien, Johann Heinrich Carmer, weitergeführt und im Jahre 1782 als erstes Buch eines Corpus juris Fridericianum veröffentlicht. Es fand seinen Abschluß erst nach seinem Tode in dem nach seinen Gedanken von Karl Gottlieb Suarez ausgearbeiteten großen Gesetzbuch, dem „Allgemeinen Landrecht für die Preußischen Staaten". Von höchster Bedeutung ist hier, wie überhaupt bei seinen Reformen, daß durch sie die Menschen selbst, im vorliegenden Fall also

der Richterstand, auf eine höhere Stufe gehoben wurden, wie er selbst seinen eigenen Stand und Beruf, den des Königs, durch seine Persönlichkeit auf eine höhere Stufe hob und als ein Königtum der Pflicht dem Königtum Ludwigs XIV, dem Königtum des Glanzes und Scheines, entgegenstellte, und daß er stets in Gesetzgebung wie in Verwaltung die wirtschaftlich Schwachen, den Schutz der Armen, im Auge hatte. Groß und bedeutend für alle Folgezeit aber war, was er bei diesem Königtum der Pflicht für das preußische Heer gewesen ist. Noch war dieses Heer nicht, was es seither geworden ist, das preußische — und durch Gottes Gnade jetzt das deutsche — Volk in Waffen, noch bestand ein großer Teil aus geworbenen, überall aufgegriffenen, freiwillig oder mit List gewonnenen Ausländern, übergetretenen Deserteuren oder Kriegsgefangenen, aber in der Hauptsache rekrutierte es sich aus dem Lande, das zum Zwecke der Aushebung und Ergänzung in Kantone geteilt war und dadurch den einzelnen Regimentern gleichsam eine Lokalfarbe und lokalen Ehrgeiz verlieh. Dabei aber war durch die Ereignisse des letzten Krieges siegreich das Gefühl von der Bedeutung dieses Heeres für das Ganze des Staates Preußen durchgedrungen, jedes Glied dieses Heeres hatte Teil an seinem großen und unbesiegten Namen, und der auf langen Urlaub Entlassene trug diesen Stolz seines Standes in das Dorf seiner Heimat. Die Disziplin, welche diese Armee über alle anderen europäischen Armeen erhob, war nicht bloß ein militärischer Vorzug. Das preußische Heer war in der Tat schon damals eine Schule des Volkes in hohem Sinne und nimmt in der Geschichte der deutschen Nation eine wichtige Stelle ein: und Friedrich hat es in diesem hohen Sinn aufgefaßt. Es gehört zu seiner Größe, daß er nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht und Einsicht in das, was dem Staate nottat, Soldat war, dabei aber streng, unerbittlich auf das Kleine und Einzelne des Dienstes hielt und sich selbst dabei am wenigsten schonte. Es stand ihm stets vor Augen, diese Heeresmaschine auch in der Friedenszeit vollkommen wirksam zu erhalten, und, wie es sich bei einem so klaren und die Wahrheit niemals vor sich selbst verbergenden Geiste von selbst verstand, aus den Erfahrungen des

Friedrich der Große, zur Parade reitend
Radierung von Daniel Chodowiecki aus dem Jahre 1777

„Zieten sitzend vor seinem König den 25. Januar 1785"
Zeichnung und Stich von Daniel Chodowiecki

letzten Krieges Früchte zu ziehen. Er unterbrach regelmäßig die halkyonischen Tage, die sein Leben in Sanssouci bot, zur Besichtigung seiner Truppen in allen Provinzen und zur Veranstaltung von Manövern, die er selber leitete. Bei einem solchen, wo er in strömendem Regen aushielt, holte sich der Fünfundsiebzigjährige die Krankheit, die seinem Leben ein Ende machte. Man hat ihn zuweilen getadelt, weil er für die Offiziersstellen den Adel vorzog und dem bürgerlichen Element nur einige Plätze in den technischen Waffen zugänglich hielt: mit Unrecht, und Friedrich wußte wohl, was er tat. Der Dienst im Heere erfüllte den Adel mit einer neuen sittlichen Idee und Kraft, er stärkte sein Ehrgefühl und gab diesem die Richtung auf das Vaterland und dadurch einen höheren Inhalt. Seinen jüngeren Söhnen, denen in protestantischen Landen keine kirchliche Versorgung offenstand, gewährte dieser Dienst eine zwar notdürftige, aber doch ehrenvolle Versorgung, die erst, wenn nach langer Dienstzeit eine Kompagnie, eine Kapitänsstellung erreicht war, eine reichlichere Belohnung trug. So griff hier alles ineinander und an der Spitze stand ein genialer Mensch, dem unsere Nation vor vielen ihrer großen Männer Dank schuldet und dessen Bild sie in zahllosen Anekdoten und geflügelten Worten festgehalten hat.

Friedrichs Beispiel wirkte überall, hier mehr, dort weniger, und es war auch an den Besiegten nicht verloren. Der Krieg hatte in Österreich eine Schuldenlast von fünfhundert Millionen hinterlassen und alle verjährten Übelstände des Staatswesens in ein grelles Licht gesetzt: Maria Theresia war zwar guten Willens voll, aber sie war eine Frau, dazu in den Vorurteilen der geistlichen Kaste befangen, und so blieb ihr Reformeifer meistens in Anläufen stecken. Als sie im August des Jahres 1765 das Unglück traf, ihren Gemahl zu verlieren, den sie weit übersah, aber zugleich mit der ganzen Innigkeit einer edlen und starken Frauenseele liebte, nahm sie zwar ihren sechsundzwanzigjährigen Sohn Joseph zum Mitregenten an, ohne jedoch das Heft aus der Hand zu geben. Joseph war ein Sohn der neuen Zeit, groß genug denkend, um Friedrich als deren bedeutendsten Vertreter zu verstehen und

zu bewundern. Bei seinem Reformeifer stieß er in seinen Erblanden alsbald mit der frauenhaften, vorsichtigen Klugheit und mit der kirchlichen Beschränktheit seiner Mutter zusammen und sah sich bald auf das Militärische beschränkt, das nicht seine Sache war. Er war aber zugleich römischer Kaiser, und die ungeheuerliche Verfassung des Reichs, insbesondere die Machtlosigkeit des Kaisers, erweckten in ihm den Wunsch, hier als Reformator aufzutreten. Mit tiefer Sympathie folgt man diesem Regentenleben, das seine trefflichen Eigenschaften, seinen edlen Idealismus an Aufgaben wenden mußte, die längst unlösbar geworden waren. Joseph stieß in den Erblanden auf die Macht der Trägheit des alles durchdringenden Schlendrians, in seiner Reichspolitik aber mußte er in Konflikt mit den historisch gewordenen Mächten und vor allem mit der Entwicklung und Stellung geraten, welche unter Friedrich der preußische Staat genommen hatte.

Im August 1765 trafen sich die beiden Männer zu Neiße in Schlesien und es ist ein schönes geschichtliches Bild: der junge, feurige, enthusiastische Idealist, ein Sanguiniker voll großer Pläne, und ihm gegenüber der durch eine rauhe Schule geführte, welterfahrene, nur mit den Kräften der Wirklichkeit rechnende Mann: sie schieden gegenseitig mit guten Eindrücken, wie auch im folgenden Jahre bei dem Erwiderungsbesuche, den Friedrich dem Kaiser zu Neustadt bei Brünn in Mähren machte. Dieser durchschaute den kaiserlichen Jüngling und die letzten Gedanken seiner Politik: es war die dem Hause Habsburg von der Notwendigkeit und der Geschichte auferlegte, alte habsburgische Politik der Erweiterung der Macht Österreichs, um dadurch auch die Wiedererhebung des Kaisertums herbeizuführen. Doch hegte weder er noch sein Berater Graf Kaunitz mehr den Gedanken an Wiedergewinnung von Schlesien, den Maria Theresia im Grund ihres Herzens noch immer nicht aufgegeben hatte.

In den nächsten Jahren traten die Verhältnisse im Osten in den Vordergrund. Die Russen hatten Krieg mit den Türken und ihre Flotte erfocht im Juli 1770 im Ägäischen Meer bei Tschesme, der Insel Chios gegenüber, einen großen Sieg. Die Griechen hofften,

daß die Kaiserin Katharina sie vom türkischen Joche befreien werde, und der Ehrgeiz dieser Frau träumte in der Tat ein großes christliches Reich unter ihrem Enkel Konstantin. Die Siege der Russen erweckten das Mißtrauen und die Besorgnisse der österreichischen Staatsmänner und auch Friedrich verhehlte sich die Gefahren nicht, die von dieser Seite, dem Anschwellen der russischen Macht, drohten. Insbesondere waren es die anarchischen Zustände in seinem Nachbarreiche Polen und der Einfluß, den sie der russischen Kaiserin gaben, was ihm zu denken gab.

Die staatlichen Zustände der Republik Polen standen in vollem Gegensatz zu der Entwicklung im Westen. Während im Westen überall die monarchische Gewalt im Bunde mit dem vorwärtsschreitenden Geiste der Zeit das staatliche Leben beherrschte, war die Kraft des Königtums in Polen unter Null gesunken. Das Land — etwa dreizehntausendvierhundert Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von vierzehn Millionen Seelen — wurde von einer Adelskaste regiert, einer oberen Schicht von einer Million dreihunderttausend Menschen, an deren Spitze eine kleine Anzahl von großen und größten Familien stand; unter ihr das Volk, die Bauern, Leibeigene des Adels, verkommen und schmutzig, ohne Unterricht und ohne jede Bildung, die auch bei den Adeligen äußerst mäßig und sehr oberflächlich war; Handel und Gewerbe in den wenigen Städten in der Hand von Fremden, Juden, welche die gute Gelegenheit herbeizog und bereicherte. Schwächliche Versuche, ein erbliches Königtum herzustellen, waren schon im Keim erstickt; bei jedem Todesfall auf dem polnischen Throne erhob sich unter den Mächten eine polnische Frage, eine Machtfrage, bei der das Interesse des Landes gar nicht in Betracht kam. Seit 1764 war ein Günstling der Kaiserin Katharina, Stanislaus Poniatowski, gewählter König, mit zwölfhundert Mann Leibwache zur Dekoration. Es gab Reichstage —: Volksversammlungen, bei denen es zuging wie auf einem Jahrmarkt, und deren Beschlüsse durch das Veto eines einzigen Landboten verhindert werden konnten, was dann, nachdem der Reichstag auseinandergegangen war, den Abschluß von

Vereinigungen oder Konföderationen unter den Parteihäuptern zur Durchführung dessen zur Folge hatte, was auf dem Reichstage keinen gesetzlichen Abschluß hatte finden können. Ein weiteres Gift in den Eingeweiden dieses verfaulenden Staatswesens führte die letzte Katastrophe herbei: dies war der Fanatismus oder die Bigotterie, die unter dem Einfluß der Jesuiten, die sich hier festgesetzt hatten, ihren Geist der herrschenden Gesellschaftsklasse mitteilten. Dieser Fanatismus, der die Züge des leidenschaftlichen Volkscharakters annahm, richtete sich gegen die in besseren Zeiten aufgekommenen „Dissidenten" — vereinzelte Protestanten und Anhänger der orthodoxen griechischen Kirche, welche von der herrschenden römisch-katholischen Mehrheit systematisch bedrückt und gelegentlich mißhandelt wurden. Dies bot der russischen Kaiserin einen willkommenen Grund, sich einzumischen, und auch der König von Preußen hatte darin ein gleiches Interesse und war genötigt, in diesen polnischen Dingen einen Weg mit Rußland zu gehen: im April 1764 schloß er mit Rußland eine geheime Konvention zu Petersburg. Über der Dissidentenfrage kam es 1766 in Polen selbst zum Bürgerkrieg: der römisch-katholischen Partei stand eine andere gegenüber, in einer Konföderation von Radom vereinigt, die auf Rußland und Preußen sich stützte. Auf dem Reichstage von 1768 setzte sie die Gleichberechtigung der Dissidenten durch, was nun zu einer neuen — katholischen — Konföderation der Gegenpartei, der Konföderation von Bar führte. Ein Zufall, der Brand des türkischen Städtchens Balta, als russische Truppen polnische Konföderierte auf türkisches Gebiet verfolgten, führte jenen verhängnisvollen russisch-türkischen Krieg herbei, der Österreich, das die russische Macht in seiner Nähe zu fürchten begann, in diese Verwicklungen mit hineinzog. Auch Friedrich konnte dieses Anwachsen der russischen Macht nicht gleichgültig sein und eine neue und eigenartige Wendung der preußischen Politik, eine Annäherung an Österreich, machte als Folge dieser Verhältnisse sich geltend. Es war deutlich, daß die Republik Polen in ihren gegenwärtigen Zuständen eine stete Quelle von Gefahren und

Verwicklungen bot und nur ein Heilmittel schien dagegen vorhanden, auf das man nicht erst jetzt verfiel, sondern das längst im geheimen erwogen wurde: die Aufteilung unter die benachbarten großen Mächte Rußland, Preußen und Österreich, worüber naturgemäß diese sich verständigen mußten. Friedrich brachte diesen Gesichtspunkt zur Geltung als ein Mittel, die gespannte Lage zwischen Österreich und Rußland zu mildern. Österreich ward aufgefordert oder eingeladen, an dem Geschäft sich zu beteiligen. Maria Theresia hegte Gewissensskrupel und in der Tat, es war kein reinliches Geschäft, das sich hier vorbereitete, und Polen war ein katholisches Land. Von diesen Rücksichten waren Joseph, der Mitregent, und Graf Kaunitz, der leitende Staatsmann, frei und die Kaiserin gab sich: im August 1772 wurde zu Petersburg der Vertrag unterzeichnet, nach welchem die Republik ein Drittel ihres Gebietes verlor, und Rußland sechzehnhundertzweiundneunzig Quadratmeilen mit einer Million achthunderttausend Seelen, Preußen sechshundertvierundsechzig Quadratmeilen mit sechshunderttausend Seelen, Österreich endlich fünfzehnhundertacht Quadratmeilen mit drei Millionen Seelen erhielt. Für Deutschland war es von Wichtigkeit, daß Preußen, obwohl sein Anteil nach Umfang und Seelenzahl der geringste war, doch in Wahrheit das beste Geschäft gemacht hatte: der preußische Anteil, der Netzedistrikt und Pomerellen, Kulm und Ermeland — außer Thorn im Süden und Danzig im Norden, welche der Republik verblieben —, schloß die Lücke, die zwischen dem Herzogtum Preußen und den Kurlanden lag, und stellte so die Verbindung mit den übrigen Teilen der preußischen Monarchie her; noch im siebenjährigen Krieg war es schwer empfunden worden, daß diese Verbindung fehlte. Außerdem aber: es war das kleinste Stück und so war zu hoffen, daß es der überlegenen deutschen Kultur gelingen werde, dieses Land dem preußischen Staate und dadurch der deutschen Kultur zu assimilieren. Friedrich nahm sofort das Werk in die Hand, das greulich verwahrloste Land zu heben. Schon in den Jahren 1773 und 74 wurde der Bromberger Kanal zwischen Weichsel und Netze erbaut, der für Westpreußen nicht nur

eine große Verkehrsbedeutung hatte, sondern auch für die Austrocknung und Urbarmachung des Netzebruchs wichtig wurde. Sechshundertachtundsechzig Familien, meist Süddeutsche, wurden in dem dadurch für den Ackerbau gewonnenen Boden angesiedelt. Die Leibeigenschaft wurde abgeschafft, und ein bewährter patriotischer Mann, Franz Balthasar von Brenkenhoff, widmete sich der Aufgabe der wirtschaftlichen Hebung der neuen Provinz mit Einsicht und voller Hingabe. Protest und Widerspruch des polnischen Königs und Senats im Reichstag halfen nichts, wo drei Großmächte über die Sache einig waren, und im September 1773 kam mit der Zustimmung der polnischen Faktoren, die sich schließlich besiegt geben mußten, diese erste Teilung Polens zum Abschlusse. Es war freilich ein Handel, der sich auf keine Weise rechtlich oder sittlich rechtfertigen ließ, und schwer hat er sich in der Folgezeit gerächt und übt dieses Gericht noch immer. Zunächst aber war klar, daß dies kein Abschluß war, daß man weiter gehen mußte. Die polnische Frage war mit der Teilung nicht gelöst und sie blieb fortan auch für Deutschland eine schwere Krankheit —, eine Krankheit, die auch noch im neunzehnten Jahrhundert eine Heilung nicht gefunden hat und den drei an dem „großen Verbrechen", das ihnen die Staatsnotwendigkeit auferlegte, beteiligten Reichen endlose Verlegenheiten schafft.

Eine andere Frage tauchte auf, welche das ganze Deutschland unmittelbar und in seinen wesentlichsten Interessen berührte und Friedrichs Staatskunst im letzten Jahrzehnt seines Lebens in Anspruch nahm. In Bayern stand der regierende Zweig des wittelsbachischen Hauses auf Maximilian Joseph, der kinderlos war: nach dem Rechte folgte Karl Theodor von der seit einem Jahrhundert schon auch in der Rheinpfalz zur Herrschaft gelangten Pfalz-Neuburger Linie. Längst aber hatten Joseph und Kaunitz, dem Geiste des Jahrhunderts gemäß, an Erwerbung von Bayern als ein Äquivalent für das verlorene Schlesien gedacht: schon zu Maria Theresias Zeit war der Gedanke aufgetaucht und er leuchtete ein: Vermehrung des habsburgischen Besitzes in Deutschland stärkte auch

die Macht des Kaisertums in habsburgischen Händen; Wunsch und Interesse der Bevölkerungen kamen dabei in dieser Zeit des Absolutismus nicht in Betracht. Man hatte auch ein Tauschobjekt zur Hand: die österreichischen Niederlande, und in der Tat, es ließ sich nichts Vorteilhafteres denken, als dieses reiche, sonst aber für Österreich völlig wertlos gewordene, vom Körper der habsburgischen Monarchie durch die Breite von ganz Deutschland getrennte Außenland eingetauscht gegen Bayern, das benachbart, deutsch und wie Belgien katholisch war. Und warum nicht? Der rechtmäßige Erbe, der pfälzische Kurfürst Karl Theodor, hatte kein bayerisches Vaterlandsgefühl und war ganz geneigt, die Niederlande und den Titel eines Königs von Burgund gegen Bayern anzunehmen. Am 30. Dezember 1777 starb Maximilian Joseph und am 3. Juni 1778 wurde der Vertrag geschlossen, den Kaunitz ganz harmlos dem preußischen König mitteilte. Es scheint, daß die klugen Österreicher auf die Wirkung von Alter und Kränklichkeit zählten, welche die Energie des Gefürchteten gelähmt hätten: dieser aber hatte die hier drohende Gefahr längst ins Auge gefaßt und eine Maxime seiner Politik daraus gemacht, keine Vergrößerung Österreichs mit deutschem Gebiete zuzulassen. Von der Witwe des bayerischen Herzogs Clemens unterstützt, bestimmte er den nächsten Erben des kinderlosen Karl Theodor, den Herzog Karl II von Zweibrücken, die Sache anzufechten und in Regensburg anhängig zu machen. Unterhandlungen in der Angelegenheit dieser bayerischen Erbfolge führten zu nichts und die Österreicher ließen marschieren, worauf dann Friedrich seinerseits mit einer Erklärung „An unsere Mitstände im Reich“ und zugleich mit hunderttausend Mann in Böhmen erschien. Es war aber kein Ernst mit diesem Krieg. Maria Theresia selbst empfand Gewissensskrupel und hatte keinen Glauben an die Gerechtigkeit der Sache. Auch kam es trotz der aufgebotenen Truppenmassen, mit denen Joseph und Friedrich sich gegenübertraten, zu keinem blutigen Zusammenstoß; das Volk nannte diesen halben Krieg den Kartoffelkrieg. Das preußische Heer ging nach Schlesien zurück und die Friedensverhandlungen, die zu Teschen in Oberschlesien gepflogen wurden,

führten schon am 13. Mai 1779 zwischen den beiden Mächten zu einer Verständigung: dem Frieden von Teschen, dem Kaiser und Reich beizutreten eingeladen wurden. Er brachte an Österreich nur das Innviertel, vierundzwanzig Quadratmeilen, annullierte den mit Karl Theodor geschlossenen Vertrag, erkannte die eventuelle Vereinigung von Ansbach und Bayreuth mit Preußen an und fand die verschiedenen Erbanwärter, die bei dieser künstlich hervorgerufenen Verwicklung eine Rolle gespielt hatten, wie Sachsen, mit einigem Geld ab: der Anschlag auf Bayern war also für diesmal gescheitert.

Im folgenden Jahr, am 29. November 1780, starb Maria Theresia. Die Nation hat das Andenken dieser bedeutenden Regentin hochgehalten: sie war eine Frau von deutschem Schrot und Korn, die, anders als die früheren Habsburger, ohne die spanische Etikette zu regieren wußte und die Würde und Hoheit der Herrscherin mit den häuslichen Tugenden der Gattin und der gemütlich-patriarchalischen Landesmutter vereinigte. Sie faßte ihren Beruf in einem großen Sinne auf, dabei, wie Frauen sollen, auch in den kleinen Dingen und im privaten Leben treu und sorgsam, vorsichtig bessernd, der alten Weisheit eingedenk, daß die Welt nicht bis zum nächsten Sonntag anders und besser werden kann. Auch war sie nicht ganz unberührt von dem Geist einer neuen Zeit, und grobe, auch geistliche Mißbräuche widerstrebten ihrem gesunden und klaren Verstand: aber in einem war sie beschränkt, was sie freilich mit vielen Klugen und zum Teil auch Ehrlichen unserer Tage gemein hat: sie verstand den Protestantismus und seine Kräfte nicht und nicht das ungeheure Übergewicht, das er ihrem großen Gegner gab, den sie nicht aufhörte, mit dem ehrlichen Hasse einer energischen Frauenseele zu hassen. Kaiser Joseph, jetzt in seinem neunundreißigsten Jahre stehend, den sie seither mit Mühe in seinem Reformeifer in Schranken zu halten bestrebt gewesen, sah nunmehr die Bahn frei und er nahm seine Reformgedanken mit neuem Eifer auf: unermüdlich fleißig, alles zugleich anfassend, einfach und populär in seinen Formen, jedermann ohne weiteres Zeremoniell in zahllosen Audienzen zugänglich: auch sah er richtig, was den

Ländern, welche die habsburgische Monarchie umfaßte, fehlte — es war die Einheit der Verwaltung, der staatlichen Organisation. Daß er diesen Gedanken bis zu seinen letzten Konsequenzen durchdacht und die unermeßlichen Schwierigkeiten erwogen habe, die seiner Durchführung sich entgegenstellten, ist nicht anzunehmen. Dazu war er zu unruhig und waren die Schäden, die seine Schaffenskraft unmittelbar in Anspruch nahmen, zu zahlreich und zu verwickelt. Und von den Grenzen, die dem einzelnen und auch dem absolutesten Herrscher gesteckt sind, hatte er entweder keinen Begriff oder er kam, Sanguiniker und Optimist wie er war, mit dem Bewußtsein darüber hinweg, daß er nur das Gute und Vernünftige wolle. Gleichwohl erwarb er sich das große Verdienst oder den Ruhm, der Freiheit in diesen Ländern zwar nicht eine Gasse, aber doch zum mindesten eine Tür gebrochen zu haben, und er traf auch den richtigen Punkt, an dem man hier ansetzen mußte, die Kirchenpolitik.

Joseph II ging davon aus, daß auch die Geistlichen Untertanen und Staatsdiener seien, beschränkte den unmittelbaren Verkehr der Bischöfe mit Rom, minderte die päpstlichen Dispensationsrechte und räumte in dem Toleranzedikt vom 20. Oktober 1781 den Protestanten alles ein, was ihnen die grundverkehrte und unglaublich bornierte Politik seines Hauses seither verweigert hatte — den Bau von Bethäusern, Anstellung von Pfarrern und Lehrern, die Gleichberechtigung im Militär- und Verwaltungsdienst. Mit größter Energie und klarem Bewußtsein ging er dem Obskurantismus zu Leibe: von 1782—86 wurden nicht weniger als siebenhundertachtunddreißig Klöster aufgehoben; zugleich wurden die Bruderschaften verboten, dafür aber Volksschulen, in jeder Pfarrei eine, angeordnet; auch scheute er nicht davor zurück, an alte Gebräuche und Mißbräuche, welche die Kirche als Religion ansieht und welche die Volkssitte geheiligt hatte, Prozessionen, Wallfahrten, Begräbnisfeierlichkeiten zu rühren. Das Haupt der Kirche, Papst Pius VI, betroffen über den Geist, der sich hier aussprach, und dem Gewicht seiner eigenen Persönlichkeit vertrauend, machte sich im Frühling

1782 selbst auf den Weg nach Wien, um Einhalt zu tun. Der Papst fand überall bei der Durchreise devoten Empfang und bei Joseph selbst die ehrerbietigste Gastfreundschaft, setzte aber nicht das geringste durch. Das Toleranzedikt wurde auch den übrigen Ländern der Monarchie gegeben und der Kaiser unternahm es, auch die am meisten widerstrebenden Länder, Ungarn und Belgien, seinem Gedanken eines einheitlichen Staates, einem gleichmäßig wirkenden Verwaltungsmechanismus, zu unterwerfen, dem sich alles Aristokratische, Besondere, Privilegierte zu fügen habe: überall sollte Gleichheit vor dem Gesetze gelten, die Leibeigenschaft und alle ständische Autonomie aufgehoben, die Verwaltung und Besteuerung einheitlich, gerecht und gleichmäßig sein, die deutsche Sprache als allgemeine Staatssprache eingesetzt werden. Diese vielumfassende Reform aber trug wenig Frucht, da sie auf steinigen Boden gesäet war. Sie scheiterte an dem Widerstand, den Adel, Klerus, Familie, gedankenlose Gewohnheit und Stumpfsinn der Masse entgegensetzte. Der Stempel der Übereilung, der vielen von Josephs Maßregeln aufgedrückt war, die Widersprüche bei der überstürzten Arbeit machten die Reform unwirksam, auch wo sie vorübergehend Wurzel gefaßt zu haben schien. Gleichwohl war sie nicht ganz vergebens. Sie deckte wenigstens die ungeheure Masse der Schäden und Übelstände auf, an denen diese Länder litten.

Noch weniger glücklich war Joseph in seiner Reichspolitik, wo die Dinge eine Gestalt gewonnen hatten, aus der selbst der redlichste Wille und die glücklichste Hand keine vernünftige Staatsordnung und Staatseinheit mehr machen konnte. Das war ein Werk, das erst nach einem Jahrhundert voll der ungeheuersten Katastrophen, nach kriegerischer und friedlicher Arbeit neuer Generationen, gelingen sollte, und die Lage war so, daß der bedeutendste der deutschen Fürsten, der im nördlichen Deutschland soeben seine neue zukunftreiche Staatsschöpfung vollendet hatte, sich mit absoluter Notwendigkeit gedrungen sah, jedem Plan einer Verbesserung der bestehenden Reichsverfassung sich mit seiner letzten staatsmännischen Kraft entgegenzuwerfen.

Ein Faktor, der in früheren Zeiten in allen Verfassungsfragen Deutschlands eine große Rolle gespielt hatte, trat in dieser Zeit sehr zurück, — die Kirche, obwohl der Gegensatz zwischen katholisch und protestantisch noch immer im Hintergrunde jeder politischen Frage lag. Im protestantischen Norden, wo, durch Friedrich den Großen begünstigt, die Aufklärung und damit die Gleichgültigkeit gegenüber religiösen und kirchlichen Fragen weit vorgeschritten war, schien für Verwicklungen auf diesem Gebiet kein Raum mehr zu sein: dagegen erhob sich in dieser Zeit in Süddeutschland innerhalb der katholischen Kirche selbst ein Gegensatz, der einige Tragweite hatte. Auch für die katholische Welt schien eine hellere Zeit angebrochen, und so machte man sich auch in gut katholischen Kreisen daran, zu untersuchen, was Rechtens war: und im Jahre 1763 erschien ein Buch unter dem Pseudonym Justinus Febronius, das, von dem Weihbischof Johann Nikolaus Hontheim verfaßt, die ältere römische Kirchenverfassung der auf den pseudoisidorischen Dekretalen ruhenden gegenüberstellte und alte Fragen erneuerte über den Ursprung der päpstlichen Gewalt und die Stellung der Bischöfe und Erzbischöfe zu dieser. Im Verlauf des Streites, den dieses Buch hervorrief, und im Zusammenhang mit der Errichtung einer päpstlichen Nuntiatur in München unter dem armseligen, aber gut katholischen Karl Theodor traten am 25. August 1786 die vier deutschen Erzbischöfe oder ihre Bevollmächtigten in Ems zusammen und stellten in dreiundzwanzig Artikeln eine Erklärung, „Punktationen" —, auf, welche die Rechte der Erzbischöfe präzisierten, daß sie ihr Amt von Gott und nicht vom Papste hätten, dem Papst zwar die Oberaufsicht über die Kirche zusprachen, dieses Recht der Oberaufsicht aber im Sinne der Beschlüsse des Basler Konzils durch das allgemeine Konzil beschränkt wissen wollten und die Jurisdiktion päpstlicher Nuntien auf deutschem Boden verneinten. Die Kontrahenten für diese bedeutsamen „Emser Punktationen" waren der Erzbischof Maximilian von Köln, von Geburt ein Erzherzog von Österreich und Bruder des Kaisers, dann der Erzbischof von Mainz, Friedrich Karl von Erthal, ferner der Erzbischof Clemens Wenzel von Trier

aus dem sächsischen Haus, und endlich als vierter der Erzbischof Hieronymus von Salzburg, der aus österreichischem Hochadel stammte. Allein die vier Erzbischöfe hatten die Bischöfe nicht für sich, die den fernen Papst lieber zum Aufseher hatten als den Erzbischof, der ihresgleichen und in der Nähe war; dem Kaiser Joseph gefiel der aristokratische und selbständige Geist nicht, der sich in diesen Bestrebungen der Erzbischöfe kundgab, und weder die höheren Klassen, in welche der Geist der Aufklärung eingedrungen war, noch das katholische Volk erwärmte sich für diesen Gedanken, sondern zog es vor, wie man es noch mehr als einmal erleben sollte, gedankenlos der Gewohnheit zu folgen und die Dinge gehen zu lassen wie bisher. Die Sache griff also nicht tiefer und 1790 machten die Erzbischöfe ihren Frieden mit dem Papst, der an dieser Stelle Sieger blieb, während schon die ganze alte Welt in ihren Fugen krachte.

Im Jahre 1784 nahm Kaiser Joseph, nachdem er sich der Freundschaft der Kaiserin Katharina von Rußland versichert hatte, seinen bayerischen Plan wieder auf. Zugleich ließ er am französischen Hofe, wo seine Schwester Marie Antoinette, die Gemahlin Ludwigs XVI, der im Jahre 1774 seinem Großvater Ludwig XV gefolgt war, ihn unterstützen konnte, diesen Gedanken verlautbaren und brach einen Krieg oder kriegerische Verwicklungen mit Holland vom Zaun, um dann in den folgenden Verhandlungen und Vermittlungen seinen Plan anzubringen. Er focht die Schließung der Schelde durch die Holländer an und brüskierte sie, indem er zwei Schiffe an den von ihnen aufgestellten Wachtschiffen vorüberfahren ließ und so Feindseligkeiten von ihrer Seite herausforderte. Rußland und Frankreich traten mit Vermittlungsvorschlägen dazwischen. Allein Joseph rechnete falsch, wenn er für den Plan, Bayern für Belgien einzutauschen, auf Frankreich zählte, so günstig gesinnt sein Schwager war: der Gedanke, Belgien loszuwerden und dafür sich nach der deutschen Seite und in solcher Nähe auszudehnen und also nun mit Bayern verstärkt den Franzosen näher zu rücken, dieser Gedanke konnte französischen Staatsmännern unmöglich passen und man fragte dort vorerst, wie Preußen sich zu dem allzu klug ersonnenen

Plan stelle. Aber Friedrich hatte die Augen noch offen: er sah wohl, wohin das Projekt zielte, und er war entschlossen, getreu dem Grundsatz, keine weitere Vermehrung Österreichs mit deutschem Land zuzulassen, der Reichspolitik Josephs ein für allemal ein Halt zuzurufen. Sein Minister Hertzberg unterhandelte mit den Höfen von Sachsen und Hannover über einen Bund zum Schutze der Reichsverfassung und am 23. Juli 1785 kam der Assoziationstraktat, der Deutsche Fürstenbund, zum Abschluß, dem eine ganze Reihe von Fürsten, katholische wie evangelische, beitraten: Kurmainz, Kurtrier, Weimar, Gotha, Braunschweig, Zweibrücken, weiterhin Hessen, Ansbach, Baden, Dessau: es war ein Verteidigungsbündnis, „um jeden einzelnen Reichsstand gegen widerrechtliche Ansprüche und Zumutungen zu schützen", also die bestehende Ordnung oder Unordnung im Reiche zu erhalten, ein Bund, wie einst der Schmalkaldner und andere, nach den Gesichtspunkten der veränderten Zeit. Es war nicht anders: die Zukunft Deutschlands lag nicht in der Rückgewinnung der alten Kaisermacht, sondern in der allmählichen Gewinnung und Gestaltung eines Neuen: und, eine seltsame Kombination der geschichtlichen Entwicklung, an der Spitze der Gegnerschaft gegen den Kaiser stand der deutsche Staat im Norden, an den die Zukunft und der Fortschritt der Nation geknüpft war.

Dies war die letzte politische Tat Friedrichs des Großen: am 17. August 1786 in Sanssouci schloß er seine Augen. Ein Regentenleben von sechsundvierzig Jahren, so lange wie einst das Karls des Großen, war nun abgeschlossen.

Der Beiname des Großen, der höchste Ehrentitel, den die Menschheit zu vergeben hat, pflegt sich im Gedächtnis der Menschen und in den Annalen der Geschichte festzusetzen, wenn ein Mann an hervorragender Stelle in seiner Persönlichkeit die wirkenden Kräfte seiner Zeit zusammenfaßt und dieser seiner Zeit, seiner Nation und der Welt, den Weg, den sie einzuschlagen hat, so deutlich zeigt, daß sie ihn im großen und ganzen nicht mehr verfehlen kann. Das tat Karl der Große, indem er, das römische Imperium erneuernd, ein Reich schuf, in welchem die europäischen Völker sich zusammenfanden, um zu einem höheren

Kulturleben fortzuschreiten. Die Völker schieden sich, die einzelnen Nationen bildeten sich und lebten jede ihr eigenes Leben: und durch das gewaltige Ereignis des sechzehnten Jahrhunderts ward auch die zur Fessel gewordene Einheit der katholischen Kirche gesprengt und der Reichtum des Einzellebens in den Nationen wie in den Menschen konnte sich freier entfalten. Inzwischen war die Fortsetzung des römischen Reiches auf deutschem Boden, das Reich Karls des Großen, zu einem bloßen Namen, zu einer ehrwürdigen Reliquie oder Ruine geworden: das „heilige Reich" war in eine Menge staatlicher Einzelkörper auseinandergefallen, die sich gegenseitig und nicht selten blutig bekämpften und denen also die erste Lebensbedingung eines Staates — Friede im Innern, Sicherheit nach außen — fehlte. Aus dem Chaos der deutschen Territorien hatte sich aber allmählich ein wirklicher Staat herausgebildet, nach und nach groß genug, um sich selbst zu genügen, um jene Autarkie zu erlangen, in welcher ein Weiser des Altertums eine Lebensbedingung der Staaten findet, — der preußische Staat. Diese Autarkie Preußens, seine Entwicklung zur sich selbst genügenden Stellung einer europäischen Großmacht, war jetzt durch Friedrich in heroischem Ringen gegen eine Welt in Waffen vollendet worden: der Grund eines deutschen Nationalstaates war breit und tief gelegt, für das reiche, immer glorreicher sich entfaltende Geistes- und Kulturleben der deutschen Nation die sichernde Form gefunden. Das Beste, die härteste Arbeit bei diesem Werk hat, auf einsamer Höhe stehend, dieser Friedrich getan, der deshalb den leuchtenden Namen des Großen mit Recht führt. Aber noch ein Jahrhundert voll Kampf und Leiden hatte diese Nation durchzumachen, ehe sich ihr Geschick erfüllte.

Friedrich der Große
Gemälde vermutlich von J. H. Chr. Franke (Hohenzollernmuseum, Berlin)

Kaiser Josef II
Gemälde im Schlosse von Breslau

Zweites Buch

Das Zeitalter der Revolution

9. Die französische Revolution. Erster und zweiter Koalitionskrieg; Teilungen Polens.

Während in Deutschland der Dualismus — das Neben- und Gegeneinander zweier großen Mächte, Österreich und Preußen, — sich vollendete, waren jenseits des Ozeans Ereignisse im Gange, welche die Ideen der Freiheit, die jetzt von allen Seiten Nahrung erhielten, mächtig förderten und die, auf Europa zurückwirkend, in Frankreich mit einer allseitigen Gärung und grundstürzenden Bewegung für eine umfassende staatliche Reform, in Deutschland mit einem tiefgehenden Umschwung des geistigen Lebens und der Literatur zusammentrafen. Die Kämpfe, die aus der Rivalität Englands und Frankreichs in der überseeischen Welt hervorgingen, hatten auf ihren beiden Hauptschauplätzen, in Ostindien und in Nordamerika, mit dem Siege Englands geendigt. In Amerika aber folgte diesem Sieg eine Erhebung der englischen Kolonialstaaten gegen das Mutterland: sie führte nach längerem Kampfe, in dem Frankreich sich auf die Seite der Abtrünnigen stellte, zur Losreißung der dreizehn Kolonialstaaten von der englischen Herrschaft und zur Aufrichtung eines neuen Staatswesens, der Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die von großer und immer wachsender Bedeutung für das europäische und im weiteren Verlauf besonders auch für das deutsche Leben werden sollte. Das neue Staatsgebilde gab sich, nachdem der Friede mit England auf Grund seiner völligen Unabhängigkeit hergestellt war, eine Verfassung, die auf einem neuen Prinzip, dem der Volkssouveränität, beruhte und die am 4. März 1789 in Wirksamkeit trat.

Wenige Tage später trat zu Versailles am 5. Mai 1789 nach langer Zeit zum erstenmal wieder, vom König selbst berufen zum

Zweck der Heilung der in tiefen Verfall geratenen Finanzen des Staates, die Versammlung der allgemeinen Stände des französischen Königreichs zusammen: mit diesem Ereignis beginnt die Kette der Begebenheiten, die man unter dem Namen der französischen Revolution von je als den Anfang der „neuesten Zeit" zu bezeichnen pflegte und die in ihren weiteren Folgen auch eine neue Zeit für unser Vaterland heraufführte.

Die Bewegung, in ihren Anfängen auch in Deutschland bejubelt und von den führenden Geistern, Klopstock, Kant, Schiller, Fichte, mit großen Hoffnungen begrüßt, nahm bald einen gewaltsamen Charakter an und richtete sich gegen die Monarchie selbst: sie bedrohte binnen kurzem die alte Ordnung der europäischen Dinge aufs schwerste und stellte die deutschen Mächte vor ernste politische Aufgaben und Probleme, denen nur ein Geist wie Friedrich, der drei Jahre vor Beginn dieser neuen Zeit gestorben war, vielleicht gewachsen gewesen wäre.

Er hatte seinem Nachfolger, seinem jetzt zweiundvierzigjährigen Neffen Friedrich Wilhelm II, dem Sohne seines Bruders August Wilhelm, der inmitten des siebenjährigen Kriegs im Jahre 1758 gestorben war, den Staat in guter Ordnung hinterlassen: ein Land von dreitausendsechshundert Quadratmeilen und sechs Millionen Einwohnern mit einem Heer von zweihunderttausend Mann, einem gefüllten Schatz und einem jährlichen Einkommen von etwa fünfundzwanzig Millionen Talern, mit geordneter Verwaltung und einem Kapital an Ruhm und gutem Ruf, das für einen Staat so wertvoll ist wie für den einzelnen. Man hatte sich in Preußen zuletzt etwas gelangweilt gefühlt von dem langen Regiment Friedrichs, zumal mit dem zunehmenden Alter des großen Monarchen doch auch da und dort die Kehrseite des persönlichen Regiments sich geltend machte und die herrschende Kaste, Adel, Offizierkorps und Beamtentum, die anderen Stände einigermaßen beengte. So begrüßte man also den neuen Herrn mit Freude und mit großen Hoffnungen. Friedrich Wilhelm war edlen Empfindungen zugänglich, er war von Hause aus gut veranlagt, er war umgänglich,

auch musikalisch, und vor allem: er stand nicht auf so einsamer Höhe wie der große Vorgänger, der ihn ohne Liebe behandelt und den Geschäften fernegehalten hatte. Aber er hatte eine sinnliche Natur und man erlebte jetzt auch am preußischen Hof das Ärgernis einer gewissermaßen amtlichen Mätresse: es war die Tochter eines Kammermusikers, zum Scheine verheiratet mit dem Kammerdiener Rietz, eine Person, bei der die Gemeinheit ihrer Natur und die Neigung zu niedriger Intrige durch ihre Erhebung zur Gräfin Lichtenau nicht geringer wurde. Und diese Mätresse blieb nicht die einzige. Der König hegte bei alledem mystische Neigungen, was sich seine Umgebungen zunutze zu machen wußten. Einfluß auf den König gewannen vor allem ein Major von Bischofswerder, der im Grunde nichts als ein listiger Höfling war, und Johann Christoph Wöllner, ursprünglich Theolog und Geistlicher, dann Landwirt, seit 1782 dem Prinzen als Lehrer in Verwaltungssachen näher getreten: beide waren befreundet, beide waren Intriganten, beide waren nicht frei von pfäffischem Beigeschmack. Heuchlerisch und herrschgierig wie er war, ertrug Wöllner den Widerspruch leicht, durch einen selbst in Sinnlichkeit verstrickten Herrn die allerdings in langer Friedenszeit flach und frivol gewordene Berliner Gesellschaft bessern zu wollen und der modischen Aufklärung eine modische Frömmigkeit entgegenzustellen. Schon 1788, nach Beseitigung des trefflichen, in der Geschichte des Schulwesens hochgefeierten Freiherrn von Zedlitz, zum Justizminister ernannt, erließ Wöllner das berüchtigte Edikt vom 9. Juli über das Religionswesen: es kündigte der Aufklärung den Krieg an, erkannte zwar mit heuchlerischen Phrasen, wie auch unsere Zeit sie zur Genüge kennt, die Gewissensfreiheit an, bedrohte aber die Verbreiter der „Irrtümer“ unter Geistlichen und Lehrern mit „unausbleiblicher Kassation“ und nach Befinden noch härterer Ahndung. Dem folgte noch im gleichen Jahre ein Zensuredikt, das der Freiheit ein Ende machte, welche die Presse unter dem großen König genossen hatte. Rasch verflog die Popularität, welche der neue Herrscher durch einige Maßregeln, wie die Abschaffung oder Minderung der Regie und anderer unliebsamer Steuern sowie durch Aufhebung des Tabak-

monopols erlangt hatte, und eine giftige Flugschriftenliteratur trat an ihre Stelle.

In der auswärtigen Politik machte zunächst ein kleiner Handel von sich reden, der an sich unbedeutend der neuen Regierung Gelegenheit gab, Energie zu zeigen und den militärischen Dünkel bei Heer und Hof zu steigern. In Holland war wie immer Streit zwischen der oranischen und der aristokratischen Partei und bei einer Reise nach dem Haag war die Gemahlin des Erbstatthalters, die Schwester des Königs von Preußen, an der Grenze von Holland zur Umkehr genötigt und unziemlich behandelt worden. Es wurde darüber von der oranischen Partei großer Lärm geschlagen und Friedrich Wilhelm verlangte Genugtuung: als sie nicht geleistet wurde, machte er Ernst und vier Tage nach Überreichung eines Ultimatums, September 1787, rückte eine Macht von zwanzigtausend Mann über die Grenze, besetzte Amsterdam und bewirkte einen raschen Umschwung, da die Holländer, völlig überrascht, keine Gegenwehr leisteten. Man konnte denken, so aufs neue die Welt von der Unüberwindlichkeit der preußischen Waffen überzeugt zu haben.

In der für Preußen und Deutschland wichtigsten Frage der Reichspolitik, der Stellung Preußens im Reich, zeigte sich nicht die gleiche Entschlossenheit. Man benützte den Erfolg nicht, den der Fürstenbund für Preußen bedeutete. Es gab allerdings solche, welche diese Verbindung gerne zu dem System einer neuen deutschen Politik, zu einem Werkzeug der Reform der veralteten und gänzlich unwirksam gewordenen Reichsverfassung gemacht wissen wollten: der junge Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, dem Deutschen durch seine Verbindung mit Goethe vertraut, aber auch als Politiker durch hohe Gesichtspunkte und Ziele seine Mitfürsten überragend, suchte den Kurfürsten von Mainz und andere für diesen Gedanken zu gewinnen, ein unruhiger und seiner Zeit vorauseilender Mahner. Allein Hertzberg, der noch die auswärtige Politik Preußens leitete, ging auf diese weitgehenden Gedanken nicht ein. Der Herzog machte seine Reisen vergeblich: nicht die Verbesserung, gab ihm der sächsische Minister von Löben zu hören, sondern die Erhaltung der

Friedrich Wilhelm II, König von Preußen
Kupferstich von Sintzenich nach dem Gemälde von Schröder

Kaiser Leopold II
Kupferstich von Dormer nach dem Gemälde von Kreizinger

Reichsverfassung sei der Zweck bei der Gründung des Bundes gewesen. Auch jenen Streit der Erzbischöfe mit dem Papst und seinen Nuntien, der sich an die Emser Punktationen anknüpfte und der sich längere Zeit hinzog, wußte man nicht zu benützen. Man blieb bei der Politik des großen Königs, der, obwohl über die prinzipielle Feindschaft der römischen Kurie gegen ihn und die aufstrebende protestantische Macht nicht im Unklaren, sich doch mit dem Papst auf gutem Fuß gehalten hatte: man riet preußischerseits dem Erzbischof von Mainz dringend zum Nachgeben und das Ganze endigte mit der Wahl einer für Preußen günstig gesinnten Persönlichkeit, des Freiherrn Karl Theodor von Dalberg, zum Koadjutor in Mainz und mit guten Worten, die Rom nach seinem Interesse auslegte. Die Emser Punktationsbewegung aber verlief wie alle solche Anläufe zu größerer Freiheit gegen eine Macht, die keine Freiheit verträgt, in nichts.

In derselben Zeit beschäftigten die Verhältnisse im Osten, das was man jetzt die orientalische Frage nennt, die preußische Politik. Kaiser Joseph II hatte mit der Kaiserin Katharina von Rußland gemeinsame Sache gemacht und der Krieg war 1788 von Österreich den Türken erklärt worden. Er brachte aber keine rasche Entscheidung und die Lage der Verbündeten war im Herbst jenes Jahres ungünstig; Hertzberg trug sich mit der Absicht eines preußischen Vermittlungsversuchs und hoffte vermittelst eines künstlichen Projekts bei dieser Gelegenheit Danzig und Thorn für Preußen zu erlangen. Alles diplomatische Schachspiel aber wurde unterbrochen oder gehemmt durch die Fortschritte der Revolution in Frankreich und den Tod Josephs II, der am 20. Februar 1790 eintrat. Sein Name ist in Österreich als ein Symbol und Losungswort für Fortschritt und Freiheit lebendig geblieben; allein die Folgen seiner inkonsequenten, nach allen Möglichkeiten greifenden Politik, die alles zugleich wollte und nichts durchführte, ließen die Erblande in einem sehr chaotischen Zustande zurück und im Reiche blieb es beim Alten. Sein Nachfolger, sein Bruder Leopold II (1790—1792), hatte sich als Mensch und als Regent in Toskana einen guten Namen gemacht

und erkannte den großen Fehler in dem raschen und übereilten Gang der vorigen Regierung: er fand notwendig, auf die maßvolle Reform zurückzugehen, die Maria Theresia nach dem siebenjährigen Krieg begonnen hatte, die Gärung in Ungarn und Belgien zu beruhigen und mit Preußen wieder in ein besseres Verhältnis zu kommen. Auf dem Kongreß zu Reichenbach, Juli 1790, kam der König von Preußen von der kühnen Politik und den weitgehenden Plänen Hertzbergs zurück und schlug den Österreichern für Waffenstillstand und Frieden den status quo von 1788, den status quo ante vor, den diese wie eine Konzession von ihrer Seite annahmen. Der Reichenbacher Vertrag vom 27. Juli 1790, in dem Preußen, dem Charakter des Königs entsprechend, nach großen Kosten und stolzer Haltung doch schließlich von Österreich überlistet war, stellte die friedlichen Beziehungen mit Österreich her, sicherte aber die Freundschaft mit Österreich nicht. Der Friede zwischen Österreich und der Türkei erfolgte im August 1791 zu Sistowa.

Nunmehr aber machten sich auch die Ereignisse in Frankreich geltend, deren Gang einem Zusammenstoß weit gewaltsamerer und umfassenderer Art mit dem ganzen politischen und gesellschaftlichen Gebäude der europäischen Welt zudrängte als die Dinge im Osten, bei denen es sich doch schließlich nur um Erwerbungen und Kompensationen handelte. Am 30. September 1790 wurde Leopold ohne Schwierigkeit zum Kaiser gewählt und seine Krönung am 9. Oktober vollzog sich mit dem ganzen lächerlichen Pomp wie seither: in der Wahlkapitulation war von Reform der Reichsverfassung nicht die Rede und auch die Verhandlungen am Reichstag, nachdem seine Ferien abgelaufen waren, waren im Jahre 1790 so leer wie immer. Die gebildeten Kreise deutscher Nation sahen mit nicht geringer Spannung den Vorgängen im Nachbarlande zu und sehr deutlich sprach sich ein entschieden revolutionärer Zug in der Literatur, z. B. in dem merkwürdigen Stück „Die Räuber“ aus, das ein junger Regimentsarzt, Friedrich Schiller, schon im Jahre 1781 hatte ausgehen lassen: aber die Masse des Volks wurde davon wenig berührt. Man erfuhr die Dinge noch nicht so rasch

und regelmäßig durch tägliche Zeitungen und Extrablätter wie heute; man empfing sie also auch mit weniger Aufregung und folgte ihrem Gange, weil aus größerer Ferne, mit etwas mehr Ruhe. Man hörte mit wachsendem Interesse, wie die États-généraux sich als Nationalversammlung bezeichnet und der dritte, bürgerliche Stand die beiden anderen, Adel und Klerus, zum Anschluß gezwungen und den Hof besiegt hatte; man hörte von der Erstürmung oder Übergabe des Staatsgefängnisses, der Bastille, an „das Volk"; man vernahm davon, wie in der großen Nacht vom 4. August 1789 von der Nationalversammlung alle Feudalrechte, die ganze überlieferte mittelalterliche Ordnung der Dinge, in einer großen patriotischen Aufwallung abgeschafft worden seien; wie der König im Oktober durch einen Massenauszug der Pariser von Versailles nach Paris eingeladen worden und diesem Gebote mit seiner Familie gefolgt sei. Man hörte von der Schöpfung einer Nationalgarde unter dem großen Freiheitshelden Lafayette als ihrem General und von dem glänzenden Föderationsfest am 11. Juli 1790; wie aber diese Versöhnung keinen Bestand gehabt und die von der Bevölkerung von Paris getragene radikale Partei mehr und mehr sich des Heftes bemächtigt habe und die Versammlung terrorisiere, die sich nun auch gegen die Stellung der katholischen Kirche und des Papstes wende. Man hörte vom Tod des gewaltigen Redners und Politikers Mirabeau, im April 1791; weiter wie der König im Juni sich seiner Überwachung und unfreien Lage durch die Flucht habe entziehen wollen, aber in Varennes erkannt und angehalten und nach Paris zurückgebracht worden sei; wie dann aber im September die Verfassung, welche die Wiedergeburt des Königreichs besiegeln sollte, doch glücklich zum Abschluß gekommen und vom König beschworen worden sei.

Es hatte sich aber aus den Beschlüssen der französischen Nationalversammlung vom 4. August auch eine ernsthafte Differenz und Streitfrage mit dem Reich erhoben. Die Versammlung hatte in diesen Beschlüssen allen Feudalrechten in Bausch und Bogen das Todesurteil gesprochen: als man in den nächsten Tagen an die Folgen im einzelnen ging, erhoben sich die Schwierigkeiten, auch

solche, die über die französische Grenze hinausgingen: eine ganze Reihe von deutschen Reichsständen, die Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln und andere geistliche Häupter, die Häuser von Württemberg, Baden, Pfalz, der Deutschorden und der Johanniterorden, besaßen im Elsaß solche feudale Rechte, auch solche darunter, die auf völkerrechtlichen Verträgen oder Festsetzungen beruhten. Ein Dekret der Nationalversammlung vom 15. Mai 1790 stellte eine Entschädigung in Aussicht, deren Realisierung aber bei den unsicheren und gewaltsamen Zuständen in Frankreich höchst fraglich war: und der Kaiser konnte nicht umhin, auf die Klagen der Beteiligten einzugehen. Die Angelegenheit kam vor die Regensburger Versammlung und beschäftigte diese während des Jahres 1791, und namentlich die geistlichen Stände rührten sich lebhaft. Allein nach der Natur der Sache und bei der Art der Geschäftsbehandlung am Reichstage gingen die Dinge langsam und die Erledigung wurde noch einmal unterbrochen durch die französischen Ereignisse — die vereitelte Flucht des Königs und ihre Folgen. Es wurde von dem Kaiser zunächst ein Reichsgutachten verlangt und dieses, eine nachdrückliche Vorstellung im Sinne der Geschädigten, durchberaten und angenommen: am 10. Dezember wurden die betreffenden Anträge durch kaiserliches Ratifikationsdekret zum Reichsbeschluß erhoben.

Noch übte die französische Bewegung nur eine mäßige Ansteckungskraft auf einige der kleinen Gebiete des Westens, besonders die geistlichen, und meist wegen lokaler Mißstände und Bedrückungen. Aber im Laufe des Jahres 1791 kam ein Moment hinzu, welches der französischen Regierung Gelegenheit und bis zu einem gewissen Grade das Recht gab, ihrerseits gegen das Reich Beschwerde zu erheben. In wachsender Zahl hatten sich seit Mitte Juni um den Bruder des Königs, den Grafen von Artois, auf deutschem Gebiet, zu Koblenz, am Hofe des Kurfürsten Clemens Wenzeslaus von Trier, die vor der Revolution geflüchteten oder durch die aufgeregten und gewaltsamen Elemente vertriebenen adligen *Emigranten* gesammelt und gaben durch ihr Leben und Treiben auf Kosten des gutmütigen Kurfürsten nicht nur den Pariser Revolutions-

helden Ärgernis. Sie spielten auch Soldat, verkauften, wie unter dem ancien régime in Frankreich, die Offiziersstellen für die zu errichtenden Regimenter, für die sie auch schon Mannschaften warben, bildeten kleine Truppenkörper, die sie mit Gewehren aus dem kurfürstlichen Zeughaus bewaffneten und trieben sonstigen Unfug, der allerdings wenig gefährlich war, aber doch, da sie zahlreich waren und selber viel Lärm machten, von französischer Seite als eine ernsthafte Drohung behandelt wurde.

Allmählich machten sich die Konsequenzen des Reichenbacher Vertrags geltend und eine gründliche Änderung der preußischen Politik trat ein. Kaiser Leopold seinerseits kam von der russenfreundlichen Politik Josephs II zurück, im August 1791 schloß er mit der Pforte jenen Frieden zu Sistowa und ließ in Berlin wissen, daß er mit Preußen in ein besseres Verhältnis zu treten wünsche. Dazu wurde unter dem frommen Regiment in Berlin das neue Dogma von der Solidarität der konservativen Interessen entdeckt und begann gegenüber der Revolution in Frankreich, wo das Königtum mehr und mehr von den radikalen Kräften der Demagogie und des Jakobinerklubs unterjocht wurde, eine Rolle zu spielen. Ein Symptom dieser veränderten Politik war im Juli 1791 die Verabschiedung des verdienten Hertzberg in Berlin und des achtzigjährigen Fürsten Kaunitz in Wien: neue Männer traten auf, hier Bischofswerder, Lucchesini, Haugwitz, dort Baron Thugut, die in der nächsten Folgezeit ihre Rolle spielen sollten. Die Politik Preußens trat in eine verhängnisvolle Phase ein.

Kaiser Leopold, friedlich und besonnen, hatte bisher den Vorgängen in Frankreich gegenüber sich durch seine Schwester, die Königin von Frankreich, nicht bestimmen lassen, aus seiner maßvollen Haltung herauszutreten, und er hatte sich namentlich die Emigranten mit ihren Torheiten nach Kräften vom Leibe gehalten; er dachte, daß alles sich wieder schicken werde, wenn Ludwig XVI die Verfassung angenommen haben werde. Sein Schreiben an die europäischen Höfe vom Juli 1791 forderte diese zwar zur Unterstützung der Sache des Königs von Frankreich auf, war aber von

einer Kriegserklärung weit entfernt und ging nicht über den Gedanken einer gemeinsamen Demonstration hinaus. Doch kam man allmählich weiter: am 25. August trafen sich Leopold und König Friedrich Wilhelm zu Pillnitz in Böhmen, um sich über ihre gemeinsame Politik zu verständigen. Sie hielten sich den Grafen von Artois und den früheren Minister Calonne fern, die sich als ungebetene Gäste dort eingefunden und einen für den Emigrantendünkel charakteristischen Plan entworfen hatten. Die Erklärung vom 27. war zweideutig und vorsichtig gefaßt: aber sie ließ dem Frieden doch immerhin noch Raum und ging über starke Worte nicht hinaus. Dann kam die Annahme der Verfassung durch König Ludwig und damit ein Moment der Versöhnung und des Friedens. Die Pillnitzer Erklärung setzte die Einmütigkeit der europäischen Souveräne voraus: kriegseifrig von diesen waren zunächst nur Gustav III von Schweden und der König von Sardinien und auch Friedrich Wilhelm II war dem Gedanken eines Kreuzzugs für das Königtum, für Thron und Altar zugeneigt. Für die deutschen Mächte kam hauptsächlich in Betracht, wie Rußland zu dem Problem sich stellen würde. Die Politik der Kaiserin Katharina war, zwar in Worten kriegseifrig zu sein, aber keinen Mann marschieren zu lassen. Die Stimmung also war in Europa im ganzen friedlich. Es war vielmehr die jetzt in Frankreich herrschende Partei, welche den Krieg wollte. In der zweiten, der gesetzgebenden Versammlung, welche mittlerweile, nachdem die konstituierende in Versailles ihre Arbeit mit der Verfassung abgeschlossen hatte, in Paris zusammengetreten war, herrschte die Partei der Girondisten, welche die Freiheit in möglichster Demütigung des Königtums sah und ihrem Mißtrauen gegen den armen König und ihrem Hasse gegen die Könige überhaupt beredte Worte zu geben liebte, dabei aber doch einen Rückschlag im Volke zugunsten der Monarchie fürchtete, der ihr selbst verhängnisvoll werden konnte. Das Ministerium, das sie dem König aufgezwungen hatte, besaß eine gute Handhabe an dem völkerrechtswidrigen Treiben der Emigranten an den geistlichen Höfen in der unmittelbaren Nachbarschaft

Frankreichs. So kam es zunächst zu dem Beschluß der gesetzgebenden Versammlung vom 2. Januar 1792: wenn bis zum 1. März nicht eine befriedigende Erklärung erfolge, trete der Kriegszustand ein. Die Antwort auf diesen Beschluß gab der Kriegspartei in Paris Oberwasser: der relativ gemäßigte Minister Delessart ward gestürzt, Dumouriez trat an seine Stelle, der einen barschen Ton anschlug und eine kategorische Antwort verlangte. Genug: am 20. April erschien, wie es die Verfassung in solchem Falle vorschrieb, König Ludwig persönlich mit seinen Ministern in der gesetzgebenden Versammlung, um den Antrag zu stellen, Krieg gegen den „König von Ungarn und Böhmen" zu erklären. Tumultuarisch, nach der Weise französischer Versammlungen, stimmte die gesetzgebende Versammlung zu: in der Tat lag die Notwendigkeit des Kriegs in der ganzen Situation, dem Gegensatz des revolutionären Frankreichs gegen die alte Ordnung in der übrigen Welt, die man immerhin als die feudale, mittelalterliche bezeichnen konnte. Am 1. März 1792 war Kaiser Leopold II gestorben: sein vierundzwanzigjähriger Sohn Franz II folgte; am 18. Mai, ungewöhnlich rasch, wurde er zum Kaiser gewählt.

Der Krieg, von den Franzosen leichtfertig genug begonnen, eröffnete sich in den Niederlanden mit deren kläglichem Mißerfolg vom 29. April, wo die französischen Haufen vor kleinen österreichischen Abteilungen flohen: aber gleichwohl stand er von Anfang an unter für die verbündeten Österreicher und Preußen — die „erste Koalition", wie man dies Bündnis nannte — ungünstigen Zeichen. Man hatte die schwierige polnische Sache im Rücken, die jetzt sich verwickelte durch die Verfassung, welche die Polen im Mai 1791 sich gegeben hatten. Sie trug den Stempel der neuen Zeit und es lag für die an der ersten Teilung von 1772 beteiligten Mächte nahe, entweder an eine Gesundung der polnischen Zustände nicht glauben zu wollen oder eine solche, eine konstitutionelle Monarchie, in diesem Lande für eine Gefahr zu halten. Außerdem aber kam auch heimlich schon die Frage ins Spiel, wie man sich bei dem Kriege gegen Frankreich für die daraus er-

wachsenden Kosten schadlos halten könne. Den Sieg hielt man, beeinflußt von den Flüchtlingshoffnungen der Emigranten, bei diesem frommen Kriege für leicht und er war es auch: nach gewöhnlicher Logik war es ein ungeheuerlicher Gedanke der Franzosen, einen Krieg anzufangen mit einer durch die Emigration des besten Teils ihrer Offiziere beraubten, zerrütteten Armee und einem ebenso zerrütteten Staatswesen mit verzweifelten Finanzen. Die Einigkeit zwischen Österreich und Preußen aber ließ von Anfang an zu wünschen. Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II, und der junge Kaiser Franz II, der ganz den habsburgischen Hausgeist, aber sonst keinen Geist und keinen Weitblick besaß, begegneten sich zum ersten Male zu Mainz, wo diesmal die Krönung des neuen Kaisers vor sich ging, und bei den Besprechungen, die sich an diese Tage anschlossen, traten sofort allerlei bedenkliche Wünsche hervor. Der alte habsburgische Tauschplan — Bayern gegen Belgien — tauchte wieder auf und dabei verlangten die Österreicher noch die Zugabe von Ansbach und Bayreuth, das vor kurzem beim Aussterben der Markgrafenlinie preußisch geworden war. Keineswegs aber entsprach diesen Aspirationen der Eifer der österreichischen Rüstungen. Anstatt der verheißenen hunderttausend Mann zählte man in Wahrheit am Niederrhein und in Belgien nur vierzigtausend, am Oberrhein, wo sie die preußische Armee unterstützen sollten, kaum fünfzehntausend Österreicher, die Clerfait kommandierte, also im ganzen höchstens siebzig- bis achtzigtausend Mann.

Den Oberbefehl über das preußische Heer erhielt der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der Neffe des Siegers von Krefeld im siebenjährigen Krieg: am 11. August überschritt es die Grenze. Der preußische Feldherr teilte die Illusionen nicht, welche die Emigranten und auch urteilsfähigere Leute hegten, und namentlich waren ihm jene mit ihrem ungestümen lärmenden Bettlerhochmut zuwider: aber er hatte die Schwäche, Maßregeln, die er selbst nicht billigte, gleichwohl mit widerwilligem Gehorsam auszuführen, was im besten Falle nur halben Erfolg geben konnte. Er hatte Einsicht in die ver-

worrene politische Lage: von dem romantischen Idealismus seines Königs, der den Feldzug wie einen Kreuzzug für das bedrohte Königtum ansah, waren die anderen Verbündeten, Österreich und Rußland, weit entfernt, sie hegten Hintergedanken gefährlicher Art und überließen in jedem Falle Preußen den schwersten Teil der Aufgabe. Der Herzog setzte, ohne die Wirkung weiter zu bedenken, seinen Namen unter das Manifest vom 25. Juli, das Machwerk eines Emigranten, in welchem den Franzosen und namentlich der Stadt Paris alles mögliche angedroht wurde, wenn sie sich widersetzen würden: es ward so zu einem wirksamen Mittel für die herrschende jakobinische Partei, den Kriegseifer zu schüren, und diente dazu, die Lage des französischen Königs vollends verzweifelt zu machen. Langsam rückte man vorwärts und vergeudete die kostbare Zeit mit Städtebelagerungen: am 23. August fiel Longwy, dann Verdun: von der französischen Armee, die auf sechzig- bis achtzigtausend Mann geschätzt wurde, hörte man, daß ihr Oberbefehlshaber Lafayette infolge der immer gewaltsamer werdenden Revolution geflohen sei und Dumouriez an seiner Stelle befehlige. Von der günstigen Stimmung der Bevölkerung, welche die Emigranten versprochen hatten, und ihren Einverständnissen mit dieser verlautete nichts: indes man war bis an die Maas gelangt und die Frage erhob sich, ob man hier Halt machen und die Entscheidung dem Feldzug des nächsten Jahres überlassen oder ob man vorwärts gehen und den König, der seit dem 10. August Gefangener war, befreien solle. Es war erst September und der preußische König, der selbst beim Heere sich befand, verlangte das letztere; zwischen dem Heere und Paris lagen noch die Argonnen, welche die revolutionäre Rhetorik die Thermopylen Frankreichs nannte, und auch dies Hindernis ward beseitigt durch die Wegnahme des einen ihrer drei Pässe. Am 20. September standen sich die Heere bei Valmy gegenüber. Die entscheidende Schlacht, auf welche die preußischen Offiziere brannten, konnte beginnen, der Sieg war sicher, da die Franzosen der soldatischen Sicherheit des preußischen Heeres nicht gewachsen waren. Aber der

Herzog wollte nicht, und er hatte auch seine Gründe, die aber nicht militärischer Art waren. Einer Kanonade von beiden Seiten folgte kein entschlossener Angriff und das Unbegreifliche geschah: man ließ den sicheren Sieg aus den Händen und den Gegnern die Genugtuung, daß die französische Infanterie zum erstenmal wenigstens standgehalten hatte und die Soldaten nicht weggelaufen waren; Frankreich war gerettet. Der kluge Dumouriez spiegelte Unterhandlungen vor und ließ einen Umschlag in Paris mit seiner Mitwirkung erwarten. Die nächsten Tage vergingen über diesem Trugspiel. Die Herbstregen und ihre Folgen, die Grundlosigkeit der Wege und die Ruhr, traten ein und man entschloß sich zum Rückzug, den man sich erleichterte, indem man nunmehr seinerseits Dumouriez mit Unterhandlungen täuschte, bis man aus den gefährlichen Stellen heraus war. Die Wirkungen dieses unglücklichen „Feldzuges in der Champagne", den Goethe, der im Gefolge seines Herzogs dabei gewesen war, lebendig erzählt hat, ließen nicht auf sich warten. Der Übermut der siegenden Partei in Frankreich, das gegenseitige Mißtrauen der Verbündeten verbarg sich nicht: und da Ludwig nun doch verloren war, änderte sich der ganze Charakter des Kriegs, er wurde ein gewöhnlicher Eroberungskrieg, nur vorläufig ohne Eroberungen, und das Feilschen um die Stücke der noch nicht gewonnenen Beute und die eventuellen Kompensationen begann wieder lebhafter. Man hätte vielleicht von seiten der beiden Verbündeten Österreich und Preußen den Krieg abzuschütteln gewünscht, aber auch das war unmöglich, da nunmehr die Angriffsbewegung auf französischer Seite erfolgte. Für die Schmach dieses Rückzugs war es ein magerer Trost, was der große Dichter einigen Offizieren am Tage der Kanonade von Valmy sagte, daß von hier und heute eine neue Epoche der Weltgeschichte ausgehe und „ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen".

Gewiß: über die Gebrechen der alten Gesellschafts- und Staatsordnung begann das Gericht der Weltgeschichte hereinzubrechen. An zwei Stellen, in Belgien und am Oberrhein, trat noch in demselben Jahr die siegreiche Revolution über ihre Ufer. Die

Schmach dieses Jahres vollendete sich zunächst durch den Fall der Reichsfestung Mainz. Hier, in diesem Priesterstaate, wo Adel und Geistlichkeit das große Wort führten, war man den Ereignissen in Frankreich gegenüber sehr kurzsichtig gewesen und hatte den Emigranten Entgegenkommen bezeugt; der Kurfürst Karl Friedrich hatte ihnen Waffen aus dem Zeughaus geliefert, auch als der Krieg ausgebrochen war, sich alsbald angeschlossen, natürlich ohne gerüstet zu sein. Nun hinderte, da das Heer Braunschweigs zurückging, den französischen General Custine nichts, den verhaßten geistlichen Staaten einen Denkzettel zu geben: ohne Widerstand zu finden, nahm er mit fünfzehn- bis achtzehntausend Mann Speyer und Worms. In Mainz machte sich zuerst der Kurfürst, weiter der Adel und das Domkapitel samt den Meßgewändern davon: der Rhein war mit Schiffen bedeckt, welche diese Kostbarkeiten rheinabwärts nach Koblenz trugen. Bei so viel Erbärmlichkeit half die Einsicht einzelner nichts und nichts die dürftigen Verteidigungsmittel, die aber immer noch ausgereicht hätten, einen ersten Angriff abzuwehren und so lange standzuhalten, bis Hilfe herangeholt werden konnte. So aber hatte Custine keine Mühe, obgleich er gar keine Belagerungsartillerie und nicht mehr als fünfzehntausend Mann zur Verfügung hatte, die Festung zu nehmen. Die Kapitulation wurde am 21. Oktober unterzeichnet und der Schrecken, übertreibend, setzte sich weithin bis nach dem Sitz des Reichstags, bis nach Regensburg fort, wo man schon Schiffe zur Flucht mietete. In Wahrheit gelangte die kriegerische Welle aber nur bis Frankfurt: da die offene Stadt keinen Widerstand wagen konnte, nahm ihr Custine eine Brandschatzung von zwei Millionen ab. Unterdessen hatte die neue Freiheit in Mainz begonnen. Man fühlte sich einen Moment von den seitherigen Lasten und Mißbräuchen frei und hörte auf den neuen Lockruf „Krieg den Palästen, Friede den Hütten“, den die Fremden erschallen ließen. Wenige Tage genügten zu beweisen, daß es Custine und den Franzosen auf ganz andere Dinge ankam, bei denen die Armen so wenig geschont wurden als die Reichen. Indes war doch die Folge der leichten Eroberung

hier in Mainz die Bildung eines Klubs von Freunden der neuen Freiheit und bei der Aufnahme der Mitglieder verfuhr man ohne strenge Auswahl: auch trat, wie in solchen Zeiten zu geschehen pflegt und wie unsere Nation später im Jahre 1848 reichlich erfahren sollte, mancher bei, der jene Torheiten mißbilligte, aber an die französische Bewegung weitere Gedanken und Hoffnungen knüpfte, wie der ausgezeichnete Weltreisende und Naturforscher Georg Forster, dessen Gedanken sich angesichts der trostlosen politischen Zustände Deutschlands bald genug auf die Einverleibung des gesamten linksrheinischen Gebiets in Frankreich, oder wie man es ausdrückte, die Verschmelzung der Rheinländer und Franken zu einem Volke richteten.

Auch an anderer Stelle, im Norden, trat die revolutionäre Flut aus ihren Ufern. Der Rückzug des deutschen Heeres machte es Dumouriez möglich, seinen Gedanken einer Invasion Belgiens zu verwirklichen. Die Österreicher hatten in dem Lande, das sie jeden Augenblick gegen gute Entschädigung mit deutschem Land zu vertauschen bereit waren, wenig für die festen Plätze getan und nur vierzigtausend Mann standen bereit, gegen die Dumouriez jetzt die doppelte Anzahl heranführte: denn die Freiwilligen, und dies waren nicht die schlechtesten Elemente, strömten jetzt, wo ein erster Erfolg ermutigte, seinem Heere zahlreich zu. Am 6. November siegte er bei Jemappes, und während die Franzosen sich der Städte Brüssel und Gent in wenigen Tagen bemächtigten, setzten die Österreicher ihren Rückzug bis zur Dyle fort. Das einzige löbliche Werk, mit welchem dieses unglückliche Jahr schloß, war die Zurückeroberung Frankfurts am 2. Dezember; dabei zeichneten sich — denn bei der wenig ehrenvollen Kriegführung im großen muß man sich an die Beweise tüchtiger und ehrenvoller Führung im einzelnen halten — besonders die sechstausend Mann Hessen aus, die ihr Landgraf der verbündeten Armee zugeführt, dann aber, nachdem der Rückzug beschlossen worden war, über Koblenz, wo ihr Erscheinen der dortigen erschrockenen und feigen Gesellschaft wieder Mut machte, glücklich in sein Land zurückgebracht hatte.

Der Feldzug des folgenden Jahres 1793 war nicht glücklicher, obgleich die Verhältnisse für den Kampf gegen die Franzosen nicht ungünstig lagen. Hier hatte seit dem 21. September 1792 die gesetzgebende Versammlung dem Nationalkonvent Platz gemacht, einer noch radikaleren Vertretung; der unglückliche König wurde von ihr mit der Mehrheit weniger Stimmen am 16. Januar 1793 zum Tode verurteilt und am 21. guillotiniert. Frankreich stand nun unter der Herrschaft des Schreckens, der Danton und Robespierre und ihrer der Hefe des Volkes angehörenden Werkzeuge, denen die besseren Elemente des Volkes unter steter Furcht für ihr Leben gehorchten und die ihre Macht konzentriert hatten in einem Ausschuß des Konvents, einem Comité de salut publique, dem Wohlfahrtsausschuß, und einem Revolutionstribunal, dem Zerrbild eines Gerichtshofes, dem täglich erlauchte Männer und Frauen und weiterhin selbst der mächtige, mit Blutschuld überladene Volkstribun Danton selbst zum Opfer fielen. Diese Mißregierung, die alles niederwarf, was den Menschen seither heilig und verehrungswürdig war, die die Kirchen beraubte, das Christentum abschaffte und an seine Stelle einen kahlen und kümmerlichen Kultus des Être suprème anordnete, rief an verschiedenen Punkten des Landes Aufstände hervor, von denen der royalistische im Nordwesten, in der Vendee, der gefährlichste war. Diese Erhebungen hätten den Mächten der Koalition große Chancen geboten, sie wurden aber nicht benutzt. In diesem in seinen Tiefen aufgewühlten Lande gab es nur eine im Aufsteigen begriffene und verhältnismäßig gesunde Kraft — das Heer. In ihm hatte sich die patriotische Begeisterung der ersten Zeit behauptet und dank der schlechten Kriegführung der Koalition sogar gesteigert. Sie führte gerade die reineren Elemente, die durch das blutige Chaos der inneren Zustände abgestoßen wurden, in die Lager; Ordnung und Disziplin hoben sich allmählich, und da der Umsturz der alten Ordnung den Talenten freie Bahn machte, so fanden sich auch die tüchtigen Generale, ein Pichegru, ein Hoche, sowie der überlegene Mann, der sich die Vorteile der außerordentlichen Lage zunutze machte,

Lazare Carnot, der um seines Vaterlandes willen es nicht verschmähte, sich zum Mitglied des Wohlfahrtsausschusses wählen zu lassen: er hat sich als Organisator der nationalen Verteidigung und der allgemeinen Volkserhebung, der levée en masse, das größte Verdienst um die Republik erworben. Endlich machte sich der Vorteil geltend, den selbst bei verzweifelten Zuständen ein einheitlicher nationaler Wille, eine Nation gegenüber einer Koalition besitzt: und hier war eine Koalition von Mächten, deren jede ihre eigennützigen Sonderzwecke verfolgte.

Am wenigsten diente der Einheit der Verbündeten die polnische Angelegenheit. Sie war in ein neues Stadium getreten durch jene Verfassung, die die Patriotenpartei am 3. Mai 1791 ihrem Lande gegeben hatte; gegen diese Verfassung, die das freie Veto abschaffte und ein erbliches Königtum an Stelle des Wahlkönigtums setzen wollte, lehnte sich aber eine mächtige Partei unter den Magnaten auf und rief die Russen herbei. Für Preußen bestand die Gefahr, daß Rußland Polen vollends an sich reißen werde: die Aussicht, daß der mächtig ausgreifende russische Nachbar bis unmittelbar an die Marken heranrücke, schien bedrohlich. So verständigte sich Preußen im Januar 1793 mit Rußland über eine zweite Teilung Polens und ließ seine Truppen unter Feldmarschall Möllendorf in Polen einrücken. Im November kam durch den teils vergewaltigten, teils bestochenen Reichstag von Grodno die Aktion zum Abschluß. Den Polen blieb nunmehr nur noch ein Drittel ihres Reiches, Preußen erhielt den als Südpreußen bezeichneten Teil, tausend Quadratmeilen und eine Million einhunderttausend Einwohner, dabei nun auch die wichtigen Städte Danzig und Thorn, Rußland viertausendeinhundertsiebenundfünfzig Quadratmeilen mit drei Millionen. Österreich war an dieser zweiten polnischen Teilung nicht unmittelbar beteiligt.

Daß die polnische Transaktion auf die Kriegführung im Westen und das Verhältnis der drei Mächte zueinander nicht vorteilhaft einwirken konnte, ist klar. So ging denn der Krieg auch im Jahre 1793 ohne große Entscheidungen und Ereignisse seinen Gang weiter.

Erfreuliche Ereignisse waren der Sieg des kaiserlichen Befehlshabers, Prinzen von Koburg, über Dumouriez bei Neerwinden auf dem niederländischen Schauplatz, 18. März, und der bald darauf erfolgte Übertritt des französischen Führers ins Lager der Gegner der Revolution, sowie die Belagerung von Mainz, die im April begann und am 23. Juli mit der Übergabe, der Kapitulation von Marienborn, endigte: das geflüchtete Regiment, Geistlichkeit und Adel kehrten zurück und übten nun mit Konfiskationen und Einkerkerungen eine unwürdige Rache, wie rückkehrende Flüchtlinge und Feiglinge sie zu üben pflegen. Endlich wurde auch der Reichskrieg beschlossen, mit den gewöhnlichen Erscheinungen säumiger oder ganz unterbleibender Stellung der Kontingente. Unbefriedigend verliefen die Kämpfe am Rhein gegen die französische Rhein- und Moselarmee, die in Pichegru und Hoche fähige Führer erhalten hatte, da es am Zusammenwirken des österreichischen Generals Wurmser und des Herzogs von Braunschweig fehlte. Hervorzuheben ist ein glückliches Treffen des preußischen Heeres bei Pirmasens am 14. September und der Sieg des Herzogs von Braunschweig bei Kaiserslautern, 28. bis 30. November. Im Dezember erntete man die Frucht einer Kriegführung, die, durch diplomatische und politische Rücksichten in ihrem Nerv gebrochen, aus der inneren Lage des Gegners keinen Vorteil zog, während die französische Armee und ihre besseren Führer und die neue Methode ihrer Kriegführung fortschritt. Das Ende war, daß Wurmser die Weißenburger Linien nicht halten konnte und über den Rhein zurückgehen mußte, der Herzog aber nach einem vergeblichen Versuch, die Festung Landau den Franzosen wieder abzunehmen, in tiefer Verbitterung den Oberbefehl niederlegte und sich in sein Land zurückzog.

Nur mit Mühe gelang es Preußen noch im folgenden Jahr 1794 bei der Koalition festzuhalten: König Friedrich Wilhelm II war im September 1793 vom Kriegsschauplatz am Rhein nach Berlin zurückgekehrt und er war schon entschlossen, seine Truppen, die er im Osten nötiger brauchte, abzurufen. Doch ließ er sich von England und Holland noch einmal zu einem Subsidienvertrag

bestimmen, der am 19. April im Haag vereinbart wurde und Preußen zur Belassung einer Armee von zweiundsechzigtausendvierhundert Mann verpflichtete, die überall da sollte verwendet werden können, wo es den Interessen der beiden Seemächte am zuträglichsten erschiene. Diese Formel, welche beim Heere Erbitterung erregte, schien die preußische Macht auf eine Linie mit Hessen oder anderen deutschen Kleinstaaten zu stellen, die gegen gutes Geld ihre Truppen verkauften oder vermieteten. Das preußische Heer, das unter General Möllendorf nochmals am 23. Mai bei Kaiserslautern glücklich gefochten hatte, wurde in der Tat nach Belgien verlangt, wo das österreichisch-englische Heer von den Franzosen bei Tourcoing am 18. Mai und danach bei Fleury am 26. Juni geschlagen worden war, aber Möllendorf weigerte sich, diesem Ruf zu folgen, und somit wurde die Haager Abmachung hinfällig. Belgien mußte von den Österreichern aufgegeben werden. Am 6. Oktober zogen die Franzosen in Köln ein und die Österreicher bezogen ihre Winterquartiere auf dem rechten Rheinufer; am 21. Oktober traten auch die Preußen den Rückmarsch an, nachdem sie im September noch ein drittesmal bei Kaiserslautern rühmliche Erfolge davongetragen hatten.

Lange hatte Friedrich Wilhelm sich gesträubt, mit den Sansculotten zu verhandeln, um von diesem Kriege loszukommen, der handgreiflich für Preußen keinen Zweck mehr hatte und offenbar gegen sein Interesse ging. Der eine Skrupel fiel weg, da mittlerweile in Frankreich die Jakobinerherrschaft und deren Haupt, Robespierre, durch den Umschwung des 9. Thermidors — 27. Juli 1794 — gestürzt worden war und eine gemäßigtere und menschlichere Regierung aufkam, die sich in die früheren Formen des Völkerverkehrs fand. Das Verlangen nach Frieden wurde stärker und wurde bei dem preußischen König gefördert durch das, was in Polen geschehen und zur dritten der Teilungen, der Vernichtung des polnischen Staates, führte.

Nicht ohne Kampf fügten sich die Polen in dieses Äußerste. Im März 1794 brach der Aufstand aus, der durch den Führer Thaddäus Kosciusko geadelt wurde: neben ihm trat der gänzlich

unbedeutende König Stanislaus, der Günstling Katharinas, völlig in den Hintergrund. Rühmliche Taten geschahen unter Kosciuskos Führung; die Sache, für die die Polen kämpften — die Verfassung, mit der im Jahre 1791 die Bahn der Reform betreten worden war, und die Unabhängigkeit —, war berechtigt und niemand wird die Sache der drei Gegner eine gute nennen können: aber unerbittlich, unabwendbar vollzog sich ein Geschick, das die sündhafte Mißregierung von Jahrhunderten herausgefordert hatte. Zuerst erschienen die Preußen, fünfundzwanzigtausend Mann stark, auf dem Plan und sie trugen längere Zeit fast allein die Last des Kampfes gegen den nationalen Aufstand. Vom Juli bis zum September 1794 lagen sie vor Warschau, mußten aber, da die Russen sie im Stiche ließen, wieder abziehen. Erst als die Kraft der Erhebung schon im wesentlichen gebrochen war, griffen die letzteren unter Suwarow in den Kampf ein und nahmen nach einem Siege bei Maciejowice (10. Oktober), der den verwundeten Kosciusko selbst in ihre Gefangenschaft brachte, am 4. November Warschau mit Sturm. Es war deutlich geworden, daß Rußland und Österreich diesmal Preußen umgehen wollten. Der Teilungsvertrag wurde schon am 3. Januar 1795 zwischen den beiden Kaisermächten vereinbart, doch wurde Preußen, das inzwischen den Baseler Frieden abgeschlossen hatte, im Oktober nachträglich noch beigezogen. Der polnische König unterzeichnete seine Abdankung, über die Beute aber wurde so verfügt, daß Rußland zweitausend Quadratmeilen, Österreich etwa die Hälfte, Preußen den Rest erhielt, unter der Bedingung, daß es die Erwerbungen der beiden andern anerkenne. Für Deutschland ist diese dritte Teilung um dieses preußischen Anteiles willen von dauernder Bedeutung geworden: er führte diesem im wesentlichen nur von Deutschen bewohnten und aus deutscher Kraft geborenen Staate eine zahlreiche slavische Bevölkerung zu, die, zu zahlreich und zu eigenartig, um leicht mit der deutschen zu verschmelzen, seitdem ein schwer und befriedigend überhaupt nicht zu lösendes Problem für die preußische Staatskunst bildet. Friedrich der Große hatte die Politik der Teilung gebilligt und gefördert —

der Gedanke lag seit langem gleichsam in der Luft — aus dem für den denkenden Politiker sehr zureichenden Grunde, weil das große anarchische Land sonst gänzlich unter den herrschenden Einfluß Rußlands gekommen und damit eine sehr ernste Gefahr für den preußischen Staat geworden wäre. Und Friedrich hatte wenigstens für seinen Anteil die Einverleibung polnischen Landes sittlich gerechtfertigt, indem er und seine Beamten durch unermüdliche und einsichtige Arbeit Land und Volk aus einem Zustand greulicher und schandbarer Verwahrlosung heraushoben. Diese Arbeit an dem größeren Besitz wirksam fortzusetzen, war Friedrich Wilhelm II augenblicklich nicht in der Lage.

Klar ist, daß das auffallende Zusammengehen Rußlands und Österreichs die Gründe verstärkte, die vom preußischen Standpunkt für den Frieden mit Frankreich sprachen, obgleich man in Berlin die geheime Deklaration nicht kannte, die an jenem selben 3. Januar ein Schutz- und Trutzbündnis der beiden Kaiserhöfe feststellte mit großen Plänen weiterer Erwerbungen, ein Bündnis, dessen Spitze zweifellos gegen Preußen gerichtet war. Genug: im Dezember 1794 war ein preußischer Friedensgesandter, Graf von der Golz, nach Basel abgegangen und dort waren am 5. April 1795, preußischerseits zuletzt von Hardenberg geführt, die Friedensverhandlungen zum Abschluß gekommen. Dieser Baseler Friede setzte in seinen öffentlichen Artikeln die Rückgabe der Gefangenen, auch der sächsischen, kurmainzischen, pfalzbayerischen, hessischen, und die preußische Friedensvermittlung für diejenigen Reichsstände fest, welche sie annehmen würden; in geheimen Artikeln ward Preußen eine Entschädigung für seine linksrheinischen Gebiete zugesichert für den Fall, daß Frankreich sich im künftigen allgemeinen Frieden bis zum Rhein ausdehne. Der Lauf des Mains wurde als Demarkationslinie festgesetzt: nördlich dieser Linie sollten die Waffen ruhen.

Dieser Friede ist der preußischen Regierung als Abfall von der deutschen Sache und als Preisgebung des linken Rheinufers vorgeworfen worden und es fehlte nicht, weder im Reiche noch in dem von Kaiser Franz und seinem nun allmächtigen Minister

Baron von Thugut regierten Österreich, an Stimmen, welche dazu die patriotischen Phrasen lieferten: wer und was alles vorausgegangen war, wer und was den Zustand des Deutschen Reiches und dessen notwendige Folgen, zu denen auch dieser Friedensschluß gehört, herbeigeführt hatte, fragte man nicht. Am 7. Mai ward dem Reichstag die offizielle Nachricht vom Abschluß des Friedens gegeben: nach langen Beratungen und leeren Redensarten von einer ungeteilten unwandelbaren Vereinigung sämtlicher Reichsstände mit dem Reichsoberhaupt und nach Annahme eines Reichsgutachtens vom 3. Juli, wonach Österreich und Preußen gemeinsam mit der Vermittelung eines Friedens beauftragt wurden, sowie nach Ernennung einer Friedensdeputation mußten doch die einzelnen Reichsstände dem Beispiel Preußens folgen und womöglich in Paris jeder für sich günstige Bedingungen zu erlangen suchen, wobei keiner dem andern traute.

Die Zustände in Frankreich hatten sich mittlerweile einigermaßen befestigt. Der Konvent hatte im September 1795 eine Verfassung, und zwar eine sehr gemäßigte, die Direktorialverfassung, fertig gebracht: sie übertrug die Gewalt einem Kollegium von fünf Direktoren, neben dem ein Rat der Alten und der Fünfhundert standen, und diese Regierung behauptete sich, nachdem die Verfassung durch Volksabstimmung angenommen war, gegen die Versuche, die Reaktion jetzt schon in das monarchische Fahrwasser zu leiten. Ein solcher Versuch zu einem gewaltsamen Umsturz der Verfassung wurde in Paris am 13. Vendemiaire (4. Oktober 1795) unternommen, aber ohne viel Mühe überwältigt: das Hauptverdienst hierbei kam einem jungen Offizier zu, der damit eine Laufbahn begann, die für Deutschland und die Welt von großer Bedeutung werden sollte, Napoleon Bonaparte.

In der Hoffnung auf das Zustandekommen eines allgemeinen Friedens herrschte im Jahre 1795 auf dem Kriegsschauplatz längere Zeit Ruhe. Als diese Aussicht sich zerschlagen hatte, gingen die Franzosen Ende August unter Jourdan bei Düsseldorf über den Rhein, drängten die Österreicher unter tapferem Fechten zur Sieg und Lahn zurück und auch die rechtsrheinische Gegend lernte jetzt die fran-

zösische Kriegführung kennen: diese Ergebnisse aber wurden aufgewogen durch die Erfolge, die der nunmehrige österreichische Oberbefehlshaber General Clerfait am Neckar und Main erfocht. Hier glückte es, die Franzosen nach einer Reihe erfolgreicher Gefechte, Clerfaits gegen Pichegru bei Handschuchsheim, Wurmsers gegen Jourdan an der Nidda, zum Weichen zu bringen; am 22. November gewann General Wurmser die Schlacht bei Mainz und alsdann Mannheim zurück, das im Laufe des Sommers in die Hände der Franzosen gefallen war. Auch Jourdans Heer, die Maas- und Sambrearmee genannt, mußte nun wieder umkehren und kam in ziemlich aufgelöstem Zustande am Rhein an. So endete der Feldzug von 1795 für die österreichischen Waffen unerwartet günstig und auf dem deutschen Kriegsschauplatz — freilich nur auf diesem — war ein Gleiches auch im Jahr 1796 der Fall. Jourdan ging mit der auf die Stärke von siebzigtausend Mann gebrachten Maasarmee bei Neuwied wiederum über den Rhein und drang bis zur Lahn vor; anstatt Clerfait fand er diesmal den jungen Erzherzog Karl, den Bruder des Kaisers, einen der wenigen großen Feldherrn des Erzhauses, sich gegenüber und wurde von diesem, 15. Juni, bei Wetzlar geschlagen und zum Rückzug genötigt. Am Oberrhein befehligte Moreau ein französisches Heer von gleicher Stärke; auch er hatte zunächst Erfolg: er nötigte die süddeutschen Fürsten, den Markgrafen von Baden und den Herzog von Württemberg und andere, sich von der Koalition loszusagen und mit Lieferungen und Geldzahlung den bedrängten Finanzen der Republik aufzuhelfen. Allein sein Vordringen ward gehemmt durch die Siege, welche der Erzherzog über den neuerlich über die Oberpfalz in der Absicht der Vereinigung mit Moreau an der Donau vorstoßenden Jourdan bei Teining, Amberg und Würzburg erfocht und welche diesen abermals zum Rückzuge bis zur Sieg nötigten: einem Rückzug, der durch die wütenden Bauern, welche Mißhandlungen durch die zuchtlose Soldateska zu rächen hatten, noch verlustvoller wurde. Diese Fortschritte der Österreicher, die den Ruf des Erzherzogs Karl begründeten, zwangen nun auch Moreau, der bis nach

Ingolstadt in Bayern vorgedrungen war, zum Zurückweichen: nachdem dieser der kopflosen bayerischen Regierung — der Kurfürst selbst war nach Sachsen geflohen — noch den Vertrag von Pfaffenhofen und damit eine reiche Beute an Geld und Lieferungen abgedrungen hatte, leitete er den Rückzug geschickt durch das Höllental über den Schwarzwald und erreichte mit noch etwa vierzigtausend Mann im Oktober glücklich den Rhein bei Hüningen.

Das Entscheidende geschah aber nicht hier, sondern auf dem italienischen Kriegsschauplatz. Hier waren die Dinge für die Franzosen lange schlecht gegangen, bis endlich das Direktorium den rechten Mann zum Oberbefehlshaber machte. Es war jener Offizier, der am 13. Vendemiaire der Sache des Konvents und seiner neuen Verfassung unschätzbaren Dienst geleistet hatte, Napoleon Bonaparte, dessen Name und seitherige Laufbahn bald in aller Munde waren. Am 15. August 1769 zu Ajaccio auf der Insel Korsika geboren, Sohn eines Advokaten, der eine zahlreiche Familie, fünf Söhne und drei Töchter, zu ernähren hatte, hatte er auf der Kriegsschule zu Brienne seine militärische Erziehung erhalten und dort 1785 sein Offiziersexamen, nicht besonders glänzend, bestanden. Er trat in ein Artillerieregiment ein: mit der Armut kämpfend, vom Ehrgeiz umgetrieben, hatte er sich an der Erhebung seiner Heimatinsel gegen die französische Herrschaft beteiligt; er machte, nachdem er wieder in sein früheres Regiment eingetreten war, zuerst von sich reden im Dezember 1798, da seiner Einsicht hauptsächlich die Einnahme von Toulon zu danken war. Er war seither Jakobiner mit den Jakobinern gewesen und hatte demnach auch den Umschlag vom 9. Thermidor mit zu verspüren gehabt; er war entlassen worden und hatte sich in wenig aussichtsvoller Lage befunden, bis einer der Machthaber, Barras, sich bei dem Aufstand der Sektionen an jenem 13. Vendemiaire seiner erinnerte. Er erhielt jetzt für sein damaliges Verdienst seinen Lohn, indem er, achtundzwanzig Jahre alt, mit dem Oberkommando in Italien betraut wurde. Ein geborener Herrscher, sicherte er sich rasch den Herrscherplatz und mit dem schnell umgewandelten Heer wendete

er mit wenigen rasch sich folgenden Schlägen das Kriegsglück, das seither die Österreicher begünstigt hatte, zwang Ende April den Turiner Hof zu einem Waffenstillstand, zog, nachdem er sich den Übergang über die Brücke von Lodi erzwungen hatte, im Triumph in Mailand ein und verbreitete den Schrecken über ganz Italien. Die Regierungen in Ober-, Mittel- und Unteritalien, auch der Papst beeilten sich, Waffenstillstand und Frieden zu schließen, den er sich mit großen Geldsummen und — ein neues bis dahin nicht erhörtes Mittel — mit auserlesenen italienischen Kunstschätzen für seine Republik bezahlen ließ. Mit dem dort erlangten und erpreßten Gelde half er der Direktorialregierung über ihre Finanznöte hinweg und befestigte so seine Stellung, bei der er sich von niemand dreinreden ließ. Binnen wenigen Monaten war die österreichische Macht in Italien auf die Festung Mantua beschränkt: viermal versuchten die Österreicher, die nun Wurmser befehligte, mit neuen Heeren die wichtige Festung zu entsetzen, jedesmal vergebens: nachdem Bonaparte 12. Januar 1797 das vierte Entsatzheer bei Rivoli geschlagen hatte, fiel sie am 2. Februar und die italienischen Staaten blieben Bonaparte unterwürfig. Mit seinem etwa vierzigtausend Mann starken Heere machte er sich Anfang März auf, seine siegreichen Waffen in das innere Österreich zu tragen. Die österreichische Streitmacht ging zurück, aber in Wien und unter dem Volke erwachte nun etwas wie Patriotismus und Kriegseifer und in der Tat war Bonapartes Lage keineswegs so glänzend, als sie sich der Welt darstellte und er sie glauben machte. Auf der anderen Seite erstand in Wien eine mächtige Partei für den Frieden, die in der unsoldatischen Natur des Kaisers Franz Unterstützung fand: und so schrieb der schlaue Italiener, der über die Dinge in Wien genau unterrichtet war, am 31. März von Klagenfurt aus einen gefühlvollen Brief an den Erzherzog Karl, der nunmehr zum Generalissimus des österreichischen Heeres ernannt worden war. Er äußerte den Wunsch nach Frieden: wenn diese seine Eröffnung, schrieb er, auch nur *ein* Menschenleben retten könne, würde er auf diese Bürgerkrone stolzer sein als auf den traurigen Ruhm, den Kriegserfolge verschaffen könnten.

Der damaligen Zeit gefiel dieser sentimentale Ton, auch war man wirklich des Krieges satt: die Verhandlung war eröffnet und führte am 17./18. April zu den Präliminarien von Leoben, einem Städtchen in Steiermark. Hier wurde vereinbart, daß Österreich für Belgien, das es an Frankreich abzutreten habe, mit Venedig entschädigt werden solle; mit dem Reich wollte man auf einem besonderen Kongreß verhandeln: dabei war einesteils vom Rhein als Frankreichs natürlicher Grenze, anderenteils von der Erhaltung der Integrität des Reichs die Rede. Die Nachricht von dem Abschluß des Vertrages machte auch den Feindseligkeiten am Rhein, wo Hoche und Moreau gegen Latour und Werneck kämpften, ein Ende. An den Reichstag zu Regensburg ward die Nachricht von den Präliminarien von Leoben gegeben und die Körperschaft erschöpfte sich in Dankesworten für die Erhaltung der „Integrität des Reichs", wie sich die Menschen überredeten oder überreden ließen.

Die Verhandlungen über den Definitivfrieden dauerten den ganzen Sommer, die Stimmungen wechselten: in Wien lauerte man auf einen Umschlag der Dinge in Paris, zu dem die wachsende antirevolutionäre Stimmung, die erstarkende royalistische Reaktion, durch die bereits ein Royalist — Pichegru — zum Präsidenten des Rates der Fünfhundert erhoben worden war, und die Spaltung in der Direktorialregierung Aussicht zu geben schienen. Diese Hoffnung schwand durch den Staatsstreich des 18. Fructidor — 3. September des Jahres 1797 —, der mit Hilfe der von Bonaparte dem Direktorium zur Verfügung gestellten Soldaten des Generals Augereau die gemäßigt oder monarchisch gesinnten Mitglieder des Direktoriums und der Räte vergewaltigte und beseitigte und das jakobinische, wenn auch nicht terroristische Regierungssystem wiederherstellte. Bonaparte stellte jetzt, 11. September, der österreichischen Regierung ein Ultimatum: wenn bis zum 1. Oktober der Friede nicht geschlossen sei, werde nicht mehr auf der Grundlage der Präliminarien von Leoben unterhandelt werden. Dies wirkte: von Wien wurde zum Zweck des Abschlusses der Baron Cobenzl geschickt und von ihm und Bonaparte am 17. Oktober der Friede von Campo

Formio in Friaul unterzeichnet. Österreich verzichtete zugunsten der Republik auf die österreichischen Niederlande, sowie auf diejenigen Besitzungen in Italien, welche zu der neugebildeten cisalpinischen Republik gehören würden: es erhielt dafür die Stadt Venedig und deren Gebiet auf der Terra Firma, westlich bis zur Etsch nebst Istrien und Dalmatien, während der übrige Besitz Venedigs, insbesondere die Jonischen Inseln, der französischen Republik zugesprochen wurde. Dieses letztere Entschädigungsobjekt, Venedig, hatte man sich zum Zeichen, daß das Zeitalter der Gewaltstreiche angebrochen war, durch ein sehr einfaches Mittel verschafft: Bonaparte hatte der Republik, die den Feindseligkeiten ganz ferne geblieben war, unter nichtigen Vorwänden im Mai den Krieg erklärt, und da sie sich nicht wehren konnte, verfügte er jetzt über sie mit demselben Recht, wie man einst Polen geteilt und zuletzt verschlungen hatte, nachdem er sie zum Nutzen seiner Krieger und der französischen Finanzen zuvor in der schamlosesten Weise ausgeplündert hatte. Zur Herstellung des Friedens mit dem Reiche sollte einen Monat nach Unterzeichnung ein Kongreß der Bevollmächtigten des Reichs und der französischen Republik zusammentreten. Das war der öffentliche Teil. In vierzehn geheimen Artikeln ward zwischen Österreich und Frankreich im voraus über das Schicksal des Reiches Bestimmung getroffen: das linke Rheinufer von Basel bis an die Nette bei Andernach fällt an Frankreich; Preußen soll seine linksrheinischen Besitzungen behalten, so daß also eine Beteiligung Preußens an den Gebietsverteilungen in Deutschland nicht in Frage stehe; dagegen werden sich der Kaiser und die Republik dafür verwenden, daß die deutschen Fürsten, die durch diesen Frieden — den Verlust des linken Rheinufers also — zu Schaden kommen, anderweitig in Deutschland entschädigt werden.

Österreich und sein leitender Minister Thugut, für den nur die Vergrößerung Österreichs maßgebend und das Reich, nur soweit es mittelbar oder unmittelbar diesem Zwecke dienlich sein konnte, wichtig war, ein Mann, klug, stolz, kalt und ohne höhere Gesichtspunkte, konnte mit diesem Frieden wohl zufrieden sein.

Österreich hatte in der Tat, mindestens an Gebiet, nichts verloren. Für Belgien und das Herzogtum Mailand erhielt es das an den Kaiserstaat angrenzende Venetien und die Zusage von Salzburg und einem Teil von Bayern: und was Preußen betraf, das Thugut vor allem beargwöhnte und nicht größer werden lassen durfte, so waren die beiden Friedenschließenden einig, daß es keine Vergrößerung erhalten dürfe. Mittlerweile hatten einige neue Persönlichkeiten die weltgeschichtliche Bühne betreten. Am 9. November 1796 war die russische Kaiserin Katharina gestorben: ihr Sohn Paul Petrowitsch folgte, ein junger Mann, der sich von Schrullen und Launen regieren ließ und der gegen alles, was mit der Revolution und der neuen Zeit zusammenhing, einen grimmigen Haß hegte. Erst dreiundfünfzig Jahre alt, starb am 16. November 1797 Friedrich Wilhelm II, nach einer wenig glücklichen und wenig rühmlichen elfjährigen Regierung, die im Gedächtnis des Volkes keine tieferen Spuren hinterließ: doch ist hervorzuheben, daß unter ihm die große Kodifikation, das preußische Landrecht, zum Abschluß kam. Überall hatte man es zu spüren gehabt, daß der überlegene Herrschergeist, der den preußischen Staat auf seine Höhe gehoben und dem ganzen deutschen Leben einen neuen Geist gegeben hatte, diesen Staat nicht mehr belebte, während man Zeiten entgegenging, ja schon mitten in ihnen lebte, wo man eines Führergeistes von klarem Blick und festem Willen am wenigsten entbehren konnte. Ein solcher war auch der Nachfolger, der siebenundzwanzigjährige älteste Sohn aus der unglücklichen Ehe seines Vaters mit Luise von Hessen-Darmstadt, Friedrich Wilhelm III, nicht. Der junge König war den Geschäften bis zu seinem Regierungsantritt völlig ferne gehalten worden; die leitenden Männer, der Minister des Auswärtigen Haugwitz und der Kabinettsrat Lombard, blieben, nur der unheilvolle Wöllner erhielt im Jahre 1798 seine Entlassung.

Vor allem wichtig war die Stellung, die der Sieger im letzten Feldzug und der den Frieden herbeigeführt hatte, General Bonaparte, jetzt in Frankreich einnahm. Noch ohne weitere amtliche Rangstellung war er unzweifelhaft der, auf den alles blickte: Frank-

reich war die erste Macht und er der erste in Frankreich. Aber noch glaubte er seine Zeit nicht gekommen, ja er verschwand eine Zeitlang vom unmittelbaren Schauplatz der politischen Ereignisse, indem er mit Zustimmung der Mittelmäßigkeiten des Direktoriums eine abenteuerliche Expedition nach Ägypten unternahm, mit der er die Phantasie des französischen Volks beschäftigte und vielleicht seine Unentbehrlichkeit einleuchtend machen wollte. Der in dem Friedensinstrument in Aussicht genommene Kongreß zu Rastatt war seit November eröffnet und die kleine Stadt der Markgrafschaft Baden bildete für einige Zeit den Mittelpunkt des politischen Interesses. Die französischen, österreichischen, preußischen Gesandten, Gesandte der Kurfürsten und Fürsten, Abgesandte der größeren Reichsstädte und aller möglichen Korporationen fanden sich zusammen: auch gelegentliche Besucher, wie man denn auch den interessanten Mann, der diese Wendung herbeigeführt, den General Bonaparte selbst bei der Eröffnung zu kurzem Aufenthalt dort sah. Die amtliche Verhandlung ging zwischen den französischen Gesandten und einer Reichsfriedensdeputation von sechsundsiebzig Mitgliedern. Die geheimen Artikel von Campo Formio wurden nicht mitgeteilt, dagegen war den Reichsständen durch ein Hofdekret des Kaisers wiederum etwas von der Integrität des Reichs als Friedensbasis vorgegaukelt worden.

Das Jahr 1798 verging mit den Verhandlungen zu Rastatt, wobei die Franzosen, die gegenüber dem unförmlichen Reichskörper sehr im Vorteil waren, ihre Forderungen noch steigerten: am 11. März gab die Deputation des Reichs die Erklärung, daß sie in Abtretung des ganzen linken Rheinufers willige. Woher aber sollten die Entschädigungen für die dort Besitzenden kommen? Die Frage lenkte schon von selbst die Aufmerksamkeit auf die Säkularisierung des geistlichen Besitzes im rechtsrheinischen Deutschland und es entstand große Aufregung unter den geistlichen Herrn: in der Tat, ihr Ende war nahe herbeigekommen.

Noch aber war es nicht so weit, denn ein neuer Krieg war in Sicht. Die fortdauernden Übergriffe der französischen Republik, zumal das Streben der Pariser Machthaber, die republikanischen

Einrichtungen in die Nachbarländer zu verpflanzen und auch hier den Umsturz des Alten herbeizuführen, ließen die Welt nicht zur Ruhe kommen. Schon 1795, nach Verdrängung der Österreicher aus Belgien, hatte Pichegru Holland besetzt, den Generalstatthalter Wilhelm V zur Flucht nach England genötigt und das aristokratische Regiment der Hochmögenden durch Einrichtungen ersetzt, die der Pariser Direktorialregierung nachgebildet waren: Holland wurde zur „batavischen Republik", wie Oberitalien und Piemont zur „zisalpinischen" und Genua zur „ligurischen". Im Februar 1798 marschierten die Generale Berthier und Massena in den Kirchenstaat ein, legten dem Papst und den Kardinälen hohe Steuern auf, raubten aus Rom die wertvollsten Statuen und Gemälde und begründeten in der ewigen Stadt eine „römische Republik"; Papst Pius VI wurde nach Frankreich abgeführt. Zu gleicher Zeit beseitigte General Brune, von den Waadtländern herbeigerufen, die schon lange mit äußerstem Widerwillen das Joch Berns trugen, hier die aristokratische Regierung und verwandelte, so sehr auch die Urkantone widerstrebten, die Eidgenossenschaft unter Abtrennung Genfs, das Frankreich einverleibt wurde, in die „eine und unteilbare helvetische Republik" nach Pariser Muster.

Schon im April drohte ein Vorfall in Wien, wo der französische Gesandte Bernadotte eine Beleidigung oder Beschimpfung der französischen Fahne provozierte, und als die Genugtuung nicht schnell genug erfolgte, mit Ungestüm seine Pässe verlangte, dem Frieden ein baldiges Ende zu bereiten; Verhandlungen zwischen Frankreich und Österreich, François und Cobenzl, führten zu keinem Ergebnis, und während in Rastatt die Zänkereien und das Feilschen und Streiten um die Einzelheiten ihren langsamen und schmählichen Gang weiter gingen, die Franzosen am 6. Dezember eine Note mit ihren letzten Forderungen übergaben und dieses Ultimatum mit neun gegen drei Stimmen von der Reichsdeputation angenommen war, hatte der große Krieg, der zweite Koalitionskrieg, schon begonnen.

Abermals schloß sich das alte Europa: England, Rußland, Österreich zum Kampfe wider die Revolution zusammen: nur

Preußen blieb neutral. England setzte nur den langen und gewissermaßen erblichen Krieg fort, den es schon mit dem königlichen Frankreich geführt hatte: ihm hatten auch die Häupter des revolutionären Frankreichs ihren fanatischen Haß gewidmet und die abenteuerliche Expedition, in der ihr erster Feldherr jetzt begriffen war, war, soweit sie überhaupt einen Sinn hatte, gegen England gerichtet; in Rußland teilte und übertrieb der neue Zar, Paul I, den Haß gegen alles Französische und Revolutionäre und machte Ernst mit der Angriffspolitik gegen die Revolution, die seine Vorgängerin Katharina ihrer Pläne in Polen wegen nur vorgespiegelt hatte; Österreich sah seine Stellung in Italien und Deutschland gefährdet oder verloren und hoffte in der neuen Kombination auf Herstellung und neue Beute an Land und Leuten. Der Krieg hatte seine Schauplätze wieder in Süddeutschland und Italien, mit verschiedenen Nebenschauplätzen, Ägypten und Syrien und Holland, der nunmehrigen batavischen Republik. Am 1. März 1799 gingen die Franzosen unter Jourdan bei Straßburg über den Rhein, am 18. erfolgte die Kriegserklärung der Republik an Österreich. Schon vorher aber hatte Neapel voreilig den Angriff gegen Frankreich eröffnet. Hier regierte Ferdinand IV, dessen Gattin Karolina eine Tochter Maria Theresias und die Schwester der unglücklichen Königin Maria Antoinette war, die im Oktober 1793 in Paris guillotiniert worden war. Der Haß der Königin gegen die Pariser Königsmörder wurde geschürt durch den englischen Gesandten und dessen Gemahlin, die vielberufene Lady Hamilton. Als im August 1798 die Nachricht von der Vernichtung der französischen Flotte durch Nelson bei Abukir nach Neapel kam, war sie überzeugt, daß die Stunde der Vergeltung nahe sei, und sie wußte ihren schwachen Gemahl zu einem Vorstoß gegen die römische Republik zu bestimmen. Dieses Unternehmen war eine Torheit. Vergebens suchte der von Österreich gesandte General Mack die Franzosen abzuwehren, die bald unter Championnet in Neapel einrückten. Der Hof flüchtete nach Sizilien. Ein Pöbelaufstand, vor dem sich Mack zu den Franzosen retten

mußte, war von diesen bald niedergeschlagen und sie richteten nun, Januar 1799, in Neapel die parthenopäische Republik ein. Dagegen machten sie sowohl auf dem übrigen italienischen wie auf dem deutschen Kriegsschauplatz zunächst nur schlechte Geschäfte. Erzherzog Karl schlug das Heer Jourdans bei Osterach und Stockach am 25. und 26. März; der österreichische General Kray in Italien den französischen General Scherer in mehreren Gefechten am 5. April bei Magnano. Wenige Tage später erklärte Kaiser Franz den Rastatter Kongreß, der noch immer beisammen saß, für aufgelöst und eine blutige Tat geschah dort am Abend des 28. April. Die durch ihr herausforderndes Auftreten gründlich verhaßt gewordenen französischen Gesandten hatten spezieller Pariser Weisung zufolge gezögert, die Stadt mit ihrer sehr kriegerischen Atmosphäre zu verlassen: als sie nun endlich abreisten, ohne genügende Sicherheit erlangt zu haben, wurden sie vor dem Tore in einer kleinen Entfernung von der Stadt von einer Abteilung österreichischer Szeklerhusaren überfallen, zwei von ihnen, Roberjot und Bonnier, mit Säbelhieben getötet, ihre Wagen mit den Akten geplündert: nur der dritte der Gesandten, Debry, konnte sich mit Mühe retten. Das Rätsel dieses beklagenswerten Vorgangs, die Urheberschaft und Mitschuld ist unaufgeklärt geblieben: am meisten Wahrscheinlichkeit hat die Annahme, daß der österreichische Minister Thugut die Akten der französischen Gesandten an sich zu bringen wünschte und daß die ausführenden Organe ihre Befehle überschritten. Man vergaß den Vorgang auf französischer Seite nicht und er mußte manchem ähnlicher Art auf ihrer Seite zum Deckmantel und zur Gegenanklage dienen.

Inzwischen nahmen die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze für die Verbündeten weiterhin einen günstigen Verlauf. Die Kaiserlichen unter Erzherzog Karl und General Hotze erfochten im Juni in einer Reihe von Gefechten, die man die erste Schlacht von Zürich nennt, gegen Massena einen Sieg und zwangen ihn zum Rückzug. Und vollends glänzend standen die Dinge in Italien. Hier brachte das Erscheinen der Russen unter Suwarow, einem genialen Führer, der unter der Maske bizarren Wesens hellen Verstand,

Kühnheit, Energie und aufrichtigen Eifer für die religiöse Seite des Kampfes gegen die Revolution barg, ein neues Element in die matte und langsame Kriegführung der Österreicher. Die blanke Waffe und die Benutzung der Zeit war das Geheimnis seiner Kriegführung: mit den Österreichern vereint zog er am 29. April in Mailand, am 27. Mai in Turin ein. Gegen Macdonald, der von Neapel heranzog, gewann er vom 17.—20. Juni die dreitägige Schlacht an der Trebbia, am 15. August die bei Novi, in der der französische Führer Joubert fiel: so glänzend standen hier die Angelegenheiten, daß an ein Eindringen in Frankreich selbst gedacht werden konnte. Allein dieser Siegeszug wurde unterbrochen durch einen Befehl von Wien, der Suwarow nach der Schweiz rief, wo er sich mit dem dort angelangten russischen Heere Korsakows vereinigen sollte nach einem neu ausgeheckten Plane, dem der gut habsburgische Gedanke zugrunde lag, alsdann ohne die Russen in Italien schalten und sich hier für die bevorstehenden Verluste in Deutschland schadlos halten zu können. Suwarow, obschon mit den Österreichern schon lange unzufrieden und ihren geheimen Absichten gegenüber mißtrauisch, gehorchte gleichwohl: der Marsch, auf dem er seine Russen nach der Schweiz führte, ist zwar in der Kriegsgeschichte berühmt, aber für seine Armee wie für ihn selbst sowie auch für das russisch-österreichische Bündnis verhängnisvoll geworden. Im Kampfe nicht nur mit der schon vorgerückten Jahreszeit und der Wildnis, sondern auch mit den Franzosen unter Lecourbe überstieg er den damals noch nicht geschmeidigen St. Gotthard und drang bis Altdorf vor; hier hörte der Weg auf und Schiffe, um sein Heer über den Vierwaldstättersee zu bringen, standen ihm nicht zu Gebote. So wandte er sich östlich ins Schächental, um über den zweitausend Meter hohen Kinzigpaß das Muottatal und von da Schwyz zu erreichen. Als er hier am 28. September eintraf, erfuhr er, daß Korsakow und der österreichische General Hotze, drei Tage zuvor, am 25. September, in der zweiten Schlacht bei Zürich von Massena aufs Haupt geschlagen worden und daß Hotze gefallen war, Korsakow aber nur mit einem kleinen Rest des russisch-öster-

reichischen Heeres sich über Schaffhausen, also in entgegengesetzter Richtung, durchschlagen konnte. Zugleich fand Suwarow alle Verbindungen durch die Franzosen gesperrt. So beschloß er nach Glarus auszuweichen, zu welchem Zweck er einen zweiten hohen Gebirgspaß, den Pragel, überschreiten mußte. Aber schon war auch der Weg, der längs des Wallensees nach Sargans führte, vom Feinde gesperrt und es blieb nun den Russen nur noch ein einziger Ausweg, nämlich durch das Sernftal und über den wenig begangenen, äußerst schwierigen Panixpaß das vordere Rheintal bei Flanz zu gewinnen, um von da über Chur Tirol zu erreichen. Mit dem Verlust seines gesamten Geschützparks und Gepäckes und von zwei Dritteln seiner Armee kam Suwarow nach beispiellosen Schwierigkeiten am 12. Oktober in Chur an, von wo er den Weg nach Vorarlberg frei fand.

Der Umschlag nach dem glorreichen Siegeszug durch Oberitalien konnte nicht größer gedacht werden. Unter dem Eindruck seiner Schweizer Erlebnisse, für die er das Wiener Kabinett verantwortlich machte, berichtete Suwarow nach Petersburg und die Folge war, daß sich die Eintracht zwischen Rußland und Österreich vollends löste. An ihre Stelle trat bei dem exzentrischen Charakter des Zaren Paul Unwille und Haß gegen den Verbündeten und er verfügte mit wachsendem Grimm die Abberufung Suwarows, der Anfang Dezember seinen Rückzug in die Heimat antreten mußte.

Das wichtigste Ereignis dieses Jahres aber war der Umschlag in Frankreich. Man spürte dort an dem schlechten Gang des Krieges die Abwesenheit des großen Generals, der mit sechsunddreißigtausend Mann der besten Truppen in ein mehr und mehr aussichtsloses Abenteuer verstrickt in Ägypten mit Türken und Engländern Krieg führte: hoffnungslos von der Heimat abgeschnitten, seitdem am 1. August 1798 der englische Admiral Nelson, wie erwähnt, die französische Flotte bei Abukir an der ägyptischen Küste vernichtet hatte. Gleichwohl setzte er, indem er aus der Notwendigkeit eine Tugend machte, die Eroberung fort. Von einem Feldzug nach Syrien zurückgekehrt, erhielt er erst im Juli 1799 durch den englischen Kommodore Sidney Smith gelegentlich der Verhandlung

über Auswechslung von Gefangenen einen Pack Zeitungen, aus denen er die unhaltbar gewordene Lage der Dinge in Frankreich ersah und erkannte, daß dort seine Anwesenheit aus mehr als einem Grunde dringend notwendig sei und vom Volk ersehnt werde. Mit raschem Entschluß verließ er heimlich mit wenigen Begleitern das Heer unter Zurücklassung der nötigen Anordnungen: glücklich entging das Schiff, das ihn trug, den englischen Spähern. Am 9. Oktober landete er zu Frejus in Südfrankreich und traf am 14. Oktober in Paris ein, begleitet vom Jubel der gesamten Bevölkerung, die ihm das verwegen-verderbliche ägyptische Abenteuer nicht nachtrug, wie sie denn dem, den sie einmal zum Liebling und Abgott sich erkoren hat, alles verzeiht. Durch den Staatsstreich vom 18. Brumaire — 8. November 1799 — beseitigte er ohne Blutvergießen mit Hilfe eines Teils der Direktoren selbst und der Truppen von Paris die bestehende Verfassung, machte in St. Cloud, wohin die Räte ihre Sitzungen verlegt hatten, diesen überhaupt ein Ende und trat als Erster Konsul an die Spitze einer neuen Regierung und Verfassung, die man die Konsularverfassung nennt, — die vierte seit 1789 oder 1791, eine Verfassung, wo er, der erste unter drei Konsuln, in Wahrheit nicht bloß der erste, sondern der einzige war. Eine feste Hand, ein überlegener Geist und Wille trat an die rechte Stelle: keine Opposition regte sich und ein heilsames Werk der Wiederaufrichtung eines großen Volkes aus den Stürmen und Zerrüttungen einer furchtbaren Revolution nahm seinen Gang.

Das kostbarste Geschenk, das er seinem Volk und der Welt zu bieten hatte, war der Friede und er erkannte den Vorteil wohl, der für eine neuaufgerichtete Macht hier geboten war. Er schrieb in diesem friedlichen Sinn an König Georg von England und an Kaiser Franz. Allein er erhielt von der englischen Regierung eine schroff ablehnende, von Wien eine höfliche, aber ausweichende oder hinhaltende Antwort. Den Zweck, seinen Gegnern die Schuld an dem ferneren Blutvergießen zuzuschreiben, hatte er erreicht: mit Preußen stellte er sich auf guten Fuß und den Zaren wußte er so geschickt zu behandeln, daß dieser bald zu seinem glühenden Be-

wunderer wurde. Österreich aber war noch an England durch Vertrag gebunden und in England hoffte man mit Sicherheit, bald das französische Heer in Ägypten matt zu setzen und in seine Gewalt zu bekommen. So ging der Krieg auch im folgenden Jahre 1800 weiter: und er ist durch zwei große und für Deutschland verhängnisvolle Namen, Marengo und Hohenlinden, bezeichnet.

Am Oberrhein hatte Ende 1799 Erzherzog Karl den Oberbefehl niedergelegt in Verstimmung über Thugut und den Wiener Hofkriegsrat, der ihn nach der ersten Schlacht bei Zürich aus der Schweiz nach Oberdeutschland abberufen hatte. An seiner Stelle befehligte 1800 Feldmarschall Kray die österreichischen Truppen in Oberschwaben, wurde aber von Moreau in den Maitagen 1800 in einer Reihe von Gefechten, bei Stockach, Engern, Möskirch, Biberach, Memmingen bis nach Ulm zurückgedrängt. Am 16. Juni überschritt Moreau unterhalb Ulm die Donau, und um nicht von seiner Rückzugslinie abgeschnitten zu werden, mußte Kray über Nördlingen, Neuburg, Ingolstadt, Landshut, wo überall gefochten wurde, schleunigst nach dem Inn zurückweichen. Moreau zog in München ein und legte den bayerischen Landen schwere Brandschatzungen auf. Gleichzeitig mit dem Feldzug in Oberdeutschland, April 1800, hatten auch in Oberitalien die Feindseligkeiten wieder begonnen. Der nunmehrige österreichische Oberbefehlshaber auf diesem Kriegsschauplatz, General Melas, hatte Genua eingeschlossen, das Massena und Soult bis zum Äußersten verteidigten und erst am 4. Juni unter sehr ehrenvollen Bedingungen übergaben. Inzwischen war aber hier schon der große Umschwung der Kriegslage im Gang. Bonaparte hatte bei Dijon und Genf ganz im Stillen eine Reservearmee gesammelt, über deren Bestimmung er die Feinde täuschte. Am 6. Mai verließ er Paris, traf bei der Armee in Genf ein und überschritt mit dem Zentrum den nur durch einen Saumpfad zugänglichen Großen St. Bernhard, während er den rechten Flügel über den Kleinen St. Bernhard und den Mont Cenis, den linken über den Simplon und St. Gotthard vorgehen ließ. Der trefflich vorbereitete und geleitete Zug gelang vollständig und Melas

erfaßte den Plan erst, nachdem er gelungen war. Am 2. Juni zog Bonaparte in Mailand ein, überschritt den Po und so trafen die Gegner am 14. Juni bei Marengo, südlich von Alessandria, zusammen. Der Verlauf dieser Schlacht ist wiederum ein Beweis für das Glück, das den Ersten Konsul überall begleitete: sie war für Melas gewonnen, schon befanden sich am Nachmittag die Franzosen auf dem Rückzug, als General Desaix, der eben aus Ägypten zurückgekehrt war, mit fünftausend Mann frischer Truppen auf dem Schlachtfeld eintraf, die es möglich machten, die Schlacht herzustellen. Ein böser Zufall führte den Chef des österreichischen Generalstabs, Zach, in französische Gefangenschaft und ein Reiterangriff des Elsässers Kellermann entschied die neue und entscheidende Niederlage Österreichs, die mit Desaix's Tod für Frankreich nicht zu teuer erkauft war.

Am folgenden Tage schickte Melas einen Unterhändler, mit dem Bonaparte, der den Frieden kommen sah und die Lage verständig beurteilte, zu Alessandria einen Waffenstillstand schloß, nach welchem die Kaiserlichen hinter den Po und den Mincio zurückgingen. Gleichzeitig kam es auch in Bayern am 16. Juli zu Parsdorf zu einem ähnlichen Abkommen für Deutschland, mit einer Demarkationslinie, die den Franzosen gestattete, überall zu erpressen, soviel sich noch erpressen ließ. Der Friede scheiterte zunächst noch an dem Einspruch Englands, dessen Handel wie im siebenjährigen Krieg auch jetzt wieder infolge der Überlegenheit der englischen Flotte und des Kaperkriegs gegen die französischen, spanischen, holländischen Kauffahrteischiffe mächtig aufblühte, so daß es nicht kargte mit Subventionsgeldern, um Thugut bei dem Krieg festzuhalten. Trotzdem kam es am 20. September zu einer Übereinkunft und zur Sendung Cobenzls nach Luneville; die dort begonnenen Friedensunterhandlungen wurden aber noch einmal durch kriegerische Ereignisse unterbrochen. An Stelle des Feldmarschalls Kray war inzwischen der jüngere Bruder des Erzherzogs Karl, der achtzehnjährige Erzherzog Johann, getreten, dem man als Berater den Feldzeugmeister Lauer beigab: sie debütierten aber herzlich schlecht, als sie nach Ablauf des Waffen-

stillstands, 28. November, am 3. Dezember Moreau die Schlacht bei Hohenlinden in der Nähe von München lieferten: sie wurden total geschlagen mit einem Verlust von viertausendsiebenhundert Toten und Verwundeten, siebentausend Gefangenen und vierundzwanzig Geschützen. Man rief jetzt den Erzherzog Karl wieder an die Spitze, aber auch er konnte nicht mehr helfen, und so wurde am 25. Dezember der Waffenstillstand von Steyr geschlossen, dessen Bedingungen von der Art waren, daß sie für eine Wiederaufnahme des Kampfes den Franzosen alle Vorteile boten. Auch in Italien hatten sich die Verhältnisse für Österreich nicht günstiger gestaltet. Die Verhandlungen zwischen Cobenzl und Bonapartes Bruder Joseph, dem französischen Gesandten, kamen jetzt in Fluß und am 9. Februar 1801 wurde der Friede zu Luneville unterzeichnet. Die Weisung für seinen Unterhändler hatte der Erste Konsul in zwei Worten zusammengefaßt: „Der Rhein, die Etsch“: es war die Erneuerung und Ergänzung des Friedens von Campo Formio. Die Grenze Frankreichs gegen Deutschland bildete sonach der „Talweg des Rheins“ von dem Austritt aus der Schweiz bis Holland. Die Entschädigungen derer, auf deren Kosten diese Grenzfestsetzung erfolgte, auch die der italienischen Verwandten des Kaiserhauses, Modena und Toskana, wurden dem Reich aufgebürdet, für das der Kaiser mit abschloß, was der Reichstag am 7. März nach kurzer Beratung auch ratifizierte. Frankreich unterzeichnete zugleich für die Töchterrepubliken, die zisalpinische, ligurische, batavische, helvetische. Die ephemeren Schöpfungen der parthenopäischen und der römischen Republik waren wieder verschwunden.

Dieser Friede brachte für Deutschland eine große Revolution und bestimmte seine weiteren Geschicke für die nächsten Jahrzehnte. Im Prinzip war entschieden, daß das Deutsche Reich ein Gebiet von elfhundertfünfzig Quadratmeilen mit dreieinhalb Millionen Einwohnern an Frankreich abtrat; der näheren Beschlußfassung vorbehalten blieb jedoch die Verteilung der Entschädigungen im einzelnen: das Reich, das diese Entschädigungen collectivement, als Ganzes zu leisten hatte, wurde von niemand entschädigt. Der

Erste Konsul war Herr der Lage und der große Markt war zu Paris aufgeschlagen, wohin nun die Geschädigten oder Bedrohten wetteifernd entweder selbst pilgerten oder ihre Agenten entsandten, um durch Vorstellungen, Fürsprache und Bestechung bei seinen hohen Beamten, vor allem dem einflußreichsten von allen, dem Minister des Auswärtigen, Talleyrand, oder auch bei ihren Kammerdienern für sich zu wirken und eine gute Entschädigung für sich zu erlangen. Es war ein schmähliches Schauspiel, von dem man sich mit Ekel abwendet, um so mehr, als ein Gefühl patriotischer Scham bei diesem Bettel- und Erniedrigungsgeschäft entweder von Anfang an nicht vorhanden war oder alsbald von der Allgemeinheit der Schande ausgelöscht wurde. Neben der französischen Protektion tat man wohl, auch der russischen sich zu versichern, denn zwischen der Republik und Rußland bestand jetzt Freundschaft und dies änderte sich nicht, auch als in der Nacht vom 23. zum 24. März 1801 der Zar Paul einer Verschwörung russischer Großen und seiner eigenen Torheit zum Opfer gefallen war. Sein Sohn Alexander I, den der Erste Konsul mit derselben Geschicklichkeit zu behandeln wußte, blieb der franzosenfreundlichen Politik der letzten Zeiten Pauls treu. Es ging langsam zu Regensburg: erst im Oktober kam man zu dem Reichsgutachten, „die den Ständen des Reichs bei dem Friedenswerk zukommende Konkurrenz durch eine außerordentliche Deputation zu betätigen". Diese Reichsdeputation kam denn auch nach allerlei Hin und Her zustande: es waren acht Reichsstände, Böhmen und Brandenburg, Mainz und Sachsen aus dem Kurfürstenkollegium, Bayern, Baden, Württemberg und der Hoch- und Deutschmeister aus dem Fürstenrat. Es dauerte lange, bis sie ein Lebenszeichen von sich gab, während in Paris die Unterhandlungen, das Feilschen und die Intrigen und alles Widerliche, was mit einem solchen Geschäft verbunden ist, mit Eifer fortgesetzt wurde. Die Sitzungen der Reichsdeputation selbst haben kein weiteres Interesse, als daß sie die Verschrobenheit der deutschen Zustände spiegelten. Am 6. Dezember empfing der Reichstag den

„Reichsdeputationshauptschluß", das Ergebnis jener Kommission mit dem Ersuchen, das Werk in schleunigste Erwägung zu ziehen. Das Ergebnis dieser schleunigsten Erwägung, wo nichts mehr zu erwägen war, bestand darin, daß am 24. März 1803 der Reichsdeputationshauptschluß in einem „Reichsgutachten" vom Reichstage angenommen, vom Kaiser am 27. April ratifiziert wurde.

Die Zeche bei dieser großen und auch im ganzen genommen heilsamen Umwälzung hatten die geistlichen Fürsten, die für kein Haus zu sorgen hatten und denen es am wenigsten wehtat, und die Reichsstädte zu bezahlen. Von diesen blieben nur sechs — Hamburg, Bremen, Lübeck, Frankfurt am Main, Augsburg und Nürnberg —, von jenen nur der Kurerzkanzler und die beiden Ritterorden bestehen: im übrigen waltete das Prinzip oder das Naturgesetz, daß die großen Staaten und die mittleren verhältnismäßig reichlich entschädigt, die Zwergstaaten eingeschmolzen wurden. So wurde die toskanische Vetterschaft Österreichs durch das Erzstift Salzburg und einen der vier neuen weltlichen Kurhüte, mit denen man die verschwundenen drei geistlichen ersetzte, für ihr verlorenes Land schadlos gehalten: die anderen drei gingen auf Württemberg, Baden und Hessen über. Preußen, das mit der Republik wieder in gutem Einvernehmen stand, erhielt für achtundvierzig Quadratmeilen und hundertsiebenundzwanzigtausend Einwohner Verlust zweihundertdreißig Quadratmeilen und fünfhunderttausend Einwohner Entschädigung. Am bedeutungsvollsten war die Schadloshaltung der Staaten von mittlerem Umfang. Bayern erhielt für die verlorenen schönen Landschaften jenseits des Rheins guten und reichlichen Ersatz, der den Staat zu einer in sich zusammenhängenden Mittelmacht erhob. Von allen Staaten am reichlichsten wurde Baden entschädigt, das für acht verlorene Quadratmeilen deren neunundfünfzig empfing und damals so ziemlich schon seine heutige Gestalt erhielt; Württemberg wurde für sein Mömpelgard nicht ganz so reichlich, aber doch sehr anständig entschädigt. Der Gewinn für Hessen-Kassel, dessen geiziger Souverän die Bestechungsgelder zu sehr gespart hatte, war dagegen gering; besser

fuhr die Darmstädter Linie, ebenso Nassau, dessen Besitz freilich nicht groß, aber gut arrondiert wurde. Bemerkenswert ist, daß in Beziehung auf die Religionsverhältnisse in der Theorie kein Fortschritt gemacht wurde. Pedanten mochten ausrechnen, daß der Kurfürstenrat des Reichs jetzt sechs evangelische gegen vier katholische, der Fürstenrat dreiundfünfzig protestantische gegen neunundzwanzig katholische Stimmen zählte, die Reichsstädte gar sämtlich evangelisch waren: der Geist des Zeitalters störte sich nicht an solchen Betrachtungen, und erst sehr spät, in unseren Tagen, kehrt diese traurige Statistik zurück. Es war eine große und im ganzen heilsame Veränderung, denn sie ging dem Adel und dem Klerus viel gründlicher zu Leibe als einst die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts. Ein neuer Geist kam namentlich in die Beamtenschaft, die nach neuen Gesichtspunkten zu verfahren lernte; die Bettelwirtschaft und die Gemeinheit der Zwergstaatenwelt verschwand allmählich und man kann als charakteristisch das Regiment des gutmütigen Kurfürsten Maximilian Joseph, der seit 1799 dem halt- und gesinnungslosen Karl Theodor gefolgt war, und seines Ministers Baron Montgelas in Bayern anführen, das dem Alten barsch und gründlich zu Leibe ging, gegen das Mönchtum vorschritt und den Weltgeistlichen einschärfte, was sie nicht bloß damals brauchen konnten, daß ihr eigentlicher Beruf sei, Volkslehrer und Erzieher zu sein.

DEUTSCHLAND 1803
NACH DEM
REICHSDEPUTATIONS-HAUPTSCHLUSS
1:9.500.000
0 50 100 200 300
Kilometer
Als geistliches Gebiet bleibt nur Kur-Mainz, (Kur-Erzkanzler). Freie Städte bleiben noch: Lübeck, Hamburg, Bremen, Frankfurt, Nürnberg u. Augsburg. – Oestreich erhielt Trient und Brixen. Salzburg erh. der Hz. v. Toscana, den Breisgau der Hz. v. Modena. – Preussen erhielt: Hildesheim, Paderborn, Teil von Münster, das Eichsfeld, Erfurt und die Reichsstädte: Nordhausen, Mühlhausen, Goslar. – Baiern bekam Würzburg, Bamberg, Freising, Augsburg (Bistum), Passau und mehrere Reichsstädte. Würtemberg erhielt für Mömpelgard geistliches Gut und Reichsstädte. – Baden kurpfälzisches und bischöfliches Gebiet. Hessen-Darmstadt und Nassau wurden vergrössert. Baden, Würtemberg, Hessen-Cassel und Salzburg wurden zur Kurwürde erhoben. Hannover bekam Osnabrück.
Abkürzungen: KGR. Königreich, Ldgt. Landgrafschaft, Hz. Herzogtum, Ehz. Erzherzogtum.
NORD SEE
OST SEE
KUR-BRANDENBURG
KUR-SACHSEN
KUR-BÖHMEN
KUR-BAIERN
KUR-BRAUNSCHWEIG
KUR-HESSEN
KUR-WÜRTEMBERG
KUR-SALZBURG
Schlesien
Mähren
Ehz. Oestreich
Süd-Preussen (1793)
Neu-Ost-Preussen (1795)
Ost-Preussen
West-Preussen (1772)
Galizien
BATAVISCHE REPUBLIK
REPUBLIK FRANKREICH
HELVETISCHE REPUBLIK
ITALISCHE REPUBLIK
ADRIAT. MEER

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck) in München

Geogr. Anst. v. Wagner & Debes, Leipzig.

10. Deutschland im neuen Jahrhundert. Ulm und Austerlitz. Ende des römischen Reichs.

Während die Reichsdeputation das schwierige und verwickelte Geschäft der Festsetzung der Entschädigungen, die der Luneviller Friede und der Verlust des linken Rheinufers dem Reiche auferlegte, in endlosen Sitzungen und Verhandlungen zu Ende spann, befestigte sich in Frankreich die neue Gewalt, die der Staatsstreich vom 18. Brumaire aufgerichtet hatte. Der Erste Konsul hatte es leicht, sich in die europäische Ordnung einzufügen, die er selbst herbeigeführt hatte, und zunächst eine Politik des Friedens zu verfolgen. Dem Frieden mit Rußland stand nichts mehr im Wege, am 6. Oktober 1801 kamen die Verhandlungen zu Petersburg zum Abschluß, und das Haupthindernis, das dem mit England im Wege gestanden hatte, bestand nicht mehr. Der letzte französische General, dem der Befehl in Ägypten geblieben war, Menou, schloß am 2. September 1801 den Räumungsvertrag, der auf englischen Schiffen den Rest des französischen Heeres aus dem ägyptischen Abenteuer nach Frankreich zurückbeförderte. Zu Amiens am 27. März 1802 wurde dann nach dem Rücktritt Pitts der Friede mit England geschlossen; er umfaßte auch die batavische Republik und Spanien. Und noch ein anderer bedeutsamer Friede kam am 15. August 1801 zustande: der mit der Kirche durch den Abschluß eines Konkordats mit dem Papste Pius VII, das auf Grund der Tatsache, daß die katholische Religion die der Mehrheit der französischen Nation sei, die kirchlichen Verhältnisse ordnete. Mit Genugtuung erfuhr die katholische und auch die christliche Welt im allgemeinen, daß das Osterfest des Jahres 1802 in der Notredamekirche zu Paris in alter Weise gefeiert worden sei. In wenigen Schritten durchmaß Bonaparte den Raum, der ihn noch

vom Throne trennte. Der wieder hergestellte Friede gab den Anlaß: dies neue Verdienst forderte einen Akt nationaler Dankbarkeit — es war die Lebenslänglichkeit der Würde des Ersten Konsuls, mit dem Recht, seinen Nachfolger zu ernennen. Eine allgemeine Volksabstimmung, ein Plebiszit, genehmigte im Mai 1802 den Antrag des Senats und der beiden Nebenkonsuln: drei Millionen fünfhundertsiebzigtausend Ja standen nur neuntausend Nein gegenüber. Die zisalpinische Republik verwandelte sich nunmehr mit Hilfe einer Consulta, die zu Lyon zusammentrat, in eine italienische, die Bonaparte zum Präsidenten erhielt, auch die helvetische regulierte ihre inneren Verhältnisse durch einen Mediationsakt unter des Ersten Konsuls Auspizien.

Allein der Friede, zunächst der mit England, der die Voraussetzung des allgemeinen Friedens war, war trügerisch. Ein Handelsvertrag, wie man ihn erwartete, kam nicht zustande; die Engländer zögerten, Malta zu räumen; Pitt übernahm das Ministerium wieder, der Krieg brach von neuem aus und er wurde im Mai 1803 von Frankreich durch eine Handlung eröffnet, welche auch Deutschland in Mitleidenschaft zog: ein französisches Korps von zwölftausend Mann unter Mortier rückte in Hannover ein.

Es ist das Deutsche Reich in seinen letzten Zügen, dessen Geschichte jetzt beginnt. Was man zunächst bemerkt, ist die Trennung und verschiedene Lage von Süd- und Norddeutschland. Der Norden, mit dem preußischen Staate als Kern, steht noch außerhalb der unmittelbaren Einwirkung Frankreichs, die sich dagegen im Süden überall bemerkbar macht. Die Gegensätze sind hier in voller Gärung: die Mittelstaaten Bayern, Baden, Württemberg befinden sich in voller Arbeit, die Opfer, die ihnen der letzte Friede zugewiesen, zu verschlingen oder zu verdauen, während die Reichsritterschaft sich gegen die Vergewaltigung durch die letzten Anordnungen nach Hilfe umsieht und sehr bereit ist, diese Hilfe auch von Frankreich anzunehmen: Sympathien im eigenen Volke findet sie nicht und verdient sie nicht. Eine deutsche Nation als ein Ganzes sieht man nicht oder erkennt sie nur noch in schwachen Spuren. Die Volkskreise,

in denen heute die politischen Gedanken den Lebensinhalt ausmachen, befaßten sich wenig mit Politik und Gedanken des Staatswohls; jeder, der Philister wie der Philosoph, ist mit seiner eigenen Welt beschäftigt, mag diese nun ausgefüllt sein von den kleinen Interessen des Erwerbes oder von den großen Problemen der Wissenschaft: eine öffentliche Meinung und ein Gesamtvolk gewahrt man bei der noch immer schroffen Trennung und Absonderung der Stände noch nirgends. Es ist ein eigentümliches Schauspiel, die lebhafte Bewegung auf dem literarischen Gebiet zu beobachten, die eben in diesen Jahren, da das Deutsche Reich seinem Untergang zueilte, das geistige Leben der Nation umtrieb und zu immer neuen Höhen emportrug. In den neunziger Jahren erschienen die epochemachenden philosophischen Werke: 1798 Kants Kritik der Urteilskraft, 1792 Fichtes Kritik aller Offenbarung, 1794 dessen Wissenschaftslehre, und die sich an sie fernerhin anschlossen und unter ihrer Anregung entstanden. Vor allem aber in der Dichtung gewahren wir ein Höchstes, das seltsam kontrastiert mit dem politischen Tiefstand. 1790 erscheint das Fragment des Faust und das sehr unkriegerische und unpolitische Drama Tasso: es ist die Blütezeit des weimarischen Reiches, wo die beiden Großen, Goethe und Schiller, sich gefunden hatten und wo ihr Genius in manchem unsterblichen Werk die gegenseitige Anregung kund gab. Die 1796 von beiden gemeinsam entsandten Xenien entfesselten ein literarisches Kampfgetümmel, das im deutschen Publikum mehr Staub aufwirbelte und größeres Interesse erweckte als der Krieg, bei dem es sich doch um den gesamten vaterländischen Landbesitz handelte. Von diesem hohen Olymp der Dichtung und des Geistes ward auch die ganze französische Revolution betrachtet, die Goethe nur zu mittelmäßigen Produktionen, den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter und kleineren Lustspielen und nur einem Drama von größerer Lebenskraft, der „Natürlichen Tochter", Stoff und Motive gab. Allerdings kündigt sich in der Tiefe an, daß die Zeiten nicht mehr ferne sind, wo selbst „die Wirklichkeit zur Dichtung" oder vielmehr umgekehrt die Dichtung zu Wirklichkeiten wird: der männlichere Geist

Schillers bewegt sich mit Kraft in der geschichtlichen Welt und seine dramatischen Werke aus jener Zeit — Wallenstein: 1798 und 1799, Maria Stuart: 1800, Jungfrau von Orleans: 1801, Braut von Messina: 1803, Tell: 1804 — sprossen alle aus der Welt der großen Gegensätze in Staat, Kirche, Gesellschaft empor, da wo „an des Jahrhunderts ernstem Ende"

um der Menschheit große Gegenstände,
um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen,

und würdig stehen diese Dramen an der Schwelle des neuen Jahrhunderts, in dessen Verlauf der europäischen Welt noch ernstere Dinge bevorstanden. Die Meinung und Stimmung dessen, was man das große Publikum nennt, tritt uns vielleicht am sprechendsten in Goethes Hermann und Dorothea entgegen, einem Gedicht, das, deutsch und national im höchsten Sinn, im Jahre 1797, dem Jahre des Friedens von Campo Formio, entstanden, dem wackeren Bürger das Lob des Rheins in den Mund legte:

Wie begrüßt ich so oft mit Staunen die Fluten des Rheinstroms,
wenn ich reisend nach einem Geschäft ihm wieder mich nahte.
Immer erschien er mir groß und erhob mir Sinn und Gemüte.
aber ich konnte nicht denken, daß bald sein liebliches Ufer
sollte werden ein Wall, um abzuwehren die Franken,
und sein verbreitetes Bette ein allverhindernder Graben:
Seht, so schützt die Natur, so schützen die wackeren Deutschen.

Wie die wackeren Deutschen ihr Besitztum zu schützen wußten, zeigte sich jetzt wieder bei dem Eindringen der Franzosen in Hannover. Die Unfähigkeit der Regierenden setzte ihnen nur halbe oder gar keine Maßregeln entgegen. In Hannover wurde eigentlich gar nicht regiert, sondern nur verwaltet. Die Direktiven erfolgten von London aus; in Hannover selbst schaltete nur ein Geheimratskollegium, aus Adeligen und Vertretern der bürgerlichen Beamtenhierarchie zusammengesetzt, im ganzen nicht übel, dem aber jetzt eine Aufgabe zufiel, der seine Kraft nicht gewachsen war. Zwei Jahre früher, in ähnlicher Lage, hatte Preußen das Land besetzt; dies wieder zu veranlassen, trug die Regierung Bedenken: dem eingedrungenen Feinde mit der gegen einen solchen Handstreich aus-

reichenden eigenen Streitmacht zu wehren, überstieg das Maß von Mut und Entschlossenheit, über das diese Regierung verfügte, und als General Wallmoden, der die hannöverschen Truppen befehligte, zu wissen verlangte, was er unter obwaltenden Umständen zu tun habe, erhielt er am 22. April die Antwort, alles zu vermeiden, was Ombrage und Aufsehen erregen könne, im dringendsten Falle das Bajonett mit Moderation zu gebrauchen: gleichwohl erließ die Regierung am 16. Mai einen energischen Aufruf an die Bevölkerung mit Strafandrohung, daß im eintretenden Notfall jeder Untertan sich unweigerlich stelle. Von Berlin aus geschah nichts — es war Frieden —, und damit nicht die augenblickliche Freundschaft mit Frankreich geschädigt werde, ließ man die Dinge geschehen. Am 3. Juni 1803, ehe man dort zu einem Entschlusse gekommen war, wurde in Hannover die Kapitulation von Suhlingen unterzeichnet, die den Rückzug und weiterhin die Auflösung des hannöverschen Heeres bestimmte und das Land mit seinen Hilfsquellen den Franzosen zur Verfügung stellte. Für den Sold der Okkupationsarmee, für Lieferungen, Pferde und Equipierung hatte das Land aufzukommen: die Kosten erreichten für die Zeit vom 5. Juli bis zum 23. Dezember 1803 die Summe von siebzehneinhalb Millionen Franken. So zogen die Dinge sich hin: mit Unbehagen sah man in Preußen die französische Macht an dieser Stelle und es fehlte nicht an Männern, welche diese Politik der Untätigkeit verdammten. Allein Friedrich Wilhelm, kein Mann für so schwierige Lagen, konnte sich nicht entschließen, aus der Neutralität herauszutreten und begnügte sich mit halben Schritten, wie denn im Juli ein Abgesandter, Lombard, mit einer Klageschrift an den Ersten Konsul abging. Lombard übergab dies Schreiben zu Brüssel, wo er Napoleon traf. Er ließ sich von diesem blenden und kehrte mit dem vollen Eindruck der großen und überlegenen Persönlichkeit, aber mit nichts als Worten zurück und die Lage blieb wie sie war. Gedanken und Pläne, wie ein neuer Fürstenbund, tauchten auf, von Hardenberg gehegt und von dem früheren Werber für den Fürstenbund, Herzog Karl August von Weimar, geteilt und unterstützt: sie wurden von der anderen Partei, den Haugwitz,

Lombard, Lucchesini, die das Ohr des Königs besaßen und die Politik des Nichtstuns als höchste politische Weisheit betrachteten, abgelehnt.

Indessen verfolgte Bonaparte seinen Weg weiter und im März 1804 schreckte eine neue und unerhörte Gewalttat die Fürsten- und Adelswelt und wer überhaupt sich in den Ereignissen der letzten Generation noch den klaren Sinn für den Unterschied von Recht und Gewalt, von gut und schlimm gewahrt hatte, aus dem gedankenlosen Zuwarten und Zuschauen auf. Bei Gelegenheit einer Verschwörung gegen das Leben des Ersten Konsuls sollten sich Spuren ergeben haben, daß ein bourbonischer Prinz dabei tätig gewesen sei: der Verdacht fiel auf den Herzog von Enghien, einen Nachkommen des großen Condé, der wenige Stunden von der französischen Grenze in dem badischen Städtchen Ettenheim harmlos lebte. In der Nacht auf den 15. März 1804 gingen zwei Kolonnen französischer Truppen über den Rhein, der Prinz wurde aufgehoben, nach Straßburg und von da nach Vincennes gebracht, wo er am 20. anlangte: er wurde sofort vor ein Kriegsgericht gestellt, verhört, schuldig befunden, am 21. verurteilt und das Urteil auf Befehl des Ersten Konsuls ohne Säumen im Schloßgraben von Vincennes vollstreckt. Die Freveltat an sich und die über die Maßen freche Grenzverletzung erregte überall Empörung. Aber die Furcht vor der rücksichtslosen Tyrannis Bonapartes hielt ihr die Wage: Österreich und Preußen schwiegen, und auch als am 7. Mai eine russische und weiterhin eine schwedische Note an den Reichstag das unerhörte Verfahren kennzeichnete und brandmarkte, geschah nichts weiter in einem Fall, der freilich nur eine Sühnung, den Krieg, zuließ: man tat die Sache ab mit einer Erklärung der badischen Regierung, die der auf Genugtuung dringenden russischen Regierung gute Worte gab und zugleich Vertrauen zu den wohlmeinenden Gesinnungen des französischen Gouvernements und dessen erhabenem Chef aussprach. Man glaubte die Angelegenheit, von der man nur die Last, nicht die Schande zu empfinden schien, begraben, mußte sie aber nochmals vornehmen, als Rußland und der eifrige Schwedenkönig Gustav IV sich nicht beruhigten. Aber im Juli, ehe sie noch-

mals zur Beratung kam, reisten die Reichstagsgesandten in Masse ab und gaben Ferien: die Zeit rollte weiter und begrub wie manche andere Mordtat auch diesen Frevel.

Wenige Tage später wurde die neue Monarchie in Frankreich zum Abschluß gebracht. Der Apparat, den die Verfassung reichte, begann zu spielen: der Senat sprach den Wunsch aus, daß der Erste Konsul die neue von ihm gestiftete Ära dauernd mache: am 15. Mai erklärte ein „organisches Senatuskonsult" Napoleon Bonaparte zum erblichen Kaiser der Franzosen. Das Plebiszit, dem man zum Scheine das Senatskonsult noch unterwarf, ergab neben den viereinhalb Millionen Ja die lächerliche Zahl von zweitausendfünfhundert Nein; das übrige, ein neuer Hof- und Herrendienst, die Großwürdenträger, die Majorate, das Zeremoniell, die Prinzen und Prinzessinnen und ihre Ausstattung folgte nun von selbst. Die Anerkennung von seiten der europäischen Staaten hatte keine Schwierigkeit. Am 8. Juli brachte das diplomatische Korps, der päpstliche Nuntius an der Spitze, die Vertreter von Neapel, Preußen, der batavischen und helvetischen Republik, Bayern, Sachsen, Württemberg, Hessen die Glückwünsche dar: im August folgte Österreich, dessen Herrscher aber vorsorglich für die Erbstaaten sich gleichfalls den Kaisertitel beilegte, und am Ende des Jahres erschien der Papst selbst in Paris, um den neuen Karl den Großen — denn an diesen knüpfte die amtliche Romantik des neuen Kaisertums an — am 2. Dezember in der Notre-Dame-Kirche zu weihen oder zu salben: die Krone setzte Napoleon selbst mit raschem Griffe sich aufs Haupt.

Im Herbst besuchte Napoleon die neuen Provinzen und in Aachen, der alten Krönungsstadt der Kaiser aus deutschem Blut, nahm er die Kreditive des Grafen Cobenzl, des österreichischen Gesandten, entgegen. Über seine Aufnahme am Rhein hatte er nicht zu klagen und mit besonderer Genugtuung erfuhr man, daß Bürger von Aachen sich vor den kaiserlichen Wagen gespannt und ihren Kaiser mit eigenen Händen nach seinem Palast gezogen hätten. Zu erstaunen gab es dabei nichts: es war ein Neues, hier war ein großer Mann und die Zugehörigkeit zu einem großen

Reiche und wo ein deutsches patriotisches Selbstgefühl nicht gesät worden war, konnte es auch keine Ernte geben. In diesem Lande, vorab den Priesterstaaten, gab es viel zu bessern und wurde viel gebessert: manche verständige und wohlgesinnte Präfekten erwarben sich große Verdienste, und auch das ist deutsche Geschichte. Daß die Vasallenstaaten sich dieser monarchischen Wendung anbequemten, die italienische Republik sich in ein Königreich Italien verwandelte, die batavische für eine solche Verwandlung vorbereitet wurde, versteht sich von selbst.

Unterdessen bildete sich unter den Auspizien Englands eine neue, die dritte Koalition. Napoleon seinerseits hatte den verwegenen Gedanken einer Invasion Englands, die ihn mit einem Schlage zum Ziele führen und dem, was er die Handelstyrannei Englands nannte, ein Ende machen sollte. Er hatte zu diesem Zwecke eine gewaltige Heeresmacht, zweihunderttausend Mann, bei Boulogne vereinigt, gegenüber der englischen Küste: „vierundzwanzig Stunden Herren der Meerenge und wir sind Herren der Welt", mit diesen Worten bezeichnete Napoleon die Lage. Und er hatte sich auch eine Kombination ausgedacht, die auf kurze Zeit eine überlegene französische Seemacht an jene Küste bringen und das Heer hinüberschaffen sollte. Er ließ unter Admiral Villeneuve eine Abteilung der französischen Flotte von Toulon nach Westindien segeln, indem er hoffte, dadurch die Engländer zur Aufhebung der Blockade der französischen Nordseehäfen zu veranlassen, und dann die Landung in England oder Irland bewerkstelligen zu können. In England hatte man seit einem verfehlten früheren Unternehmen auf Irland unter Hoche mit solchen Gedanken zu rechnen. Im Mai 1804 war indes Pitt wieder ans Ruder gerufen und damit hatte die Kriegspolitik in England wieder gesiegt. Durch seine Übergriffe in Italien und überall hatte Napoleon dafür gesorgt, daß es den Engländern mit dem erprobten Mittel der Subsidien nicht schwer werden konnte, ihm einen neuen Krieg auf dem Festland zu erwecken, der ihn und sein Heer von der gefährlichen Stelle abrufen werde. Schon am 11. April 1805 kam in der Tat zwischen Eng-

land und Rußland, dessen neuer Kaiser, Alexander I, die Gesinnungen seines Vorgängers für Napoleon nicht teilte und der diesem die Erschießung des Herzogs Enghien nicht vergessen konnte, die neue Allianz zustande, und als deren Ziel wurde die Entledigung Hannovers, die Herstellung der Unabhängigkeit Hollands, der Schweiz und Sardiniens, die Brechung der französischen Stellung in Italien, sowie Schutz gegen künftige Übergriffe vereinbart. Nicht lange dauerte es, so war auch Österreich zum Anschluß an die englisch-russische Allianz gewonnen, der auch Schweden beitrat: und auch Preußen ward stark und von beiden Seiten umworben.

Napoleon setzte ihm bald mit Schmeicheln, bald mit Drohen zu und ein hoher Preis ward ihm geboten: Hannover. Nicht zum letzten Male ward für Preußen das Problem gestellt, ob es mit dem alten monarchischen und aristokratischen Europa — Rußland und Österreich — oder mit Frankreich und der Neuerung gehen solle, ob mit der Koalition gegen Napoleon oder mit Napoleon gegen die Koalition: aber das Schlimmste geschah hier, der König kam zu keinem Entschluß, obschon seine Gemahlin Luise zum Anschluß an die Allianz riet und der Freiherr vom Stein, der das Ministerium für Zoll-, Handels- und Banksachen verwaltete, in einer Denkschrift eine Änderung der preußischen Politik für notwendig erklärte. Den maßgebenden Einfluß auf den König hatten aber nicht die Minister, sondern die Räte seines Kabinetts, einer Zwischeninstanz zwischen dem König und dem Ministerium, die Lombard, Haugwitz, Lucchesini. So blieb es bei der Neutralität und für diese halbe Politik wie für alles Halbe konnte es an Worten und an Gründen des Augenblicks nicht fehlen. Auch läßt sich in der Tat fragen, ob ein Sieg dieser Koalition wirklich den Sieg der besseren Sache bedeutet hätte, und nicht auch einen Despotismus nicht besserer Art über Europa heraufgeführt haben würde.

Auch ohne Preußen nahm der Kriegsplan gewaltige Dimensionen an und das Papier zeigte kühne Gedanken und große Ziffern. Die Linie erstreckte sich, da auch Neapel der großen Allianz gegen Napoleon beitrat, von Tarent im Süden bis Cuxhaven im Norden:

den linken Flügel der Aufstellung bildete Neapel mit fünfundzwanzigtausend Mann, ferner Oberitalien mit hundertzweiundvierzigtausend Österreichern, und endlich Tirol und Vorarlberg mit dreiundfünfzigtausend Mann; im Zentrum, an der Donau, sollte das neunzigtausend Mann starke Heer der Österreicher die beiden russischen Hilfsheere — weitere neunzigtausend — erwarten; im Norden war vorgesehen, daß dreißigtausend Mann unter englischer Führung gegen Hannover operieren würden. Der Fehler bei dieser Berechnung war, daß sie eine Initiative und Offensivkraft voraussetzte, die in der Regel der Kriegführung einer Koalition nicht beiwohnt und beiwohnen kann und die namentlich Österreich nicht und zu keiner Zeit eigen war: am letzten Ende sollte die Schweiz besetzt und von da ins Innere Frankreichs eingedrungen werden. Hier in diesen Entwürfen, wie man sieht, hatte die Phantasie einen weiten Spielraum und erhebliche Faktoren der Wirklichkeit, die Zeit, das Ineinandergreifen der Bewegungen, die Persönlichkeiten, waren nicht in Rechnung gezogen. Auch die Stimmung in Österreich war nichts weniger als gehoben. Man ließ sich hier nicht in dem gewöhnlichen Geleise des Genießens und des Räsonnierens stören, und man glaubte dort, mit den gewöhnlichen Künsten Napoleon zu täuschen, ehe man im August der Koalition förmlich beitrat. Am 9. August wurden die Urkunden zwischen den englischen, russischen und österreichischen Gesandten zu Petersburg ausgewechselt. Den Vorteil, den Napoleon dadurch hatte, daß er ein großes und in jeder Hinsicht vorzügliches Heer bei Boulogne vereinigt hielt, das er, wenn sein Plan, England zu überwältigen, auf Hindernisse stieß, nur zu wenden brauchte, um den langsamen Gegner im Osten zu erreichen, erwog man nicht; am unglücklichsten aber war man am Wiener Hofe in der Wahl seines Feldherrn für die alles entscheidende Stellung im Zentrum.

Da der Erzherzog Karl mit seiner pessimistisch-kritischen Art der Stimmung in den hohen Kreisen nicht entsprach, so übertrug man ihm den Oberbefehl in Italien; im Zentrum aber, also da, wo die Entscheidung fallen mußte, wurde der fünfundzwanzigjährige Erz-

herzog Ferdinand, ein Neffe des Kaisers, an die Spitze gestellt; man gab ihm als den eigentlich entscheidenden Ratgeber den Feldmarschallleutnant Karl Mack bei; über die Truppen in Tirol wurde Erzherzog Johann als Oberkommandierender bestellt. Niemals ist eine unglücklichere Wahl getroffen worden als hier mit Mack, der, ein fleißiger Arbeiter und Organisator auf dem Papier, in den Eigenschaften, die den Führer machen, von einer beinahe kindlichen Unfähigkeit und dabei von seinen Fähigkeiten und seiner Unentbehrlichkeit vollkommen überzeugt war.

Am 8. September waren die Österreicher über den Inn gegangen und die Operationen hatten begonnen. Ein österreichischer Abgesandter, Fürst Schwarzenberg, hatte am 6. in München den Beitritt zur Koalition begehrt. Aber wie hätte man in Bayern vergessen sollen, daß seit Josephs II Tagen die Gedanken in Wien auf die Annexion des Landes, sei es durch Tausch, sei es in irgend sonst einer Form, gerichtet gewesen waren: am 8. schrieb Maximilian Joseph, daß er sich nicht sofort entschließen könnte, weil sein Kurprinz auf einer Reise in Frankreich begriffen sei und beteuerte im übrigen seine loyale Gesinnung: in der Nacht aber entfloh er nach Würzburg und sein Heer zog ab, den Franzosen zu — im ganzen eine Macht von fünfundzwanzigtausend Mann: am 21. zog Kaiser Franz in München ein. Entsprechend, mit den nötigen Modifikationen, ging es in Württemberg und Baden. Der Kurfürst Friedrich von Württemberg erließ eine barsche Anklageschrift gegen Österreich, nahm auch den französischen Truppen gegenüber eine stolze Miene an, fand sich aber, als Napoleon selbst anlangte, sehr bereitwillig in die Lage und stellte ihm ein Kontingent von zehntausend Mann zur Verfügung. Auch Badens Truppen marschierten in Napoleons Heer. An die Bayern richtete der Kaiser Napoleon eine Proklamation, der es an zündenden Worten nicht fehlen konnte: „Das Haus Österreich will eure Unabhängigkeit vernichten — ich kenne eure Tapferkeit und schmeichle mir, nach der ersten Schlacht eurem Fürsten und meinem Volke sagen zu können, daß ihr würdig seid, in den Reihen der Großen

Armee zu kämpfen", — diesen Namen hatte er mit guter Berechnung seinem Heere gegeben. Den Reichstag zu Regensburg, der, wie sich denken läßt, zwischen den zum Schlage ausholenden Schwertern eine klägliche Rolle spielte, setzten die Franzosen wie eine befreundete oder verbündete Macht von ihren Erfolgen in Kenntnis.

Napoleons maritime Kombination war insofern fehlgeschlagen, als die Engländer sich begnügten, der französischen Flotte ihren berühmten Admiral Nelson, den Sieger von Abukir, nachzusenden, die Blockade der französischen Nordseehäfen aber aufrechthielten. Der Fehlschlag auf der einen Seite verwandelte sich für ihn aber in ein unverhofftes Glück auf der anderen. Eben daß ihm das sehr gewagte Abenteuer einer Landung in England erspart blieb, gewährte ihm nun die Möglichkeit, über einen kopflosen Gegner einen beispiellosen Triumph davonzutragen. Es ist zwar nicht so, wie französische Rhetorik zu erzählen wußte, daß er im ersten Zorn über seinen Admiral, dessen Ungeschick, wie er glaubte oder zu glauben vorgab, ihm den großen Frontwechsel aufgezwungen hätte, seinem Generaladjutanten Daru aus dem Stegreif den neuen Plan mit allen Details seiner Ausführung diktiert habe, der die große Armee von zweihunderttausend Mann vom Atlantischen Ozean nach der Donau führen sollte. Für diese Erwägungen hatte er längere Zeit gehabt: bewundernswürdig bleibt der Gedanke und seine Ausführung gleichwohl. Am 1. August erschien der Tagesbefehl und das Lager von Boulogne ward abgebrochen: in fünf Armeekorps setzte sich die große Armee, vielleicht das schönste Heer, das bis dahin geschaffen worden war, nach dem Rhein in Bewegung, ein weiteres, sechstes, unter Bernadotte kam von Hannover heran: Napoleon selbst in der Vollkraft des Mannesalters, sechsunddreißigjährig, die übrigen Führer Davoust, Soult, Lannes, Ney, Murat entsprechend, ein Geist, ein Wille belebte diese Massen: mit unübertrefflicher Sicherheit wurde nach den gegebenen Dispositionen Station um Station zurückgelegt: am 25. September, nach Überschreitung des Rheins begann der Marsch nach der oberen Donau, wobei Bernadotte unter Nichtachtung der preußischen Neutralität

den Durchmarsch durch das ansbachische Gebiet nahm. In einer Proklamation kündigte Napoleon den Franzosen in beredten Worten an, was bevorstand: er gab sich die Miene, den Frieden, von dem er bis vor wenigen Tagen gehofft, daß er nicht gestört werden würde, nunmehr erkämpfen und das Land gegen England und seinen übergewaltigen Einfluß schützen zu wollen.

Es ist für unsere heutigen Verhältnisse kaum zu fassen, daß man im österreichischen Lager von dieser großen Marschbewegung keine Ahnung, wenigstens keine klare Vorstellung hatte. Mack glaubte zu Anfang Oktober Napoleon mit dreißigtausend Mann bei Straßburg und bemühte sich nicht um genauere Kenntnis der Lage. Mit siebzigtausend Mann stand er bei Ulm, am rechten Ufer der Donau, in die hier von rechts her die Iller fällt, welche seine Stellung bezeichnete: dort erwartete er, durch den von Schwaben heranbringenden Feind angegriffen zu werden. Die Stellung war töricht, weil sie am weitesten von den zu erwartenden russischen Hilfsheeren entfernt war und Mack behielt sie bei, als die Franzosen schon ihre große Umgehungsbewegung vollführten und vom Westen und Norden das Verderben gegen ihn heranzog. Am 7. Oktober schlug Napoleon sein Hauptquartier in dem unterhalb der Stellung bei Ulm gelegenen Donauwörth auf, überschritt den Fluß, die Franzosen breiteten sich auf dem rechten Ufer aus: schon am 9. war Mack der Rückzug auf dem geraden Weg östlich nach Lech und Inn nicht mehr möglich, und nur wenn man keine Stunde mehr verlor, war ihm der südliche nach Tirol oder der nördliche nach Böhmen noch offen. Dieser Rückzug ward beschlossen, aber der Beschluß wieder aufgegeben, als ein glückliches Gefecht gegen Neys Korps bei Haslach am 11. Oktober Mack wieder umgestimmt hatte. Seinen Generalen war die Lage allmählich deutlich genug, klarer als diesem verworrenen und dabei eigensinnigen Kopf, der sich noch im letzten Augenblick mit den unglaublichsten Vorspiegelungen, von einer Erhebung, die in Paris ausgebrochen, einem Beitritt Preußens zur Koalition und Ähnlichem, irreführen ließ, ja davon träumte, daß die Bewegungen der Franzosen auf Rückzug

deuteten. So kam der 13., der 14. heran und die Einschließung wurde, nachdem der Übergangspunkt bei Elchingen, nahe bei Ulm, von den Franzosen unter Marschall Ney genommen und der die Stadt beherrschende Michelsberg erstürmt worden war, vollständig: der nominelle Oberbefehlshaber, Erzherzog Ferdinand, erklärte dem verblendeten Manne, daß er die Stadt verlassen und mit dem vorausgesandten Korps Werneck den Rückzug nach Böhmen antreten werde. In der Nacht auf den 15. verließ er mit zwölf Schwadronen Ulm. An demselben 15. richtete Napoleon an den Gegner die Aufforderung zur Übergabe und am 17. begab sich Mack, dem allmählich ein Licht aufging, ins Hauptquartier Napoleons, um die Kapitulation abzuschließen: die Festung Ulm wurde übergeben, die Offiziere, darunter achtzehn Generale, auf Ehrenwort entlassen, das übrige Heer sollte die Waffen strecken, wenn bis zum 20. keine Ersatzarmee erscheine, — es war dafür gesorgt, daß dieses Ereignis nicht eintrat. Am 20. defilierten dreiundzwanzigtausend Österreicher vor Napoleon, der mit einem glänzenden Stabe auf der Anhöhe hielt, die heute der Napoleonsfelsen oder der Franzosenhügel heißt: er konnte sich nicht enthalten, hier ein Wort vom Ende der Dynastie Lothringen, wenn der Kaiser nicht rasch Frieden schließe, hinzuwerfen, was vielleicht auf den unkriegerischen Kaiser Franz Eindruck zu machen bestimmt war. Andere Waffenstreckungen vereinzelter Abteilungen und weitere Verluste folgten: von der ganzen Armee rettete der Erzherzog Ferdinand nur siebzehnhundert Reiter, neunhundert Kanoniere ohne Kanonen und hundertdreiundsechzig Trainsoldaten nach Eger, wo er am 22. ankam: zusammen mit einzelnen Versprengten vom Korps Werneck, das, von den Franzosen ereilt, am 18. bei Trochtelfingen in der Nähe von Nördlingen kapituliert hatte. Mack wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Verlust seiner Ehren, Würden und Dienstvorteile verurteilt: wer ihn an seine Stelle gesetzt, danach fragte niemand.

So endigte der erste Akt dieses Krieges, für dessen klägliche und schimpfliche Eröffnung zu Lande es keinen Trost gab, daß an demselben Tage, am 21. Oktober, die französisch-spanische Flotte

unter Admiral Villeneuve — Spanien war seit 1804 mit England im Kriege und also mit Frankreich im Bunde — auf der Höhe von Trafalgar zwischen Cadiz und Gibraltar durch die englische Flotte unter Admiral Nelson vernichtet worden war, der an jenem Tage seine ruhmvolle Laufbahn durch einen ruhmvollen Tod besiegelte, getreu der Parole, die er selbst am Morgen ausgegeben hatte: „England erwartet, daß jedermann seine Pflicht tun wird." Auf dem Festland nahm das Verderben seinen Gang weiter. Mit der Niederlage an der Donau war auch die Wendung des Kriegs in Italien gegeben. Die Offensive mußte hier abgebrochen, der Rückzug angetreten werden: in einer siegreichen Verteidigungsschlacht gegen Massena bei Caldiero sicherte ihn Erzherzog Karl (30./31. Oktober). Mittlerweile waren auch die Russen unter Kutusow am Inn angelangt und hatten sich durch einige österreichische Streitkräfte verstärkt, waren aber nicht stark genug, um dem heranmarschierenden französischen Heer standzuhalten: nur einer am linken Ufer marschierenden Division konnten sie, am 11. November, bei Stein eine Niederlage beibringen: der einzige Erfolg in diesem unglücklichen Kriege. Sie wagten also keinen Kampf und ließen den Weg nach Wien frei. In Tirol stand Erzherzog Johann, und der Versuch, von der südlichen Flanke her den französischen Marsch durch eine Offensivbewegung zu stören, war immerhin denkbar, wurde aber nicht gemacht: vielmehr zog am 5. November Ney in Innsbruck ein und erreichte die Verbindung mit Massena unter neuen Verlusten für die Österreicher, von denen wieder mehrere Abteilungen zur Kapitulation gezwungen wurden. Zu einer Schlacht diesseits Wien kam es nicht. Am 13. November zogen die Franzosen in die Kaiserstadt ein, aus der am 6. und 7. Kaiser und Hof, Diplomaten und Minister nach Preßburg entflohen waren, und wo die Bevölkerung, unter dem Eindruck der beständigen Niederlagen vollends stumpf und pessimistisch geworden war und über sich ergehen ließ, was nicht zu ändern war. Das verbündete österreichisch-russische Heer vermochte seinen Rückzug nach Mähren zu bewerkstelligen, obgleich einige der französischen Generale, Murat, Lannes und Bertrand,

durch eine kecke Kriegslist, die kaum noch von einem frechen Betrug zu unterscheiden war, die befestigte Donaubrücke, die sogenannte Spitzbrücke, die nach einem Befehl gesprengt werden sollte, sobald die Franzosen sichtbar würden, unversehrt in ihre Gewalt gebracht hatten: Fürst Auersperg, dem die Verteidigung von Wien übertragen war, ließ sich durch die erfundene Nachricht vom Abschluß eines Waffenstillstands verblüffen und unterließ den Befehl zur Sprengung der Brücke zu geben; ohne einen Schuß räumte er die Stadt, obschon er mit seinen fünfzehntausend Mann zurzeit noch den Franzosen überlegen war. Napoleon nahm sein Hauptquartier im kaiserlichen Lustschloß zu Schönbrunn, seine Truppen blieben dem Gegner auf der Ferse.

Der russische Oberbefehlshaber Kutusow bewerkstelligte seinen Rückzug nach Mähren, das die zweite russische Armee, siebenundvierzigtausend Mann, inzwischen ebenfalls erreichte; um den 20. November vereinigten sich die beiden Heere bei Olmütz. Bei dem Heere befanden sich auch die beiden Kaiser, Franz und Alexander. Dieser hatte in Potsdam am 2. November den König Friedrich Wilhelm III aufgesucht, der durch Napoleons Nichtachtung der Neutralität des ansbachischen Gebiets tief verletzt war und sich vom Zaren überreden ließ, seine bewaffnete Vermittelung bei Napoleon zuzusagen. Wenige Tage, nachdem dieser in Brünn eingezogen war, das die Verbündeten nicht besetzt hatten, erschien hier ein preußischer Abgesandter, Baron Haugwitz, mit einer Art von Ultimatum. Fürs erste erzielte diese preußische Drohung nur, daß Napoleon mit allen Mitteln einer raschen Entscheidung zudrängte, die Kutusow noch vermeiden wollte, weil jeder Tag ihm Verstärkungen brachte. Kaiser Alexander war aber anderer Ansicht als Kutusow; er ließ sich von dem Übermut seiner Umgebung fortreißen, welche die österreichischen Niederlagen durch einen russischen Sieg beschämen wollte: und so begann auch dieser dritte Akt des Krieges mit einer Torheit, sich Napoleon zu der Schlacht, die er wünschte, zu stellen. Es war am 2. Dezember, dem Jahrestag von Napoleons Kaiserkrönung, daß die beiderseitigen Armeen

siebzigtausend Franzosen gegen achtzigtausend Russen und Österreicher, aufeinanderstießen bei Austerlitz, zwischen Brünn und Olmütz: ein stolzer Aufruf Napoleons an sein Heer kündigte diesem den sicheren Sieg an. Und es kam, wie er sagte. Die Verbündeten machten einen anfangs erfolgreichen Angriff gegen seinen rechten Flügel, entblößten damit aber ihr Zentrum, die Höhen von Pratzen, das gegen Mittag durch das von Napoleon zu einer gewaltigen Angriffskolonne formierte Korps Soult durchbrochen wurde; auf dem rechten Flügel der Verbündeten tobte ein furchtbarer Kampf, der fortgesetzt wurde, als die Schlacht tatsächlich schon verloren war. Der Rückzug konnte schon nicht mehr geordnet ausgeführt werden; die Schlacht war überaus blutig gewesen, sechstausend Österreicher, einundzwanzigtausend Russen waren gefallen, Napoleon hatte wieder einen vollständigen Sieg davongetragen. Am Nachmittag des 4. erschien Kaiser Franz bei ihm und am 6. schon wurde das Abkommen über den Waffenstillstand unterzeichnet auf der Grundlage der Trennung Österreichs von Rußland, der Räumung der österreichischen Staaten durch das russische Heer auf vorgeschriebener Marschroute und der Verpflichtung des Kaisers Franz, nötigenfalls mit Waffengewalt den ihm zu Hilfe herbeieilenden Preußen entgegenzutreten.

An eine Fortsetzung des Krieges war für Österreich schon deshalb nicht zu denken, weil ein guter Teil seines Gebiets von den Franzosen besetzt war. Am 26. Dezember folgte demnach der Friede, wie ihn Napoleon diktierte, zu Preßburg: Österreich verlor elfhundertvierzig Quadratmeilen mit zwei Millionen achthunderttausend Einwohnern und erkannte die Veränderungen seit dem Luneviller Frieden an. Venedig mußte es an das Königreich Italien, Tirol an Bayern, die vorderösterreichischen Städte und den Breisgau an Württemberg und Baden abtreten; dafür wurde Salzburg und Berchtesgaden als „Entschädigung" an Österreich gegeben und ein neues Kurfürstentum, Würzburg, für die toskanische Linie des Kaiserhauses von Bayern abgezweigt, das dafür nunmehr auch Augsburg und Nürnberg erhielt. Wichtig für die Zukunft war vor allem der vierzehnte Artikel, daß die jetzt

zu Königen erhobenen Verbündeten Bayern und Württemberg und der neue „Kurfürst“ von Baden auf den an sie abgetretenen Gebieten wie in ihren alten Landen „der vollen Souveränität und aller daraus fließenden Rechte genießen“ sollten, und dieser Artikel wurde alsdann interpretiert durch Maßregeln gegen die in diesen Gebieten begüterte Reichsritterschaft und sonstige souveräne Taten, deren Durchführung dadurch erleichtert wurde, daß man dabei die ganze Macht des französischen Kaisers im Rücken hatte. In Bayern war die Begeisterung nicht nur die offiziell gemachte; man feierte Napoleon als den Wiederhersteller des bayerischen Königtums und fand aus dem Namen der altkeltischen Bewohner Bayerns, der Boier, eine Verwandtschaft mit der großen Nation heraus, der man Vasallendienst zu leisten gewürdigt wurde; auch in Baden war man zufrieden und man muß zugeben, daß die Souveränität ihren Trägern das Mittel gab, rasch und vollständig mit allerlei Verkehrtem aufzuräumen. Daß in Württemberg nicht der gleiche Enthusiasmus waltete wie in Bayern, dafür war durch die Persönlichkeit des neuen Königs Friedrich I gesorgt, der, eine Sultansnatur schlimmster Art, schon am 30. Dezember die alte Verfassung des Landes aufhob und jede Versammlung oder kollegialische Beratung darüber für Empörung erklärte: er wußte sich hinlänglich gedeckt, da die französischen Truppen noch lange im Lande blieben. Jeder Tag brachte eine neue Frucht des Preßburger Friedens und der diktatorischen Stellung des französischen Kaisers. Die dynastischen Heiraten — der Tochter Max Josephs mit des Kaisers Stiefsohn Eugen Beauharnais im Januar 1806 und des badischen Kurprinzen mit seiner Stieftochter Stephanie im April — verkündeten die neue Ära; noch im Dezember 1805 vollzog er von Schönbrunn aus den Racheakt gegen Neapel: „das Haus Bourbon-Anjou hat aufgehört zu regieren“; die königliche Familie flüchtete nach Sizilien, das, den Franzosen unzugänglich, unter dem Schutze Englands stand. Das Königtum dort erhielt Napoleons Bruder Joseph am 31. März, am 15. wurde sein Schwager Joachim Murat Großherzog von Jülich und Berg, im Juni erbat unfreiwillig

eine holländische Deputation sich einen König aus dem großen Hause und erhielt ihn in Napoleons Bruder Ludwig; auch für die Schwestern fielen italienische Fürstentümer ab. Dieselbe Politik erstreckte ihre Geschenke auch auf verdiente Generale und Diplomaten: Berthier wurde Fürst von Neuchatel, Talleyrand Herzog von Benevent; die oberste Macht und einige Domänen, gewissermaßen die Oberlehenshoheit in diesen Vasallenstaaten behielt der Kaiser Napoleon sich selber vor, indem er zugleich durch das Statut vom 30. März 1806 das Verhältnis der Familie zu ihm, als ihrem Oberhaupt, regelte.

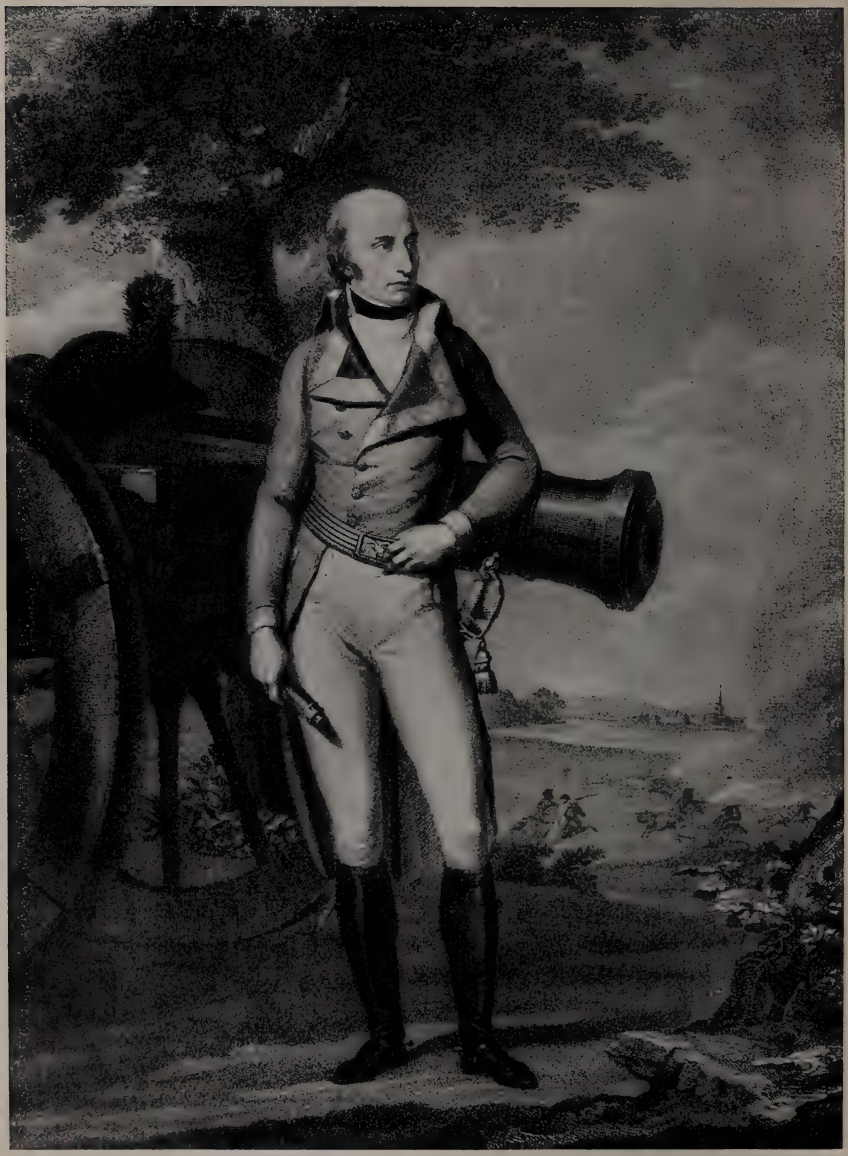
Der gleiche Sommer machte auch der alten verfaulten und verrotteten Reichsverfassung, dem heiligen römischen Reich deutscher Nation, ein Ende. Kaiser Franz hatte sich schon im vierzehnten Artikel des Preßburger Friedens verpflichtet, weder als Reichsoberhaupt noch als Mitstand irgend einen Akt zu hindern, welcher infolge der Bestimmungen jenes Friedens vollzogen werden würde. Am 12. Juli 1806 wurde alsdann in Paris die von Talleyrand entworfene Akte unterzeichnet, in welcher vier Kurfürsten und zwölf Fürsten sich vom Reiche lossagten und zu einem „Bunde rheinischer Bundesstaaten" unter Napoleons Protektorat, dem Rheinbunde, zusammentraten: neben dem österreichischen und preußischen ein drittes, französisches Deutschland. Es waren Bevollmächtigte der nunmehrigen Königreiche Bayern und Württemberg, des neuen Kurfürstentums Baden, der Herzogtümer Berg und Hessen-Darmstadt und einiger kleineren Herren, im ganzen von sechzehn Reichsständen: unter den Mitgliedern dieser Confédération du Rhin ragte der „Fürst-Primas", der Reichserzkanzler Dalberg hervor, der, ein unklarer, aber ehrlicher Enthusiast, sich besonders um die Sache bemüht hatte und Stadt und Gebiet von Frankfurt a. M. erhielt: im Mai hatte er dem Reichstag angezeigt, daß er einen Franzosen, Napoleons Oheim, den Kardinal Fesch, zu seinem Koadjutor ernannt habe. Am 1. August übergab der französische Gesandte in Regensburg dem Reichstage eine Note Napoleons, worin er erklärte, daß er das Deutsche Reich nicht mehr als solches anerkenne, und dieser Erklärung folgte am 6. August die Erklärung

des Kaisers Franz, daß er das seitherige Band als gelöst ansehe, die kaiserliche Würde niederlege und seine Länder künftighin als Kaiser von Österreich regieren werde. Dieser Tag, der 6. August 1806, ist also das amtliche Ende des alten Reichs. Das neue Deutschland des Rheinbunds, das sich bald vermehren sollte, zweitausendvierhundert Quadratmeilen und acht Millionen Seelen umfassend, sollte auch eine Bundesversammlung zu Frankfurt a. M. liefern, in einen königlichen und einen fürstlichen Rat zerfallend, wo dann gemeinsame Angelegenheiten beraten werden sollten; sie ist niemals zusammengetreten und war auch sehr überflüssig: der Protektor bestimmte die Truppenkontingente für den Kriegsfall und die Aufnahme weiterer Mitglieder.

In demselben Monat, in dem das Deutsche Reich oder sein Name erlosch, bewies ein neuer Frevel — ein plebejisches Seitenstück zu dem Morde an dem Herzog von Enghien —, wie richtig der Titel einer kleinen Schrift, die damals in Nürnberg erschien: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung" die Lage bezeichnete. Ein Buchhändler in der nunmehr bayerischen Stadt Nürnberg, Johann Palm, hatte die Schrift auf dem gewöhnlichen buchhändlerischen Wege vertrieben; den Verfasser kannte man nicht. Napoleon wurde aufmerksam gemacht: Palm, der im Vertrauen auf seine Unschuld nicht geflohen war, wurde verhaftet, nach Braunau gebracht, das noch von französischen Truppen besetzt war, und hier vor ein Kriegsgericht gestellt, das den armen Mann auf Befehl oder nach dem Geist und Wunsch des Herrn schuldig fand: er wurde ohne Gnade erschossen.

Franz II, deutscher Kaiser 1792—1806, als Kaiser von Oesterreich Franz I 1804—1835

Kupferstich von F. Longhi nach dem Gemälde von Schiavoni



Erzherzog Karl von Oesterreich
Kupferstich von N. Schiavonetti nach dem Gemälde von M. Kellerhoven

König Friedrich Wilhelm III und Königin Luise

Handzeichnung von Karl Friedrich Hampe aus dem Jahre 1798 für den Kupferstich von Nettling

Königin Luise, König Friedrich Wilhelm III und Kaiser Alexander am Sarge Friedrichs des Großen 4. November 1805
Kupferstich von D. Berger nach F. Weitsch

11. Die Zertrümmerung Preußens.

Es blieb jetzt von Deutschland nichts mehr übrig als jenes größte Stück geeinigten Deutschlands, der preußische Staat, dem bestimmt war, ein neues deutsches Nationalgefühl zu schaffen, wenn die Zeit erfüllt war. Diese Zeit war noch weit entfernt und Preußen durch die verkehrte Politik der letzten Jahre und durch seinen Rückgang im Innern bei einer beinahe verzweifelten Lage angelangt. Ohne Klarheit und ohne Energie stand der König Friedrich Wilhelm der anschwellenden französischen Macht gegenüber: ein ehrlicher, wohlmeinender, unbedeutender Mann, bestrebt, seinem Lande den Frieden, also die Neutralität, zu erhalten, dessen man sich seit dem Jahre 1795 erfreute, ohne daß diese Friedenszeit zu innerer Kräftigung des Staates benützt wurde, der durch die hinzugekommenen slavischen Stücke der polnischen Beute — fast ein Drittel seines Gebiets — nicht gestärkt worden war. Die Umgebung des Königs waren bloße Routiniers, Männer ohne sittlichen Ernst, Haugwitz, Lucchesini, Lombard, denen gegenüber ein Staatsmann wie der Freiherr von Hardenberg und ein überlegener und freimütiger Charakter wie der Freiherr vom Stein nicht durchdringen konnten. Zur Teilnahme am Kriege der dritten Koalition hatte sich Friedrich Wilhelm nicht entschließen können: als bei dem Marsch nach der Donau Anfang Oktober das Korps Bernadottes kurzerhand seinen Weg durch das als neutrales Gebiet deutlich gekennzeichnete Ansbachische nahm, was allerdings eine unerhörte Frechheit und fast eine Verhöhnung Preußens war, geriet er in heftigen Zorn: und als von der anderen Seite im Oktober 1805 schon nach der Katastrophe von Ulm Kaiser Alexander in Berlin zu einem Besuche eintraf, kam es am 4. November

zu der berühmten Freundschaftsszene am Sarge Friedrichs des Großen zu Potsdam zwischen dem Zaren und dem preußischen Königspaar, der Tags zuvor der Abschluß eines geheimen Vertrags zwischen Preußen und Rußland vorausgegangen war. Was dort geschehen, blieb Napoleon nicht verborgen. Er erkannte wohl, daß des Königs eigentliche Meinung und vor allem die der Königin Luise nach der russischen Seite ging: in den oberen Regionen standen eine Kriegs- und eine Friedenspartei gegeneinander, während das Volk im ganzen, ohne Organ seines Willens und also auch ohne Willen mit wenig Teilnahme den sich vorbereitenden Ereignissen folgte.

Endlich entschloß man sich und schickte Haugwitz im November mit einem Ultimatum an Napoleon. Er kam zur unglücklichsten Stunde, als die Entscheidung in Mähren bevorstand, ließ sich erst in Iglau mit der Finte oder Lüge aufhalten, daß der Kaiser dort jeden Augenblick erwartet werde; erst am 28. hatte er seine Audienz zu Brünn. Sie währte vier Stunden, in denen er seinen eigentlichen Auftrag gar nicht ausrichtete, und er ließ sich dann nach Wien schicken, wo er Talleyrand fand und von diesem wie in Brünn mit allerlei Allgemeinheiten und Kombinationen gespeist wurde. Nun fiel der Schlag von Austerlitz, der die ganze Sachlage änderte, und das Intrigenspiel endigte damit, daß Haugwitz, der Franzosenfreund, der mit einem Ultimatum ausgezogen war, am 15. Dezember zu Schönbrunn einen Vertrag unterzeichnete, der das Gegenteil von dem war, was er hatte fordern sollen: ein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich, Anerkennung der seitherigen Neuordnungen, wofür Preußen Hannover erhalten sollte, was zunächst soviel wie den Krieg mit England bedeutete. Die Bestürzung in Berlin war groß, die Lage beschämend, ja schimpflich, und als Haugwitz im Februar 1806 nach Paris ging, um, wie er sich schmeichelte, Napoleon etwas abzugewinnen, kehrte er mit einem Vertragsentwurf zurück, der noch schlechter war als der Schönbrunner. Er enthielt die Bedingung, die Elbe- und Wesermündung und die Seehäfen den englischen Schiffen zu verschließen und stellte die Alternative zwischen Annahme und Krieg. Am 3. März, widerwillig, erfolgte

die Annahme, und Napoleon zögerte nicht, demgemäß zu handeln: die Engländer ihrerseits antworteten mit Blockade und Kaperbriefen. Darauf erging am 11. Juni die preußische Kriegserklärung an England, das Unglücklichste, was sich für Preußen denken ließ, und nicht einmal Hannover, wo preußische Truppen eingerückt waren, hatte man sicher, da Napoleon bei einer Verhandlung mit England über dieses Land verfügte, als gebe es keinen Vertrag mit Preußen. Dagegen war beim Abschluß des Rheinbundes in diesem unglückseligen Sommer von einem Norddeutschen Bunde unter Preußens Führung die Rede, wie man sich denn in solcher Lage mit allerlei Möglichkeiten und Unmöglichkeiten tröstet. Den einzigen Mann, der diesem Staate eine bessere Politik geben oder wenigstens eine bessere Haltung hätte einflößen können, den Freiherrn vom Stein, hörte der König nicht: er, der Reichsfreiherr, der einst aus Begeisterung für Friedrich den Großen in preußische Dienste getreten war, hatte in einer Denkschrift vom April 1806 in sehr unumwundener Sprache die Männer am Ruder charakterisiert und der König hatte diese ungewöhnliche und unziemliche Sprache sehr übel vermerkt. Den ganzen Sommer schwankte der Kampf zwischen einer Kriegs- und einer französischen Partei, im August aber erfolgte fast plötzlich der kriegerische Entschluß. Die Armee wurde mobil gemacht und kriegerische Demonstrationen wurden veranstaltet bei Gelegenheit der Aufführung von Schillers Jungfrau von Orleans und des Wallenstein in Berlin. In solchen Momenten gibt niemand sich volle Rechenschaft, die hier unzweifelhaft dahin gehen mußte, daß Napoleon alle Chancen für sich und Preußen sie gegen sich hatte. Das preußische Heer war tapfer und gut, aber der Geist Friedrichs des Großen war entwichen, die höheren Führer waren alt und der namhafteste unter ihnen, der Herzog von Braunschweig, ohne Kühnheit und Raschheit des Entschlusses und einem Geiste wie Napoleon in keiner Weise gewachsen. In Bewaffnung, Uniformen, Bekleidung war die Maschine eingerostet und die Kriegführung noch wenig auf die neue Methode der Revolution und die Organisationen Napoleons eingerichtet. Das Offizierskorps sehr exklusiv adelig, also tapfer und

von kriegerischem Ehrgefühl, aber eitel und geneigt, sich zu überschätzen, ohne Zusammenhang mit dem Volk; auch dienten viele Ausländer im Heere. Dazu war der Staat isoliert; er hatte keine Verbündeten als Rußland, das doch für den Moment nicht helfen konnte. Wenn auch in Österreich Anfänge eines neuen Geistes zu bemerken waren, so war dies Land doch noch nicht in der Lage, sich so rasch von der vernichtenden Niederlage und dem letzten Friedensschlusse zu erheben: der Appell an ein deutsches Nationalgefühl war nicht möglich, teils weil es an einem solchen in Preußen selbst noch fehlte, teils weil die Hälfte des deutschen Volkes und seiner Regierungen bereits die Sklavenketten des Eroberers trug und, muß man hinzufügen, nicht ungern trug. Außer Sachsen, das aber auch seine Vorbehalte und Sonderinteressen hatte, und dem sehr unsicheren Kurhessen war für Preußen keine Aussicht auf Beistand, außer in den kleinen Staaten seiner unmittelbaren Machtsphäre.

Demgegenüber war auf französischer Seite alles so günstig als möglich. An der Spitze ein Führer ohnegleichen, dazu eine seltene Auswahl hervorragend tüchtiger, ehrgeiziger Unterführer, alle in ihren besten Mannesjahren stehend; das Heer seiner Bedeutung bewußt, noch begeistert von den letzten Siegen; alles griff ineinander, die mit Frankreich verbündeten deutschen Fürsten waren durchaus zuverlässig und die auch an Zahl überlegene Armee stand schon mitten im Herzen von Deutschland.

So war eine ungeheure Katastrophe gewiß. Das preußische Heer, hundertfünfzigtausend Mann im ganzen mit zwanzigtausend Sachsen, vereinigte sich, der rechte Flügel von Hannover und Westfalen her unter Rüchel, der linke unter dem Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen, in der Mitte der Herzog von Braunschweig, der, pessimistisch, unentschlossen, Zeit und Stimmung mit Beratungen verdarb. Am 7. Oktober erging das preußische Ultimatum, das Napoleon in Bamberg empfing und mit einer wohlberechneten Proklamation an sein Heer erwiderte, der preußischerseits eine sehr ungeschickte, von Lombard verfaßte entgegengesetzt wurde. Am 10. Oktober erfolgte bei Saalfeld der erste Zusammenstoß mit dem Korps von

Lannes, achttausend Mann unter dem Prinzen Louis Ferdinand: achtzehnhundert Mann und dreiunddreißig Geschütze gingen verloren und besonders schmerzlich war, daß der frische, kühne, bei Volk und Heer beliebte Führer selbst, auf den man große Hoffnungen setzte, bei dem notwendig gewordenen Rückzug getötet wurde. Vier Tage später, am 14., kamen die Heere einander so nahe, daß die Schlacht, die vermieden werden sollte, auf dem Plateau zwischen Jena und Weimar sich entspann: zwei Schlachten, bei Jena Napoleon gegen den Fürsten von Hohenlohe, der zuletzt eine Übermacht von hundertsiebenundzwanzigtausend mit seinen fünfzigtausend gegen sich hatte, bei Auerstädt der Herzog von Braunschweig gegen den Marschall Davoust, achtundvierzigtausend gegen dreißigtausend. Um zwei Uhr war jener Kampf bei Jena entschieden, der Rückzug notwendig, der mehr und mehr unter heftigem Nachdrängen der Franzosen zu Flucht und Niederlage wurde; bei Auerstädt hatte er früher begonnen und bald eine unglückliche Wendung genommen. Der Herzog selbst wurde durch eine Kugel getroffen, die ihm die Sehkraft beider Augen raubte. Der Rückzug war auch hier notwendig und die Auflösung nahm alsbald überhand: in der Schlacht selbst hatten Soldaten und Offiziere ihre Pflicht getan, wie die große Zahl zumal der gefallenen Offiziere beweist. Kein einzelner wie bei Ulm und kein Stand, wie die Gehässigkeit der Parteien urteilte, trug die Schuld der Niederlage. Der Staat selbst, die alte Ordnung der Dinge trug die Schuld an der Niederlage, und sie hatte mit diesem ersten Zusammenstoß nur erst begonnen. Mit dem einen Schlage war das Heer zusammengebrochen und die Verfolgung vollendete diesen Zusammenbruch, so daß es fast müßig ist, die Verluste im einzelnen festzustellen.

Der Rückzug ging zunächst nach der Elbe. Schon am folgenden Tage, den 15. Oktober, kapitulierte die Festung Erfurt, als die erste des traurigen Reigens; von Magdeburg, wo Hohenlohe am 20. anlangte und wo nichts vorbereitet war, mußte man weiter, den Feind — Lannes, Davoust, Murat mit ihren Korps — auf den Fersen, weiter nach der Oder, nach Stettin, wo man Atem

zu schöpfen hoffte. Aber auch die Oder wurde nicht mehr erreicht; am 28. kapitulierte Hohenlohe mit zehntausend Mann bei Prenzlau in der Uckermark; die Lage war so, daß die französischen Generale lügen konnten, er sei von einem Heer von hunderttausend umschlossen. Spandau bei Berlin hatte schon am 25. kapituliert: und am 29., einen Tag, nachdem die Truppen Hohenlohes ihre Gewehre zusammengestellt hatten, wie ihnen zugestanden wurde, ergab sich mit etwa fünftausend Mann nach der ersten Aufforderung, die nur von achthundert Reitern mit zwei Kanonen unterstützt wurde, auch Stettin, wo ein einundachtzigjähriger Invalide, General Romberg, befehligte. Die Mutlosigkeit und Ratlosigkeit wirkte ansteckend. An einzelnen mutigen und wackeren Taten fehlte es nicht: so war der tapfere General von Blücher (geb. 1742 in Rostock), einer der wenigen, die niemals den Mut verloren, solange sie noch einen Säbel in der Faust hatten, der Kapitulation von Prenzlau mit seiner Division entkommen und wandte sich nach Lübeck, das er auch erreichte. Er rückte am 5. November in die „freie Reichsstadt", sehr zu deren Verdrusse ein, schlug sich ritterlich in den Straßen von Lübeck mit seinen Verfolgern, den Franzosen herum, die ihn erreicht hatten: er setzte seinen Weg nach Ratkau fort, mußte aber, nachdem er und der bei Lübeck schwer verwundete Führer seiner Nachhut, Generalmajor von Yorck, samt ihren tapferen Jägern und Füsilieren die preußische Waffenehre gerettet hatten, ebenfalls kapitulieren: „weil ich kein Brot und keine Munition mehr habe". Das Unheil war nicht mehr zu hemmen. Am 1. November hatte Küstrin kapituliert, am 8. überlieferte der dreiundsiebzigjährige General Kleist den großen Platz Magdeburg mit vierundzwanzigtausend Mann und sechshundert Kanonen den allerwärts siegreichen Feinden.

Napoleon seinerseits hatte den leichterrungenen Sieg über eine veraltete und zum Teil verfaulte Staats- und Gesellschaftsordnung nach seiner Art rasch und schonungslos ausgenützt. In Weimar, dessen Herzog er wegen seiner loyalen und patriotischen Teilnahme am Kriege zürnte, imponierte ihm, dem gekrönten Plebejer, doch

die vornehme und würdige Haltung der Herzogin, während er die Gemeinheit gegen die edle Königin Luise in seinen Bulletins ungebändigt walten ließ. Den Besiegten von Auerstädt, den „General Braunschweig", ließ er noch das unglückliche Manifest von 1792 entgelten; Kassel, Braunschweig, Hessen wurden von den Franzosen besetzt, die sich allenthalben als die Herren fühlten und benahmen. Auf den Kurfürsten von Hessen, der wie nachmals sein letzter Nachfolger, als die Stunde für dieses Haus geschlagen hatte, in dieser kritischen Zeit sich durch Nichtstun zu salvieren gesucht hatte, brauchte er keine Rücksicht mehr zu nehmen, sein Land stand zu seiner Verfügung; der Kurfürst selbst entfloh nach Österreich, während die sechstausend gefangenen Sachsen gegen Ehrenwort in ihre Heimat entlassen wurden, da man auf ihren Herrn als künftigen Verbündeten rechnete.

In Berlin war die Niederlage von Jena am 17. bekannt geworden. Der Gouverneur, Graf von der Schulenburg, nicht besser als die meisten, veröffentlichte seine berühmt gewordene Aufforderung an die Bürgerschaft: „Der König hat eine Bataille verloren, die erste Bürgerpflicht ist Ruhe". Nur wenige unter dieser Bürgerschaft und unter den Beamten dachten über die nächsten Pflichten der Selbsterhaltung und Selbstbehauptung hinaus. Der Freiherr vom Stein eilte, die Kassen seiner Verwaltung nach Königsberg zu schaffen, der Gouverneur und die Besatzung zogen ab. Denn schon am 24. erschienen die ersten Franzosen, am 27. Napoleon selbst, der mit großem Pomp durch das Brandenburger Tor einzog, dessen Krönung, das Viergespann mit der Viktoria er mit noch einem anderen Beutestück oder Raub, dem Degen Friedrichs des Großen, nach Paris schickte. Die Bevölkerung, in der sich zunächst noch eine gewisse Schadenfreude über das Gericht geltend machte, das über das hochmütige Militär gekommen war, gaffte das neue Schauspiel an, wie bei solcher Gelegenheit der Pöbel zu tun pflegt. Auf diesen war auch die erbärmliche Großmutskomödie berechnet, die Napoleon mit dem Franzosenfreund, Fürsten Hatzfeld, spielte: Napoleon „begnadigte" ihn mit einer theatralischen Szene, indem

er einen angeblich ihn kompromittierenden hochverräterischen Brief vor seiner um Gnade flehenden Frau in das Kaminfeuer warf. Ernsthafter war, daß sich unter Höher- und Höchstgebildeten namhafte Männer fanden, wie der Geschichtschreiber Johannes Müller, die, von der Persönlichkeit Napoleons geblendet, sich zum Dienst der neuen cäsarischen Ordnung bereit finden ließen und gelegentlich zur Verherrlichung des neuen Gestirns die Phraseologie und die Rhetorik lieferten.

Friedrich Wilhelm hatte schon gleich nach der Niederlage Versuche gemacht, Waffenstillstand und Frieden zu erlangen, und bis in die Mitte des November wurde über einen Waffenstillstand verhandelt. Noch bei einer Beratung am 6. November drang die Friedenspartei durch: Napoleon aber erhob immer neue Forderungen und endlich, als Düroc zu Charlottenburg einen Entwurf zum Waffenstillstand vorlegte, waren sie derart, daß der König, der ein lebhaftes und sicheres Gefühl besaß für das, was ein Staat seiner Ehre schuldig ist, zu Osterode am 21. November die Ratifikation weigerte und Haugwitz seine Entlassung erteilte. Die allgemeine Stimme bezeichnete den Freiherrn vom Stein als den geeigneten Nachfolger, aber der König, darin noch befangen, nahm Anstoß an Steins unumwundener Sprache und seinen Bedingungen, so daß am 3. Januar 1807 vielmehr seine Entlassung in außerordentlich scharfer Form — als ein trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener wurde er vom König bezeichnet — erfolgte. Von der andern Seite wurde dem König jetzt General Zastrow als Minister vorgeschlagen, der neben Lucchesini jene Charlottenburger Konvention unterzeichnet hatte.

Der Krieg hatte seinen Schauplatz jetzt jenseits der Weichsel. Ende November war Napoleon in Posen: hier wurde der Friede mit Sachsen abgeschlossen. Der Kurfürst wurde König und trat mit zwanzigtausend Mann Kontingent dem Rheinbunde bei; sechstausend stellte er zu dem im Gange befindlichen Krieg, für dessen Fortsetzung Napoleon die Vorkehrungen mit Umsicht traf: entsprechend waren die Verträge mit Weimar, Gotha, Hildburghausen, Koburg.

Die unmittelbare Hilfe, die Preußen bei diesem zweiten Akt des Krieges leisten konnte, dessen Schwere jetzt auf seinen russischen Verbündeten fiel, bestand nur noch aus einem Korps von fünfundzwanzigtausend Mann unter dem Befehl eines wackern und umsichtigen Führers, General Lestocq. Die Russen hatten allerdings die Scharte von Austerlitz auszuwetzen, ihre Führer waren aber doch nicht mit ganzem Herzen dabei und bei der Erbärmlichkeit ihrer Verpflegungsanstalten halfen sie sich selbst auf Kosten der Bevölkerung, wogegen es keine Hilfe gab. Mit wie wenig Weisheit auch hier die Welt regiert wurde, beweist, daß man, um nicht die Eifersucht der nächstberechtigten Führer, Bennigsen und Buxhövden, zu erregen, dem Namen nach den sechsundsiebzigjährigen Feldmarschall Kaminski an die Spitze stellte: erst im Januar, nach Entfernung Kaminskis, dessen verworrenen Befehlen die Generale den Gehorsam weigerten, erhielt Bennigsen den Oberbefehl. Der Krieg kam nun in ein langsameres Tempo und verlor bei winterlicher Jahreszeit und dem veränderten Charakter der Gegenden die seinen Schauplatz bildeten, auch für die Sieger viel von seinem Reiz: auch kämpfte der Gegner bei Pultusk und Golymin tapfer und mit Erfolg und wich den Zusammenstößen nicht aus. Napoleon, um seinem Heere und sich selbst gute Winterquartiere zu sichern, suchte eine entscheidende Schlacht, die Bennigsen vermied: er ging wieder zurück und erst am 7. und 8. Februar 1807 nahm er sie noch auf preußischem Boden, bei Preußisch-Eylau, an. Während der Schlacht herrschte heftiges Schneegestöber, das die Operationen erschwerte: das preußische Korps, sechstausend Mann, nach einem geschickt geleiteten Marsch am zweiten Schlachttag eintreffend, gewann spät an dessen Abend mit glücklichem Angriff das Dorf Kutschitten und das Schlachtfeld wurde behauptet. Ein entscheidender Sieg war es nicht; die Schlacht war furchtbar blutig gewesen. Der Rückzug der Russen am nächsten Tage blieb unverfolgt und der Eindruck dieses Kampfes, selbst in Paris, war trotz der Bulletins nicht besonders günstig. Auch Napoleon überlegte: er bot Preußen Frieden, den aber Friedrich Wilhelm, die tückische Absicht, ihn von Rußland

zu trennen, erkennend, ehrenhafterweise zurückwies. Der Feldzug war vorläufig beendigt: man bereitete sich auf die weitere Fortsetzung an dieser Stelle vor.

Auf anderen Schauplätzen des Krieges gingen, nachdem die erste Bestürzung vorüber war, die Dinge zum Teil etwas besser: das traurige Endergebnis konnten sie aber nicht wenden. In Schlesien waren Rheinbundstruppen, Bayern und Württemberger, einmarschiert, unter dem jüngsten von Napoleons Brüdern, Hieronymus Bonaparte, der seine kaufmännische Laufbahn in Amerika und eine junge bürgerliche Frau den neuen glänzenden Aussichten geopfert hatte, und mit Schmerz muß man bekennen, daß sie, wenigstens was Mißhandlung der Bevölkerung betrifft, „würdig waren, in den Reihen der großen Armee zu fechten" und ein langwährendes übles Andenken im Lande hinterließen. Den Anfang machte hier Glogau, das sein Kommandant trotz des guten Geistes der Bürgerschaft zu übergeben sich beeilte; am 5. Januar 1807 folgten Breslau, am 16. Brieg, am 7. Februar Schweidnitz: die Kommandanten wurden nach dem Frieden vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurteilt. Aber sonst war der Geist gut und Major Graf Götzen erwarb sich das Verdienst, ihn zu beleben und für bessere Zeiten den Weg zum Sieg zu zeigen und vorzubereiten. Seit Ende März zum Generalgouverneur der Provinz ernannt, zeigte er sich unermüdlich und einsichtig, einer der tüchtigen Männer, die denken, daß es zum Verzweifeln immer noch Zeit, immer noch zu früh ist: er hoffte auf den Beitritt Österreichs, wo mittlerweile, wie man hörte, ein besserer Geist eingekehrt war. Schon auch bewiesen andere Plätze rühmlichen Widerstand: so Kosel, das bis zum Sommer sich hielt und seine Kapitulation mit der Bedingung schloß, wenn bis zum 10. Juli kein Entsatz gekommen sei: der Friede, am 8. geschlossen, erhielt die Festung dem preußischen Staat. Auch Glatz, belagert und bedrängt, hielt sich tapfer und schloß erst am 25. Juni Waffenstillstand mit der Bedingung, die Festung am 26. Juli zu übergeben: was durch den Friedensschluß verhindert wurde.

Rühmlich war und eine tröstliche Erinnerung blieb vor allem die Verteidigung von Kolberg in Pommern, welcher Platz wegen möglicher Verbindung mit englischer Hilfe wichtig war. Der alte Kommandant, Loucadou, sah sich unterstützt durch zwei charakteristische Gestalten, die den Späteren mit Recht im Gedächtnis geblieben sind. Der eine dieser Männer war der Dragonerleutnant Ferdinand von Schill, der, bei Auerstädt verwundet, hierher entkommen war und nun eine kleine Truppe organisierte, mit der er den Belagerern durch verwegene Überfälle Abbruch tat und ein Beispiel echten und furchtlosen Soldatengeistes gab; der andere war ein patriotischer Bürger, der fast siebzigjährige Joachim Nettelbeck, eine Seemannsnatur, guter Preuße, der, nach bewegtem Leben in der Fremde in die Heimat zurückgekehrt, tätig und klug unter der Bürgerschaft wirkte: so zog sich der Kampf hin, stets zum Nachteil der Franzosen, bis der König nach Pensionierung des alten Loucadou einen tüchtigen Offizier, der noch eine große und ehrenvolle Zukunft vor sich hatte, den Hauptmann Neithard von Gneisenau, entsandte, der dann, ein genialer Führer, die weitere Verteidigung leitete. Die Gefahr wuchs, die Stadt, von vierzehntausend Feinden bedroht, wurde am 1. Juli bombardiert: die Nachricht vom Abschluß des Waffenstillstands und Friedens machte auch hier der Not ein Ende.

Nicht minder rühmlich war die Haltung von Graudenz, das, ein Platz von minderer Bedeutung als Kolberg, von viertausendfünfhundert Mann seit Anfang 1807 blockiert war und einen braven und entschlossenen Kommandanten, den dreiundsiebzigjährigen L'Homme de Courbiere, an der Spitze hatte. Er gab dem französischen Befehlshaber Savary, der ihn unter allerlei lügenhaften Vorspiegelungen zur Übergabe aufforderte, die Antwort, daß die Forderung so „unbescheiden" sei, daß sie gar keine Antwort verdiene, und mit Stolz wurde eine andere Äußerung von ihm umgetragen, daß er die unverschämte Äußerung der Franzosen, es gebe keinen König von Preußen mehr, mit dem Kernwort eines preußischen Patrioten erwidert habe: „Nun gut, dann bin ich König von Graudenz". Auch Graudenz hielt sich bis zum Frieden.

Auf dem Hauptschauplatz im Nordosten, in Ostpreußen, geschah nach der Schlacht bei Eylau längere Zeit nichts Entscheidendes. Friedrich Wilhelm brachte den traurigen Winter mit den Seinen in Memel zu, wohin er sich von Königsberg begeben hatte. Im April zeigte sich ein Lichtblick: Zastrow war seit Mitte März tatsächlich beseitigt und Hardenberg wieder an des Königs Seite: sein erstes Verdienst war, daß er im Beisein englischer und schwedischer Bevollmächtigter in dem Vertrag von Bartenstein, 26. April, das russisch-preußische Bündnis erneuerte und der preußischen Politik ein klares Ziel stellte, das freilich für den Augenblick noch nicht erreichbar war: Selbständigkeit der europäischen Staaten, Herstellung der preußischen Monarchie, Neugestaltung Deutschlands in einer verfassungsmäßigen Föderation mit guter militärischer Grenze, Österreich und Preußen in Eintracht, Berichtigung der Verhältnisse Italiens. Allein am 26. Mai fiel Danzig nach einer im ganzen rühmlichen Verteidigung; der Kommandant General Kalkreuth kapitulierte nur auf die Bedingung, die er selbst einst im Jahre 1793 der französischen Garnison von Mainz bewilligt hatte: am 27. zogen die zwölftausend Mann der Besatzung mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen ab. Napoleon hatte jetzt zweihunderttausend gegen hundertzwanzigtausend zur Verfügung: er überschritt die Passarge, die Kämpfe begannen wieder und das Treffen bei Heilsberg am 10. Juni war für die Verbündeten nicht unglücklich und brachte den Franzosen schweren Verlust. Aber am 14., als Napoleon seine Übermacht beisammen hatte, schritt er zum Angriff bei Friedland und diese Schlacht, die ihn — erst um fünf Uhr nachmittags griff er an — noch zwölftausend Mann kostete, entschied. Die Russen und Preußen zogen ab und es blieb nichts übrig, als Friede zu schließen.

Die Russen waren längst unzufrieden mit der Fortsetzung eines Krieges, der für Rußland kein Interesse mehr habe und nur noch aus Freundschaft für den König von Preußen geführt werde, da — und damit hatten sie nicht unrecht — doch nicht mehr zu helfen sei: auch im preußischen Lager mußte man sich sagen, daß

man, am Ende aller Hilfsmittel und Hoffnungen angelangt, auf den letzten Winkel preußischen Bodens beschränkt sei. Dabei erwies sich das russische Heer für die okkupierte Provinz als eine fast noch schlimmere Geißel als das französische, bei dem wenigstens Mannszucht herrschte. Schon unterm 10. März hatte der Generaladjutant Knesebeck geschrieben: „Das Elend ist jetzt auf einen Grad gestiegen, daß es nicht weiter steigen kann, und nichts als die moskowitische Grausamkeit geht noch darüber." Napoleon sah, daß Rußlands und Preußens Interesse nicht mehr zusammenging, und da er alles hatte, was er wollte, war auch ihm und seinem Heer der Friede erwünscht.

Eine Waffenruhe mit vierwöchentlicher Kündigung ward vereinbart und am 25. Juni trafen sich die beiden Kaiser in einem Pavillon, den man bei Tilsit auf einem Floß im Memelflusse aufgeschlagen hatte. Es konnte Napoleon nicht schwer werden, Alexander für ein neues System in Europa zu gewinnen, den gemeinsamen Haß gegen England, die Aussicht, daß sie beide die Herrscherrolle in Europa teilen würden, den Besitz von Finnland, von Polen, der Donaufürstentümer: gemeinsam würden sie beide über dem Frieden der Welt walten. Kein Minister und kein sonstiger Zeuge war bei der Besprechung zugegen und kein Protokoll wurde aufgenommen: wie weit Alexander innerlich gewonnen war, weiß man nicht und er war sich vielleicht damals selbst nicht klar darüber. Am folgenden Tag fand die Zusammenkunft der drei Monarchen statt, bei der Friedrich Wilhelm eine Rolle zu spielen hatte, der der ehrliche, gedrückte, besiegte Mann nicht gewachsen war. Die unglückliche Idee, die Königin Luise von Memel nach Tilsit kommen zu lassen, führte nur zu neuer Demütigung. Die edle, patriotische Frau brachte das Opfer und versuchte bei der Zusammenkunft mit Napoleon — sie fand am 6. Juli statt — ihr Heil mit schüchternen Bitten. Napoleon wahrte diesmal den Anstand besser als in seinen Bulletins: sogar eine Rose, wird erzählt, mußte die Königin aus seiner unreinen Hand entgegennehmen; aber er selbst hatte niemals den Einfluß einer edlen Frauenseele empfinden dürfen und er war

nicht der Mann, einer Regung des Gemüts auch nur ein Dorf von der Kriegsbeute zu opfern. Am 7. Juli ward der Friede zwischen Rußland und Frankreich zu Tilsit geschlossen, und schon seine Form und sein vierter Artikel enthielt eine Beschimpfung Preußens, die sich nicht vergessen ließ. „Der Kaiser Napoleon, aus Rücksicht auf Seine Majestät den Kaiser alles Russenlands — —, willigt ein, Seiner Majestät dem König von Preußen alle nachbenannten eroberten Länder, Städte und Territorien zurückzustellen." Am 9. unterzeichneten die preußischen Bevollmächtigten ihren Frieden, der die wesentlichen Bedingungen in gleicher Fassung wie der russische enthielt. Die zurückgegebenen Provinzen waren das Land östlich der Elbe, die fortan die Grenze bildete, und von diesem Teil wurden noch die polnischen Lande, die bis zum 1. Januar 1772 zur Republik oder dem Königreich Polen gehört hatten, abgetrennt und, zu einem Herzogtum Warschau vereinigt, dem König von Sachsen — diesen Titel führte er jetzt von Napoleons Gnaden — gegeben. Auch die Stadt Danzig mit einem Umkreis von zwei Meilen wurde eine eigene Republik und unter die Protektion von Sachsen und Preußen gestellt, war mithin tatsächlich zur Verfügung Napoleons; an Rußland fiel „zur Abrundung" der preußische Kreis Bialystock, an Sachsen der von Kottbus; dem König von Preußen blieben von 5570 Quadratmeilen und 9743000 Seelen noch 2877 mit 4938000: dies war der Rest, der sich noch mit einigem Recht deutsches Land nennen konnte. Daneben verschwanden fast die übrigen selbstverständlichen Bedingungen, das Abbrechen jeden Verkehrs mit England, die Anerkennung des Rheinbunds, der bonapartistischen Königreiche Holland, Neapel und eines neuen, des Königreichs Westfalen, das aus allerlei Land für den jüngsten Emporkömmling der Familie, Jerome, zurecht gemacht wurde. Die Kriegskosten standen noch aus und bis man über sie sich einigte, blieben die Franzosen im Lande.

Napoleon empfängt in Tilsit die Königin Luise
Gemälde von N. L. F Gosse im Museum zu Versailles

Freiherr vom und zum Stein
Lithographie von Heyne

Fürst von Hardenberg
Kupferstich von Sintzenich

12. Vom Frieden von Tilsit bis zum Frieden von Wien. 1807—1809.

Die gemeinsame Diktatur Frankreichs und Rußlands, Napoleons und Alexanders, machte sich der Welt lediglich in neuen Akten des einen kund, während die Stellung des anderen für Deutschland nur insofern Bedeutung hatte, als er guthieß oder zuließ, was jener zu tun für gut fand. Das erste, womit sich das neue System ankündigte, war das unsinnige, aber sehr lästige Dekret, das schon am 21. November 1806 von Berlin aus die britischen Inseln in Blockadezustand erklärte, jeden Handel und Verkehr mit England untersagte und alles englische Eigentum, das sich im Bereich der napoleonischen Macht befand, zu konfiszieren gebot. Man nannte es die „Kontinentalsperre". Die Engländer erwiderten am 7. Januar 1807, indem sie alle aus französischen Häfen oder aus Häfen der mit Frankreich verbündeten und von ihm abhängigen Länder stammenden Schiffe für gute Prise erklärten: in Zusammenhang damit stand der brutal ausgeführte Gewaltstreich der Beschießung von Kopenhagen und die Wegführung der dänischen Flotte durch England. Dadurch kam eine neue Plage für die europäische Gesellschaft, die Entbehrung der Kolonialwaren, des Zuckers und des Kaffees, und die Quälereien bei Aufspürung der verbotenen Waren, sowie die notwendigen Folgen einer Maßregel, die sich auf eine Küstenlinie von vielen tausend Meilen erstreckte, der kolossale Schmuggel und die Durchstecherei der unteren Behörden. Das System mußte aber erst eine Zeitlang wirken, ehe der deutsche Bürger es am eigenen Leibe spürte; und zunächst war Napoleon noch beschäftigt, den Sieg über Preußen auszubeuten und den Frieden von Tilsit mit dem Schwerte auszulegen. Die Art, wie dies geschah, verlängerte in Wahrheit den Kriegszustand und seine Leiden noch um

mehrere Monate. „Sie glauben gar nicht, was eine Nation aushalten kann," äußerte einmal Daru, der Mann, den Napoleon mit dem Geschäft beauftragte, die durch den Frieden auferlegten Zahlungen einzutreiben, zu denen der Sieger die Rechnungen schrieb.

Diese Zeit der Prüfung, der sechs Jahre zwischen dem Tilsiter Frieden und der Katastrophe von Moskau, bildet einen Wendepunkt in der Geschichte, in der unsere Nation, am äußersten Punkt der Demütigung angelangt, sich wieder auf sich selbst zu besinnen begann, und die Besserung ging von dem halbvernichteten und aufs tiefste erschöpften Preußen aus. Mit schreiender Deutlichkeit hatten sich in dem furchtbaren Jahre die Schäden des Staats gezeigt: die Gebundenheit der Volkskraft, der Druck der noch bestehenden feudalen Ordnungen, der Frondienste, die noch immer auf dem deutschen Landvolk lasteten, das Übermaß der Privilegien von Gilden und Innungen, der Mangel an Selbstregierung und Selbstachtung, die gegenseitige Entfremdung der Volksklassen, die sich namentlich auch beim Heere geltend machte: jetzt waren während des Sommers die Bedrückungen eines erbarmungslosen Siegers und die Roheiten des barbarischen russischen Verbündeten hinzugekommen und es begann das Schlimmste, die Ausführung und Ausbeutung des Sieges. Die Augen richteten sich auf den Freiherrn vom Stein als den rechten Mann für die verzweifelte Lage und trotz der jüngst erlittenen Kränkung schwankte dieser keinen Augenblick und stellte sich zur Verfügung, als der König und die Not des Landes ihn riefen: ein Mann und ein Patriot, kenntnisreich, einsichtig, geraden Verstandes. Wie bei jedem echten Staatsmann verband sich bei ihm der praktische Blick mit den Idealen der Liebe zum Guten und einem kräftigen Haß gegen das Gemeine, das er durchschaute und mit unbestochener Menschenkenntnis bekämpfte. Die Notwendigkeit gründlicher Reformen lag klar am Tage. Zwei zu diesem Zweck von Hardenberg gebildete Immediatkommissionen, eine für die bürgerlichen und eine für die militärischen Geschäfte, waren schon am Werke, bei dem dort die guten Namen Schön, Stägemann, Niebuhr, Klewitz, Altenstein, hier die der Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann auftauchen.

Die Stein und diesen Männern vorschwebende Idee der Reform war die Hebung des sittlichen, religiösen, vaterländischen Geistes durch Weckung der Selbständigkeit und Selbstverantwortung, eine Revolution im vernünftigen und guten Sinn. Mit wenigen Meisterstrichen zeichnet Stein das Wesen eines deutschen Staates — freies Bürgertum, Selbstregierung der Gemeinden und Provinzen, ein Königtum auf ein freies Volk sich stützend, — gegenüber dem in der damaligen Welt allgewaltigen Cäsarismus. In diesem Sinne erging das Edikt vom 9. Oktober 1808 „über den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums", in welchem die Absperrung der Stände aufgehoben wurde — der Edelmann sollte fortan berechtigt sein, bürgerliches Gewerbe zu treiben, Bürger und Bauern sollten adelige Güter erwerben können und die Aufhebung der Erbuntertänigkeit wurde von den Domänen auf das ganze Staatsgebiet ausgedehnt. Man hatte, wie sich denken läßt, bei dem Reformwerk große Schwierigkeiten, zumal man noch die unverschämten Rechnungen der Franzosen, hundertfünfzig Millionen, zu berichtigen und solange, bis Daru und Napoleon befriedigt waren, ihrer hundertsiebenundfünfzigtausend Mann im Lande zu ernähren hatte. Die äußerste Sparsamkeit war geboten und dies erweckte, wie das Edikt selbst, bei den Anhängern des Alten Opposition. Der Bruder des Königs, Prinz Wilhelm, der Ende des Jahres 1807 nach Paris gesandt wurde, fand Napoleon noch unzugänglich: mühsam half man sich weiter, vereinfachte die Verwaltung, wobei Stein sein glänzendes Organisationstalent zur Geltung brachte; „größtmögliche Einheit, Kraft und Regsamkeit" empfahl die Verordnung. Noch bedeutsamer war die Städteordnung vom 19. November 1808, die das letzte war, was Stein noch fertig gebracht hatte, ehe er einem Bubenstück, das keine Ausnahme war, einem auf preußischem Boden abgefangenen Brief und dem mißtrauischen Hasse des französischen Kaisers weichen mußte. Dies Edikt gründete die städtische Selbstverwaltung: gewählte Stadtverordnete, welche die ausübende Behörde, den Magistrat, wählen und für die oberste Spitze, den Bürgermeister, drei Kandidaten zur Auswahl präsentieren und in Deputationen oder

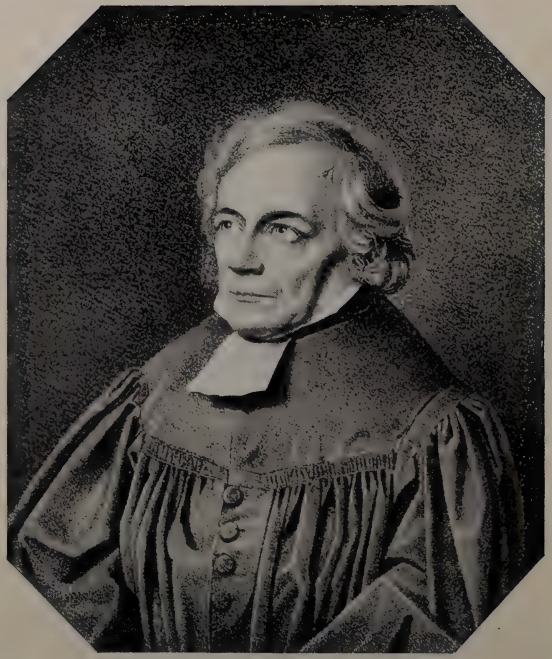
Kommissionen die einzelnen Zweige der Verwaltung beraten: die Ämter, zu deren Annahme jeder Bürger verpflichtet ist, sind Ehrenämter und unbesoldet. Weiter faßte Stein Provinzialstände ins Auge, denen gewisse Zweige der Staatsverwaltung überlassen wurden, und als letztes Reichsstände, Vertreter des ganzen Volks. Die wichtige Frage war damit aufgerollt, die weiterhin Mittelpunkt der politischen Bewegung werden sollte. Damals war es aber vielleicht gut, daß noch keine solchen Stände vorhanden waren, und daß ein monarchischer Wille allein und rasch diese Reformfragen entschied, deren Lösung in einer parlamentarischen Versammlung jedenfalls viel längere Zeit erfordert hätte und weit mehr Zwischenfällen ausgesetzt gewesen wäre. In der kurzen Zeit eines Jahres vom Oktober 1807 bis Oktober 1808 war nicht alles durchführbar; das Reformwerk wurde gehemmt, aber der richtige Weg ward eingeschlagen und ein Grund gelegt, der nicht wieder verrückt werden konnte.

Entsprechend und rascher noch erfolgte die Reorganisation des Heeres, für die der König sich besonders interessierte, durch die Militärorganisationskommission unter Gerhard Johann David von Scharnhorst, der, von Geburt ein Bauernsohn aus dem Hannöverschen und in der hannöverschen Armee emporgekommen, seit 1801 in preußischen Diensten, den Feldzug von 1806 im Generalstab des Herzogs von Braunschweig mitgemacht hatte, ein Mann von unscheinbarem Äußern, von freundlichem, fast kindlichem Wesen, dabei aber Soldat und Mann von unbeugsamer Festigkeit und unerbittlicher Klarheit: unter und neben ihm Gneisenau, Grolmann, Boyen, Clausewitz. Seine Ideen stimmten mit denen Steins überein: wie dieser faßte er die Dinge in der Tiefe und suchte Rettung und Heilung in der Hebung der sittlichen Kräfte. Die Vorschläge der Kommission gingen auf Läuterung des Offizierskorps von unwürdigen Elementen, Wegfall der Vorrechte des Adels und Beseitigung der entehrenden Strafen, Verpflichtung der Offiziere zu freundlichem Benehmen gegen die Mannschaften, Aufhebung der Werbungen im Ausland, Abänderungen in Formation und Einteilung neben Besserung im Gepäck- und Bekleidungswesen. Eine Denkschrift Scharnhorsts vom 31. Juli

August Graf Neidhart von Gneisenau
Lithographie von Schall nach Handzeichnung von F. Krüger

Gerhard Johann David von Scharnhorst
Gleichzeitiges Gemälde

Johann Gottlieb Fichte
Handzeichnung von Bury



Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher
Lithographie von Gentili nach Gemälde von Fr. Krüger

1807 wies auf die Bildung einer Nationalmiliz. Die Grundzüge der neuen Ordnung, die auf Vermehrung und Veredelung der Armee für künftige „große Zwecke" gerichtet war, die man nicht zu nennen brauchte, waren schon vor Ende des Jahres 1807 fertig und erweckten bereits die mißtrauische Aufmerksamkeit Napoleons. Eine neue Verhandlung mit diesem führte zu dem ungünstigen Pariser Vertrag vom Herbst 1808, den der Prinz Wilhelm und der preußische Gesandte unterzeichnen mußten und der die Räumung des Landes an neue demütigende Bedingungen, sieben Etappenstraßen durch preußisches Gebiet und Beschränkung des Heeres auf zweiundvierzigtausend Mann für die nächsten zehn Jahre, knüpfte. Der biegsame Geist Scharnhorsts aber war dem neuen Hemmnis gewachsen: rasche Einexerzierung, rascher Ersatz durch Neuaushebungen nach Entlassung der ersten Schicht, schufen eine in aller Stille heranwachsende Reservearmee. Die ökonomische Not hemmte, aber hinderte nicht und die Hauptsache, die Tatsache einer nationalen Armee, konnte nicht mehr umgestoßen noch gefälscht werden.

Das in dieser Not und Schmach neuerwachte Vaterlandsgefühl verband sich nach deutscher Art mit den philosophischen Ideen der Zeit und gewann Gestalt in bedeutenden Männern wie Johann Gottlieb Fichte, Friedrich Daniel Schleiermacher, Ernst Moritz Arndt und vielen anderen, wobei sich deutlich zeigte, wie durch die erneuerte Poesie und Literatur die führenden Klassen überhaupt einen freieren und höheren Schwung bekommen hatten. Im Winter 1807/8 hielt Fichte in den Räumen der Berliner Akademie vor einem Kreise gebildeter Zuhörer seine „Reden an die deutsche Nation", in denen er mit tiefdringender Beredsamkeit auf die Vaterlandsliebe als die mächtigste unter den Ideen hinwies, die für die Menschheit Bedeutung haben: der in Zeiten wie den damaligen leicht um sich greifenden feigen Weisheit, daß es auf den einzelnen ja doch nicht ankomme, setzte er die kühne und große Wahrheit entgegen, daß im Gegenteil von dem einzelnen das Heil der Welt abhänge: die Person müsse sich der Idee opfern; reines Wollen und strenge Sittlichkeit stellte er einer Staatskunst gegenüber, die er nicht mit Namen

zu nennen brauchte, die nur auf die niedrigen Triebe der Selbstsucht gegründet sei. Von demselben Gedanken, daß ein Volk nicht literarisch fortleben kann, wenn die politische Selbständigkeit ihm verloren ist, war auch der Theologe Schleiermacher getragen, dessen hochstrebender und scharfblickender Geist nicht am preußischen Staate verzweifelte, und der weltklugen Selbstsucht gegenüber sich der Zeit freute, wo es wieder Märtyrer geben werde. Von ernstester Gegnerschaft gegen Napoleon erfüllt war Arndts Buch „Vom Geist der Zeit", dessen erster Teil 1806 erschien und seinen Verfasser zur Flucht nach Schweden nötigte. Auf die Gedanken und Stimmungen, die die Schriften dieser Männer verbreiteten, gründete sich, im Frühling 1808 von Königsberg ausgehend, ein Verein, der sich in den Kreisen der Gebildeten aller Stände ausbreitete, jedoch nie mehr als drei- bis vierhundert Mitglieder gezählt hat: der Tugendbund, dessen bloßer Name schon den Franzosen und ihrem Beherrscher Mißtrauen erweckte, in das sich schon eine geheime Furcht mischte. Nach romanischer Weise witterten sie etwas wie Verschwörung, wo nur eine gemeinsame Idee die Geister verband und erhob. Wenn auch der König unter dem Druck der französischen Machthaber bald zur Auflösung dieses Vereins schritt, konnte die einmal angefachte Bewegung doch nicht mehr unterdrückt werden. Erwähnung verdient auch, daß gegenüber dem mattherzigen und weichlichen Philistertum die körperliche Rüstigkeit wieder im Preise stand: seit 1809 entfaltete Ludwig Friedrich Jahn (geb. 1778) seine heilsame Tätigkeit auf dem Turnplatz der Hasenheide zu Berlin und setzte ihr zugleich als Ziel die Heranbildung von Vaterlandsverteidigern.

In den Staaten des Rheinbundes befestigte sich unterdessen das neue französische System, das man im allgemeinen als einen aufgeklärten Despotismus bezeichnen kann, mit allerlei Modifikationen, bei denen teils der Despotismus und teils die Aufklärung das bestimmende Moment war. In Bayern regierte ein braver und gutmütiger König, Maximilian Joseph I, und ein energischer und despotischer Minister, Montgelas. Das Land wurde neu organisiert, eine neue Kreiseinteilung eingeführt und es gab sogar eine

Konstitutionsurkunde vom 1. Mai 1808; dem pfäffischen Wesen ward das Rückgrat gebrochen, gegen die geistlichen Körperschaften schonungslos verfahren, bureaukratisch uniformiert; man berief, um den wissenschaftlichen Sinn zu beleben und Reformen in der Justiz durchzuführen, fähige Männer aus anderen deutschen Staaten, dachte an Einführung des Code Napoléon, und gestaltete so das alte Staatswesen in Bayern und seinen neuerworbenen Gebieten um unter zähem Widerstreben des konfessionellen und partikularistischen bajuwarischen Elements, das sich noch lange nicht besiegt gab.

In Württemberg überwog der nackte Despotismus, der in der Sultansnatur des Königs Friedrich sich verkörperte und bei Fortdauer alter Mißstände neue hinzufügte. Die alte Landesverfassung ward aufgehoben, der Adel niedergehalten, über die Untertanen mit brutaler Willkür verfügt, Auswanderung verboten und Bittschriften in dieser Sache untersagt; alles, selbst Reisen von wenigen Tagen, war von der Erlaubnis des Königs abhängig gemacht; dagegen wurde der Jagdunfug wieder bis zum Ungeheuerlichen gesteigert und zu den großen Jagden des Königs die Bauern in weiter Umgebung aufgeboten: der König war wie ein Feind gefürchtet, um so mehr, als er zugleich ein fähiger, kluger, energischer Mann und mit dem französischen Regiment in engem Einverständnis war.

Anders in Baden, wo der Kurfürst Karl Friedrich das Gute und Freisinnige der neuen Zeit annahm, Schule und Kirche in humanem Geist verwaltet wurde und überhaupt der Geist eines verständigen und milden Absolutismus waltete, der freilich das Land nicht vor Ausbeutung für die Zwecke des großen Protektors schützen konnte.

Besonders eigentümlich gestalteten sich die Dinge in dem neuen, durch kaiserliches Dekret vom 18. August 1807 geschaffenen Königreich Westfalen, dessen Krone der leichtfertige, liederliche, sonst aber nicht bösartige Jerome, das verzogene Kind der Familie Bonaparte, erhielt. Es war ein aus dem alten Hessen, aus Stücken der preußischen Beute und zahlreichen Flicken anderer deutschen Gebiete zusammengesetztes Reich von sechshundertachtundachtzig Quadrat-

meilen mit zwei Millionen Einwohnern. Die Hälfte der Domänen behielt Napoleon sich selbst vor, um damit, ein beliebtes und auch wirksames Regierungsmittel, verdiente Generale oder andere hohe Beamte seines Reichs zu belohnen. Noch am 15. November 1807 wurde die Konstitution für das neue Königreich unterzeichnet, von der er erwartete, daß sie eine breitere Grenze gegen Preußen sein werde als die Elbe. Auch gab er dem leichtfertigen Knaben vertrauliche Instruktionen, die gut waren: eine Art liberaler Musterstaat, ein moderner Staat nach vernünftigen Prinzipien sollte dies Königreich werden, und in der Tat beseitigte die neue Verwaltungsorganisation allerlei Mißbräuche und alten Unfug. Am 2. Juli 1808 wurden nach der Verfassung die Reichsstände eröffnet; ein namhafter deutscher Mann, der sich wie viele von der großen Persönlichkeit des Kaisers und seiner eigenen Eitelkeit hatte gewinnen lassen, der schon genannte Johannes Müller, hatte die Gelegenheit, als westfälischer Minister dabei seine Rhetorik schimmern zu lassen. Am 10. Dezember 1807 war Jerome eingezogen und es begann nun lustig zuzugehen im Schlosse zu Kassel, wo der neue König, der mit einer Tochter des württembergischen Königs vermählt wurde, ein paar Millionen zu verzehren hatte; man muß es ihm nachrühmen, daß er diese freigebig mit dem vornehmen und geringen Gesindel teilte, das von allen Seiten dem neuen Capua zuzog; die Luxusgewerbe, die Friseure, Köche, Tanzlehrer, hielten ihre Ernte und auch die französischen Sprachlehrer. In Ladenschildern und Geschäftsbezeichnungen trug Kassel, freilich aber auch noch manche andere deutsche Stadt, noch lange den Firnis der französischen Sprache.

Das napoleonische „System“ entfaltete sich weiter. Im Dezember 1807 wurde das ephemere Königreich Etrurien dem französischen Reiche einverleibt, im Februar 1808 vergriff Napoleon sich am Papste, der seinen König von Neapel und die Kontinentalsperre nicht annehmen wollte; die Franzosen besetzten Rom. Im März wurde ein neuer Baustein in das Gebäude der napoleonischen Regierungsmacht eingefügt — die kaiserliche Universität in Paris, welche den ganzen Unterricht und das Geistesleben der Nation reglementierte

und selbst den Elementarunterricht, zu dessen Erteilung die Ermächtigung dort erlangt werden mußte, wie alles auf diesem weiten und wichtigen Gebiete den kaiserlichen Intentionen unterwürfig hielt. Der neue Adel der Herzoge und Barone des Schwertes und der geschickt geführten Unterhandlungen oder des Polizeidienstes entfaltete sich und schob sich mit mehr oder weniger Geschick dem alten Adel und seinen Formen an die Seite, der seinerseits auch nicht spröde war: und im Süden, auf der pyrenäischen Halbinsel, in Spanien war längst eine Kette neuer Gewalttaten im Gange, die dem Genie des Gewaltigen neue Siege versprach.

So war seine Stellung überaus glänzend und blendend und großartig entfaltete sich dieser Glanz auf dem Kongresse zu Erfurt, wo vom 17. September bis 14. Oktober 1808 eine Fürstenversammlung ohnegleichen um den Sohn des korsischen Advokaten sich drängte. Es war eine Zusammenkunft zwischen den beiden Verbündeten von Tilsit: diese Verbindung zwischen Alexander und Napoleon nahm den Schein einer engen Freundschaft an, wobei beide ihre Rolle gut spielten, und außerdem war es eine große Musterung der Vasallen, der Rheinbundfürsten und der ganzen erlauchten Gefolgschaft Napoleons. Kaiser Franz von Österreich ließ sich durch einen Gesandten, General Vincent, Preußen durch den Prinzen Wilhelm vertreten. Die Festlichkeiten und die interessierte Unterwürfigkeit und gemachte Begeisterung der Bürgerschaft, die Aufführungen der französischen Schauspieler vor „einem Parterre von Königen", die Audienz vom 2. Oktober, in der der größte Mann des Jahrhunderts Goethe empfing und die dem Dichter, wie sehr begreiflich, einen großen Eindruck machte, der Orden der Ehrenlegion, mit dem er ihn und Wieland schmückte, die Jagd in der Gegend des Schlachtfelds von Jena, wo Napoleon sich als ein von seinen Jagdgenossen gefürchteter schlechter Schütze zeigte — das alles gab reichen Stoff zu Bonmots und Anekdoten, berührt aber die Geschichte unseres Volkes nicht weiter. Zwischen Alexander und Napoleon wurden ernsthafte politische Geschäfte besprochen: beide gaben sich die Miene, den

Frieden, so wie er in den Tilsiter Papieren stand, zu fördern, und richteten dementsprechend auch einen Friedensantrag nach England, der natürlich zu nichts führte: so wenig als die Bemühungen Alexanders, für Preußen den Kaiser günstiger zu stimmen, der sich nur zu einem Nachlaß von zwanzig Millionen an seinen horrenden Rechnungen herbeiließ. Die Erwerbung von Finnland von Schweden, der Moldau und Walachei von der Türkei wurde Rußland zugesichert, die neuesten Taten Napoleons, das spanische Königtum seines Bruders Joseph von Rußland anerkannt.

Am 29. Oktober verließ Napoleon die Stadt, um sich an die Spitze der großen Armee von zweihunderttausend Mann zu setzen, die er hatte aufbieten müssen, um das Werk zu vollenden, das er in Spanien begonnen hatte. Diese spanischen Ereignisse sind nur insofern für Deutschland und seine Geschichte von Wichtigkeit, als bei den dortigen Kämpfen viele Tausende deutscher Krieger im Dienste einer schlechthin fremden Sache und eines fremden Despoten den Untergang fanden, und als hier in Spanien zuerst ein Widerstand neuer Art diesem Despotismus entgegentrat, der überall und auch in Deutschland den Weg zeigte, auf dem das tyrannische Joch gebrochen werden könne, das auf dem ganzen Weltteile, zumeist aber auf Deutschland lastete, und für das keine Wohltaten im einzelnen entschädigen konnten. Hier kann nur die Summe der Ereignisse gezogen werden, die sich in Spanien begeben hatten. Napoleon machte sich die Zerrüttung im regierenden Hause der Bourbonen zunutze, um erst im Bunde mit dem König Karl IV und dem mächtigen Günstling seiner Gemahlin Maria Luise, Godoy, das mit England befreundete Portugal zu teilen, dann, damit im Zusammenhang, ein Heer von achtzigtausend Mann über die Pyrenäen zu senden, das sich in den nördlichen Provinzen ausbreitete, um die Angliederung des Landes an Frankreich vorzubereiten. In Madrid brach infolge der französischen Okkupation eine Empörung gegen jenen Günstling aus, die König Karl zur Abdankung zugunsten seines Sohnes Ferdinand veranlaßte. Als dieser letztere sich von Napoleon zu einer Reise nach Bayonne be-

wegen ließ, wo der Kaiser sich befand, und wohin auch Karl IV kam — er hatte mittlerweile seine Abdankung widerrufen —, hatte Napoleon sein Ziel erreicht. Er sah sich zum Schiedsrichter in dem niederträchtigen Familienzwist eines verkommenen Hauses berufen und wußte binnen kurzem die Erklärung des Vaters und des Sohnes zu erpressen und zu erschleichen, daß sie ihrer Gewalt zu seinen Gunsten entsagen und sich nach Frankreich zurückziehen wollten; noch im Juni 1808 machte er dann seinen Bruder Joseph zum König in Spanien, dem in Neapel der Großherzog von Berg, Joachim Murat, folgte. Bald aber vernahm man, daß damit die Sache erst begann, daß ein Aufstand des Volkes ausgebrochen sei und organisiert werde; — daß am 20. Juli bei Baylen in Andalusien eine französische Division von fünfzehntausend Mann, von spanischen Streitkräften umringt, die Waffen habe strecken müssen und bald darauf im August der König Joseph aus Madrid geflohen sei; — daß allenthalben auf dem spanischen Boden die Juntas gegen die verhaßten Ketzer und Fremdlinge sich erhoben, der Aufstand aber von den Engländern tatkräftig mit einem Heere unterstützt werde; — daß die spanischen Truppen unter La Romana, die auf dänischem Boden standen, wohin sie Napoleon zur Führung des Krieges gegen Gustav IV von Schweden entsandt hatte, eigenmächtig und glücklich in ihre Heimat zurückgekehrt seien. Weiter vernahm man, daß auch das französische Heer in Portugal unter Junot gegenüber den Engländern unter Artur Wellesley, dem nachmaligen Lord Wellington, sowie den spanischen und portugiesischen Aufständischen die Kapitulation von Cintra habe abschließen müssen und daß mithin das portugiesische Abenteuer mißglückt sei. Der Volkskrieg, der „Krieg im kleinen", Guerilla, im ganzen Lande dauerte fort und er wurde, mit wildem Fanatismus und großer Grausamkeit geführt, den Franzosen gefährlich. Unter der wachsenden Zahl der heimlichen Gegner der Franzosenherrschaft in ganz Europa erhob sich eine gewaltige Begeisterung für diese spanischen Freiheitskämpfer und man kümmerte sich wenig darum, daß es nicht die Freiheit war, die diesen Kämpfern das Schwert in die Hand drückte, sondern vielmehr der

instinktive Widerwille gegen die Fremden und der wütende Haß gegen die Ketzer, geschürt von der Geistlichkeit und den zahllosen Mönchen dieses zurückgebliebenen Landes. Doch lebte in der spanischen Nation trotz der Jahrhunderte dauernden Mißregierung auch noch ein Rest des alten Stolzes, der sich aufbäumte über die Geringschätzung, mit der der französische Despot über ihr Staatswesen verfügen zu können meinte. Bald aber wandte sich das Blatt, als Napoleon selbst an der Spitze von zweihunderttausend Franzosen und Verbündeten erschien, und man hörte jetzt wieder von großen und leichten Siegen und von staunenswerten Stücken militärischer Bravour; es gab dabei zu denken, daß er Muße fand, mitten in diesem Krieg sich eines anderen Feindes, des Freiherrn vom Stein, zu erinnern, den er — nachdem dieser bereits im November vor dem Mißtrauen der Franzosen und, es ist schmerzlich zu sagen, den Intrigen und dem Haß der Privilegierten und Anhänger des Alten im eigenen Lande, von seiner Stellung in Preußen zurückgetreten war und sich auf seine Burg im Nassauischen zurückgezogen hatte, — in einem Dekret Madrid 16. Dezember als Feind Frankreichs und des Rheinbundes erklärte und ihn, le nommé Stein, wo er zu erreichen sei, zu verhaften befahl. Am Ende des Jahres hatte Napoleon sein Ziel erreicht, war in Madrid eingezogen und schaffte hier, sehr zeitgemäß, aber dem Genius des fanatisch aufgeregten Volkes nicht zu Danke, das Inquisitionstribunal und zwei Dritteile der Klöster ab: am 22. Januar 1809 zog Joseph wieder in Madrid ein, unterstützt von den wenigen Spaniern, welche der verbrauchten Rasse der Bourbonen gegenüber eine neue Dynastie und zeitgemäße Reformen nicht ungern gesehen hätten.

Napoleon selbst war am 17. nach Paris zurückgekehrt: er mußte das Land den Wechselfällen eines unlöschbaren Krieges zurücklassen, in dem die Franzosen nur augenblicklich die Oberhand hatten. Die Natur dieses Volkes und dieses Kampfes war ihm nicht unbewußt, und daß seine Lehren auch in Deutschland und sonst nicht verloren waren, sollte er alsbald und an einer Stelle, wo man es am wenigsten erwartet hätte, erfahren.

Es war Österreich, das den Kampf aufnahm, der Napoleon in diesem Augenblick, wo er sich selbst sagen mußte, daß sein Werk auf der pyrenäischen Halbinsel noch auf einem sehr schwachen Grunde stand, sehr ungelegen kam. Aber den Krieg durch einiges Maßhalten zu verhindern, war er, schon von der Ate gefaßt und von der eigenen Größe trunken, nicht fähig. Der Kaiser Franz und die mächtige Aristokratie, welche dieses Land regierte, haßten Napoleon und auch im Volke hatte man einen patriotischen Aufschwung zu bemerken. Die Kontinentalsperre, der sich auch Österreich unterwerfen mußte, schädigte den Handel Österreichs aufs schwerste und erweckte weitgehende Unzufriedenheit. Dazu kam, daß der Imperator entgegen den Bestimmungen des Preßburger Friedens die französische Besatzung in der Festung Braunau nicht zurückzog; die Verweigerung der Rückgabe der Bocche di Cattaro erweckte den Anschein, als sollte Österreich vom Zugang zum Meer ganz abgeschnitten werden. Eine französische Partei gab es hier nicht, die Cobenzl und Thugut waren unmöglich geworden, und die auswärtigen Angelegenheiten leitete jetzt Graf Philipp Stadion, der, aus rhätischem Geschlecht und von Abkunft Reichsritter wie Stein, ein Mann von ernsthaftem Wesen, früher Gesandter in England, freierer Gesichtspunkte und eines echten Patriotismus fähig war. Eine so tiefe und eingreifende Neugestaltung und Änderung des Volksgeistes wie in Preußen und dem von protestantischem Ernst der Gesinnung erfüllten oder wenigstens überall berührten Norddeutschland, war allerdings auf diesem Boden nicht möglich, aber der Preßburger Friede, dessen Verluste nicht zu verschmerzen waren, hatte wenigstens eine ernsthafte Reform des Heerwesens zur Notwendigkeit gemacht und der Erzherzog Karl stellte sich diesem Werke zur Verfügung. Eine Landwehr neben dem stehenden Heer, in diesem Lande ein neuer Gedanke, eine „Landmiliz", bloß zur Verteidigung des vaterländischen Bodens „abzweckend", ward gebildet und ein neuer Geist erwachte in dieser sonst so gemächlich dahinlebenden Bevölkerung. Patriotische Gedichte, Landwehrlieder erklangen und gewandte und geistvolle Schriftsteller aus dem Reiche, wie Friedrich Gentz und

Friedrich Schlegel, beide prinzipielle Gegner der Revolution, stellten sich und ihre Feder in den Dienst der Kriegspartei, der auch die zweite Gemahlin des Kaisers, Maria Ludovika, Tochter des Erzherzogs Ferdinand von Modena, angehörte und der auch der reiche Hochadel Österreichs seine patriotischen Opfer darbot. Auch die Nachrichten aus Spanien fanden ihren Weg und regten eine Art katholischen Gemeingefühls auf. Für einen Augenblick verschwand selbst der alte Gegensatz gegen Preußen, auf dessen Bundesgenossenschaft im rechten Augenblick man zählen zu dürfen glaubte und mit dessen Patrioten — darunter auch dem unglücklichen Dichter Heinrich von Kleist, der damals seinen Wohnsitz in Prag aufgeschlagen hatte und ebenfalls im Dienst der patriotischen Publizistik tätig war, — ein geheimer Verkehr bestand. Napoleon merkte die veränderte Stimmung wohl. Noch vor dem Erfurter Kongreß warnte er in einer Anrede den österreichischen Gesandten Metternich und traf auch das Richtige: Österreich werde den Krieg beginnen ohne einen Verbündeten auf dem Festland. Nach seiner Rückkehr aus Spanien wünschte er und hatte Ursache, den Krieg zu vermeiden, aber er traf gleichwohl seine Maßregeln und mahnte die Rheinbundfürsten, ihre Kontingente bereit zu halten. In Österreich hinderte oder hemmte die allezeit traurige Finanzlage und die keines Enthusiasmus fähige Natur des Kaisers ein rasches Losschlagen. Aber die Stimmung, die sich auf Fahnenweihen und bei anderen patriotischen Kundgebungen genährt hatte, drängte weiter und seit März war jede Stunde der Ausbruch des Krieges zu erwarten. Erst am 6. April 1809 aber erschien der von Gentz oder Fr. Schlegel verfaßte Heerbefehl des Erzherzogs Karl, der eine in Österreich unerhörte Sprache und Beredsamkeit entfaltete, von Erlösung der deutschen Brüder, die noch in den feindlichen Reihen stünden, sprach und das stolze Wort erklingen ließ: „Die Freiheit Europas hat sich unter eure Fahnen geflüchtet."

Und in der Tat, ein Großes begab sich, ein Volkskrieg in einem der von Österreich im letzten Frieden losgetrennten Länder — in Tirol. Von dem Volk der Tiroler, das nach Art bäuerlicher Be-

völkerungen Neuerungen überhaupt abgeneigt war, wurde der durch den letzten Frieden herbeigeführte Wechsel der Herrschaft ungern ertragen. Auf alte Mißbräuche hatte man sich eingerichtet und empfand sie wenig und vom Fortschreiten mit der Zeit wollte man nichts wissen und verstand auch davon nichts. Die Geduld, die hier vor allem nötig gewesen wäre, fehlte der bayerischen Regierung und ihren Beamten, die mit bureaukratischer Plumpheit und Selbstgefälligkeit in die Gewohnheiten der Bauern eingriffen und es insbesondere mit der Geistlichkeit verdarben, von der jene völlig abhängig waren. Die Neuerungen, die Montgelas einführte, verlangten oder gingen davon aus, daß die Pfarrer den Verwaltungsstellen zu gehorchen hätten, auch wenn deren Befehle den Ordinariaten, d. h. den geistlichen Oberen, nicht vorgelegen hatten. Die Bischöfe von Trient, Chur und Brixen widersetzten sich und wurden, Oktober 1807, aus dem Lande gebracht; ein barscher Spezialkommissar traf ein, um mit Temporaliensperre und anderem die widerspenstige Geistlichkeit zur Ordnung zu bringen. Neue Steuern und allerlei kleinliche Maßregeln und Polizeiverordnungen steigerten die Unzufriedenheit. Man idealisierte sich die früheren Zustände, man unterhielt insgeheim Verbindungen mit der österreichischen Kriegspartei, und einer besonderen Popularität im Lande erfreute sich der Erzherzog Johann: im Januar waren einige der populären Führer und Volksmänner in Wien. In tiefem Geheimnis spann sich die Verschwörung an und breitete sich, ohne daß die bayerische Verwaltung es gewahrte, über das Land aus. In der zweiten Woche des April sollte losgeschlagen werden und der österreichische General Chasteler zur Verstärkung der bäuerlichen Streitkräfte eine Truppenmacht von zehntausend Mann aus Kärnten durchs Pustertal heranführen. So geschah es und sein Marsch am 9. April war ein Triumphzug. Die bayerische Regierung aber war völlig überrascht, als jetzt überall die Laufzettel „Im Namen des Erzherzogs Johann, es ist Zeit!“ von Hand zu Hand und von Dorf zu Dorf gingen: so gut war das Geheimnis, das ungezählte Tausende teilten, gewahrt geblieben und schon zwei Tage später war

man im Kampfe. Die im Lande liegenden bayerischen und französischen Truppen waren in übler Lage: am 12. kapitulierte die Besatzung von Innsbruck; am folgenden Tage wollten sich, ohne Kenntnis von dem, was geschehen war, vom Brenner herkommend, die Franzosen unter Bisson mit der Besatzung von Innsbruck vereinigen: von allen Seiten bekämpft, beschossen, umringt, mußten sie am Berge Isel kapitulieren. Zwei Generale, Bisson und Wrede, zweiunddreißig Offiziere, dreitausendachthundertsechzig Bayern, zweitausendundfünfzig Franzosen mußten vor den Tiroler Bauern und ihren Führern Straub, Speckbacher, Martin Teimer, Andreas Hofer, dem Sandwirt vom Passeiertal, die Waffen strecken. In einem Augenblick schien das alte Tirol wiederhergestellt und am 15. zogen auch die österreichischen Truppen in Innsbruck ein. Auch im Vintschgau und im Etschtal erhoben sich die Bauern und bis nach Trient und Roveredo erstreckte sich der Abfall.

Unterdessen hatte auch der Krieg auf dem Hauptschauplatze an der Donau, aber nicht mit gleichem Glück, begonnen. Nach österreichischer Gewohnheit hatte man zu lange gezögert, während es bei raschem Zugreifen möglich gewesen wäre, die unfertigen französischen Streitkräfte zu verwirren und zu schlagen. Anders Napoleon. Am 17. April traf er in Donauwörth ein und ermutigte durch seine Gegenwart und seine stolzen Tagesbefehle die Armee, die er hier konzentriert hatte, dabei auch wieder die Bayern und die Württemberger, die auf ihren Dienst unter den Fahnen des großen Kriegsfürsten stolz waren. Und nun erfolgte in der Gegend zwischen der Donau und unteren Isar in den Tagen vom 19. bis 23. April bei Tann, Abensberg, Eggmühl, bei Landshut und Regensburg Schlag auf Schlag eine Reihe von Kämpfen, bei denen die Österreicher allerdings eine rühmliche Tapferkeit bewiesen, auch keine so groben Fehler machten wie im vorigen Kriege, deren Verluste aber doch denen einer großen Schlacht gleichkamen und deren Ergebnis war, daß die von hundertfünfundsechzigtausend auf hundertneuntausend zusammengeschmolzene Armee über die Donau zurück den Rückzug nach Böhmen nehmen und den Weg nach

Wien abermals freigeben mußte. Napoleon war sehr stolz auf diesen Feldzug von fünf Tagen und sein Glück blieb ihm darin treu, daß der Erzherzog Karl in jenen Tagen sich nicht in seiner früheren Tüchtigkeit zeigte. Er soll krank gewesen sein: aber er teilte ohnehin die zuversichtliche Stimmung nicht, mit der das Heer ausgezogen war; er gehörte zu den Menschen, auf die eine solche zuversichtliche Stimmung der Umgebung, indem sie bei ihnen die Vorsicht und den Zweifel weckt, eher lähmend als ermutigend wirkt. Der unglückliche Anfang machte auch die Erfolge auf den Nebenschauplätzen des Krieges unfruchtbar: so den Sieg, den der Erzherzog Johann am 16. April gegen den Vizekönig von Italien, Eugen Beauharnais, bei Sacile gewann und der die Franzosen fünftausend Tote und Verwundete nebst sechstausend Gefangenen kostete, sowie die Einnahme von Warschau durch den Erzherzog Ferdinand gegen die Feinde im Norden, die Polen, am 20. Auch die Regungen im Reich, die ersten Versuche einer Volkserhebung, die hier gegen die Fremdherrschaft unternommen wurden, der Handstreich, mit dem ein früherer preußischer Offizier von Katt sich Magdeburgs zu bemächtigen dachte, und die ernsthaftere Schilderhebung, die der Oberst Dörnberg in Hessen gegen Jerome versuchte, scheiterten noch in den letzten Tagen des April: auch der tragische Ausgang des Abenteuers von Schill fällt in diese Zeit. Wir sind diesem kühnen Soldaten bei der Belagerung von Kolberg begegnet. Das Publikum hatte ihn seit der Zeit einigermaßen verwöhnt, der König ihn außer der Reihe zum Major gemacht. Wie mancher wiegte er sich in Täuschungen über Stärke und Ausdehnung der Volksstimmung in Deutschland: am 28. April 1809 führte er sein Regiment von Berlin durch das Hallische Tor hinaus wie zu einer Übung und eröffnete seinen Reitern dann seinen Entschluß, der nicht mehr noch weniger als die Befreiung Deutschlands meinte. Mit gemischten Empfindungen, einesteils des Erstaunens über die Verwegenheit des Wagnisses, andernteils der Bewunderung des kühnen und rücksichtslosen Soldatenmuts, der auch seine Genossen mit fortzureißen und die eigene Begeisterung auf sie zu verpflanzen wußte, folgt man den

Schicksalen des Unternehmens: den ersten Erfolgen, dem Zuzug, den Schill bald fand, seiner Desavouierung durch die Regierung, seinem Aufruf vom 2. Mai, der ganz Deutschland zur Erhebung aufforderte; weiterhin der Wirkung der ungünstigen Nachrichten von der Donau: wie Napoleon ihn als Räuber ächtete und der König von Westfalen auf ihn Jagd zu machen befahl; den Kämpfen mit westfälischen Truppen in der Nähe von Magdeburg. Schill faßte den Entschluß, sich mit seinen Tapfern nach Stralsund zu werfen und aus dieser Stadt ein zweites Saragossa zu machen — die heroische Verteidigung dieser spanischen Stadt und ihrer Helden war zurzeit in aller Munde. Tatsächlich gelang es ihm, sich hier festzusetzen, und er und seine Leute faßten neuen Mut; aber nun drangen die Feinde, holländische, oldenburgische, dänische Truppen, von allen Seiten heran. Mit der gewaltigen Übermacht kämpften die wenigen Tapferen, noch etliche hundert Mann zählend, in den Straßen einen verlorenen Kampf; den kühnen Reiter selbst traf der Säbelhieb eines dänischen Husaren und die Kugel eines holländischen Jägers, 31. Mai: elf Offiziere und fünfhundertsiebenundfünfzig Mann gerieten in Gefangenschaft und waren in den Händen des Rachsüchtigen, der keine Gnade kannte. In der Weise altgallischer Barbaren wurde noch an der Leiche des tapferen Führers gefrevelt, als sie rekognosziert war; die gefangenen Offiziere, elf an der Zahl, wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und zu Wesel erschossen: die braven Jünglinge starben mit einem Hoch auf ihren König und mit unverbundenen Augen. Die in Gefangenschaft geratenen Mannschaften des Schillschen Korps wurden auf französische Galeeren gebracht und nur wenige sahen ihr Vaterland wieder.

Die Hauptmacht der Franzosen, die Korps Lannes, Bessieres, Vandamme, Massena, erreichten am 10. Mai Wien, das so zum zweiten Male, aber weniger schmählich als im Jahre 1805, sie als Sieger sah. Wieder nahm Napoleon sein Quartier zu Schönbrunn. Er erließ am 15. eine Proklamation, in der er in dem theatralischen auf französische Leser wirkenden Ton, der in der Revolution ausgebildet und ihrem Erben übermacht worden war, die Ungarn auf-

forderte, einen Nationalreichstag auf dem Felde von Rakos zu versammeln und sich einen König zu geben, der nur ihrer Wahl seine Krone verdanke. Sie machte keinen Eindruck: der Kampf zog sich nach der Gegend bei Wien, dem schicksalvollen Marchfeld. Der Erzherzog war von Böhmen herangekommen und seine achtzigtausend Österreicher, mit denen sich General Hiller, vor dem vordringenden französischen Heere weichend, vereinigt hatte, standen am linken Ufer der Donau, wo Napoleon nicht zögerte, die Entscheidung zu suchen. Etwas unterhalb von Wien bei der Insel Lobau überschritt Napoleon den Strom, nachdem auch er seine Streitkräfte zusammengezogen hatte, neunzigtausend, — und hier auf dem linken Ufer bei den Dörfern Aspern und Eßling wurde die große Schlacht geschlagen, die Napoleon verlor. Am Mittag des 21. Mai hatten die Franzosen den Übergang vollendet und die beiden Dörfer besetzt und bis zum Abend wogte, für die Österreicher nicht ungünstig, ein heftiger Kampf, der am frühen Morgen des 22. sich erneuerte. In stets erneuerten Angriffen wurde um das Dorf Aspern gerungen: die Entscheidung erfolgte im Zentrum, der Erzherzog selbst ergriff die Fahne eines Regiments: auf französischer Seite zeigte sich Erschöpfung und die Munition wurde knapp: seit dem Nachmittag war der Rückzug nach der Insel notwendig und beschlossen, den Massena leitete; Lannes und noch zwei Generäle waren gefallen. Die Franzosen, auf der kleinen Insel zusammengedrängt, verbrachten eine böse Nacht und Kundige glauben, daß bei kraftvollem Handeln der Österreicher das Heer verloren gewesen wäre; wenn es gelang, die Verbindung der Insel mit dem rechten Ufer zu zerstören, hätte der Hunger sie bezwungen. Aber auch so war der Erfolg groß: der Unüberwindliche hatte einen ersten Fehlschlag gemacht und einen falschen Schritt getan, den, wie er nachher selbst sagte, jeder Kadett vermieden hätte, und den er nur gewagt habe, weil er in zehn Jahren den Gegner kennen gelernt habe. Der Verlust der Franzosen wird verschieden angegeben, die Mitte gibt dreißigtausend, doch auch das österreichische Heer hatte dreiundzwanzigtausend Mann eingebüßt.

In Tirol hatten mittlerweile die Franzosen und Bayern den Versuch gemacht, das Land zurückzuerobern. Geführt von Lefevre und Wrede zogen sie das Inntal herauf, Innsbruck zu, unter heftigem Kampf gegen Chasteler und die Bauern, erst nach dem fünften Angriff erstürmte Wrede den Strubpaß und mußte alsdann die Greuel mit ansehen, die seine Division in dem Flecken Schwatz verübte, der in Brand gesteckt wurde, wodurch dann auch die Rache der Bauern, die bisher verhältnismäßig menschlich verfahren waren, zu gleichen Schandtaten gereizt ward. Chasteler fühlte sich als Führer der aufständischen Bauern nicht recht an seinem Platz und zog mit der österreichischen Streitmacht über den Brenner ab; unterwegs erfuhr er, daß Napoleon unter einer Motivierung von schamloser Lügenhaftigkeit ihn geächtet habe. Die Bauern waren nun auf sich selbst angewiesen: es wurde über die Unterwerfung unterhandelt, am 19. Mai zogen die Bayern in Innsbruck ein und Marschall Lefevre hielt die Sache für beendigt: allein Hofer, der jetzt eine große Autorität ausübte, und sein Adjutant Eisenstecken sammelten die Scharen wieder, die sich zum Teil zerstreut hatten, ordneten sie aufs neue auf den Höhen um Innsbruck, griffen am 25. die Truppen unter Wredes Nachfolger, General Deroy, an, der nun wohl sah, daß die Sache noch nicht zu Ende war. Am 29. siegten die Tiroler, von einer kleinen Abteilung österreichischer Truppen unterstützt, unter ihren Führern Hofer, Straub, Speckbacher in der großen Bauernschlacht am Berge Isel gegen die siebentausend Bayern: ihr Sieg zwang Deroy — es war erst elf Tage nach dem Einzug in Innsbruck — die Hauptstadt Tirols wieder zu räumen und abzuziehen. Am gleichen Tage hatte sich auch Vorarlberg frei gemacht.

Die Folgen dieser glücklichen Erhebung waren nicht gering: sie bedrohte die südwestlichen Gebiete des Rheinbundes und in Mitteldeutschland bildete der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, von Patriotismus und Rache getrieben, eine kleine Macht, die man im Volk das Korps der Rache oder nach ihrer Uniform die Schwarzen nannte, und die, durch Zuzug von allen Seiten gestärkt, schon am 11. Juni zehntausend Mann an der säch-

sischen Grenze vereinigte. Der Herzog rief das sächsische Volk, freilich vergeblich, zum Kampfe auf, zog am 11. Juni in Dresden ein und erhielt Hilfe von österreichischen Truppen, die indes wenig wert war; am 22. war er in Leipzig; dann im Fränkischen, in Nürnberg: und allenthalben regte sich Sympathie und Patriotismus; im Gebiet des württembergischen Sultans, in Mergentheim, seiner neuen Besitzung, erhob sich ein Aufstand, der mit großer Brutalität niedergeschlagen wurde, und in Hessen wagte ein fünfundsiebzigjähriger Veteran, ein Oberst Emmerich, einen neuen Versuch auf den Wegen Dörnbergs und freilich mit noch geringerem Erfolg. Er wurde erschossen — ohne Binde vor den Augen, wie erzählt wird, und mit der Tabakspfeife in der Hand brach er zusammen.

In Preußen regte der Ausgang der Schlacht bei Aspern die Gemüter der Patrioten mächtig auf und nicht wenige, wie Blücher, hätten lieber heute als morgen losgeschlagen. Man gefiel sich, wie in solchen Zeiten und in solcher Lage gewöhnlich, in leidenschaftlichen Worten: es war diesmal ein Glück, daß der König die Dinge nüchterner ansah. Vor allem war hier die Haltung Rußlands wichtig, aber Alexander rührte sich nicht. Die Schlacht bei Aspern erschien dem König, was sie wirklich war, wenn man sie nicht ausnützte, als ein abgeschlagener Angriff, aber nicht als eine entscheidende Niederlage: ehe ein zweiter solcher Schlag folgte, konnte man nichts wagen. Dieser zweite Schlag aber ließ auf sich warten. Fast sechs Wochen war an der Donau Ruhe und beide Teile benützten sie, um sich zu verstärken und zu einer neuen Schlacht vorzubereiten, und wie sich denken läßt, tat Napoleon dies mit mehr Glück und Energie als der Erzherzog: sehr stark trat doch die geistige Überlegenheit des nie rastenden Mannes hervor. Als er seine Macht, etwa hundertachtzigtausend Mann, zusammen hatte, setzte er sich in Bewegung; es war am 30. Juni: am 4. Juli vollführte er, jetzt an anderer Stelle, den Übergang über die Donau und es kam zu der zweiten Schlacht auf dem Marchfelde, bei Wagram.

Die Chancen für Österreich waren nicht ungünstig. Man konnte auf das Erscheinen des Erzherzogs Johann rechnen, der, nach glück-

lichen Gefechten in Italien von hier durch die Nachrichten von dem Vordringen der Franzosen an der Donau zurückgerufen, auf weitem Umweg an die ungarische Grenze gelangt war; allerdings hatte er am 14. Juni an der Raab unglücklich gegen den Vizekönig Eugen gekämpft, jedoch den Vormarsch fortgesetzt und in Preßburg den Befehl seines Bruders, des Oberfeldherrn, nach dem Schlachtfeld zu marschieren, erhalten. Am 5. Juli, abends gegen sechs Uhr, näherte sich die französische Armee der Stellung der Österreicher bei Wagram auf den Höhen hinter dem Nußbach: ein Angriff wurde noch unternommen, ward aber zurückgeschlagen und wenig fehlte, daß eine Niederlage der Angreifer daraus wurde: am 6. erneuerte sich der Kampf, den Napoleon selbst leitete. Die Österreicher, die mit großer Tapferkeit fochten, wurden nach und nach aus ihrer Angriffsstellung in die der Verteidigung gebracht: noch hoffte man, auf dem linken Flügel den Erzherzog Johann erscheinen zu sehen, der aber erst um fünf Uhr in Siebenbrunn eintraf, zu spät, um noch einzugreifen; nach Mittag hatte man sich entschließen müssen, die Schlacht abzubrechen und den Rückzug anzutreten, zu einer Zeit, wo er sich noch in guter Ordnung vollziehen konnte. Das tapfere Heer ließ dem Sieger keine Trophäen, es nahm im Gegenteil selbst elf Kanonen, zwölf Adler und Fahnen und siebentausend Gefangene der Franzosen mit sich: mit hohen Ehren war die Schlacht verloren, aber sie war verloren.

Napoleon folgte dem rückziehenden Heer langsam. Erst am 14. Juli erreichte man bei Znaim die Österreicher wieder und es kam hier gleich zu einem erbitterten Gefecht, das noch andauerte, als die Nachricht anlangte, daß ein Waffenstillstand geschlossen sei, zu Znaim am 15. Juli. Dieser setzte Napoleon instand, den Frieden vollends zu erzwingen, denn er bestimmte eine Demarkationslinie, welche der französischen Armee das Erzherzogtum, den Kreis von Znaim und Brünn, Steiermark, Kärnten, Krain, Istrien, Tirol, Vorarlberg, viertausend Quadratmeilen Landes mit acht bis neun Millionen Einwohnern, überlieferte.

Was Napoleon zum Frieden stimmte, war klar. Er hatte seine

Ziele erreicht, gezeigt, daß der spanische Krieg ihn nicht lähme, daß er jetzt, ohne viel nach irgendwem zu fragen, werde schalten können: der Gedanke, mit dem er zuweilen drohte, die Auflösung der österreichischen Monarchie, war unsinnig und undurchführbar. Und wenigstens damals überlegte er noch: außerdem machten ihm die Volkserhebungen — die Vendeen, wie er sich einmal ausdrückte, von denen man umgeben sei — dennoch Eindruck: bei einer Parade zu Schönbrunn wurde ein junger Mensch verhaftet, der ein langes Messer bei sich führte und, vor ihn gebracht, ohne weiteres gestand, daß er ihn habe töten wollen. Er hieß Friedrich Stapß und war kaum achtzehnjährig, der Sohn eines protestantischen Predigers aus Naumburg. Napoleon wäre geneigt gewesen, ihn zu begnadigen, denn es schien ihm befremdlich, daß ein so junger Mann bei gesundem Verstande auf solchen Frevel verfalle. Er hätte ihn gerne wahnsinnig gefunden: aber es war nichts Irres an ihm und die Lüge, mit der Napoleon sich selbst zu täuschen versuchte, von einem durch Frauenränke, menées de Berlin et de Weimar, veranlaßten Anschlag, glaubte er selbst nicht. So ließ er ihn erschießen.

Am 31. Juli trat der Erzherzog Karl vom Kommando zurück und er vor allem neigte zum Frieden: er hatte kein Vertrauen in die Kräfte des Staates und auch nicht die freie Macht über sie zu disponieren: es fehlte ihm vor allem auch gerade das, was sein Gegner im höchsten Maße besaß, das Selbstvertrauen. Der Krieg, den der Herzog von Braunschweig als „freier Reichsfürst“ führte, wurde auf die Kunde vom Waffenstillstand fortgesetzt, in Zwickau stellte es der Herzog Offizieren und Mannschaften frei, ob sie ihm weiter folgen wollten. Dann setzte er von Altenburg aus seinen Weg mit noch dreizehnhundert Mann Fußvolk, sechshundertfünfzig Reitern, vier Geschützen und achtzig Mann Bedienung fort, nach Leipzig und Halle, erstürmte gegen westfälische Truppen Halberstadt und machte zweitausend Gefangene: nach dreijähriger Verbannung sah er am 30. Juli seine Residenz Braunschweig wieder. Allein seines Bleibens war hier nicht, er befand sich mitten in der Machtsphäre des napoleonischen Systems und die Lage wurde bedenklich; doch erreichte

die Legion glücklich bei Elsfleth die Wesermündung am 7. August und schiffte sich ein: sie wurde auf hoher See von einem englischen Geschwader aufgenommen: in Helgoland war fast die ganze Schar wieder beisammen. In England und allenthalben war die Freude groß, daß die tapferen Männer der Rache des Tyrannen entgangen waren, der sich begnügen mußte, ihnen die Tiraden nachzusenden, in denen er ehrliche Krieger als Räuber und Mörder zu bezeichnen pflegte. Es war das einzig Rühmliche, was England in diesem ereignisvollen Sommer tat. Eine Landung an der Wesermündung, ein Eingreifen in den Krieg mit eigenen Kräften hätte große Folgen haben können: statt dessen unternahm seine Regierung nur eine Expedition nach der Insel Walcheren an der Südwestküste von Holland, die trotz großen Apparats durch Klima und unfähige Leitung kläglich scheiterte.

Die aristokratische vornehme Welt, in deren Händen noch überall das Regiment war, wurde durch die Tiroler und Vorarlberger Bauern beschämt. Nach der ersten Befreiung im Juni und Juli lebten sie in ziemlichem Frieden und halfen sich selbst, ohne von Österreich Hilfe und Unterstützung zu erhalten oder etwas anderes zu hören als gelegentlich gute Worte: sie vertrauten auf eine Zusicherung des Kaisers, daß er keinen Frieden schließen werde, in dem sie von Österreich getrennt werden würden. Sie waren in peinlicher Lage und betroffen, als am 27. Juli die offizielle Nachricht vom Abschluß des Waffenstillstands anlangte, in dem sie nicht erwähnt waren; die wenigen österreichischen Truppen, die noch im Lande waren, zogen ab; am 30. Juli kam Lefevre nach Innsbruck zurück, sagte den Führern Amnestie zu und schien durch Mäßigung die Gemüter beruhigen und gewinnen zu wollen, während die bayerischen Staatsmänner und Regierungsbeamten entgegen der Meinung des gutmütigen Königs das, was sie Energie nannten, angewendet wissen wollten. Alles schien zu Ende, als am 28. ein beredter Aufruf Hofers eine neue Erhebung ankündigte, das Volk südlich vom Brenner gegen „den Feind des Himmels und der Erde“ wieder zu den Waffen rief. Die Laufzettel gingen wieder von

Hand zu Hand, neue und alte Führer tauchten auf und die alten Waffen, der nie fehlende Stutzen, die Verhaue und die Steinbatterien taten aufs neue ihren Dienst: in den ersten Tagen im August, am 3., 4., 5., 6., wurde bei Sterzing gekämpft und ein Ort, die Sachsenklamm, bewahrt das Andenken an das Unheil, dem ein rheinbündisches, sächsisches Regiment, das neunhundertsechsundvierzig Gemeine und sechsunddreißig Offiziere verlor, am 4. und 5. August erlag. Die erwartete Hilfe von Süden kam nicht, es war des Bleibens in Innsbruck nicht und überhaupt nicht in dem verwünschten Lande: unter mehrmaligem heftigem Kampf am 13. mußte Lefevre sich zum Rückzug entschließen. Am 14. war der letzte feindliche Soldat fort und der Sandwirt, Andre Hofer, regierte nun als Oberkommandant auf kurze Zeit das Land Tirol und er machte seine Sache nicht schlecht.

Mittlerweile gingen die Verhandlungen über den Frieden weiter und kamen nicht recht vom Fleck. Der Waffenstillstand wurde verlängert und erst die Unterhandlung zwischen Bubna und Napoleon im September, bei der Napoleon wieder das Mittel anwandte, durch barsche und drohende Worte auf die Entschlüsse des Kaisers einzuwirken, stimmte diesen ganz friedfertig: zuletzt machten nur noch die hundert Millionen Kriegskosten Schwierigkeit, die dann auf fünfundachtzig ermäßigt wurden. Am 14. Oktober 1809 wurde der Friede zu Wien unterzeichnet. Dieser Friede bestimmte Abtretung von Salzburg, Berchtesgaden, des Inn- und Hausruckviertels und Teilen von Oberösterreich an den Rheinbund; der Gebiete von Görz, Triest, Fiume, des ungarischen Littorale und Istriens, welche als „illyrische Provinzen" ein Gouvernement des Reichs bilden sollten, an Frankreich; einiger Enklaven an Sachsen; Teile von Galizien an das Herzogtum Warschau und ebenso eines Striches an Rußland; dazu Anerkennung der Veränderungen in Spanien, Portugal, Italien. Es war wiederum ein Verlust von zweitausend Quadratmeilen mit viereinhalb Millionen Untertanen: den Aufständischen in Tirol und Vorarlberg wurde Amnestie zugesichert.

In Tirol drang die Nachricht vom Abschluß eines Friedens,

der das Land gegen das Versprechen des Kaisers Franz bei Bayern ließ, nur langsam durch und da kurz vorher am 25. September noch einmal gekämpft worden war, fand Napoleon nötig, eine Macht von fünfzigtausend Mann unter dem Vizekönig von Italien zur Pazifierung des Landes aufzubieten. Der Vizekönig Eugen, ein Mann von anständiger und menschlicher Gesinnung, schlug den Weg der Milde ein und auch Hofer widerstrebte der Unterwerfung nicht. Er erließ sogar am 8. November eine Ermahnung zur Unterwerfung und begab sich nach seiner Wirtschaft am Sande, wurde aber hier von den Radikalen, die sich überall weigern, die Lage und die Dinge zu sehen, wie sie sind, betört und bedroht und rief nun am 12. noch einmal zum Kampfe auf. Er setzte sich dadurch ins Unrecht und fiel unter die Bestimmung des französischen Kommandierenden, welche jedem, der fünf Tage nach seiner Proklamation noch mit den Waffen in der Hand ergriffen würde, den Tod drohte. Er rettete sich in ein Versteck in den Bergen, wo er aber nur einstweilen geborgen war. Dieses Versteck wurde durch einen Nichtswürdigen den Franzosen verraten und eine Kolonne von vierhundert Mann Fußvolk brach auf, den Sanvir zu fangen. Die Hütte wurde umstellt und Hofer nach Mantua gebracht. Zu retten war er nicht mehr: am 19. Februar 1810 wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt, das von Napoleon den Befehl erhielt, ein Todesurteil zu fällen und gleich zu vollstrecken. Es geschah am 20.: er erlitt den Tod als ein Held, frei und tapfer, er kommandierte selbst noch Feuer, die dreizehnte Kugel traf: das Land Tirol wurde bis auf bessere Zeiten unter Bayern, das Königreich Italien und die illyrischen Provinzen geteilt.

Prinz Louis Ferdinand von Preußen
Gleichzeitiges Gemälde

Herzog Wilhelm Friedrich von Braunschweig-Oels
Stich nach dem Gemälde von C. Schwarz aus dem Jahre 1809

Ferdinand von Schill
Handzeichnung von Buchhorn

Andreas Hofer
Gleichzeitiges Gemälde

13. Der Rheinbund und das napoleonische System. Die russische Katastrophe.

Die Jahre nach dem Wiener Frieden, 1809—1812, sind für unser Vaterland überaus traurige und das Demütigendste ist, daß man ihre Schmach nur noch in einem Teile des Landes und seiner höheren Klassen, nicht aber in den Tiefen des Volkes und auch nicht bei den Höchstgestellten im Gebiete des Geistes, wie Goethe, empfand. Bei Napoleon selbst wirkte der Glanz des Sieges und eine geheime Angst vor der Opposition, die sich nicht offen hervorwagte, aber in einzelnen Symptomen, wie dem Attentat von Stapß, hervortrat, zu einem ungemessenen Cäsarenstolz zusammen, der für sein Handeln keine Schranken mehr kannte: Schlag auf Schlag folgten sich in diesen Jahren die Gewalt- und Willkürakte, die Einverleibungen, die Vertauschungen von Land und Leuten, die Versetzungen der Vasallen von einem Thron zum andern. Verhältnismäßig wenig Eindruck machte in Deutschland, und zwar auch in den katholischen Teilen, der schändliche Gewaltstreich gegen den Papst, der mit dem Dekret aus Schönbrunn vom 17. Mai 1809, der Einverleibung des Kirchenstaats und seiner Verwandlung in zwei französische Departements Rome und Trasimène, begann: es war ein Vorgang wie andere und der Papst spielte in diesen üblen Zeiten keine besondere Rolle mehr. Doch erfuhr man bald, daß Napoleon hier mit einer Macht zusammenstieß, die ihrer Natur nach mit solchen Waffen nicht verwundbar war. Pius VII protestierte und griff zu dem äußersten Mittel, das freilich in der veränderten Welt nicht mehr wirksam war, zur Exkommunikation, die er am 11. Juni gegen den Kaiser aussprach. Dieser erwiderte, indem er am 5. Juli bei nächtlicher Weile den Papst aus dem Quirinal, den die Soldaten auf Leitern erstiegen, herausholen, nach Grenoble bringen ließ und ihm dann seinen Auf-

enthalt in Savona im Genuesischen anwies. Es hätte vielleicht in Napoleons Willen gelegen, bei Mäßigung im Gebrauch seiner Macht die Befugnisse des Papsttums zum Heil der Welt in feste Schranken einzuschließen und die kirchlichen Verhältnisse dauernd im Sinne des früheren Konkordats zu ordnen: anstatt dessen aber machte er den Papst nun zum Märtyrer und umgab ihn vielmehr auch in den Augen der Protestanten aufs neue mit einem Nimbus, der doch in dem Zeitalter schon stark im Verschwinden gewesen war. Und auch mit der Kirche und ihren Bischöfen kam Napoleon, obwohl er im Juni 1811 ein Konzil nach Paris berief, nicht zustande.

Im März 1809 ward, nachdem Murat zum König von Neapel avanciert war, das Großherzogtum Berg an den fünfjährigen Neffen des Kaisers, den Sohn des Königs von Holland, gegeben und französisch eingerichtet. Seit dem Wiener Frieden gab es auch ein Großherzogtum Frankfurt: es war zunächst bestimmt, den Reichserzkanzler Fürst Dalberg für das an Bayern gegebene Regensburg zu entschädigen, nach seinem Tode aber sollte es eine Apanage des mit einer bayerischen Prinzessin verheirateten Vizekönigs Eugen von Italien werden. Einen größeren Schwung zeigt das Jahr 1810. Im Januar wurde Hannover an Jerome gegeben, die Domänen und eine Geldzahlung behielt Napoleon sich selber vor; im Juli wurde Holland, nachdem sein Bruder Ludwig, der undankbaren Aufgabe und verdrießlichen Stellung als Unterkönig überdrüssig und mit dem Bruder zerfallen, abgedankt hatte, als eine „Anschwemmung französischer Flüsse“ mit Frankreich vereinigt; im November der Schweizer Kanton Wallis zum französischen Departement gemacht und am 13. Dezember desselben Jahres erfolgte ein beispielloser Schritt: die große Reunion des deutschen Küstenstrichs an der Nord- und Ostsee, der Ems-, Weser- und Elbemündungen nebst den Städten Hamburg, Bremen, Lübeck, Oldenburg, im ganzen sechshundert Quadratmeilen umfassend, mit Frankreich — commandée par les circonstances, wie es in dem Dekret zur Motivierung lakonisch hieß, — „Umstände“, denen ohne weiteres hier Städte und Fürsten weichen mußten. Jetzt nach dem Wiener Frieden fand der Kaiser

es an der Zeit, einen längst gehegten Plan zu verwirklichen, und wie er mit dynastischen Heiraten seiner Angehörigen Eugen und Jerome enge Verbindung mit der alten legitimistischen Fürstenwelt gesucht hatte, nun durch eine neue vornehme Heirat auch selbst in diesen geweihten und beschränkten Kreis einzutreten. Er fand keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bei der Auflösung der Ehe mit der Witwe Beauharnais, die ihm keinen Erben geben konnte. Sie zog sich reich dotiert nach Malmaison zurück; und da dem Projekt, eine russische Prinzessin, die Schwester des Zaren, die sechzehnjährige Großfürstin Anna zu heiraten, sich gute Gründe und gute Hindernisse in den Weg stellten, so entschied er sich für die „Österreicherin" — die Tochter des Kaisers Franz, Marie Luise. Die politische Lage, in welche Österreich durch den letzten unglücklichen Krieg versetzt worden war und die durch eine Verschwägerung Napoleons mit Rußland nur verschlimmert werden konnte, empfahl diese Gelegenheit: in der stumpfen Seele des Kaisers Franz zeigte sich kein Widerstreben, nur in der Kaiserin regte sich etwas wie Widerwille, eine Tochter Habsburgs dem großen Parvenu, dem Sohn des korsischen Advokaten zu geben. Davon war die Erwählte selbst angesichts der glänzenden Partie, die sich ihr hier bot, gänzlich frei. Der Mann, der mit leichtem Herzen an Stadions Stelle die Geschäfte führte, der Graf Metternich, war dafür, es paßte zu seinem System des Friedens um jeden Preis, zu dem unter anderem auch die traurige Finanzlage riet. Also ward, nachdem auch die kirchlichen Hindernisse, die in der Unlösbarkeit der Ehe nach katholischer Lehre lagen, durch Entdeckung eines bei der kirchlichen Trauung mit Josephine im Jahre 1804 unterlaufenen Formfehlers beseitigt waren, am 8. Februar 1810 der Heiratsvertrag unterzeichnet und zu Wien am 11. März, zu St. Cloud am 1. April das Geschäft vollends ins reine gebracht. Am 20. März 1811 erfolgte auch das ersehnte Ereignis, die Geburt eines Erben, dem man den prächtigen Titel eines „Königs von Rom" in die Wiege legte.

Die Lage für Deutschland schien nun ganz aussichtslos, die Zukunft der Nation auf absehbare oder unabsehbare Zeit an dieses

napoleonische Reich oder, wie man es nannte, „System" gebunden. Dies Reich war jetzt zu einem ungeheuerlichen Umfang angeschwollen. Es umfaßte unmittelbar das heutige Frankreich und das Land links vom Rhein, Belgien, Holland, Norddeutschland bis Lübeck; in Italien den ganzen westlichen Teil mit Rom, und jenseits des adriatischen Meeres die illyrischen Provinzen; dazu kamen die von Frankreich abhängigen und halbfranzösischen Staaten des Rheinbundes, Bayern, Württemberg, Königreich Westfalen, Königreich Sachsen mit dem Herzogtum Warschau; das Königreich Neapel, die helvetische Republik. Um die pyrenäische Halbinsel wurde noch gekämpft und man gefiel sich, wenn man in den Kreisen der Anhänger und Schmeichler Napoleons etwas wie eine Idee brauchte, diese zusammengeballte Ländermasse als das erneuerte Reich Karls des Großen zu bezeichnen. Selbständig, einigermaßen autonom, waren nur noch Preußen und Österreich, in dem Rest ihres Gebietes, den der Friede von Tilsit und von Wien ihnen gelassen hatte, sowie Rußland und England.

In Österreich war das Werk der Reformen wieder ins Stocken gekommen, an die Stelle Stadions ein routinierter Höfling getreten, dem die Lage der Dinge die Rolle eines Staatsmannes aufgedrängt hatte und der augenblicklich auch nichts tun konnte, als Freundschaft und Unterwürfigkeit gegen den Sieger zu beweisen: von einem nachhaltigen geistigen Aufschwung konnte in diesem Lande, dessen Bevölkerung seit vielen Generationen unter dem überwiegenden Einfluß der römischen Kirche stand und von einer bornierten Aristokratie regiert wurde, weiter nicht die Rede sein. An dem geistigen Leben, das sich trotz allem Druck und allem lastenden Unheil in Deutschland, auch dem Deutschland des Rheinbundes, vorwärts bewegte, nahm die österreichische Gesellschaft nur geringen Anteil: wogegen in Preußen die Reformarbeit in aller Stille vorwärts ging. Einen Augenblick stockte sie, seit Stein in Österreich und weiterhin in Rußland ein Asyl hatte suchen müssen, kam dann aber seit 6. Juni 1810, seit der Berufung des Grafen Karl August von Hardenberg, der schon in den Jahren 1803—1806 vorüber-

gehend das Ministerium des Auswärtigen verwaltet hatte, dann aber kurz vor dem Ausbruch des Krieges, da er bei Napoleon mißliebig war, dem Grafen Haugwitz hatte weichen müssen, wieder in Fluß und ging in den Wegen der Steinschen Ideen weiter mit Umgestaltung der obersten Staatsbehörden, Abschaffung der Grundsteuerbefreiungen, des Zunftzwangs und anderer hemmenden Momente: auch die Neubildung des Heeres schritt geräuschlos fort. Daß diese tiefeinschneidenden Reformen, die eine sehr gründliche Veränderung des ganzen Staatswesens bedeuteten, von Seite der seither begünstigten Junker und Privilegierten lebhaften und zuweilen giftigen Widerspruch fanden, läßt sich denken und Hardenberg suchte vergebens in einer Notabelnversammlung die neue Gesetzgebung ihnen plausibel zu machen: allein auf diesem Boden war doch seit lange zu viel auf den Geist gesät, um noch Stillstand und Rückschritt zu gestatten. Am 15. Oktober 1810 konnte die neue Universität von Berlin eröffnet werden, welche an die Stelle der dem Staate verlorenen Universität Halle trat und deren Gründung unter den damaligen Umständen als eine Großtat angesehen werden muß. Das Hauptverdienst um diese zukunftreiche Schöpfung hatte sich Wilhelm von Humboldt erworben, der Freund Schillers, der seit 1809 als Kultusminister berufen, im Verein mit Fichte, Schleiermacher, Niebuhr in der Förderung der Wissenschaften mit Recht eines der wirksamsten Mittel zur Hebung des Staates erkannte. Hardenberg, geschmeidiger als Stein, wußte den direkten Konflikt mit Napoleon klug zu vermeiden. Er spielte sogar mit Geschick den Franzosenfreund, ohne daß er den Haß Napoleons gegen diesen Staat ganz entwaffnet hätte: es war der Haß eines bösen Gewissens, wenn man bei Napoleon eine Eigenschaft wie Gewissen annehmen könnte. König und Land erfuhren in diesem Jahre den Schmerz, daß die Königin Luise bei einer Reise nach Strelitz am 19. Juni 1810 in der Blüte ihrer Jahre einer Krankheit erlag. Sie hatte mit ihrem Volke gelebt und gelitten und verdient die Verehrung, die die Deutschen einer edlen und reinen Frauenseele zollen, wie dies schon die Art ihrer germanischen

Vorfahren gewesen, von denen der römische Geschichtschreiber sagte, daß nach ihrem Glauben den Frauen etwas Heiliges innewohne: von den Frauen und den Schwestern Napoleons konnte man freilich solches nicht sagen.

Die Jahre nach dem Wiener Frieden bezeichnen auch für Frankreich selbst die Zeit, wo der Despotismus die Früchte der Revolution, die Unabhängigkeit der Richter, die Freiheit der Presse, das freie Wort überhaupt — großenteils wieder zertrat: dafür schuf er einen neuen Adel, reglementierte, ja militarisierte das Unterrichtswesen, wie denn in den Lyzeen der Beginn und der Wechsel der Unterrichtsstunden durch Trommelschlag angekündigt wurde. Und wie hier, so geschah es in den Vasallenstaaten: so wurden z. B. in dem neugebackenen Großherzogtum Frankfurt durch das Dekret vom 10. November 1810 „auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers Napoleon" alle politischen Zeitungen im Lande unterdrückt und nur ein Blatt, dessen Redakteur der Polizeiminister ernannte, durfte, zugleich in französischer und deutscher Sprache, weitererscheinen. Daß gleichwohl im einzelnen noch manches Vernünftige und Löbliche geschah, auch in den Rheinbundstaaten, und Napoleon dabei in mancherlei nützlichen Bauten und Veranstaltungen den scharfen und praktischen Blick und die durchgreifende Hand betätigte, die ihn auszeichneten, und daß namentlich schon der Wegfall verjährter alter Mißbräuche, die, einmal abgeschafft, nicht wieder aufleben konnten, eine große Wohltat für die Bevölkerungen war, darf nicht geleugnet werden.

Es gab jetzt eigentlich nur noch zwei Mächte, die als selbständige Großmächte diesem napoleonischen System gegenüberstanden: England und Rußland.

Der Gedanke, durch die sogenannte Kontinentalsperre, d. h. den systematischen Ausschluß englischer Industrieerzeugnisse oder von England her eingeführter Kolonialwaren vom Kontinent, England ökonomisch zu ruinieren, erwies sich natürlich als eitel; nie blühte der Handel und die Industrie Englands mehr als in den Zeiten Napoleons, da es zur See fast Alleinherrscher war; für die

geringe Einbuße, die sein Handel etwa erlitt, konnte es sich an den französischen und holländischen Kolonien erholen, die seiner Übermacht zur See preisgegeben waren. Und fast noch mehr als der Handel gedieh die Industrie Englands, die eben in jenen Jahren durch epochemachende neue technische Erfindungen, unter denen die Dampfmaschine obenanstand, eine Umwälzung erfuhr; für ihre Produkte aber wurden die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die seit der Unabhängigkeitserklärung einen raschen Aufschwung nahmen, bald ein besserer Abnehmer als es der Kontinent gewesen. Den Handel und die Industrie des letzteren durch die Kontinentalsperre zu heben, gelang nicht. Der an sich unter gegebenen Umständen richtige Gedanke vom Schutz des eigenen Landes durch Zölle war hier von Napoleon in beinahe lächerlicher Weise übertrieben und den Schaden hatte der Kontinent und namentlich Deutschland: endlose Quälereien, Polizeischnüffeleien, deren man ohnehin genug hatte, Bestechlichkeit und Korruption jeder Art, an den Küsten einen kolossalen Schmuggel, dem das System selbst nachhalf durch sogenannte Lizenzen, kaiserliche Erlaubnisscheine, mittels deren — nicht umsonst, wie sich denken läßt — englische oder sonst verbotene Waren für die Begünstigten eingeführt werden konnten. Im ganzen und auf die Dauer war dies System, weil es der Natur der Dinge zuwiderlief, doch wenig wirksam. Es machte erfinderisch in Mitteln, es zu umgehen, wie andere Zwangsmaßregeln, z. B. das umständliche Zensurverfahren gegen Bücher und Buchhandel, das in einem bücherschreibenden Lande, wie unser Vaterland zu allen Zeiten war, mit einiger Klugheit und einigem Geld leicht illusorisch gemacht werden konnte.

Mit England also stand es in alten Rechten. In den Beziehungen zu Rußland aber hatte sich in dieser Zeit ein Wandel vollzogen. Die Freundschaft vom Erfurter Kongreß bestand nicht mehr: sie konnte nie warm gewesen sein. Alexander war längst enttäuscht auch über die politischen Hoffnungen, die sich an dies Verhältnis knüpften; er fand, wie alle Welt, nur die Polen selber nicht, Napoleons Politik Polen gegenüber zweideutig und nur in

einem durchsichtig, daß sie gegen Rußland gerichtet war. Zwar hatte Napoleon, als er wegen der Vermählung mit der Schwester des Zaren verhandelte, die bündige Erklärung abgegeben und die Verpflichtung übernommen, daß Polen nicht wiederhergestellt werde, ja daß dieser Name, Königreich Polen, überhaupt aus den offiziellen Akten verschwinde: allein eben jenes Heiratsprojekt und sein Scheitern enthielt Momente genug zu Verstimmung auf beiden Seiten. Eine Geringschätzung Alexanders lag auch in den beständigen Reunionen und Länder- und Gebietsverschiebungen, bei denen Alexander nicht gefragt und kaum benachrichtigt wurde, und eine direkte und beinahe freche Beleidigung war die Art, wie bei der großen Annexion im Dezember 1810 der Herzog von Oldenburg seines Landes beraubt worden war, und fast noch beleidigender die Vorspiegelung einer Entschädigung für diese Beraubung, die man französischerseits als einen einfachen Gebietswechsel darzustellen sich gefiel: Napoleon aber verdroß besonders, daß durch die russische Handelspolitik, namentlich den neuen russischen Zolltarif in den letzten Wochen von 1810 sein Kontinentalsystem durchbrochen wurde. So war schon im Sommer 1811 der Zusammenstoß der beiden Kolosse kaum mehr zweifelhaft.

Die Aussicht auf einen solchen Krieg war für die deutschen Mächte, die noch etwas wie eine eigene Politik hatten, Österreich und Preußen, bedenklich genug. Für Österreich und namentlich für einen Staatsmann wie Metternich lag die Frage nicht gerade sehr schwierig: Bündnis mit Napoleon, Bündnishilfe in möglichst geringem Umfang und möglichst reichliche, in minder günstigem Fall wenigstens einige Entschädigung. Die Lage Preußens aber war völlig verzweifelt. Nach einem Bündnis mit Rußland gegen den Verhaßten verlangte der natürliche Instinkt des Volkes und verlangte das Herz der patriotischen Partei und Napoleon konnte das nicht unbekannt sein: aber man war in seiner Gewalt, Teile des französischen Heeres standen noch auf preußischem Boden und in preußischen Festungen, und ehe von Rußland irgend eine Hilfe zu kommen vermochte, konnte Preußen überwältigt und ver-

nichtet sein, nach der Formel, die man in den letzten Jahren öfter vernahm: „Die Dynastie der Hohenzollern hat aufgehört zu regieren." Bereits sammelten sich französische Truppen an der polnischen Grenze. Es blieb keine Wahl: Napoleon war grausam genug, auf Anträge Hardenbergs zunächst zu schweigen. Am 24. Februar 1812 kam aber der Bündnisvertrag zustande; er verpflichtete Preußen zur Stellung einer Hilfsmacht von zwanzigtausend Mann, die man ebensogut als ebensoviele Geiseln für Wohlverhalten während des Krieges bezeichnen konnte, wie er denn zugleich sehr charakteristisch ein Verbot weiterer Rüstungen enthielt. Mit Österreich wurde am 14. März 1812 ein weniger drückendes Bündnis auf der Basis der Stellung eines Hilfsheeres von dreißigtausend Mann unter eigenem Oberbefehl abgeschlossen.

Der Krieg, in den sich Napoleon begab, als er am 9. Mai 1812 Paris verließ, ist ein in aller Weltgeschichte unerhörtes Beispiel von wahnsinniger und zweckloser Überhebung des Genies und ihrer Bestrafung: für Deutschland und seine Geschichte ist er durch seine Folgen und dadurch wichtig, daß unter den Opfern, die er verschlang, eine ungeheure Zahl Deutscher aller Länder und Stämme war. Aber was wollte Napoleon mit diesem Krieg? Er sprach gelegentlich etwas von „Europa von den Barbaren befreien" und gelegentlich stößt man auch auf gigantische Pläne oder Träume, in denen er Indien auf dem Landweg zu erreichen und dort das, was er für die Quelle der Macht und des Reichtums der Engländer hielt, ihre Herrschaft in Ostindien, zu zerstören dachte: in seiner nächsten Umgebung flüsterte man angesichts der immer neuen Taten, Entwürfe und Projekte, in denen sein unruhiger Geist sich umtrieb, so wie einst sein Vater in allerlei Hirngespinsten zu Reichtum zu gelangen gehofft hatte, daß der große Mann verrückt, „vollkommen verrückt" geworden sei und sie alle mit ins Verderben reiße. Populär war der Gedanke dieses Krieges in weiter Entfernung von der Heimat und in dürftigen Landschaften nirgends, auch nicht bei den Heerführern, die, an Ehren und Gütern, die sie im Dienst des Kaisers erworben hatten, ge-

sättigt, ihren Reichtum genießen wollten und nicht blind waren gegen das Mißliche des Unternehmens. Das Schwergewicht einer bestehenden Ordnung aber und die Rücksichtslosigkeit eines tyrannischen Willens machte sich geltend und die Welt gehorchte: eine ungeheure Streitmacht, sechshunderttausend Mann, wurde mit Leichtigkeit aus allen westeuropäischen Nationen zusammengebracht. Bei diesem Geschäft bewies Napoleon in den Einzelheiten sein organisatorisches Genie und die Leistungsfähigkeit des Mechanismus, den er geschaffen hatte und im Gange hielt. Noch einmal, auf der Durchreise zum Heere, zu Dresden, begrüßt von seinen Verbündeten, dem König von Preußen und dem Kaiser von Österreich, genoß er den Pomp seiner Macht und dann eröffnete eine Proklamation von Wilkowitz: „Rußland ist fortgerissen durch sein Verhängnis, seine Geschicke müssen sich erfüllen", den Krieg, den seinen leichtgläubigen und allein eifrigen Bundesgenossen, den Polen, zuliebe er als den zweiten polnischen bezeichnete.

Eine deutsche Geschichte braucht die militärischen Einzelheiten dieses Feldzugs nicht zu verzeichnen: sie kann sich begnügen, seinen Verlauf im ganzen zu verfolgen. Die möglichen Verbündeten, Schweden und Türken, hatten ihren Frieden mit Rußland gemacht; der Nebenkrieg auf den Flügeln, deren rechten die Österreicher unter Schwarzenberg und deren linken das französische Korps Macdonald und die Preußen bildeten, spielte eine ziemlich untergeordnete Rolle: der Stoß des Hauptheeres im Zentrum hatte zum letzten Ziele Moskau, wo Napoleon wie in anderen Fällen den Frieden diktieren zu können hoffte, ein Ziel, von dem ihn aber noch ein gewaltiger Raum trennte. Die Russen hatten der Armee von vierhundertfünfzigtausend Mann, die am 24. Juni den Niemen überschritten, alles in allem nur zweihunderttausend entgegenzustellen, sie gingen also rückwärts: ihr Kriegsplan aber machte sich von selbst, wer immer den ersten Rat gegeben haben mag. Bald spürte die französische Armee die Wirkung des Raumes und der Zeit, der beiden mächtigen russischen Verbündeten: die Schwierigkeiten bei der Verpflegung der großen Masse in einem Lande,

aus dem man wenig holen konnte, machten sich geltend: rechts und links von der Straße leerten sich die armseligen Dörfer vor dem anrückenden feindlichen Heer. Man zählte bald eine Menge Nachzügler und der Abgang an Menschen und Pferden war außergewöhnlich groß; an der Düna zu Witebsk angelangt, überlegte man, ob man nicht hier stillehalten und das Weitere einem neuen Feldzug im Jahre 1813 überlassen solle. Aber nach kurzem Besinnen ging es wieder vorwärts: am 13. August auf Smolensk: und hier bei Smolensk kam es denn am 19. zur Schlacht, welche die Russen, ihrerseits eifrig zum Angriff, annahmen und die, wie natürlich, mit einem Siege der Franzosen endigte; einem Siege, der mit einem Opfer von zwanzigtausend Mann erkauft und mit dem nichts gewonnen war als ein Schlachtfeld und eine brennende Stadt. Man verfolgte den Feind nicht. Die Mühen des Marsches wurden immer größer, obgleich das Wetter seit dem 4. September wieder günstig wurde; das französische Heer war schon auf etwa hundertfünfzigtausend Kämpfende vermindert. Mehr und mehr drängte sich die Vergleichung mit dem unglücklichen Siegeszug Karls XII von Schweden auf, der ein Jahrhundert früher mit der Katastrophe von Pultawa geendet hatte; Napoleon selbst hat mehrfach den unglücklichen Namen genannt, indem er, von der Ate erfaßt, den ungeheuren Fehler in gigantischem Maßstab wiederholte. Hartnäckig hielt er an dem Gedanken fest, als Sieger in Moskau einzuziehen, wo der Friede geschlossen werden könne. Der russische Führer Barclay de Tolly wollte eine zweite Schlacht vermeiden, die in der Tat unnötig war, allein die Stimmung in Rußland litt es nicht, daß man die heilige Stadt Moskau ohne Schwertstreich den Feinden preisgebe, und Barclay wurde durch einen Nationalrussen, Kutusow, ersetzt. So kam es am 7. September zu einer zweiten Schlacht, der Riesenschlacht bei Borodino: vom frühen Morgen bis nachmittags 3 Uhr wurde gekämpft, eine schreckliche Schlächterei, deren Opfer, Tote und Verwundete, zusammen auf achtzigtausend angegeben werden und die gleichwohl kein anderes Ergebnis hatte, als daß Kutusow unverfolgt zurück-

ging und Moskau freigab. Am 14. war das Ziel erreicht: aber der Zug der Sieger ging durch menschenleere Straßen und am nächsten und den folgenden Tagen zeigte der Brand von Moskau, die Feuersbrunst, vom Gouverneur von Moskau, Rostopschin, selbst befohlen und von seinen Werkzeugen genährt, den wilden Haß der Nation, die ihre Hauptstadt lieber den Flammen als dem Feinde überlassen wollte.

Es ist nicht nötig, zu erzählen, was oft erzählt worden ist, weil es ein Beispiel ist, das mit furchtbarer Eindringlichkeit zeigt, wie ein tyrannischer Wille in seiner Verblendung nicht sieht, was jedem gewöhnlichen Sterblichen klar vor Augen liegt, und eine Welt von Menschen mit in das Verderben zieht, das zuletzt und spät auch ihn selber ergreift: wie Napoleon jetzt auf den Trümmern von Moskau Friedensanerbietungen nach Petersburg sendet, sich aber durch Kutusow, der den Boten aufhält, vierzehn kostbare Tage hinhalten läßt; wie in Petersburg der russische Kaiser von heroischen Männern, wie Stein, beraten, einer verzagten Umgebung zum Trotz den Frieden versagt und keine Antwort gibt, und wie Napoleon fünf Wochen auf der Unheilstätte verweilt, bis er endlich zu Anfang Oktober sich zu dem Rückzug entschließt, der am 18. und 19. Oktober begonnen, für den noch immer hunderttausend Mann zählenden Rest seiner Armee zum Verderben wird. Noch kennt man im Westen die furchtbare Wirklichkeit nicht: wie am 9. November die noch übrig gebliebenen fünfzigtausend Waffentragenden in Smolensk anlangen; wie die Auflösung unter dem Einfluß insbesondere der Kälte, die in den ersten Dezemberwochen auf fünfundzwanzig Grad steigt, des Mangels, der Erschöpfung, der verfolgenden Feinde von Tag zu Tag zunimmt; wie nach den entsetzlichen Szenen an der Berefinabrücke und den letzten rühmlichen Kämpfen am 14. Dezember nur wenige Tausende die Grenze erreichen, die im Juni vergangenen Jahres die Hunderttausende der großen Armee überschritten hatten. Napoleon selbst hatte in der Nacht vom 5. auf den 6. Dezember, halbwegs zwischen dem Berefina-Fluß und der Stadt Wilna, die Trümmer des Heereszuges verlassen

C.H. Beck'sche Verlagsbuch

Geogr. Anst. von Wagner & Debes, Leipzig.

und war über Wilna, Warschau, Dresden nach Paris geeilt: erst die Nachricht, daß er am 13. Dezember durch Dresden gekommen sei, machte in Deutschland den unglücklichen Ausgang des Unternehmens klar, noch nicht aber den vollen Umfang des Unheils, über den jedoch das neunundzwanzigste der sonst so prahlerischen Bulletins — es trug das Datum vom 17. Dezember — dem Kundigen schon keinen Zweifel mehr übrig ließ, mochte sich der wahre Sinn auch immerhin noch zwischen großen Worten zu verstecken suchen, die den Eingeweihten freilich fast wie Hohn klingen mußten.

14. Erhebung Preußens. Der Befreiungskrieg bis zur Schlacht bei Leipzig.

Ein Ereignis, wie es sich seit dem September 1812 in Rußland unaufhaltsam vollzog — die von Woche zu Woche und zuletzt von Tag zu Tag immer sichtbarer fortschreitende Zerstörung und schließliche vollständige Vernichtung der „Großen Armee", — würde heute, wo die gänzlich verwandelten Mittel des Verkehrs die Menschen und Völker sich unendlich nähergebracht haben, als es ehemals der Fall war, sofort seine Gegenwirkung gefunden haben. Allein damals bestand eine so enge Verbindung weit entlegener Länder nicht. Ein brieflicher Verkehr der im Felde stehenden Krieger mit ihren Angehörigen daheim war bei den Umständen, unter denen die Katastrophe sich vollzog, so gut wie ausgeschlossen: erst im Laufe des November drang eine einigermaßen sichere Nachricht nach Wien, aus der man den mißlichen Stand der Dinge erkannte, und erst in der zweiten Hälfte des Dezember öffnete die Nachricht von dem Eintreffen des Kaisers in Dresden am 13. und seiner schleunigen Weiterreise nach Paris dem großen Publikum die Augen und noch geraume Zeit dauerte es, bis die Regierenden, geschweige die große Menge, den vollen Umfang des Geschehenen übersehen und seine Bedeutung ermessen, überlegen konnten. Man lebte, und namentlich in Deutschland, sehr viel langsamer und schwerfälliger als jetzt, und die Zahl derer, die sich für die Vorgänge in der Welt mit etwas wie Gefühl eigener Verantwortung interessierten, war viel geringer als heute: jedermann, auch die Regierenden nicht ausgeschlossen, nahm sich gemächliche Zeit und ein Teil der Größe und Überlegenheit Napoleons beruhte eben darauf, daß er, der einzelne, unendlich viel rascher dachte und handelte, als seine Gegner denken und handeln konnten. Aber es gibt einen

Geist des weltgeschichtlichen Moments, dem man nicht lange widerstehen kann, und er brach sich mit einer gewissen elementaren Gewalt da, wo man den Ereignissen nahe war, Bahn: bei dem preußischen Hilfskorps, das, die siebenundzwanzigste Division im zehnten Armeekorps der Großen Armee bildend, unter dem Befehl des preußischen Generals Yorck und unter dem Oberbefehl des Marschalls Macdonald bis Kurland vorgedrungen war.

Hans David Ludwig von Yorck, Enkel eines Predigers, Sohn eines unter Friedrich dem Großen geadelten Offiziers, war, wie erwähnt, bei Lübeck schwer verwundet zugleich mit Blücher in französische Gefangenschaft geraten, aber zugleich mit diesem ausgewechselt worden. Er war keiner von den neuen Männern der Reform wie Stein, mit diesem teilte er nur den Haß gegen die Franzosen und den unbeugsamen und unerschrockenen Mut. Ein schroffer, fast finsterer altpreußischer Soldat, aber hochgebildet und von klarer Einsicht und in seiner peinlichen Stellung seine Selbständigkeit und die preußische Ehre nach Kräften wahrend, stand er schon länger mit Macdonald gespannt. Am 8. Dezember erhielt er den Bericht seines Leutnants von Kanitz, aus dem er die furchtbare Wahrheit dessen was sich in Rußland ereignet hatte, ersehen konnte, und aus dem veränderten Benehmen und der plötzlichen Freundlichkeit der französischen Marschälle wie aus der ganzen Situation erkannte er, welche Bedeutung dies immer noch preußische achtzehntausend Mann starke Korps in diesem Augenblicke für die Franzosen habe: wenn es mit den übrigen zur Zeit erreichbaren Streitkräften der Franzosen vereinigt würde, ergab das immerhin ein Heer von vierzigtausend Mann. Am 18. Dezember marschierte man bei vierundzwanzig Grad Kälte aus Kurland ab. Yorcks Truppen bildeten den Nachtrab: und schon begannen der Führer der russischen Vorhut, General Diebitsch, sowie einige der preußischen Offiziere, die in russische Dienste getreten waren, weil sie nicht unter Napoleon dienen wollten, darunter der Major Karl von Clausewitz, ihre Unterhandlungen: sie forderten Yorck auf, mit seinem Korps sich von den Franzosen zu trennen. Er sah wohl, daß

die Weltlage eine ganz andere geworden, daß der Augenblick, von tiefem Fall sich zu erheben, für Preußen gekommen sei, aber eine unermeßliche Verantwortung lag auf ihm und der Offizier, den er nach Berlin entsandte, brachte keine Antwort: aber als von Macdonald die Weisung kam, nach Tilsit zu marschieren, war längeres Zögern unmöglich. Er entschloß sich: am 30. Dezember auf der Mühle zu Poscherun bei Tauroggen schloß er mit den Russen die Konvention ab, die, durch keine militärische Notwendigkeit gerechtfertigt, bestimmte, daß das Korps bis auf weiteres, bis der König entscheide, neutral bleibe: billige er die Konvention nicht, befehle er Anschluß an die Franzosen, so sollte das Korps bis zum 1. März an den Vertrag gebunden sein. In einem Schreiben an den König stellte Yorck sein Leben zur Verfügung: es war ein Schritt, der im gewöhnlichen Lauf der Dinge dem Untertan nicht zustand: und der in einem kritischen Augenblick die Politik der Regierung gewissermaßen in Zwang nahm. Der König antwortete mit Absetzung des Generals: aber die Nachricht gelangte nicht in amtlicher Form an diesen und unterdessen hatte das Signal, das mit dieser Tat Yorcks gegeben war, seine Wirkungen zu entfalten begonnen.

König Friedrich Wilhelm III wußte den schnellen Entschluß nicht zu fassen, den der Himmel ihm nahelegte: er war in der Tat auch in einer sehr kritischen Lage und von Verantwortung bedrückt, wie sie schwerer kaum je einem Monarchen auferlegt war. Der Einsatz beim Krieg mit Napoleon war die Existenz des Staates und Napoleons Macht war noch immer ungeheuer; die Verbindung mit Rußland war gefährlich und unsicher; wohin die österreichische Politik, Kaiser Franz und sein Minister Metternich, sich schließlich neigen würde, ungewiß; die englische Politik nicht unentschlossen, aber borniert und ohne den Schwung, den die Lage verlangte. Das System in Deutschland, der Rheinbund war noch unerschüttert, die Franzosen befanden sich noch überall in den Festungen des Landes und in Berlin, der König selbst war jeden Augenblick einem Gewaltschlag, der Aufhebung durch eine

französische Truppe, ausgesetzt. So war für Friedrich Wilhelm zunächst die Rolle des Zuwartens und Heuchelns gegeben, für welch letztere der ehrliche Mann nicht gemacht und für die er auf Hardenberg angewiesen war: dieser stellte sich sehr entrüstet über den eigenmächtigen Schritt Yorcks: „da möchte einen ja der Schlag rühren", habe der König gesagt, als er das Unerhörte erfahren: über die allgemeine Stimmung aber konnte sich der König und konnten bald auch die Franzosen sich nicht täuschen.

Zunächst aber handelte die Provinz Ostpreußen: es war das erstemal in diesem Staate und in Deutschland, daß ein Teil des Volkes mit souveränem Entschluß den Gang der Politik in bestimmte Bahnen wies. Im Januar kam der Freiherr vom Stein aus Petersburg mit russischen Vollmachten in Königsberg an und er ging in seiner geraden und entschlossenen Art auf das Ziel los, ohne die Bedenken und Rücksichten, welche gewöhnliche brave Menschen haben: er auch gab der Erhebung des preußischen Landes den Charakter einer deutschen Erhebung, er prägte ihr den Stempel des deutschen Geistes, des deutschen Vaterlandssinnes auf, der allerdings in vielen einzelnen lebte und sich durchgerungen hatte, ihm allein aber stand klar vor der Seele, daß es sich um eine Umgestaltung des gesamten Deutschlands handle. Unter seiner Anregung wurden die Stände der Provinz berufen; der König verließ am 22. Potsdam und reiste nach Breslau, wo er außer dem unmittelbaren Bereich der französischen Macht war. Die Rüstungen hatten schon begonnen und jedermann wußte, obgleich keine amtliche Stelle davon sprach, gegen wen; am 3. Februar erschien die Verordnung, welche die Bildung freiwilliger Jägerkorps verfügte, und am 5. trat der Landtag der Provinz Ostpreußen zusammen, in seiner Mitte neben den patriotischen Edelleuten der Landschaft, den Dohna, Schön, Auerswald auch Yorck als Generalgouverneur. Am 9. waren die Beschlüsse fertig, welche die Volksbewaffnung im Geist Scharnhorsts, die Errichtung der Landwehr und des Landsturms neben der Mobilisierung des stehenden Heeres verfügten. Der Begeisterung und Opferfreudigkeit der am schwersten

heimgesuchten preußischen Provinz war der Eifer in den übrigen Gebieten des Staates würdig und dieses patriotische Feuer verbreitete sich, wenn auch noch nicht im Großen und in den Massen, doch auf viele einzelne und als allgemeine Stimmung in die deutschen Nachbargebiete: ein gemeinsames deutsches Nationalbewußtsein lebte auf. Es war ein deutsches Seitenstück zu der levée en masse der Franzosen im Jahre 1792, aber diese Erhebung hatte nichts Theatralisches und nichts Exaltiertes: sie vollzog sich auf dem Boden des nüchternen protestantischen Preußens, ohne die fanatischen Antriebe des spanischen Volksgeistes und ohne die Beschränktheit der braven Tiroler; sie entbehrte dabei keineswegs der religiösen Weihe, aber diese Weihe vollzog sich in den schlichten Formen des Protestantismus und sie ging von Geistlichen aus, deren Mehrzahl stark von der Aufklärung und dem Rationalismus berührt war, der damals die Herrschaft besaß.

Bald war das ganze preußische Königreich ein Kriegslager und die einzelnen Züge, in denen der alte kriegerische Geist der Nation wieder auflebte, und die einzelnen Maßregeln, die diesen kriegerischen Geist nährten, wie die Stiftung des Ordens vom Eisernen Kreuz, prägten sich der Erinnerung der gesamten Nation, auch der Süddeutschen, für spätere Tage tief ein. Darauf gestützt stellte Friedrich Wilhelm am 15. Februar Forderungen an Napoleon, die schon wie ein Ultimatum klangen: am 27. kam Stein nach Breslau und Scharnhorst begab sich nach Kalisch, um am 28. hier in der polnisch-russischen Grenzstadt ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen Preußen und Rußland zugleich mit dem russischen Bevollmächtigten zu unterzeichnen: es bestimmte als Zweck die Herstellung der Unabhängigkeit Europas und Preußens auf Grund des Gebietsumfangs von 1806, jedoch unter Abtrennung der polnischen Landesteile, soweit diese nicht zur geographischen und militärischen Einheit des Königreichs notwendig seien, und stellte weiterhin die beiderseitigen Streitkräfte und Hilfeleistung im bevorstehenden Krieg mit Frankreich, hundertfünfzigtausend Russen, achtzigtausend Preußen neben der Besatzung der Festungen und dem, was die Organisation

der nationalen Wehrkraft Weiteres leiste, fest; die Vertragschließenden verpflichteten sich keinen Sonderfrieden zu schließen. Am 15. März traf Kaiser Alexander in Breslau ein, am 16. überreichte Hardenberg dem französischen Gesandten in Berlin die preußische Kriegserklärung und am 17. erschien der Aufruf des Königs Friedrich Wilhelm III: „An mein Volk“, der, von Hippel verfaßt, in einfachen Worten mit der begeisternden Kraft, welche der Wirklichkeit der Dinge entströmt, das Programm dieses heiligen Krieges aussprach. „Mit Gott für König und Vaterland“, so lautete die Aufschrift auf dem Blechschild der Landwehrmütze und auf diese Losung wurden auch die Freiwilligen verpflichtet, die in Massen bei den allenthalben aufgerichteten Werbebureaus sich meldeten. Auch zur Errichtung sogenannter „Freikorps“ gab der König die Erlaubnis, bei denen auch Nichtpreußen Aufnahme finden sollten.

Noch ein anderer Ton als aus dem Aufruf „An mein Volk“ klang aus dem Aufruf, in dem am 17. März der russische Feldmarschall Wittgenstein — er war von deutscher Herkunft — die Bevölkerungen von Sachsen und Westfalen zur Freiheit aufrief: „Unsere Stammbäume schließen mit dem Jahre 1812 — nur die Erhebung Deutschlands bringt wieder edle Geschlechter hervor“ —, ferner in dem Aufruf von Kalisch vom 25. März, der, unterzeichnet von dem zum Oberbefehlshaber des russisch-preußischen Heeres bestimmten Russen Kutusow, die Herstellung der deutschen Verfassung in lebenskräftiger Verjüngung und Einheit, ohne fremden Einfluß, allein durch die deutschen Fürsten und Völker und aus dem ureignen Geist des deutschen Volkes verhieß, und in dem sogar zu lesen stand, daß die deutschen Fürsten, welche sich der deutschen Sache entzögen, der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und die Macht gerechter Waffen anheimgegeben seien: etwas vom Geist einer revolutionären Epoche war doch zu spüren. Das Ergebnis dieser drei Monate, welche der Bewegung zur Entfaltung gegönnt waren, war für das preußische Land in seiner geschmälerten Gestalt und verarmten Lage großartig: von je acht Seelen trug immer

ein Mann die Waffen und die Zahl der Kämpfer betrug zweihunderteinundsiebzigtausend; vielleicht das Größte, was von einem Volke in ähnlicher Lage geleistet worden ist.

Während die preußische Macht allmählich in vier Gruppen, in Ostpreußen unter dem am 12. März vom König wiederhergestellten Yorck, bei Graudenz unter Bülow, bei Kolberg unter Borstell und in Schlesien unter Blücher sich sammelte, rückten die Russen langsam vor. Einzelne Kosakenabteilungen unter Tschernitschew und Tettenborn erschienen schon am 20. Februar vor Berlin, drangen bis zum Alexanderplatz und fingen einzelne französische Offiziere in ihren Quartieren ab. Die französische Besatzung zog aus der unheimlichen Stadt und Umgebung ab und noch in den Straßen kam es zu einem Zusammenstoß mit den nachsetzenden Russen. Am 17. März aber hielt Yorck mit seinen achtzehntausend Kriegern unter unermeßlichem Jubel seinen Einzug in die Hauptstadt, aus der fünf Tage vorher Tettenborn mit vier Kosakenregimentern und einigen Geschützen zu einem großen Unternehmen gegen Hamburg ausgezogen war. Hier war die Stimmung ganz gegen die Franzosen: sowie Tettenborn, nachdem sein Zug schon die Lossagung des Herzogs von Mecklenburg vom Rheinbund zur Folge gehabt hatte, vor Hamburg ankam und die ersten Kosaken in der Stadt erschienen, die mäßige französische Besatzung abgezogen war, wurde die Munizipalität der französischen Zeit gestürzt und der alte Senat wieder eingesetzt. Der Umschwung ergriff die ganze Gegend, Lüneburg, Oldenburg, Bremen, und vielleicht hätte hier rechtzeitige Unterstützung durch die Verbündeten einen großen Erfolg haben können. Allein auf ihrer Seite war alles noch zu unfertig, eine umfassende oberste Leitung fehlte, und so folgte hier vielmehr eine blutige Reaktion durch die wieder vordringenden Franzosen, die Napoleon seinen zu solchen Rachezwecken des Despotismus brauchbarsten Werkzeugen, dem Marschall Davoust, Herzog von Auerstädt, und dem General Vandamme, übertrug.

Und nicht hier allein zeigte sich die große Überlegenheit, welche Napoleon in seiner genialen Persönlichkeit und einheitlichen Macht

gegenüber einer geteilten Koalition und entsprechend verwickelten Lage besaß.

Er hatte sofort nach seiner Rückkehr aus Rußland die Aufstellung einer neuen Armee begonnen. Ein revolutionärer Putsch, der in Paris während seiner Abwesenheit im Oktober versucht, aber binnen wenigen Stunden unterdrückt worden war, hatte ihm keinen Eindruck gemacht und die ruhige Festigkeit und das schnelle Handeln nach der ungeheuren Katastrophe beweist ebensosehr seine Größe, wie sein steinhartes Herz und seine eisernen Nerven, welche all das gräßliche Elend nicht berührte, das dieser von allem Anfang an verkehrte Kriegszug im Gefolge hatte. Auch waren seine Hilfsquellen noch immer gewaltig und er hatte einiges Recht, die Gegner zu unterschätzen: er erklärte sich mit dem Verhalten aller seiner Bundesgenossen zufrieden. Auch das geknechtete Frankreich versagte sich ihm nicht: eine Aushebung von dreihundertfünfzigtausend Mann wurde beschlossen und bei dieser Aushebung rücksichtslos auf die Nichteinberufenen der früheren Jahrgänge zurück- und auf die Pflichtigen des folgenden Jahres vorausgegriffen. Preußen zu gewinnen, gab er sich keine Mühe. Den Ministern, dem Staatsrat, dem Senat gegenüber heuchelte er Friedensliebe, empfand sie vielleicht gelegentlich selbst, wenn der Friede ohne ernsthaftes Opfer zu haben war, war aber entschlossen, selbst „auf kein Dorf im Herzogtum Warschau" zu verzichten: nach der Kriegserklärung Preußens ward ihm eine neue Aushebung von hundertachtzigtausend Mann bewilligt. Auch war seine Lage in der Tat nicht schlecht: von Spanien, wo die Dinge langsam gingen und entscheidende Siege weder der einen noch der anderen Seite das Übergewicht gaben, drohte zunächst wenigstens keine Gefahr; die Staaten des Rheinbundes, Bayern, Württemberg, Sachsen, Westfalen, wenigstens ihre Fürsten, trugen noch geduldig die Fesseln, mit denen er sie an seine Sache gebunden hatte; auf Italien und die Polen konnte er innerhalb der Grenzen des Möglichen zählen und Österreich hatte zwar seine Stellung etwas geändert, blieb aber vorerst neutral und mochte sich wohl — soweit glaubte er

seinen Schwiegervater und den Grafen Metternich zu kennen — schließlich mit einem mäßigen Opfer von ihm als Bundesgenossen gewinnen lassen.

Der Anteil Österreichs an dem Ruhm und Verdienst des großen Krieges um die Unabhängigkeit und Freiheit der Völker Europas ist in der Tat gering. Der Kaiser Franz und sein Kanzler Metternich waren völlig frei von jeder idealen Auffassung, ja es blieb ihnen sogar jeder über den nächsten Vorteil oder Nachteil des von ihnen regierten Staates hinausgehende Gesichtspunkt fremd. Von deutscher Gesinnung, von Patriotismus in höherem Sinn war bei diesen keine Rede und auch in der Bevölkerung ihres Reiches waren nur einzelne von dem Aufschwung des deutschen Geisteslebens berührt, der im nördlichen Deutschland schon seit Dezennien eingesetzt hatte und die Grundvoraussetzung des Befreiungskampfes bildete. Das österreichische Hilfskorps im russischen Feldzug, von einem sehr mittelmäßigen aus dem Hochadel stammenden Feldherrn, dem Fürsten Schwarzenberg, befehligt, hatte sich selbst und den Gegner möglichst geschont und kehrte mit den Sachsen, die unnötigerweise nach ihrer Heimat entlassen wurden, unversehrt zurück. Daß die ganze Lage jetzt sich verändert hatte, und zwar nicht zum Schaden Österreichs, war deutlich genug und es war ein schwerer Mißgriff Napoleons, daß er glaubte, durch zuversichtliche und übermütige Haltung den österreichischen Staatslenkern zu imponieren und sie bei dem Bündnis vom März 1812 festhalten zu können. An Österreich war beiden Teilen und vor allem den Verbündeten gelegen und diese Konstellation war auszubeuten: Österreich, gab man dem französischen Kaiser zu hören, fühle sich als eine Macht ersten Ranges und sei so, nicht als bloße Hilfsmacht, anzusehen und zu behandeln: gleichzeitig aber unterhielt man auch, aber ohne sich bloßzustellen, Beziehungen zu den Verbündeten, Preußen, Rußland und England. Das ergab eine Politik des Zuwartens, die, wie bei einem Handelsgeschäft, den Preis der österreichischen Freundschaft steigern konnte: besonders da man daneben doch auch rüstete; auch war diese Politik, was für

Kaiser Franz und Metternich nicht zu verachten war, für die nächste Zeit die bequemere.

So kam, ohne daß man sich in Wien entschieden hatte, der April heran. Die Franzosen, welche in den zunächst in Betracht kommenden Gegenden standen, befehligte, seitdem Murat in sein Königreich Neapel zurückgekehrt war, der Vizekönig Eugen und die Verbündeten waren allmählich bis zur Elbe vorgedrungen: für die Verwaltung der zu besetzenden Länder war ein Zentralverwaltungsrat mit Stein an der Spitze und in seinem Geiste eingerichtet ins Leben getreten. Indessen hinderte schon allzugroße Rücksicht die rasche Gewinnung von Sachsen. Hier war die Stimmung nicht schlecht, aber matt, und der König, wie es einem loyalen Rheinbundsfürsten ziemte, hatte mit Familie, Geld und Ministern sich Ende Februar vor den Verbündeten nach Österreich in Sicherheit gebracht, war in Prag gelandet und wollte unter österreichischem Schutz sich der Neutralität befleißigen: am 13. verstärkte Davoust die kleine französische Besatzung, die in Dresden zurückgeblieben war, und hielt jeden Ausbruch patriotischer Stimmung oder Gesinnung mit leichter Mühe nieder: am 20. April zog er ab und sprengte noch zwei Bogen der Elbbrücke: am 27. erschienen die ersten Verbündeten. Am 5. April hatte bei Möckern in der Magdeburger Gegend der erste Zusammenstoß Yorcks mit dem Vizekönig stattgefunden und dieser mußte nach vierstündigem Kampfe weichen: er hatte wohl bemerkt, daß er andere Soldaten als seither vor sich hatte, und am 29. zogen König Friedrich Wilhelm und Kaiser Alexander unter dem Jubel der Menge in Dresden ein.

Am 4. April war Napoleon von Mainz abgegangen; er hatte etwa dreihunderttausend nur notdürftig ausgebildete Soldaten, darunter nur fünftausend Reiter, zusammengebracht; damit war er aber doch, als er an der Elbe erschien, den Verbündeten an Zahl überlegen, die hier nur sechsundneunzigtausend, darunter allerdings fünfundzwanzigtausend Mann Reiterei entgegenzustellen hatten: bei den Russen waren immer mehr Soldaten in den Listen als in der

Wirklichkeit. Der Lauf der Elbe, vom Austritt aus dem Gebirg bis Hamburg, mag über die augenblickliche militärische Lage der beiden Gegner orientieren. Napoleon kam das Tal der Saale herab gegen Leipzig, von Norden her waren die Streitkräfte des Vizekönigs zu erwarten. Auf seiten der Verbündeten führte, da der alte Kutusow eben in diesen Tagen gestorben war, der Russe Wittgenstein den Oberbefehl; es war aber der kühne und klare Geist Scharnhorsts, von dem der Gedanke ausging, die Franzosen auf dem Marsche anzugreifen, die Schlacht, welche die gesamte Lage notwendig machte, alsbald zu liefern. So kam es am 2. Mai zu der Schlacht bei Großgörschen, für die sich der Name Schlacht bei Lützen festgesetzt hat. Sie begann gegen Mittag und ein furchtbarer Kampf tobte den Nachmittag hindurch um die Dörfer Rana, Groß- und Kleingörschen und Kaja. Die Dörfer wurden verloren und gewonnen, gewonnen und verloren, und die Tapferkeit der Russen und namentlich der Preußen zeigte sich den französischen, zwar tapferen, aber noch nicht geschulten Truppen, deren wankende Reihen Napoleon selbst heransprengend wiederherstellen mußte, überlegen. Allmählich machte sich aber bei den Franzosen die Überlegenheit an Zahl geltend: doch war am Abend das Ergebnis noch ungewiß; gewiß waren nur die Verluste, die sich auf beide Teile ungefähr gleich verteilen mochten, auf französischer aber eher etwas größer waren; sie betrugen bei den Preußen achttausend, bei den Russen zweitausend. Auch Scharnhorst war unter den Verwundeten und dies war der schlimmste Verlust des Tages: am 28. Juni starb der große Organisator des Kriegs in Prag, wo er den Eintritt Österreichs in den Krieg betrieb. Man überlegte im verbündeten Hauptquartier, ob die Schlacht am folgenden Tag nicht zu erneuern sei, und in der Tat lag in der Art, wie gekämpft und der Kampf im einzelnen gelenkt worden war, viel Ermutigendes: man entschied sich aber, und mit Recht, für den Rückzug, der in vollkommener Ordnung, ohne Beute, doch auch ohne dem Sieger Gefangene zu lassen, vollführt wurde. Aber Napoleon hatte — und das war doch ein Unglück — das Schlachtfeld behauptet, einen

Sieg erfochten, den er in seinem Bulletin aufs maß- und schamloseste übertrieb, indem er das Heer, das ihm soeben mindestens den Beweis soldatischer Überlegenheit gegeben, der Welt wie eine Rotte von Abenteurern und schlechten Subjekten darstellte. Die noch am Abend eintreffende Nachricht, daß Bülow nach rühmlichem Gefecht, wobei die Leute große Bravour gezeigt hätten, Halle genommen habe, wurde aufgewogen durch die andere, daß Kleist Leipzig hatte räumen müssen. Es war nicht anders, Napoleon hatte wieder einen ersten Erfolg mit einem neuen Heere gewonnen und in den Augen seiner Soldaten und der Menge den Ruf seiner Unüberwindlichkeit hergestellt: und Sachsen war für die Verbündeten verloren. Besser als diese, die den König mit Rücksicht behandelten, verstand es Napoleon, wie man mit mattherzigen Fürsten umging: er stellte dem sächsischen Rheinbundsfürsten, der in einem solchen Augenblicke neutral zu bleiben für möglich und nützlich hielt, eine kurze Frist: wenn binnen sechs Stunden die Festung Torgau nicht ihre Tore den Franzosen geöffnet und die sächsische Armee mit der französischen sich vereinigt habe, werde der König als Feind angesehen. Der Schwächling gehorchte. Torgau, wo General Thielmann die Aufforderung von verbündeter Seite, für Sachsen das Zeichen zum Übertritt auf die deutsche Seite zu geben, mit den Worten abgelehnt hatte: „Ich bin kein General Yorck", kapitulierte. Zu der Deputation, welche dem Sieger von Großgörschen von Dresden her entgegengeschickt wurde, sprach Napoleon in sehr hohem Ton. Am 11. überschritt sein Heer, in dem sich neben Illyriern, Neapolitanern, Schweizern, Spaniern acht württembergische, drei westfälische, ein darmstädtisches Regiment befanden, die Elbe. Im verbündeten Heer befanden sich die zwei Monarchen, und die Einmischung des Kaisers Alexander wirkte ungünstig auf die Einheit des Befehls: aber der Entschluß ward gefaßt, nochmals eine Schlacht zu wagen und mit achtzigtausend Mann eine feste Stellung bei Bautzen im Osten des sächsischen Landes bezogen. Hier wurde diese zweite Schlacht, eine Defensivschlacht, geschlagen. Man tadelt es, daß die Verbündeten nicht schon am 18. oder 19. Mai

zum Angriff geschritten seien, als Napoleon noch nicht seine ganze Macht vereinigt hatte; am 20. mit hundertdreißigtausend Mann griff er an, am 21. früh um sechs Uhr begann der Kampf aufs neue. Die Sache des verbündeten Heeres war durch die falsche Ansicht des Kaisers Alexander geschädigt, daß der Hauptangriff Napoleons seinem linken Flügel gelte, während er vielmehr dem rechten zugedacht und zu diesem Zwecke auch Ney mit seinem Korps, das er gegen Berlin entsendet hatte, zurückgerufen worden war. Ney erschien in der rechten Flanke der Verbündeten und griff von neun Uhr an in den Kampf ein; um drei Uhr ging ihnen das wichtige Dorf Preitwitz verloren: noch hielt Blücher hartnäckig die Kreckwitzer Höhen im Zentrum, aber da keine Aussicht auf Sieg mehr war, wurde die mit sechsundneunzigtausend Mann gegen große Übermacht durchgefochtene Schlacht abgebrochen und der Rückzug angetreten. Die Verluste der Franzosen, die eine feste Stellung zu stürmen gehabt hatten, waren weit größer als bei den Verbündeten, fünfundzwanzigtausend gegen fünfzehntausend, und der Rückzug der Besiegten geschah in der besten Ordnung, unter fortwährenden Gefechten, bei Reichenbach z. B., ohne Verluste. „Diese Leute werden mir keinen Nagel lassen", äußerte Napoleon ärgerlich, als er trotz leidenschaftlicher Verfolgung ihnen nichts Weiteres abgewinnen konnte: bei einem dieser Rückzugsgefechte, die ihn doch nachdenklich stimmten, verlor er einen ihm besonders nahestehenden Vertrauten, Duroc. Vom 23. an ließ die Verfolgung nach und Blücher benützte die etwas freiere Stellung, die ihm der Übergang des Oberbefehls von Wittgenstein an Barclay de Tolly ließ, zu einem glücklichen Schlag: einem Überfall der Division Maison bei Haynau, am 26., wo von seiner Seite nur acht Schwadronen und vierundzwanzig Geschütze ins Gefecht kamen und der Verlust auf feindlicher Seite vierhundert Gefangene, vierhundert Tote und achtzehn Geschütze betrug.

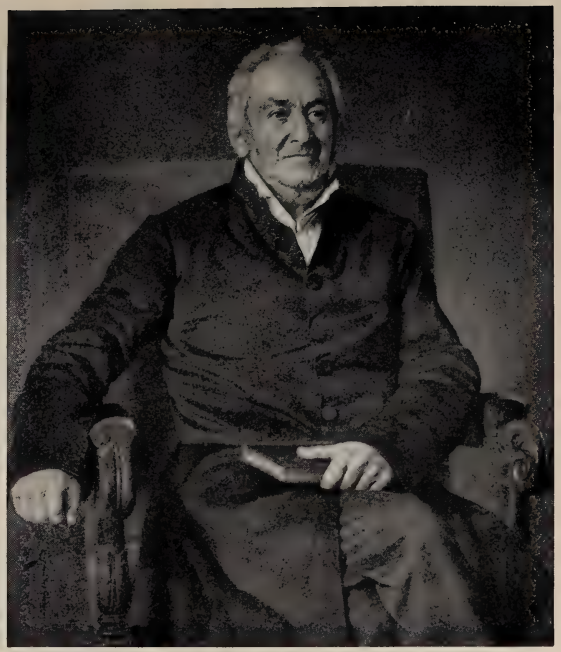
Die Lage war gleichwohl im höchsten Grade kritisch. Der König war verzagt, die beiden verlorenen Schlachten schienen ihm ein zweites Jena zu bedeuten. Die Stimmung bei den Russen,

obzwar nicht bei Alexander selbst, war wie vor den Tagen von Tilsit: sie wollten den Rückzug nach Polen fortsetzen und ersahen kurzsichtig keinen rechten Vorteil für sich von der Fortsetzung des Krieges. Man mag sich nicht ausdenken, was erfolgen mußte, wenn jetzt ein schmählicher Friede oder die völlige Niederlage dem großen Aufschwung gefolgt wäre: es war eine ernste, vielleicht die ernsteste Stunde im Leben unserer Nation.

Wunderbarerweise war es diesmal der Feind selbst, welcher die Rettung brachte: Napoleon bot einen Waffenstillstand an. Ein früherer Antrag an Kaiser Alexander, der auf der Hoffnung beruhte, die Gegner zu trennen, war von Alexander abgelehnt worden, der, seinem Bündnisvertrage getreu, nicht ohne Preußen unterhandeln wollte. Diesmal kam er und rasch, am 4. Juni, zu Poischwitz zustande. Eine Demarkationslinie ward gezogen, ein freier Raum von einigen Meilen Breite zwischen die Armeen gelegt. Bis zum 20. Juli und noch sechs Tage darüber, nachdem er gekündigt wäre, sollten die Waffen ruhen.

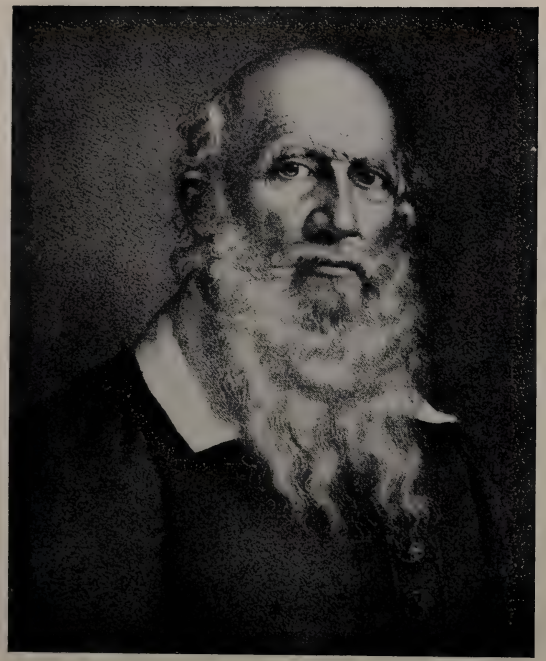
Was Napoleon zu diesem Schritt bewog, den er später selbst für den größten Fehler seines Lebens erklärte, ist nicht klar, obgleich es, vorausgesetzt daß er ernstlich daran dachte, daß der Waffenstillstand zum Frieden führen solle, auch für Napoleon an Gründen für einen solchen nicht fehlte. Die unverhältnismäßigen Verluste, welche die letzten Siege gekostet hatten, der Zustand des Heeres überhaupt, das, zum größten Teil aus Neulingen bestehend, wie man rechnete noch mindestens zwei Monate brauchte, um dem früheren einigermaßen ebenbürtig zu sein, und in dem namentlich die Disziplin noch viel zu wünschen übrig ließ, auch die Wahrnehmung, die sich ihm aufdrängen mußte, daß die Gegner — ces animaux, wie er sich ausdrückte — etwas gelernt hatten und andere geworden waren, sowie daß endlich seine eigenen Unterfeldherrn trotz oder wegen ihrer stolzen Titel nicht mit der früheren Freudigkeit und Frische den Krieg führten — das alles konnte ihn nachdenklich machen. Auch hätte er blind sein müssen, wenn er, obgleich Warnungen unzugänglich, nicht selbst etwas gemerkt hätte von den

„Vendeen", die ihn umgaben, und daß überall, wo er nicht selbst war, die Dinge nicht recht vorwärts gingen. Gegen Oudinot, den er wider die feindliche Hauptstadt, den Herd der ihm widerwärtigen Bewegung, entsendet hatte, focht ein sehr fähiger General, Friedrich von Bülow, am 28. Mai bei Hoyerswerda und nochmals an dem Tage, an dem der Waffenstillstand geschlossen wurde, bei Luckau, beide Male mit Glück: in der darauffolgenden Nacht ging Oudinot zurück. Auch die Freikorps, die sich gebildet hatten, an sich ein für die Franzosen bedenkliches Symptom, hatten keine schlechten Geschäfte gemacht: so Tschernitscheff, der am 30. Mai bei Halberstadt den westfälischen General Ochs, zehn Offiziere, sechshundert Mann gefangen nahm, elf Kanonen und achtzig Pulverwagen erbeutete; vor allem der Rittmeister Colomb, der am 8. Mai seinen kleinen Krieg an der fränkisch-thüringischen Grenze begann, wobei ihn die Bevölkerung und deren patriotische Stimmung unterstützte: am 29. bei Zittau überfiel er einen Transport, nahm zweiundsiebzig Fahrzeuge mit dreihundert Mann und sechs Offizieren. Dagegen wurde das volkstümlichste dieser Korps, das des Majors von Lützow, bei dem der Dichter Theodor Körner und viele Jünglinge von höherer Bildung dienten, am 17. Juni, nachdem schon der Waffenstillstand mehrere Wochen in Kraft getreten war, in der Nähe von Leipzig, bei Kitzen, das Opfer eigener Unvorsichtigkeit und eines verräterischen Überfalls, bei dem leider auch deutsche Truppen, die württembergischen Reiter des Generals Normann, beteiligt waren. Der Krieg um die Festungen wurde gleichsam im Hintergrund und nicht mit besonderem Eifer geführt, doch fielen Czenstochau an der Warthe, Thorn an der Weichsel und Spandau schon im April und bei der Kapitulation von Spandau waren das wertvollste Stück der Beute die sechstausend Gewehre, die wie in manchem andern Fall der noch rückständigen Ausstattung der neuen Kämpfer zustatten kamen. Beklagenswert war das Schicksal Hamburgs, das von dem schwedischen Kronprinzen, dem ehemaligen französischen Marschall Bernadotte, einer schlimmen Errungenschaft des verbündeten Lagers, im Stiche gelassen, am 30. Mai von den Franzosen und ihren



Ernſt Moritz Arndt
Lithographie von Carl Wildt nach Gemälde von Julius Roeting

Wilhelm von Humboldt
Handzeichnung von Franz Krüger



Friedrich Ludwig Jahn
Lithographie von Georg Engelbach

Theodor Körner
Gemälde im Körnermuseum

Verbündeten, den Dänen, wieder besetzt worden war; ein wahrhaft scheußlicher Befehl Napoleons 7. Mai schrieb dem Marschall Davoust die Maßregeln vor, mit denen die Stadt für ihren Abfall gezüchtigt werden sollte: „Sie werden auf der Stelle alle Hamburger Untertanen verhaften lassen, die unter dem Titel Senatoren Stellen angenommen haben, Sie lassen sie vor ein Militärgericht stellen und die fünf Schuldigsten davon erschießen", und so mit Verhaftungen, Konfiskationen, Füsilieren, Austreibungen, einer Kontribution von achtundvierzig Millionen und anderem Terrorismus blieb die Stadt noch bis zum Frieden französisch.

Ein Grund für den Waffenstillstand oder den Aufschub, den die Waffenruhe brachte, war wohl auch die eigentümliche Politik Österreichs: eine Politik, die man vom deutschen und überhaupt einem höheren Standpunkt schlechthin verächtlich finden muß. Es ist schwer, wenn man von der Geistessphäre der deutschen Patrioten, den hohen und ernsten Zielen von Männern wie Fichte und Schleiermacher, Ernst Moritz Arndt und Theodor Körner, deren Reden und Gesänge mächtig an die Seele der Nation rührten:

Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht!

und von den Männern der freudigen, schneidigen Tat, welche der schwungvollen Dichtung Wahrheit gaben:

Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen:
Frisch auf, mein Volk — die Flammenzeichen rauchen,
die Saat ist reif, ihr Schnitter zaudert nicht —

den Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Blücher, Bülow, Kleist, — wenn man von all den mannhaften Kriegern des Geistes und des Schwertes herkommt, sich in den Seelenzustand so kümmerlicher Realisten, wie Franz I und Metternich waren, zu versetzen. Von Patriotismus, von Ideen, von irgendeinem Besinnen darauf, wozu Gott sie, die Fürsten und den Adel, in die Welt gesetzt, war hier keine Rede, auch nicht von einem männlichen Rachegefühl für alle die Schmach, die man seit Campo Formio von Napoleon erlitten hatte. Man sah

die für Habsburg günstigen Umstände und nützte sie aus, gab den Gesandten von beiden Seiten, Wilhelm von Humboldt, dem preußischen, Otto und dann Narbonne, den französischen Gesandten, gute Worte und war und stellte sich höchlich befremdet, ja indigniert über den Ton in dem Kalischer Aufruf und die jakobinischen Redensarten, in denen man sich in Preußen bewegte: wir treffen Lebzelten in Kalisch, der dann auch einen geheimsten Vertrag mit dem Russen Nesselrode zustande bringt, Schwarzenberg in Paris, der von der Aufrechterhaltung der Grundlage des Bündnisses von 1812, aber auch von der Stellung Österreichs als Großmacht spricht, das nicht mehr die Rolle einer bloßen Hilfsmacht spielen könne: so vergehen die Wochen und nun drängt die Lage gebieterisch zur Entscheidung, nachdem man österreichischerseits allmählich vom französischen Bündnis, erst zur „Entremise", dann zur Vermittlung, endlich zur bewaffneten Vermittlung, bis an die Schwelle des Kriegs gekommen war. Nach der Schlacht bei Bautzen war eigentlich für Österreich keine Wahl: gewann Napoleon noch einen Sieg, so war die Knechtschaft Europas und damit auch Österreichs binnen kürzester Zeit wiederaufgerichtet. Und dies war denn auch der geheime Gedanke Napoleons, der noch von keinem Opfer, geschweige einer Umkehr wissen wollte, und der mit dem während des Waffenstillstands gestärkten und ergänzten Heere seine volle Herstellung fertig zu bringen hoffte — selbst wenn Österreich sich seinen Gegnern zugesellte. Dem dachte er noch immer zu entgehen: aber er stellte einen Faktor dabei nicht in Rechnung — den geheimen Haß aller vorrevolutionären Elemente der damaligen Gesellschaft, der ganzen Fürsten-, Adels- und Pfaffenwelt, vom Papst bis zum letzten Herrn von Habenichts, gegen den großen Plebejer und seine Schöpfungen; und diese Empfindung teilten insgeheim auch der Kaiser und sein vornehmer Minister Metternich, der sie als vollendeter Hofmann während der Zeit des Glanzes und der österreichischen Heirat Napoleons verborgen oder abgelegt hatte. So schickte man denn, 15. Mai, Bubna zu Napoleon, Stadion ins verbündete Hauptquartier. Es wurde bald klar, daß mit den Verbündeten eher

etwas zu machen sei als mit Napoleon: und daß es mit diesem kein Geschäft gab, wurde Metternich aus der langen Audienz deutlich, die ihm der Kaiser zu Dresden am 26. Juni gewährte, in der Napoleon in seinem ärgerlichen Hochmut sich bis zu persönlichen Beleidigungen hinreißen ließ — wie schade, hatte einst ein Zögling der alten Schule, sein Minister Talleyrand, geurteilt, wie schade, daß ein so großer Mann so gemeine Manieren hat (soit si mal élevé). In seinen Forderungen war er noch so maßlos, daß er dem österreichischen Minister den Eindruck hinterließ, den dieser vor den Generalen im Vorraume, die ihn, ängstlich und des Krieges satt, wie sie waren, fragten, ob er den Frieden bringe, mit den Worten aussprach, daß ihr Herr den Verstand verloren habe. Am 27. unterzeichnete Stadion den Vertrag von Reichenbach, der den eventuellen Beitritt Österreichs zur Koalition Englands, Rußlands und Preußens und zugleich die Napoleon als Friedensgrundlagen anzubietenden Bedingungen feststellte, die sehr gemäßigt genannt werden konnten: die Verteilung des Herzogtums Warschau unter Österreich, Rußland und Preußen, die Rückgabe Danzigs an Preußen, Illyriens an Österreich, Räumung der Festungen in Preußen und Polen, Wiederherstellung der Hansastädte und des Gebiets, das jetzt die zweiunddreißigste Militärdivision bildete. Napoleons Vertraute rieten dem Unverbesserlichen nachdrücklich die Annahme und die Nachricht von dem entscheidenden Siege von Vittoria, den Wellington in Spanien am 21. Juni erfochten, hätte seinen Entschluß fördern können. Es wurde ein Friedenskongreß vereinbart, der am 11. Juli in Prag eröffnet wurde, bei dem aber von vornherein kein Ernst war, da Preußen und Rußland widerwillig gestimmt waren und Napoleon offenbar nur Zeit zu weiteren Rüstungen gewinnen wollte. Am 26. erst erhielt Caulaincourt seine Instruktionen: sie waren so maßlos, daß nicht darüber zu verhandeln war und die ablehnende Antwort Napoleons auf ein österreichisches Ultimatum mit Ja oder Nein langte an, als schon der äußerste Termin des Waffenstillstands, der 10. August, verstrichen und damit der Kongreß und alle Friedensversuche zu

Ende waren. Um Mitternacht, als der 10. zu Ende ging, verkündigten die Feuerzeichen auf den Bergen, daß die Feindseligkeiten wieder beginnen sollten.

Mit Befriedigung wurde diese Wiederaufnahme in den deutschen Gebieten und beim Heere begrüßt. Man hatte in den patriotischen Kreisen und im Heere mit richtigem Gefühl nichts mehr gefürchtet, als daß aus dem Waffenstillstand ein fauler Friede hervorgehen könne: obwohl der König von Preußen, als er ihn seinem Volke ankündigte, nichts weniger als die Sprache des Besiegten führte. Mutiger, entschlossener, vielstimmiger erklangen jetzt die Freiheitslieder, in deren Chor nun bald auch die Stimmen süddeutscher Sänger wie Rückert und Uhland sich vernehmen ließen: ein hoher Idealismus verband sich in diesen Gesängen mit einem männlichen Erfassen der gefährlichen Wirklichkeit, die man sich nicht verhehlt, aber siegreich zu überwinden gewiß ist.

Das eine war nun durch den Beitritt Österreichs gewiß, daß der Krieg ein europäischer, das ganze europäische Staaten- und Völkersystem umfassender sein werde, und daß er nur mit dem Sturze Napoleons — „der Mensch muß zu Boden", wie Stein schrieb, — ein befriedigendes Ende finden könne. Immer weitere Kreise des deutschen Volkes zeigten sich ergriffen von dem Geist patriotischer Entschlossenheit und man wird das Richtige treffen, wenn man dieses Erwachen der deutschen Volksseele in unmittelbaren Zusammenhang bringt mit der großartigen und fast könnte man sagen prophetischen Dichtung Schillers, die nun ihre Wirkung begann. In allen seinen Dramen, von den Jugenddramen an, den Räubern und Fiesko, bis zu seinem letzten, dem Tell, hatte sich Schiller das Menschen- und Völkerleben in seinem Zusammenhang mit den geschichtlichen Bewegungen zum Vorwurf genommen, Freiheit und Herrschaft, der Menschheit große Gegenstände und Gegensätze behandelt, in jenem letzten aber, dem Tell, mit prophetischer Begeisterung ein Ideal der Volkserhebung dargestellt, das sich nun in die Wirklichkeit und in die Gegenwart übertrug. Goethe, der andere Große dieser Zeit und der umfassendere Dichtergeist, hatte die geistige

Höhe der Deutschen, die sie bis dahin allen Hemmnissen zum Trotz erstiegen hatten, in unvergänglichen Werken kundgetan und ausgeprägt und so die Nation an seinem Teil auf eine höhere Stufe ihres Selbstbewußtseins erhoben: den gewaltigen Ereignissen jener Jahre selbst aber stand er fremd und kalt gegenüber und durchlebte sie mit der Kühle eines über der gemeinen Deutlichkeit der Dinge stehenden Geistes und ohne teilnehmendes Verständnis.

Während des Waffenstillstandes hatte man von beiden Seiten mit Eifer gerüstet, die Heere ergänzt und vermehrt, und man berechnet die unmittelbar verfügbare Streitkraft der Verbündeten zu Anfang dieses neuen Kriegsabschnitts auf etwa fünfhunderttausend, die Napoleons auf vierhundertfünfzigtausend Mann. Zu der Streitmacht der Verbündeten stellten Preußen, Österreich und Rußland wenigstens auf dem Papier ungefähr gleich große Kontingente, doch übertraf die Höhe der wirklich im Felde stehenden preußischen Truppen die der anderen zwei Mächte, zumal Rußlands, um ein Erkleckliches; ein sehr fragwürdiger Gewinn waren die zwanzigtausend Schweden, die noch zu den Verbündeten stießen, da ihr Feldherr, der Kronprinz, Franzose und Gascogner, ein mittelmäßiger Feldherr war und bei dem ganzen Krieg nur seine besonderen Zwecke, die Erwerbung von Norwegen, vielleicht gar die Erbschaft Napoleons, die französische Kaiserkrone, im Auge hatte. Der Operationsplan, wie er schon im Juli auf einer Konferenz zu Schloß Trachenberg in Schlesien festgestellt worden war, bestimmte drei Armeen, die *böhmische* oder Hauptarmee, zweihundertsiebenunddreißigtausend Mann Österreicher, Russen, Preußen, unter dem Fürsten Schwarzenberg, der neben seiner militärischen auch eine nicht minder wichtige diplomatische Aufgabe bei dem Heere einer Koalition hatte: bei diesem Heere befanden sich auch die Monarchen selbst; die *Nordarmee*, hundertsechsundfünfzigtausend Mann Preußen und Schweden, unter Oberbefehl des von Kaiser Alexander begünstigten schwedischen Kronprinzen Bernadotte, unter dem die preußischen Generale Bülow und Tauentzien standen, und endlich die *schlesische*, neunundneunzigtausend Russen und Preußen: und

dieser war der richtige und volkstümliche Führer gegeben in Gebhard Leberecht Blücher, den noch der Scharfblick Scharnhorsts bezeichnet hatte, der diese Tage nicht mehr erleben durfte. Blücher, auch er, wie Stein und Scharnhorst, kein Preuße von Geburt, 1742 im Mecklenburgischen geboren, war längst eine populäre Figur: von hoher Gestalt, in einem siebzigjährigen Leben und langer Dienstzeit als echte Soldatennatur, kühner Reiterführer bewährt, ohne gelehrte Bildung, aber mit natürlichem Scharfblick und mit der Fähigkeit, sich von überlegenen Geistern wie dem ihm beigegebenen Gneisenau beraten zu lassen, besaß er vor allem eine entscheidende Eigenschaft — die Furchtlosigkeit des tapfern Soldaten dem großen Namen Napoleons gegenüber.

Der Gedanke des Trachenberger Planes war nicht sehr kühn, aber der Lage richtig angepaßt: wird eine der Armeen von Napoleon von seiner zentralen Stellung aus angegriffen, so weicht sie zurück und gibt dadurch den beiden anderen Gelegenheit vorzugehen und in seinem Rücken zu operieren: bis er hinlänglich geschwächt ist und dann durch Zusammenrücken der drei Heere eine letzte Entscheidung herbeigeführt werden kann. Napoleon seinerseits hatte den großen Vorteil, den die Kriegskundigen als den der inneren Linie bezeichnen: er stand in der Mitte des großen Kreises und konnte sich mit seiner gewohnten Raschheit auf eines der heranziehenden Heere werfen und dieses schlagen, ehe die andern herankommen konnten; er hatte außerdem die Hilfsquellen seines Genies, die Erfahrungen seiner Feldzüge, die Stärke seiner Nerven, die keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht kannten, die Einheit des Befehls und die Vielköpfigkeit und Mittelmäßigkeit der Führung bei seinen Gegnern. Die Stadt Dresden als Mittelpunkt und der Lauf der Elbe dienen zur Orientierung: zuerst wandte er sich gegen die schlesische Armee, deren Führer er am leichtesten zu einer Schlacht bringen zu können glaubte. Am 15. August brach er von Dresden auf nach Osten, in der Richtung gegen Bautzen und Görlitz, indem er gleichzeitig Oudinot mit etwa siebzigtausend gegen Berlin entsandte, wo er auf die Mittelmäßigkeit seines

ehemaligen Marschalls, des jetzigen Führers der Nordarmee, vertraute. In der Tat trug der Oberbefehlshaber selbst kein Bedenken, Berlin aufzugeben, und er bereitete seinen preußischen Unterführern harte Geduldsproben. Das Verdienst, Berlin gerettet zu haben, gebührt Bülow, der am 23., gegen den Willen Bernadottes angriff. Es kam infolgedessen bei Großbeeren zu einem entscheidenden Kampf, der ohne Eingreifen der Schweden mit Geschick und großer Tapferkeit von den Preußen durchgeführt, beim Einbruch der Nacht mit einer Niederlage der Franzosen endigte; er kostete sie drei- bis viertausend Mann, darunter fünfzehnhundert Gefangene, während der Verlust Bülows nur neunhundert Tote und hundertfünfzig Verwundete betrug: unter den ersteren waren auch sieben Schweden. Den Sieg Bülows und der Preußen, der Landwehr, die hier ihre erste Probe ablegte, schwächte Bernadottes Bericht nach der Weise von Napoleons Bulletins ab und er verfolgte den Sieg nicht; auf glänzende Weise wurde er dennoch ergänzt durch einen Sieg des Generals Hirschfeld bei Hagelsberg am 27. gegen die Division Girard, die, neuntausend Mann Franzosen, Westfalen, Thüringer, Illyrier stark, von Magdeburg her die Expedition Oudinots hatte unterstützen sollen, während von Nordwesten her Davoust zu gleichem Zwecke herankommen sollte. Die Division ward zersprengt, in flüchtigen Haufen erreichten noch siebzehnhundert Mann Magdeburg, dreitausend waren gefangen, der Rest — auch hier — der ingrimmigen Tapferkeit preußischer Landwehr erlegen. Auch Davoust ging auf diese ungünstige Nachricht wieder zurück und es kam nur zu Gefechten ohne Bedeutung in diesen mecklenburgischen Gegenden, in deren einem bei Gadebusch am 26. August der edle Sänger und Herold in diesem heiligen Krieg, Theodor Körner, das Opfer seiner vorwärtsstürmenden Kühnheit wurde.

Die Hoffnung Napoleons, Blücher und das schlesische Hauptquartier zu einer Schlacht zu bringen, erfüllte sich nicht. Blücher hatte das Kommando allerdings nur unter der Bedingung angenommen, daß er nicht an das Verbot der Offensive gebunden sei, sondern gegebenenfalls den Feind angreifen dürfe, wann und

wo er es für notwendig hielte. Er war entgegen den Bestimmungen des Waffenstillstands schon am 15. August statt am 17. in den neutralen Raum eingerückt, da auch die Franzosen diesen Waffenstand nicht strikte respektiert hätten, und gleich am 19. kam es zu heftigen Zusammenstößen: aber als Napoleon selbst herankam, gehorchte er den Intentionen des Kriegsplans und ging zurück, ohne jenem die Gelegenheit zur Schlacht zugeben, wobei er seinen Truppen das Äußerste an Marsch und Entbehrung zumutete. Unterdes erhielt Napoleon die Nachricht, daß die böhmische Armee gegen Dresden vorrücke, daß also der Mittelpunkt seiner Gesamtstellung bedroht sei, den zu halten die mäßige Streitmacht, die er unter dem Marschall Saint Cyr dort zurückgelassen, nicht stark genug war. Er kehrte also mit der Garde und deren seitherigem Befehlshaber, Ney, um und ließ Macdonald mit etwa achtzig- bis hunderttausend Mann in Schlesien zurück. Dieser nahm dann, Blücher sehr zu Danke, die Offensive wieder auf und setzte sich am Morgen des 26. August in Bewegung, um Blücher anzugreifen, der eine Stellung in der Liegnitzer Gegend, auf dem Plateau zwischen der Katzbach und der wütenden Neiße genommen hatte. Leicht überschritten die Franzosen am Morgen die Bäche und erstiegen das Plateau am rechten Ufer der Katzbach, während der Regen strömte. Blüchers Vortruppen wichen zurück; um elf Uhr gab er die Dispositionen für den Angriff, der aber erst beginnen solle, wenn genug Franzosen die Höhe erstiegen hätten; um drei Uhr erfolgte der Befehl, und da bei dem schweren Regen die Gewehre versagten, mußten Bajonett und Kolben die Arbeit tun. Ein kritischer Augenblick, wo die Franzosen in eine Lücke der Stellung eindrangen, ging durch rasche Hilfe von rechts und links vorüber: die Feinde wurden geworfen, die neu auf die Höhe heraufkommenden zugleich mit den anderen, die schon oben waren. Das Weichen der Franzosen wurde mehr und mehr zur Flucht, da die Bäche, die jene am Morgen leicht überschritten hatten, inzwischen durch den unaufhörlichen Regen angeschwollen waren und die Flucht verderblich machten, freilich auch die Verfolgung hinderten, die erst am 27. und 28. ernstlich

aufgenommen werden konnte. Die Nacht verbrachten die Sieger, obgleich ohne Nahrungsmittel und trotz der Nässe ohne Holz und Stroh, doch fröhlich, die Stimmung der Führer war gehoben, und die Dissonanzen im Hauptquartier zwischen den Russen und Preußen traten zurück. Das feindliche Heer war in der Tat so gut wie aufgelöst, wenigstens für den Augenblick, und bei der Verfolgung fiel dem russischen Führer Langeron, der in der Schlacht nichts getan und der Strategie Blüchers des „alten Haudegens“ (vieux sabreur), wie er ihn nannte, seither mit Mißtrauen gefolgt war, noch ein Erfolg in den Schoß. Er zersprengte bei Plagwitz die Division Puthod, machte viertausend Gefangene, erbeutete sechzehn Kanonen und zwei Adler: der Tag an der Katzbach selbst hatte achtzehntausend Gefangene, hundertdrei Kanonen und zweihundertfünfzig Munitionswagen gebracht, bei geringem eigenen Verlust. Den Gesamtverlust der Feinde kann man auf dreißigtausend Mann anschlagen; in einem stolzen Tagesbefehl beglückwünschte Blücher das Heer: Schlesien war frei.

Weniger glücklich hatte am gleichen Tage, dem 26., die böhmische Hauptarmee ihre Operationen begonnen. Die rasche Vorwärtsbewegung, die nötig gewesen wäre, um Dresden, den Stützpunkt von Napoleons Stellung, zu nehmen, solange sich dieser mit dem Gros der Armee in Schlesien befand, war nicht Sache des Fürsten Schwarzenberg und der vielköpfigen, schwerfälligen, aus drei Nationen gemischten Masse seines Heeres. Es langte am 25. vor Dresden an; man nahm sich Zeit: am 26., präzise um vier Uhr nachmittags, sollte der allgemeine Angriff beginnen, doch schlug man sich schon den ganzen Vormittag ohne rechten Zusammenhang an verschiedenen Orten. Am Morgen des 26. war nun aber Napoleon in Eilmärschen aus Schlesien hier eingetroffen und seine Gegenwart belebte sofort mächtig die Truppen. Er war in heiterer Stimmung und hoffte sicher auf Sieg, hatte auch schon Vandamme gegen die Rückzugslinie des feindlichen Heeres abgeordnet: auf der Elbbrücke hielt er und ließ die Regimenter an sich vorüberziehen, die von Schlesien anmarschiert kamen und ihn mit dem begeisterten vive

l'empereur begrüßten. Jetzt, wo Napoleon selbst zugegen war, hätte die Schlacht nach dem Trachenberger Operationsplan eigentlich abgebrochen werden müssen und man zog dies auch in Erwägung, aber dagegen schien der einleuchtende Grund zu sprechen, daß eine so gewaltige Heeresmacht doch nicht darum herbeigebracht worden sei, um ohne Kampf wieder zurückzugehen. So begann denn gemäß den getroffenen Dispositionen um vier Uhr nachmittags der allgemeine Angriff gegen die damals noch stark befestigte Altstadt und man kämpfte bis zur Nacht ohne besonderen Erfolg zu erzielen, beiderseits aber mit schweren Verlusten. Der 27., ein trüber Tag, brach an; Napoleon hatte nun hundertzehn- bis hundertzwanzigtausend Mann beisammen und seine Anordnungen waren wie immer klar, bestimmt, der Lage entsprechend, was von der Leitung auf verbündeter Seite nicht gesagt werden kann. In den ersten Nachmittagstunden des 27. erfolgte auf dem linken Flügel eine Katastrophe, die Waffenstreckung von zehn Bataillonen mit fünfzehn Fahnen und Geschützen, welche die Niederlage auf dieser Seite vollendete: die Lage wurde bedenklich, die zwei Tage hatten schon fünfzehntausend Mann außer Gefecht gesetzt und zwanzigtausend Gefangene gekostet und es war nichts erreicht: so wurde am Nachmittag der Rückzug nach Böhmen beschlossen. Dieser Rückzug über ein Gebirge, nach einer Niederlage, bei schlechtem Wetter und mangelhafter Verpflegung, war schlimm genug, zumal der Hauptweg, die große Straße nach Teplitz, oberhalb Pirna durch das Korps Vandamme gesperrt war.

Napoleon war eine Strecke vorgeritten, dann aber nach Dresden zurückgegangen und hielt sich am folgenden Tage in seinem Kabinett: man glaubte zu bemerken, daß er krank oder, was kein Wunder, abgespannt gewesen sei, auch mehr als sonst seiner Bequemlichkeit einige Rechnung getragen habe: die Verfolgung von seiner Seite war in der Tat nicht so energisch wie sonst und die Korps von Mortier und Saint Cyr, welche Vandamme unterstützen sollten, warteten vergeblich auf den Marschbefehl. Vandamme wollte beim Königstein vom rechten auf das linke Elbufer übergehen, wobei

er einen schweren Kampf zu bestehen hatte mit den vierzehntausend Russen unter dem Prinzen Eugen von Württemberg, die beim Vormarsch nach Dresden dorthin zur Beobachtung der von den Franzosen besetzten Festung und zur Sicherung der Rückzugsstraße abgezweigt worden waren, und den geringen Verstärkungen, die diesem unter dem Grafen Ostermann inzwischen von Dresden nachgeschickt worden waren. Der Prinz behauptete sich bis zum Abend des 28., mußte aber dann aus seiner Stellung weichen und hatte nun die schwere Aufgabe, der Hauptarmee die Verbindung mit Böhmen, d. h. die nach Teplitz führende Straße offenzuhalten. Es gelang dem Korps, diese Straße zu gewinnen und am Abend des 28. Peterswalde zu erreichen; indessen drängte Vandamme hastig nach, um mit den Verstärkungen, die er von Dresden her, Mortier und Saint Cyr, sicher erwartete, das schwache Korps zu durchbrechen und dann den Truppen der böhmischen Armee, welche auf dieser und den weiter westlich führenden Straßen ihren Rückzug nahmen, einen üblen Empfang zu bereiten, wenn ihre Korps einzeln aus dem Gebirge herausträten. Fast gleichzeitig kamen Weichende und Verfolger bei Kulm an. Als Sonntag den 29. die Bewohner von Kulm aus der Kapelle vom Frühgottesdienst kamen, fanden sie eine heftige Schlacht im Gange. Es war ein sehr schwerer Kampf des kleinen Korps Russen und Österreicher gegen die Übermacht; auch die letzten Reserven, die russischen Gardebataillone, wurden eingesetzt und die Gefahr war groß; doch war die Aussicht auf den folgenden Tag günstig, da dann Verstärkungen von dem Hauptheer eintreffen mußten, wo man von der bedrängten Lage des Korps unterrichtet war. Mit äußerster Tapferkeit bis zur Erschöpfung wurde auf beiden Seiten gefochten. Am Abend des 29. aber war die Gefahr vorüber, da jetzt in der Tat jede Stunde weitere Verstärkungen brachte; die Leitung übernahm nun Barclay de Tolly und am 30., als die Franzosen den Kampf erneuerten, standen vierzig- bis fünfzigtausend Mann, wo am Tage zuvor fünfzehntausend den ungleichen Kampf gegen doppelte Übermacht bestanden hatten. Er war ohne Ergebnis bis gegen zehn Uhr und Van-

damme erwartete noch immer Mortier: man hörte jetzt Kanonenschüsse von rechts her, und mit neuem Feuer, in der Meinung, die Erwarteten seien zur Stelle, gingen die Franzosen bei Kulm vor. Aber es war nicht an dem: es war das preußische Korps von Kleist, der Befehl hatte, über die Höhe des Gebirges nach Teplitz zu marschieren, dies aber nicht konnte, weil die Wege mit Gepäck- und Munitionswagen und anderem Gefährt völlig verstopft und ungangbar waren: es blieb ihm nur der Weg über Nollendorf, der ihn in Vandammes Rücken, aber wahrscheinlich zwischen ihn und das heranziehende Heer Mortiers brachte. Der wackere Soldat, der Lage wohl bewußt, entschloß sich, teilte seinen Entschluß den Soldaten mit und trat seinen, wie er einen Augenblick glaubte, verzweifelten Marsch an: aber bald verwandelte sich die Szene und mit Schrecken erkannte Vandamme, daß er verloren war und ihm nichts übrig blieb, als mit dem Degen in der Faust sich nach rückwärts durchzuschlagen. Bald vollendete sich die Niederlage; wütende Durchbrüche konnten doch bloß einzelne Teile seines Armeekorps retten, er selbst ward gefangen und zehntausend mit ihm; fünftausend Tote und Verwundete lagen auf dem Platze.

Durch die drei Siege, Bülows Sieg bei Großbeeren, Blüchers Sieg an der Katzbach und den russisch-preußischen Sieg bei Kulm, den Kleist entschieden hatte, wurde die Wirkung der Niederlage bei Dresden aufgehoben. Diese acht Tage hatten Napoleon um siebzigtausend Mann ärmer gemacht und wenn da und dort Friedensgedanken befürchtet worden waren, so war diese Gefahr verschwunden. Seine Lage hatte sich verschlechtert und verschlechterte sich im Laufe des Septembers mehr und mehr. Zunächst wiederholte er den Versuch auf Berlin, gegen die Nordarmee, wo er Bernadotte als Befehlshaber und die Landwehr wußte, die er tief verachtete, wie er denn schon in dem Stadium begriffen war, in dem der Übermütige die Tatsachen nicht mehr sieht wie sie sind, sondern wie er sie wünscht. Er entsandte dorthin den besten seiner Generale, Ney, den Fürsten von der Moskwa, an

der Spitze von siebzigtausend Mann. Auch diesmal mußte Bülow um die Erlaubnis zur Schlacht mit dem Gascogner förmlich ringen: am 5. September stieß Oudinot mit Tauentzien zusammen, der auf dem Marsch von Jüterbog nach Dennewitz war, am 6. erfolgte dann der Angriff Bülows. Ney hatte keine Rekognoszierung vorgenommen und er hatte es diesmal mit preußischen Männern, die für ihre Heimat und ihr Vaterland kämpften, und mit einer überaus geschickten Leitung zu tun. Auf mehreren ziemlich weit auseinanderliegenden Kampfplätzen wurde diese Schlacht bei Dennewitz ausgefochten, an der der Kronprinz wiederum keinen Anteil hatte, der mit achtundvierzig Bataillonen untätig blieb: zwischen Jüterbog und Dennewitz rang Tauentzien gegen das Korps Bertrand, zwischen Dennewitz und Niedergöhrsdorf kämpften Teile von Bülows Korps gegen die Division Durutte, weiter südlich bei Gölsdorf andere Teile von Bülows Korps gegen Reynier und die seit langem von ihm geführten Sachsen: hier entschied sich der Tag, und zwar durch den preußischen General Borstell, der Bülow nicht unterstellt war, aber von Bernadotte den strikten Befehl hatte, zurückzugehen, welchen Befehl er aber nicht beachtete. Das Dorf ward gestürmt und wieder verloren, endlich, nachdem während neun Stunden gekämpft worden war, durch einen neuen kraftvollen Angriff genommen. Der Sieg, den fünfzigtausend Preußen gegen siebzigtausend Franzosen und Sachsen erfochten, war vollständig; fünfzehntausend Gefangene, achtzig Kanonen verlor Ney; noch am Tage nach der Schlacht streckten zweitausendachthundert Mann die Waffen. „Ich bin total geschlagen", schrieb Ney an seinen Herrn. Die Stimmung unter den rheinbündischen Truppen begann sich allmählich zu ändern: und sehr natürlich, da die Franzosen es liebten, ihnen jedes Mißlingen zur Last zu legen. Es war ein ausschließlich mit preußischen Kräften erfochtener Sieg; die Ehre dieses ihm zum Trotz erfochtenen Sieges ließ der schwedische Oberfeldherr sich gefallen.

Am 9. September zogen zu Teplitz die Machthaber von Rußland, Preußen und Österreich ihre Allianz fester und in geheimen Artikeln wurde die Herstellung Preußens und Österreichs auf den

Bestand vor 1805 ausgemacht. Während Napoleon in dieser Zeit wiederholt bald gegen die schlesische, bald gegen die böhmische Armee vorstieß, aber weder die eine noch die andere zur Schlacht bringen konnte, da die Verbündeten nunmehr streng an dem Trachenberger Kriegsplan festhielten, mehrten sich die Anzeichen, daß die Franzosenherrschaft in Deutschland zu Ende gehe. Der kleine Krieg, der schon im ersten Stadium der Kämpfe den Franzosen lästig gewesen war, wurde mit Glück fortgeführt. Am 18. September wurde Merseburg, wo zweitausend Kranke der Alliierten lagen, von General Thielmann besetzt, der den sächsischen Dienst verlassen hatte; in den folgenden Tagen gab es bei Kösen, bei Lützen und noch an mehreren Stellen glückliche Handstreiche, Überfälle von Transporten, Befreiung von Gefangenenzügen; vergebens entsandte Napoleon gegen diese Streifscharen das Korps von Lefevre-Desnouettes, achttausend Mann stark; es hatte das Unglück mitten unter sie hinein zu geraten und wurde von diesen, Thielmann, Mensdorff, Platof, Colomb, angegriffen und zurückgeworfen, wobei es vierzehnhundert Gefangene und fünfzig Offiziere verlor. Am 28. September erschien Tschernitscheff mit zweitausenddreihundert Reitern und sechs Geschützen vor Kassel: der König flüchtete und schon am 30. kapitulierte General Alix und zog ab; am 7. Oktober, nachdem die Freischar abgezogen war, kehrte Jerome zwar noch einmal zurück, aber es war nicht auf lange: wenigstens befleckte er sich nicht mit Handlungen der Rache. Am 13. Oktober erschien Tettenborn mit geringer Macht vor Bremen und am 15. marschierten die Franzosen ab, mit kriegerischen Ehren, aber unter Zurücklassung von Vorräten und Geschütz; nur Hamburg trug seine Ketten weiter.

Am bedeutungsvollsten, wenn auch nicht mehr für den Fortgang des Krieges oder die Überwältigung Napoleons, sondern nur im Hinblick auf die Zukunft war, daß Bayern jetzt den Zeitpunkt gekommen glaubte, das Bündnis mit Napoleon zu lösen. Irgend eine deutschpatriotische Regung war dabei schwerlich im Spiele, wenn man auch später zu rhetorischen Zwecken mit dem Anteil an der „Erhebung Deutschlands“ sich selbst und andere täuschte. Man

hatte sich die Sache überlegt und die bayerische Streitmacht am Inn war schon längere Zeit her den Österreichern nicht gefährlich gewesen, sondern es herrschte an der bayerisch-österreichischen Grenze kraft einer geheimen Verständigung Waffenruhe. Im Vertrag von Ried, 8. Oktober, trat Bayern der Koalition bei und am 14. erklärte es an Frankreich den Krieg. Es war ein Sieg Metternichs, nicht des deutschen Gedankens: Metternichs Politik war ganz und gar beherrscht von der Furcht vor den Ideen Steins und der preußischen Patrioten, von der Furcht vor einer Neugestaltung Deutschlands, wie sie der Kalischer Aufruf anzudeuten schien, und die möglichste Erhaltung oder Herstellung des Alten sollte nach seiner Meinung das Ergebnis aller der Kämpfe und Opfer für Deutschland und das deutsche Volk sein: schon in dem Teplitzer Vertrag war in zweideutigen Worten den deutschen Staaten die Unabhängigkeit, die indépendance entière et absolue, zugesprochen worden.

Auf die militärische Entscheidung war der Vertrag von Ried und die bayerische Hilfe, wie bemerkt, ohne Einfluß. Für die Verbündeten war es, namentlich seit am 28. September Bennigsen mit der russischen Reservearmee von siebenundfünfzigtausend Mann auf dem Kriegsschauplatze angelangt war, Zeit, zur Offensive überzugehen und die letzte Entscheidung aufzusuchen. Blücher begann am 26. September den Rechtsabmarsch nach der Elbe, um sich der Nordarmee zu nähern, und am 3. Oktober erzwang Yorck in rühmlichem Gefecht bei Wartenburg den Übergang des schlesischen Heeres über den Strom: dieses stand jetzt auf dem linken Elbufer und Bernadotte mit der Nordarmee mußte nun wohl auch mit dem Übergang Ernst machen. Noch einmal brach, am 7., Napoleon von Dresden auf, hoffend, den Gegner über die Elbe zurückzumanövrieren: es gelang nicht, und nachdem er tatenlos einige Tage in der Gegend von Düben verbracht, auch mit dem Plane gespielt hatte, den Kriegsschauplatz zu wechseln und selbst auf das rechte Elbufer zu gehen, um von Norden und Osten her mit der Front gegen Westen den Kampf fortzusetzen, fand er sich doch genötigt, umzukehren, um womöglich die böhmische Armee, die

jetzt im Anmarsch auf Leipzig war, vereinzelt zu schlagen, ehe die beiden anderen Heere der Verbündeten herangekommen waren, so wie dies ihm im August bei Dresden so trefflich gelungen war. Als er am 14. gegen Mittag in Leipzig ankam, vernahm er schon Kanonendonner von Süden her: die böhmische Armee war also angelangt. Die Schüsse kamen von einem Gefecht bei Liebertwolkwitz, dem ersten Zusammenstoß mit Truppen der böhmischen Armee, bei dem Murat den Befehl führte. Napoleon selbst schlug sein Hauptquartier — Wachtfeuer, Tisch, Karte — auf einer Anhöhe zwischen Liebertwolkwitz und Wachau auf. Langsam sammelten sich die Heeresmassen zu der großen Entscheidung über die Geschicke Europas, welche hier im Herzen von Deutschland auf einem Boden sich vorbereitete, auf dem schon öfter große Entscheidungen gefallen waren. Nur auf die Nordarmee war immer noch nicht mit Sicherheit zu zählen: immer neue Ausflüchte und Hindernisse erfand deren Oberbefehlshaber und er hatte für den 16., wo der große Ringkampf beginnen mußte, keine Disposition getroffen, während Blücher schon von Halle heranzog. Auch die allgemeine Disposition Schwarzenbergs war nicht sehr heldenhaft: „— — in dieser Stellung müssen wir Bennigsen erwarten und dann mit der größten Sicherheit und vollkommensten Übereinstimmung aller Armeen nach und nach täglich mehr Terrain zu gewinnen suchen". Hundertsechsunddreißigtausend Mann zählte die böhmische Armee noch, sechsundfünfzigtausend die schlesische, achtundsechzigtausend die Nordarmee; gegen die böhmische hatte Napoleon am 15., wo diese zunächst allein in Frage kam, immerhin etwa hundertneunzigtausend Mann zur Verfügung: auffallend ist, daß er Dresden nicht aufgab und noch mit dreißigtausend Mann festhielt, die er bei der Entscheidungsschlacht entbehrte.

Der Kampf des ersten Tages der Schlacht von Leipzig, des 16., vollzog sich auf drei Punkten, in drei verschiedenen Schlachten: im Süden gegen die böhmische Armee bei Wachau; im Nordosten auf der Straße von Halle her bei Möckern gegen die schlesische Armee; südlich davon, wo die Elster in die Stadt eintritt, links

vom Flusse bei Lindenau, wo das österreichische Korps Giulay gegen das Korps Bertrand kämpfte: eine wichtige Stelle, da hier die französische Rückzugslinie vorbeiführte, — vorausgesetzt, daß es zum Rückzug kam.

Bei Wachau griffen zwischen acht und neun Uhr die Verbündeten an und eine langandauernde Kanonade von unerhörter Heftigkeit leitete die Schlacht ein: eine verkehrte Disposition Schwarzenbergs brachte eine ansehnliche Truppenmacht von fünfunddreißigtausend Mann in den Raum zwischen Pleiße und Elster, welche die Franzosen von linksher auf deren rechtem Flügel umgehen sollten, zunächst aber unter starkem Verlust ohne Erfolg kämpften: sie fehlten der Hauptmacht in der Mitte auf der rechten Elsterseite, wo die Dinge eine gefährliche Wendung nahmen. Um Mittag war der Angriff der Verbündeten abgeschlagen und Napoleon schickte sich an, ihr Zentrum zu durchbrechen, Schwarzenberg aber mußte Truppen aus dem unglücklichen Pleißewinkel herüberziehen: gegen drei Uhr hatte Murat die furchtbare Reitermasse von achttausend Mann beisammen, mit denen der Stoß in der Mitte geführt werden sollte, und Napoleon ließ dem König von Sachsen, den sein böses Schicksal gleichfalls nach Leipzig geführt hatte, den Sieg melden und befahl, daß in der Stadt dazu die Glocken geläutet würden. In der Tat war der Stoß furchtbar und bis Gossa drangen, alles niederwerfend, die Reiter: nur noch ein Graben trennte sie von dem Hügel, wo die Monarchen und der Oberfeldherr sich befanden. Allein die Kraft der Männer und der Rosse hatte sich bei dem raschen Ritt und dem Kampfe erschöpft, die durchbrochenen Massen sammelten sich und schlossen sich wieder und Hilfe kam von verschiedenen Seiten: um vier Uhr nachmittags war der Sturm abgeschlagen. Ein dauernder Erfolg war nirgends erfochten, der Kampf dauerte fort bis zum Abend, sehr verlustvoll für die Verbündeten auf dem linken Flügel in dem Terrain zwischen Pleiße und Elster, wo der Übergang über die Pleiße bei Connewitz den ganzen Tag vergebens versucht und bei einem letzten Versuch der Kommandierende, der österreichische

General Meerveldt, selbst gefangen wurde. Die Kämpfe hier im Süden kosteten schwere Opfer, gegen zwanzigtausend an Toten, Verwundeten und Gefangenen, alle Truppen aber hatten große Tapferkeit bewiesen.

Auch bei Lindenau wurde von dem Korps Giulay gegen das Bertrands den ganzen Tag ohne weiteres Ergebnis gefochten; die besetzten Dörfer blieben in österreichischen Händen.

Glücklicher verlief der Kampf im Norden bei dem schlesischen Heer in den Nachmittagsstunden. Napoleon, der diesen Feind noch nicht so nahe glaubte, befahl dem dort stehenden Marmont nach dem südlichen Schauplatze abzumarschieren, wohin Ney schon auf dem Wege war. Er hielt aber inne, als die Preußen — es war das Korps Yorck — herankamen und auch Ney, der schon voraus war, kehrte wieder um. Um das Dorf Möckern entspann sich nun ein sehr heftiger Kampf: nach wiederholten Sturmangriffen gelang es Yorck endlich jenes zu nehmen. Der Sieg war mit außergewöhnlichen Opfern erkauft, aber er war vollständig und kostete dem Gegner sechstausend Tote und Verwundete nebst zweitausend Gefangenen und dreiundfünfzig Kanonen.

Die Lage machte jetzt für Napoleon das Abbrechen der Schlacht und den Rückzug notwendig. Er hatte keine Verstärkungen mehr zu erwarten, während auf verbündeter Seite jetzt auch die Nordarmee in die Linie rückte — denn die Vorwände des Zögerns waren erschöpft und der englische Bevollmächtigte machte den Kronprinzen drohend auf die Folgen für ihn selbst aufmerksam, wenn er länger zögere —, und überdies stand das Eintreffen der russischen, fünfzigtausend Mann starken Reservearmee unter Bennigsen in gewisser Aussicht.

Allein Napoleon, sonst gewohnt, den Tatsachen klar ins Auge zu sehen, verlor in diesem Augenblick die Zeit mit Selbstvorspiegelungen; er suchte durch den gefangenen General Meerveldt Unterhandlungen über einen Waffenstillstand oder über den Frieden anzuknüpfen und wandte sich mit Bedingungen, die einige Monate früher annehmbar gewesen wären, an seinen Schwiegervater. Er

erhielt keine Antwort: aber der Tag, ein Sonntag, verging darüber, es war ein unersetzlicher Verlust an Zeit: erst am 17. abends erfolgten die ersten Rückzugsbefehle Napoleons. Am 18. morgens standen hundertfünfzigtausend Franzosen gegen dreihunderttausend Angreifer, die einen Halbkreis von vier Meilen um Leipzig bildeten. Der Sieg war nicht mehr zweifelhaft, die Verteidigung der Franzosen aber geschickt und tapfer. Der Plan der verbündeten Führung war einfach: konzentrisches Vorrücken gegen Leipzig, bis man drinnen sei. Die Möglichkeit, das feindliche Heer völlig einzuschließen und dem Gegner ein Schicksal zu bereiten, wie es ein halbes Jahrhundert später einen anderen Napoleon bei Sedan ereilte, war nicht ernstlich ins Auge gefaßt oder mit der Schwarzenberg zugeschriebenen wunderbaren Äußerung abgewiesen, daß es nicht geraten sei, einen Feind, der noch Kräfte habe, zur Verzweiflung zu bringen. Bei einem der vielen Einzelkämpfe, aus denen die Völkerschlacht sich zusammensetzte, bei Paunsdorf, des Nachmittags drei Uhr, geschah ein Ereignis, das die Stimmung der deutschen Truppen bezeichnet, welche das Verhängnis unserer Nation bis dahin auf feindlicher Seite festgehalten hatte: die Sachsen traten auf die Seite der Verbündeten über, etwa dreitausend mit neunzehn Geschützen, denen bald darauf fünf- bis sechshundert württembergische Reiter folgten: für die Entscheidung war das Ereignis belanglos. Seitdem die Nordarmee in die Linie eingerückt war und Bennigsens Armee mitwirkte, machte das große Übergewicht der Verbündeten an Zahl sich geltend, aber man glaubte noch den folgenden Tag zum Siege zu brauchen. Seit Mittag, scheint es, hatte sich Napoleon definitiv zum Rückzug entschlossen und als der Morgen des 19. anbrach, waren die französischen Linien verschwunden und die Sturmkolonnen der Verbündeten näherten sich den verschiedenen Toren der Stadt. Napoleon, der die Nacht im Hotel de Prusse zugebracht hatte, verabschiedete sich zwischen neun und zehn Uhr von dem unglücklichen König von Sachsen, dem er noch etwas von einer Rückkehr nach wenigen Tagen vorredete, und bestieg dann auch seinerseits ein Pferd zum Rückzug: „Gott-

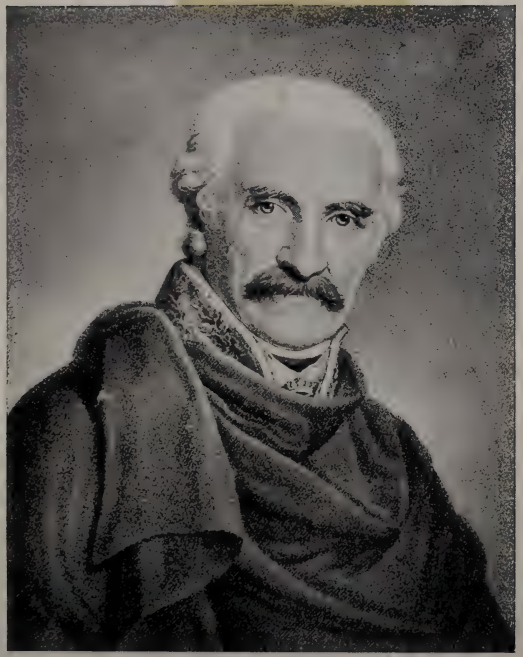
lob, nun muß er auch auskratzen", hörte man eine Stimme aus einem badischen Bataillon: er brauchte lange, bis er durch das Gewühl der Flüchtigen durchkam. Die Vorstädte und die Tore, das Grimmaische, Hallesche, Peterstor wurden nacheinander im Sturm genommen und kurz nach Mittag zog als erste Truppe das Königsberger Landwehrbataillon ein; um ein Uhr ritten der Kaiser Alexander und der König von Preußen ein. Ein unglücklicher Zufall, welcher die Zahl der Gefangenen noch um viele Tausende vermehrte, kennzeichnet die Verwirrung, die Kampf, Verfolgung, Flucht der Masse hervorriefen. Nur eine Brücke vor dem Ranstädter Tor im Nordwesten Leipzigs führte über die Elster: man hatte unbegreiflicherweise versäumt, deren mehrere noch zu schlagen, und es war Befehl gegeben, sie zu sprengen, ehe feindliche Kolonnen sie erreichten. Als einzelne russische Jäger dort erschienen, welche der Zufall des Kampfes so weit geführt hatte, entzündete der Subalterne, dem in diesem Augenblick die Hut der Brücke oblag, die Mine und die Brücke flog mit dumpfem Knall in die Luft: was sich nicht mit Schwimmen hinüberretten konnte und alles, was von dem französischen Heer noch in Leipzig zurückgeblieben war, wurde gefangen: der polnische Fürst Marschall Poniatowski ertrank in der Elster bei dem Versuche, auf seinem schwerbeladenen Pferde schwimmend durch den Fluß ans andere Ufer zu kommen.

Man hatte nun Muße, die Erfolge zu übersehen und auch die Opfer zu zählen, welche der Tag kostete: mit Trauer verweilt man bei den ungeheuren Zahlen der Toten und Verwundeten und gedenkt der Leiden, welche in diesen Tagen die Stadt Leipzig durchzumachen hatte. Die Preußen verloren sechzehntausend Mann mit sechshundertzwanzig Offizieren, die Russen einundzwanzigtausend Mann, achthundertvierundsechzig Offiziere, die Österreicher mehr als vierzehntausend Mann und vierhundertzwanzig Offiziere: die Franzosen hatten fünfzehntausend Tote und ebensoviele Verwundete, außerdem ließen sie fünfzehntausend Gefangene in den Händen der Sieger, nicht gerechnet die dreiundzwanzigtausend, die in den Lazaretten lagen: viele höhere Offiziere waren

gefallen, gefangen, verwundet. Es ist kein Zweifel, daß eine energische Verfolgung dem Krieg ein Ende gemacht hätte und daß sie sehr möglich war. Man hatte Überfluß an Reitern und Blücher hatte auf eigene Hand ein Korps nach Merseburg vorausgesandt: allein die oberste Führung bewies sich auch hier matt und unkräftig zur Tat. Im Volke atmete man überall auf, man empfand diesen Sieg als das entscheidende Gottesgericht und erging sich nach Art der Menge in Satiren und schalem Witz über den großen Besiegten. Dieser benützte den gegönnten Vorsprung gut: er brachte rasch wieder Ordnung in die flüchtende Masse und bewies zwölf Tage nach Leipzig, daß er noch immer der Mächtige und zu fürchten war. Der bayerische General Wrede, der an der Spitze des jetzt verbündeten österreichisch-bayerischen Heeres stand, glaubte die neue Freundschaft sofort durch eine Tat besiegeln zu müssen: bei Hanau am 30. Oktober trat er mit seinen fünfzigtausend dem retirierenden französischen Heer entgegen, erlitt aber mit einem Verlust von neuntausend Mann eine Niederlage und schloß so die traurige Geschichte der bayerischen Politik der napoleonischen Zeit ruhmlos ab. Am 2. November überschritt das französische Heer den Rhein, noch etwa siebzigtausend Mann stark, unter ihnen aber viele, die infolge der ungeheuren Heimsuchungen der letzten Zeit den Todeskeim in sich trugen; am 4. erreichten die Alliierten Frankfurt. Die Folgen des großen Sieges hatten sich geltend gemacht: die Festungen, die Napoleon in Deutschland noch hielt, und deren Besatzungen, die man zusammen auf eine Streitmacht von hundertneunzigtausend Mann anschlägt, waren ihm nun gleichfalls verloren: schon am 11. November schloß in Dresden der Marschall St. Cyr mit dreiunddreißigtausend Mann eine Kapitulation ab, die aber als zu günstig angesichts der militärischen Lage nicht genehmigt wurde; bis zum 1. Januar folgten die Kapitulationen von Stettin, Zamosk, Modlin, Torgau, Danzig, Wittenberg, Glogau, Küstrin, Würzburg. Der Rheinbund brach von selbst zusammen; am 2. November machte der Württemberger, der noch den Sieg von Hanau gefeiert hatte, seinen Frieden mit Österreich in dem Vertrag

von Fulda und stellte zwölftausend Mann zum gemeinsamen Kriege; ähnliches geschah von Hessen-Darmstadt und Baden; in Hannover, in Braunschweig, im altpreußischen Land, das 1807 verloren gegangen, wurden die früheren Verhältnisse wiederhergestellt oder stellten sich von selbst wieder her. Auch nach Kurhessen kehrte der entartete Sproß eines Geschlechts tapferer Ahnen zurück und es kennzeichnet das bis zur Verleugnung der Würde des freien Mannes gehende Untertanentum gegen den „angestammten" Fürsten, der doch außer dem Angestammtsein keinerlei fürstliche Tugend besaß, daß er von den Händen seiner Bürger, die sich vor den Wagen gespannt hatten, nach seiner Residenz gezogen wurde. Alle diese Restaurationen kamen der Metternichischen Politik zugute, welche weit entfernt war von den hochgestimmten Erwartungen und Hoffnungen, die jetzt aufs neue und stärker auflebten, Erwartungen und Hoffnungen, die unglücklicher-, aber unvermeidlicherweise noch ganz unklar waren, und den feurigen Worten in denen man von einem neuen deutschen Reich, von Einheit und Freiheit dichtete und träumte, entsprach die Wirklichkeit sehr wenig. Das zeigte sich unter anderm in der geringen Bedeutung, welche jener deutsche Zentralverwaltungsrat unter Steins Vorsitz gewinnen konnte, den man im Anfang des Jahres, in den Tagen des Kalischer Aufrufs, gebildet hatte, oder auch in der Schamlosigkeit, mit der die Regierung des Königs von Württemberg sich weigerte, andere als württembergische Soldaten in ihre Lazarette aufzunehmen.

Friedrich Wilhelm III, König von Preußen
Gemälde von François Gérard aus dem Jahre 1814



Gebhard Leberecht von Blücher Fürst von Wahlstadt
Gemälde und Lithographie von F. C. Gröger

Hans David Ludwig Graf York von Wartenburg
Stich von L. Jacoby nach Handzeichnung von B. Woltze

Graf Bülow von Dennewitz
Gleichzeitiger Kupferstich

Graf Kleist von Nollendorf
Gleichzeitige Lithographie

Der Sieg bei Leipzig

Stich von J. Scott nach dem Gemälde von P. Krafft

15. Napoleons Sturz. Erster und zweiter Pariser Friede. Wiener Kongreß.

In Frankfurt, wo das verbündete Hauptquartier sich befand und die leitenden Häupter beisammen waren, wurde längere Zeit überlegt, was weiter zu geschehen habe. Stein und die preußischen Führer drängten vorwärts und sie sahen sehr richtig, daß der Krieg fortgesetzt werden müsse bis zum vollen Sturz, bis zur Entthronung Napoleons. Der russische Kaiser neigte ebendahin; aber das Wort hatte Metternich und der österreichische Einfluß: und so wurde durch einen zufällig anwesenden französischen Diplomaten, St. Aignan, ein Friedensentwurf an Napoleon gesandt, der den Frieden anbot auf der Basis der sogenannten natürlichen Grenzen Frankreichs, der Alpen, der Pyrenäen, des Rheins. Napoleon hätte ihn annehmen können, wenn er Vernunft anzunehmen noch fähig gewesen wäre: das gesamte linksrheinische Land, das ihm geblieben wäre, zu französischer Gesinnung zu bringen und damit zu dauerndem Besitz zu machen, konnte mindestens ebenso gut und ebenso leicht gelingen, als es im Elsaß gelungen war. Metternich, der wußte, wie weit er gehen durfte, aber auch die Grenze dessen kannte, was er Alexander und der schwachen und schüchternen Persönlichkeit Friedrich Wilhelms bieten konnte, ließ ihm dringend raten, keinen Augenblick mit der Annahme zu zögern.

Die Untätigkeit und der Zwiespalt der Meinungen bei den Verbündeten hatten Napoleon Zeit gegeben, noch einmal eine Streitmacht zusammenzubringen. Die schwache Opposition, die sich im gesetzgebenden Körper hervorwagte, brüskierte er und die neuen Aushebungen wurden bewilligt; die Antwort auf den Frankfurter Antrag lautete daher ablehnend, mindestens ausweichend: der An-

trag selbst diente nur dazu, ihn in seinem Hochmut zu bestärken. Indes, Metternich hatte recht gehabt, er mußte augenblicklich ergriffen werden, wenn er ihm frommen sollte: ein Umschwung trat ein, Stein war in Frankfurt eingetroffen und wirkte auf den Kaiser Alexander und die preußischen Kriegsmänner drängten. Die Fortsetzung des Krieges durch Einrücken in Frankreich selbst wurde beschlossen und am 1. Dezember erschien ein Manifest, das in fast demütiger Form gleichwohl ein neues Moment enthielt: die Mächte erklärten, daß ihr Krieg nicht Frankreich, das man vielmehr größer machen wolle, als es unter seinen Königen gewesen, sondern den Usurpationen Napoleons gelte. Mit dem Anfang des neuen Jahres wurde der beschlossene Übergang über den Rhein begonnen.

Die drei Monate dieses dritten Aktes in dem großen Kampf darf unsere Erzählung sich begnügen summarisch zu behandeln: es ist noch einmal der Kampf eines militärischen Genies und eines gewaltigen Willens gegen eine vielköpfige Koalition, in der die Mittelmäßigkeit und die Intrige und die Gegensätzlichkeit der Interessen der verschiedenen Staaten allein die militärischen Unbegreiflichkeiten zu erklären und einigermaßen zu entschuldigen vermögen. Für die deutsche Geschichte sind diese insofern wichtig geworden, als in der ganzen Zeit klar zutage trat — freilich nur erst für wenige —, daß die Macht, welche die deutsche Nation zu führen und den neuen Nationalstaat des deutschen Volkes aufzurichten berufen war, nicht Österreich, sondern nur Preußen sein konnte. Die Summe der Ereignisse der drei Monate, Januar, Februar, März ist, daß in der Neujahrsnacht von 1813 auf 1814 die schlesische Armee unter Blücher bei Caub und an zwei anderen Stellen den Rhein überschritt, und daß etwas später auch die böhmische Armee, und zwar von der Schweiz her, deren Neutralität, wie natürlich, nicht respektiert werden konnte, in Frankreich eindrang; — daß, Wellington eingerechnet, der im Verfolg seiner Siege die Pyrenäen überschritten hatte, bald sechs- bis siebenhunderttausend Mann auf französischem Boden standen, gegen die Napoleon nur etwa ein Viertel zu verwenden hatte, da die Hunderttausende der neuen Aushebungen zum

Teil nur erst auf dem Papier standen; — daß der Marsch der Verbündeten nicht unmittelbar Paris als Kriegsziel hatte, sondern aus methodischen Schrullen sich nach dem Plateau von Langres bewegte, das von ganz besonderer strategischer Wichtigkeit sein sollte; — daß am 29. Januar bei Brienne an der Aube der erste größere Zusammenstoß — Blücher gegen Napoleon — erfolgte, daß die Schlacht zuerst ohne Entscheidung abgebrochen, am 1. Februar aber am rechten Ufer des Flusses bei La Rothière erneuert wurde und zu einem Siege führte, der die geringe Festigkeit der napoleonischen Streitmacht bewies; — daß nun aber das böhmische Heer untätig blieb und sich im Hauptquartier der Zwiespalt einer Kriegs- und einer Friedenspartei geltend machte, der den unter militärischem Gesichtspunkt unsinnigen Beschluß zur Folge hatte, die eben vereinigten Armeen wieder zu trennen, und daß endlich am 5. Februar die erste Konferenz eines Friedenskongresses zu Chatillon tagte. Während die böhmische Armee wieder zurückging, ersah Napoleon die Gelegenheit, warf sich auf Blücher und schlug dessen auseinanderliegende Abteilungen in den Tagen vom 10., 11., 13., 14. Februar bei Champaubert, Montmirail, Etoges, Vauchamps — mit einem Verlust von viertausend Preußen und zweitausend Sachsen. Dieser Erfolg hob die Stimmung in Paris, wo die Kaiserin und der in Spanien überflüssig gewordene Joseph weilten, steigerte den Übermut Napoleons und stimmte die Zuversicht im Hauptquartier der Verbündeten soweit herab, daß Metternich und mit ihm der ganz von ihm geleitete englische Minister Castlereagh und selbst Hardenberg den Kaiser Alexander aufforderten, seinen Gesandten, da jetzt der Zweck des Bündnisses von Reichenbach erreicht sei, zur Unterzeichnung eines Abkommens zu bevollmächtigen. Ein Waffenstillstand wurde im Prinzip angenommen, die Gefahr eines Friedens stieg. Aber Napoleon war wieder obenauf: als die böhmische Armee, sich ermannend, einige Schritte vorwärts tat und gegen Paris bis nach Fontainebleau demonstrierte, wandte er sich mit vierzigtausend Mann gegen sie und griff am 18. an: die Württemberger unter ihrem Kronprinzen hielten den ersten Stoß bei Montereau aus und

gewannen dem abermals zurückweichenden Heere die nötige Zeit. Die gemeinsame Schlacht, zu der auch Blücher herzueilte, wurde aber nicht geschlagen, wohl aber kam das wunderliche und für die österreichische Kriegführung höchst schimpfliche Kompromiß zustande, nach welchem Blücher Erlaubnis erhielt, die von Norden heranziehenden Korps Bülow und Winzingerode an sich zu ziehen und auf eigene Faust zu handeln.

Die Friedensbemühungen in Chatillon waren inzwischen an der Hartnäckigkeit Napoleons gescheitert, Kaiser Alexander aber brachte ein neues Moment in die Lage, indem er feierlich erklärte, nun nicht mehr mit Napoleon und irgendeinem Mitglied seiner Familie zu unterhandeln. So entschloß sich, da man etwas tun mußte, um die durch die jämmerliche Kriegführung hervorgerufene Mißstimmung im Heere zu beheben, Schwarzenberg am 27. bei Bar-sur-Aube die Schlacht, drei gegen einen, zu gestatten, die notwendigerweise mit einem Siege endigen mußte, der aber natürlich nicht weiter verfolgt wurde. Man ließ Napoleon Zeit, sich gegen Blücher zu wenden, mit dem sich am 4. März Winzingerode und Bülow vereinigt hatten. Nachdem Bülow endlich von dem Schweden, der nach seinem Lande zurückkehrte, losgekommen war, hatte er seit November 1813 die rühmliche Tat der Eroberung von Holland vollbracht und das Heer Blüchers stieg durch die Vereinigung mit ihm auf hundertzehntausend Mann. An der Aisne, bei Craonne, griff Napoleon an, 7. März: noch einmal ein halber Sieg, ein Pyrrhussieg, der ihn achttausend Mann kostete. Drei Tage später, bei Laon, am 10. wurde auf dieser Seite die letzte Schlacht geschlagen. In der Nacht des zweiten Tages, an dem Napoleons Kraft sich in erfolglosen Angriffen brach, wurde der Sieg durch einen glücklichen Überfall vervollständigt, der das heranziehende Korps Marmonts zersprengte, und nur die unerquicklichen Zustände im Hauptquartier hinderten, daß eine energische Verfolgung hier schon ein Ende gemacht hätte. Noch einmal versuchte Napoleon sein Heil gegen die böhmische Armee, nachdem er am 13. durch einen glücklichen Schlag gegen ein russisches Korps den Eindruck jener Niederlage bei Laon gemildert hatte. Während aber

Napoleon glaubte, auf eine im Rückzug befindliche Armee zu stoßen, griff Schwarzenberg am 20. und 21. März wirklich an, bei Arcis-sur-Aube: im Angesicht des dreifach überlegenen Feindes, neunzigtausend gegen dreißigtausend, kaum verfolgt, zog Napoleon ab. Nun aber neigte sich das große Drama rasch zu Ende und seit dem 25. März wurde von den verschiedenen Seiten der Marsch der Heere auf Paris ins Werk gesetzt. Um die Gefahr von seiner Hauptstadt abzuziehen, ersann der vielanschlägige Mann einen neuen Plan, indem er ostwärts gegen St. Dizier marschierte, um im Rücken der Alliierten zu operierten: ein verzweifelter Entschluß, zu dem die Kräfte fehlten; man begnügte sich bei den Verbündeten, ihm achttausend Reiter nachzusenden, um ihn glauben zu machen, daß sein Plan gelinge. Aber die französischen Truppen, die ihm zuziehen sollten, die Korps Mortier und Marmont, wurden bei La Fère Champenoise geschlagen und entrannen nur mit neuen schweren Verlusten nach Paris. Von diesem war das große Hauptquartier am 29. nur noch zwei Stunden entfernt, von Norden rückte Blücher heran. Auf diese ungünstigen Nachrichten hin kehrte Napoleon um; seinem Heere vorauseilend sah er, bei Fontainebleau angelangt, die Wachtfeuer des feindlichen Heeres und erkannte das Verzweifelte seiner Lage; am 30. kämpfte man noch gegen die letzten Verteidiger, die Truppen der beiden Marschälle, die aber von der Regentschaft die Vollmacht zu unterhandeln hatten. Nachmittags drei Uhr glaubten sie die Zeit hierfür gekommen und in der Nacht ward die Kapitulation geschlossen: am 31. früh marschierten ihre Truppen ab und im Laufe des Tages zogen die verbündeten Monarchen, Alexander I und Friedrich Wilhelm III, in die Stadt ein: nachdem die Familie des Usurpators, Joseph und die Kaiserin mit dem König von Rom, abgereist waren, konnten sich die Royalisten hier breit machen und für den nötigen Jubel sorgen.

Napoleon selbst befand sich in Fontainebleau und eine Macht von etwa fünfzigtausend Mann besaß er noch. Die Soldaten, bei denen er stets im höchsten Grade populär war, wären bereit gewesen, noch einmal für ihn zu kämpfen, allein die Generale hatten keine

Lust mehr und widersetzten sich dem verkehrten Gedanken. Ein Vergiftungsversuch, den Napoleon unternahm, mißlang: es steht dahin, ob er ernstlich gemeint war oder nicht; am 11. April dankte er für sich und seine Dynastie ab, nahm am 20. in einer rührenden Szene Abschied von seinen Garden und reiste dann in Begleitung einiger Kommissäre der Verbündeten nach der Insel Elba ab, welche ihm nebst Belassung des Kaisertitels, zwei Millionen Einkünften und vierhundert Mann Garde die Großmut und die Rücksicht auf seine große Vergangenheit und seine hohe Verwandtschaft als Aufenthalt bestimmt hatte und die er am 4. Mai erreichte.

Die für den weiteren Gang der europäischen Dinge und vor allem für Deutschland überaus bedeutungsvolle Frage, was mit dem französischen Throne zu geschehen habe, war, nach Erwägung der verschiedenen Möglichkeiten, schon im Sinne der Notwendigkeit und des vielgewandten Talleyrand, der allen Regierungen seit zwei Jahrzehnten gedient hatte, entschieden. Es war hier wie überall die Rückkehr zum Alten, die Herstellung der Bourbonen. Am 12. April erschien der Graf von Artois, der Bruder des „legitimen" Königs, in Paris, am 4. Mai hielt dieser als „König von Frankreich und Navarra", Ludwig XVIII, seinen Einzug in Paris. Am 30. Mai 1814 wurde zwischen ihm und den vier Mächten der Friede von Paris abgeschlossen.

In diesem Friedensinstrument lautete der Artikel 6 lakonisch: Die deutschen Staaten werden unabhängig und durch ein föderatives Band vereinigt sein. Frankreich erhielt die Grenzen von 1792 und dazu, und zwar meist auf Deutschlands Kosten, noch Abrundungen im Wert von hundertfünfzig Quadratmeilen und vierhundertfünfzigtausend Seelen: außerdem verzichteten die Alliierten unter dem Einfluß des Kaisers Alexander, der sich in der Rolle des großmütigen Siegers gefiel und der in Talleyrands Palais wohnte, auf alle Summen, die sie aus den Kriegen seit 1792 hätten fordern können: sehr zum Schaden Preußens, das allein aus dem Kriege von 1812 noch viele Millionen zu fordern hatte. Das deutsche Interesse war bei den Verhandlungen über

den Frieden nur durch Preußen vertreten und da Hardenberg wenig Energie bewies, war der Erfolg ein schlechter. Von Rückforderung der deutschen Gebiete Elsaß und Lothringen, war nicht ernstlich die Rede: die deutschen Dinge wurden von Österreich, Kaiser Franz und Metternich, nur im Interesse Habsburgs, im Interesse der eigenen Bequemlichkeit und des Gegensatzes gegen Preußen betrachtet. Im zweiunddreißigsten Artikel ward bestimmt, daß alle Staaten, welche an dem Krieg beteiligt gewesen, Bevollmächtigte zu einem Kongresse nach Wien senden sollten, wo die Friedensbestimmungen vervollständigt werden würden.

Dieser Kongreß sammelte sich seit September und trat im November zu seinen Geschäften förmlich zusammen. Es war natürlich, daß hier, in der lebenslustigen Kaiserstadt, nachdem der Friede eingetreten und durch den Sturz des Gewaltigen wieder Raum für alles Mittelmäßige und Gewöhnliche frei geworden war, die vornehmen Herrn und Damen mit Diners, Bällen, Maskeraden, Schlittenfahrten, Paraden, Liebeleien gute Tage verlebten und die gemütlichen Wiener dabei ihr Geschäft machten, so gut wie Kaiser Franz, der Biedermann, und Metternich. Alle Welt brachte vor diese erlauchte Versammlung ihre Angelegenheiten: die Kirche, die Standesherren, das Haus Taxis, die deutschen Buchhändler, die hessischen Domänenkäufer, deren Recht der geizige und niederträchtige Kurfürst nicht anerkannte. Daß das widerliche Schauspiel des Bettelns, Feilschens und Bestechens in anderer Form sich wiederholte, versteht sich ebenso von selbst, wie daß jene Neugestaltung des Deutschen Reichs, für welche es viele Pläne, aber keinen guten Willen gab, bei der Unklarheit und Verworrenheit der deutschen Dinge schließlich nur mit der elendesten Verfassung enden werde, die Deutschland jemals gehabt hat. Das Geschick jedes einzelnen Staates und vorab Deutschlands, das kein Staat mehr war, verflocht sich mit demjenigen Gesamteuropas, und so müssen wir das Ergebnis zu Anfang des nächsten Buches zusammenfassend darlegen: für Deutschland war die wichtigste Frage, was mit Sachsen geschehen solle. Preußen wollte das Land, das

sein König verwirkt hatte, zur Abrundung seiner Grenzen und wünschte den König von Sachsen am Rhein entschädigt: es hatte aber die Welt der deutschen Mittel- und Kleinstaaten, Hannover, Bayern, Württemberg, von denen die beiden letzteren im Grunde nicht weniger schuldig waren als Sachsen, und die sich jetzt sehr trotzig gebärdeten, die Hofburg, den Kaiser und Metternich, den französischen Intriganten Talleyrand, die englischen Staatsmänner, kurz alles gegen sich, was mit Neid und Widerwillen auf das aufstrebende Preußen sah, das im Kriege das Beste getan hatte. In der Frage, wie es mit Polen zu halten sei, stellte Preußen sich auf Rußlands Seite. Es fehlte nicht gar viel, daß über diesen Dingen der Krieg wieder ausgebrochen wäre. Wenigstens kam es am 3. Januar 1815 zu einem geheimen Verteidigungsbündnis zwischen Österreich, England und Frankreich, das gegen „neuerlich kundgegebene Prätensionen" gerichtet war. Dieses Bündnis war also das Gegenteil von jenem, das, im letzten Stadium des Krieges, 1. März 1814, zu Chaumont geschlossen worden war, und das die vier Mächte, England, Österreich, Rußland und Preußen, auf zwanzig Jahre zur Bereithaltung von je hundertfünfzigtausend Mann gegen Frankreich verpflichtet hatte.

Das Bündnis mit dem neuen bourbonischen Frankreich lag aber doch noch in der Ferne. Die inneren Zustände dort standen in umgekehrtem Verhältnis zu dem Hochmut, den man in den auswärtigen Dingen zeigte, und das war den beiden andern Mächten, Österreich und England, nicht unbekannt. Metternich lenkte ein und stimmte am 10. Februar dem Entschädigungsplane Hardenbergs zu und nun, nachdem dieses wichtigste Streitobjekt durch Abtretung der Hälfte Sachsens an Preußen erledigt war, kamen die Geschäfte wieder in Gang, als sie nochmals durch ein unerwartetes Ereignis gestört wurden.

Am 7. März erhielt Metternich eine Depesche, daß Napoleon von der Insel Elba verschwunden sei. Es war von vornherein eine Verkehrtheit gewesen, einem solchen Gefangenen den Aufenthalt in unmittelbarer Nähe von Italien und Frankreich anzuweisen: den schon vorhandenen Gründen zur Unzufriedenheit, an denen

es in dem letzteren Lande nicht fehlen konnte, hatte das Emigrantenregiment, das sich in Paris breit machte, ein volles Maß neuer hinzugefügt. Napoleon erhielt Kenntnis von den Vorgängen auf dem Kongreß, von der Zwietracht unter den Mächten und vielleicht auch von deren Absicht, ihn nach einem entfernteren Orte zu bringen: auch hatte man ihm die Souveränität gelassen. Wer sollte ihn hindern, dem König von Frankreich und wem er wollte, Krieg zu erklären? Er verließ seine Insel, und bald drängten sich die Nachrichten, daß er an der französischen Küste gelandet sei, daß er seinen Marsch auf Paris richte, daß die ihm entgegengeschickten Truppen zu ihm übergingen. Die neue Regierung, Ludwig XVIII und sein Hof hatten sich alsbald außer Landes nach Gent in Sicherheit gebracht: binnen zwanzig Tagen war der Kaiser wieder in den Tuilerien. Er erschien mit einem neuen Programm: er bot aller Welt Frieden und bot dem eigenen Volke, das ihn, wie er wohl bemerkte, nicht mit demselben Enthusiasmus begrüßte wie das Heer, ein neues zeitgemäßes System, Verfassung, Kammern, Schwurgerichte, Preßfreiheit, ließ auch diese Dinge durch ein Plebiszit sanktionieren und gab dem Volke das Schauspiel eines Maifelds in der Weise Karls des Großen. Allein er fand bei seinen Gegnern kein Gehör und bei seinem Volke für seinen Liberalismus keinen Glauben. In Wien schloß man sich gegen den Störer der endlich glücklich gewonnenen Ruhe zusammen und auch die ehemaligen Verbündeten vom Rheinbund fanden es sicherer und vorteilhafter, sich in die neue deutsche Einheit zu finden, die die Politik Metternichs ihnen bequem machte: genug, am 13. März erließen die acht Mächte, welche das vereinigte Europa repräsentierten, eine Achtserklärung gegen Napoleon, als den Feind der öffentlichen Ruhe, — so wie er selbst früher sie gelehrt hatte. Er hatte nichts Sicheres unter den Füßen als sein Heer und die kopflose Erhebung seines unzuverlässigen Schwagers Murat, der den Augenblick günstig glaubte, die Italiener mit der Vorspiegelung eines einigen Königreichs Italien zu gewinnen. Sein Heer allerdings war zahlreicher und besser als in

seinem letzten Feldzug. Die Besatzungen der Festungen und die Kriegsgefangenen waren mittlerweile zurückgekehrt, die Kranken und Verwundeten genesen oder gestorben und die Langsamkeit und Schwerfälligkeit der Verbündeten ließ ihm Zeit und Möglichkeit, sich auf den nächsten Gegner zu stürzen, ehe die andern herankamen.

Die Verbündeten allerdings verfügten über ungeheure Massen an Truppen und diese kehrten sich jetzt langsam wieder gegen Westen. Am nächsten für Napoleon erreichbar waren die zwei Heere in den Niederlanden, ein aus Engländern, Deutschen, Niederländern gemischtes von hundertsechzigtausend Mann unter Wellington und ein preußisches von hundertdreißigtausend unter Blücher: sie bildeten den rechten Flügel der verbündeten Macht, die im übrigen nach Schwarzenbergs Manier sich nicht übereilte. Dieser rechte Flügel hat den neuen Krieg allein ausgefochten. Napoleon verließ am 12. Juni Paris mit dem Gedanken, die beiden Heere der Verbündeten, womöglich ehe sie sich vereinigen konnten, eins nach dem andern zu schlagen. Er ging über die Sambre und griff am 16. Juni nachmittags das preußische bei Ligny an. Blücher und Gneisenau, die auch bei diesem letzten und entscheidenden Gange einer dem anderen treu zur Seite standen, nahmen die Schlacht an im Vertrauen auf die Zusage Wellingtons, der mit seinem Heere nahe genug war. Aber dieser konnte die Zusage nicht halten, da er selbst bei Quatrebras einen heftigen Kampf zu bestehen hatte, noch ehe seine Macht beisammen war. Erst am späten Abend, um acht Uhr, nach vierstündigem mit großer Erbitterung geführtem Ringen, nachdem man vergeblich auf das Eintreffen englischer Hilfe gehofft hatte, mußte die Schlacht verloren gegeben werden, in der auf beiden Seiten gegen achtzigtausend Mann gefochten hatten. Der Verlust auf deutscher Seite war schwer, zwölftausend Mann, und Blücher selbst war in dringender Gefahr gewesen, gefangen oder getötet zu werden: allein der Rückzug in der Nacht ging ohne Verfolgung und bei der in diesem Heere herrschenden Mannszucht in leidlicher Ordnung von statten und am Morgen hatte man seine Leute bei Wawre ziem-

lich wieder beisammen. Sie waren nicht entmutigt, sowenig als die Führer: auf Wellingtons Anfrage, ob er auf preußische Hilfe zählen könne, wenn er am 18. die Schlacht annehme, antwortete Blücher am 17., daß er mit seinem Heere zur Stelle sein werde. Man wirft Napoleon vor, daß er den 17. wenig benützt habe: er entsandte seinen Marschall Grouchy mit zweiunddreißigtausend Mann zu spät, erst am Mittag, zur Verfolgung des preußischen Heeres, das er gänzlich geschlagen glaubte, und die Verfolgenden suchten es auf der falschen Straße, die in östlicher Richtung nach Namur und dem Rhein zu führte, und verloren damit die Zeit. Blücher aber hatte die nördliche Straße nach Wawre eingeschlagen, um die Fühlung mit Wellington nicht zu verlieren. Am 18. hatte dieser eine feste Stellung auf einem Höhenrücken bei Mont St. Jean zur Deckung von Brüssel inne. Auch diesmal zögerte Napoleon zu lange und begann erst gegen zwölf Uhr den Angriff. Er erfolgte in zwei großen Stürmen auf die englische Stellung und in zahlreichen Wechselfällen heftigen Angriffs von seiten der Franzosen und kaltblütiger Verteidigung von seiten der Engländer ging der Nachmittag hin. Die Uhr in der Hand hörte man Wellington sagen: „Blücher oder die Nacht". Blücher war am Morgen mit seinem Heere, dem die äußerste Marschleistung zugemutet wurde, von Wavre aufgebrochen und jetzt, gegen fünf Uhr, nahe herangekommen; sein Marsch wurde durch den infolge des Regens aufgeweichten Boden zwar gehemmt, aber nicht verhindert; um sechs Uhr waren schon achtundvierzig preußische Geschütze im Feuer und um das Dorf Plancenoit im Rücken des rechten Flügels von Napoleons Stellung wurde heftig gekämpft, während Napoleon die Stellung Wellingtons noch immer ohne Erfolg bestürmte. Es war für ihn die Notwendigkeit gegeben, die Schlacht abzubrechen und den Rückzug anzutreten, ehe Plancenoit dauernd in den Händen der Preußen war: er aber setzte seine letzten Kräfte ein, das feindliche Zentrum zu durchbrechen, um den Sieg zu erzwingen. Gegen acht Uhr, nachdem eben die verzweifelte Anstrengung der Garde Napoleons an der zähen Verteidigung zerschellt und der letzte Sturm ab-

geschlagen war, wurde auch Plancenoit von den Preußen genommen: die Schlacht war gewonnen und die Verfolgung, mit beispielloser Energie von Gneisenau aufgenommen und rastlos fortgesetzt, zertrümmerte vollends das französische Heer. Spät am Abend trafen sich die beiden Feldherrn Wellington und Blücher bei dem Meierhofe Belle-Alliance. Es lag nahe, den glorreichen Tag nach diesem beziehungsvollen Namen zu bezeichnen, allein der steife Engländer, in dem kein Funke von Romantik war, blieb bei seiner Gewohnheit, die Schlachten nach seinem letzten Hauptquartier zu nennen und so behauptete sich der Name Schlacht von Waterloo, wo gar nicht gefochten wurde. Der Versuch, den großen Namen und Sieg für England allein zu beanspruchen und der Preußen Hauptanteil am Siege im Gedächtnis der Menschen zu verdrängen, ist am letzten Ende doch von der Wahrheit überholt und das Verdienst nach Gebühr beiden zu gleichen Teilen zugesprochen worden.

Der Marsch auf Paris wurde sofort angetreten. Blücher mit den Preußen kam zuerst vor der Stadt an, am 29.; er benützte die Gelegenheit, die dünkelhaften Feinde und die verhaßte Stadt die schwere Hand des Krieges und des Siegers einigermaßen fühlen zu lassen und von dem schamlosen Raub an Kunstschätzen und Handschriften, der seit langen Jahren in Paris lag, so viel wie möglich den früheren Besitzern zurückzuholen. Die Franzosen selbst und der Bourbon, der von seiner feigen Flucht zurückgekehrt war, gaben sich die Miene, als wären die hundert Tage des Kampfes nur ein Räuberstreich des Usurpators gewesen und Frankreich als Staat gar nicht dabei beteiligt: ganz so leichten Kaufes kamen sie aber doch nicht davon.

Die Arbeiten des Kongresses, durch das erneute kriegerische Getümmel wenig gestört, hatten mittlerweile am 8. Juni die deutsche Bundesakte, am 9. Juni die Wiener Schlußakte zutage gefördert. Am 20. November kam der zweite Pariser Friede zum Abschluß. Er modifizierte den ersten vom vorigen Jahr nur in wenigen Punkten, setzte Frankreich die Grenzen von 1790 anstatt derer von 1792 und gab Landau, Saarlouis und Saar-

brücken an Deutschland zurück: vom Elsaß, von der Vogesengrenze war keine Rede mehr, da Österreich die Pflicht nicht übernehmen wollte, die Grenzwacht am Oberrhein zu halten, und die unangenehme Notwendigkeit an Frankreich zu grenzen, lieber andern zuschob; außerdem wurde Frankreich die sehr mäßige Zahlung von siebenhundert Millionen und, sehr viel empfindlicher für das hochmütige Volk, welches bis auf diesen Tag glaubt, damals schreiendes Unrecht erlitten zu haben, die Besetzthaltung des Landes durch eine Armee von hundertfünfzigtausend Mann, der die Garnisonsorte bestimmt wurden, auf fünf, je nachdem auch nur drei Jahre auferlegt. Diese glimpfliche Behandlung verdankten die Franzosen wiederum der Großmut des russischen Kaisers, der, von der adeligen Gesellschaft in Paris mit Schmeicheleien umworben, jetzt zu der großmütigen Behandlung noch die salbungsvollen Worte hinzufügte, die ihm seine Freundin, eine etwas spät zu Frömmigkeit und mystischer Schwärmerei gelangte Weltdame, Frau von Krüdener, und sein Glaube an eine Mission der Versöhnung und Heilung der Welt eingab, die Gott ihm übertragen habe. Außerdem wirkte die Antipathie mit, die alle Mächte oder die Männer an ihrer Spitze gegen ein aufstrebendes Deutschland empfanden, und vor allem hinderte Österreichs, seines Kaisers und Metternichs Scheu vor Erneuerung der Aufgaben des Schutzes der deutschen Grenzen, die den Habsburgern einst ihre große und kaiserliche Stellung auferlegt hatte. Jener schwärmerischen Stimmung Alexanders entsprang auch das wunderbare Aktenstück, das, von Alexander vorgeschlagen, von Friedrich Wilhelm angenommen und von Kaiser Franz mitunterschrieben, ein Bekenntnis der drei Monarchen enthielt, sich den christlichen Vorschriften gemäß wie Brüder behandeln zu wollen: sie, die Vertreter der drei Hauptformen der christlichen Religion, versprachen sich ihre Völker in diesem Geist der Brüderlichkeit wie Väter einer Familie zu regieren, und indem sie auch ihren Völkern empfahlen, sich täglich mehr in der Übung der christlichen Pflichten zu befestigen, sprach das Aktenstück noch im Tone einer Predigt von den Schätzen der Liebe, von dem göttlichen Erlöser,

von dem Wort des Lebens, und lud alle Welt, nur nicht den Papst und den Sultan ein, sich diesem Bunde, dieser „heiligen Allianz" anzuschließen. Der romantische Zug, der die Zeit beherrschte, fand dies besonders schön und rührend, während Metternich in einem unbewachten Augenblick es als ein Geschwätz (verbiage) bezeichnete. An Unterschriften fehlte es nicht und vielleicht konnte diese verbiage der monarchischen Restauration ebenso gute Dienste leisten, wie das Motto der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit der Revolution geleistet hatte.

Ihren Abschluß fand diese Periode der Revolution in der Vollstreckung der Ächtung Napoleons. Er war nach der Niederlage bei Waterloo nach Paris zurückgekehrt, mußte aber bald erkennen, daß für ihn keine Stellung und Wirksamkeit mehr vorhanden war. Er dankte zugunsten seines Sohnes ab, allein die augenblickliche Regierung, die unter Fouché, einem seiner Werkzeuge, der jetzt zu seinem Feinde geworden war, sich gebildet hatte, beachtete dies nicht und er begab sich nun nach dem Schlosse Malmaison, wo seine Gemahlin Josephine gelebt hatte; er zögerte hier und versäumte die Möglichkeit, auf einem amerikanischen Schiff wenigstens seine Freiheit zu retten; am 29. Juni begab er sich, als die Preußen näher kamen, nach dem Hafen Rochefort, den er aber durch englische Schiffe besetzt fand. Er schrieb einen Brief an den Prinz-Regenten von England, daß er wie Themistokles am Herde des einstigen Feindes sich niedersetze. Allein der Kapitän des Bellerophon, an dessen Bord er sich begab, verstand diese historische oder theatralische Anspielung nicht und erklärte, ihn nur als Kriegsgefangenen annehmen zu können. Die Mächte hatten, einen Gedanken Hardenbergs aufgreifend, die einsamste der Inseln im Atlantischen Ozean, St. Helena, hundertdreiundzwanzig Quadratkilometer groß, für seinen Aufenthalt bestimmt und für gute Bewachung des großen Gefangenen gesorgt: am 16. Oktober landete das englische Schiff, das ihn trug, der Northumberland, in Jamestown.

Drittes Buch

Die Zeiten des deutschen Bundes bis zum Ausgang der Krisis von 1848

16. Die Ära Metternich. 1815—1830.

Die Laufbahn und die Persönlichkeit Napoleons, gegen dessen Tyrannis zuletzt alle Nationen vereinigt aufgestanden waren, hatte doch, und namentlich für Deutschland, nicht nur die Bedeutung einer niederdrückenden und zerstörenden Macht. Nicht bloß, daß er eine bessere und vernunftgemäßere Ordnung an die Stelle der verfaulten und verrotteten setzte, wie dies zumal in den Krummstabslanden am Rhein der Fall war, und auf seinem ganzen Machtgebiet allem Eingang schuf, was die Revolution Gutes und Vernünftiges gebracht hatte: er rief auch, freilich ohne es zu wollen, die führenden Schichten der deutschen Gesellschaft einigermaßen von dem Leben und Schwelgen in den Höhen der Dichtung und der Wissenschaft ab zum Wirken und Handeln im Bereich des tätigen Lebens, wo jeder Tag seine eigene Plage hat: man kann sagen, daß damals erst „das Volk", die große Menge der Menschen, die nicht Goethes Wahlverwandtschaften oder Hegels Phänomenologie des Geistes liest, gewissermaßen entdeckt und in den Gesichts- und Gedankenkreis der gebildeten Welt gerückt worden ist. Von größerer Wirkung aber waren die gewaltigen Katastrophen seines Sturzes. Die schwere kriegerische Arbeit, die diese Niederwerfung auch nach dem unglücklichen russischen Feldzug noch kostete, in dem der Winter einen guten Teil der Aufgabe den Menschen abnahm, hatte wie jedes große Ereignis in der Geschichte unseres Erdteils, die Kreuzzüge, die Konzilienbewegung, die Reformation, die doppelte Wirkung: einesteils die europäischen Völker durch ein europäisches Gesamtgefühl einander näher zu bringen und zugleich auf der andern Seite das Nationalgefühl, die Eigenart und das Selbstbewußtsein der einzelnen Nationen in großer und neuer

Stärke hervorzurufen. Aus beidem und aus den allmählich vermehrten Mitteln und Wegen des Verkehrs ergab sich, daß der gegenseitige Einfluß, der geistige Austausch zwischen Volk und Volk stärker wurde und diese Kraft zeigte sich besonders an dem deutschen Volk als dem Volk der Mitte, so daß wir auch bei der Erzählung des letzten Teils der deutschen Geschichte — und zwar mehr noch als bisher — den Blick unausgesetzt auf den Gang der Dinge auch bei den übrigen europäischen Völkern werden gerichtet halten müssen.

Die Arbeit des Wiener Kongresses war die Festsetzung des Territorialbestandes der einzelnen Staaten mit den Modifikationen, die die jüngste Vergangenheit nahelegte oder auferlegte: und daß dabei nach überwiegend äußerlichen Gesichtspunkten, nach Quadratmeilen und Seelenzahl, verfahren wurde, lag in der Natur der Sache. Ein Fortschritt im Sinne der neuen Zeit lag aber schon darin, daß nicht wie bei früheren Gelegenheiten um Zeremoniell, Rangunterschiede und Reihenfolge der Unterschriften und Ähnliches die Zeit vergeudet wurde. Mit diesem Geschäft der Neuordnung der Territorialverhältnisse kam der Kongreß dank der allgemeinen Friedenssehnsucht, die Regierende und Regierte gleichmäßig empfanden, verhältnismäßig rasch zustande; wir müssen, um die weiteren Geschicke unseres Vaterlandes verfolgen zu können, nun zunächst die Karte Europas betrachten, wie sie sich nach dieser Neuordnung vom Jahre 1815 gestaltete.

Sie zeigt uns zunächst fünf Großmächte: Rußland, England, Frankreich, Österreich, Preußen.

Als erste und zum erstenmal ganz als europäische Großmacht erscheint Rußland, dem jetzt noch der größte Teil des Herzogtums Warschau zugefallen war: ein Riesenreich mit einer Bevölkerung von etwa vierzig Millionen Seelen; seine Volkskraft aber gebunden durch die ungeheuren Erstreckungen des Landes bei noch wenig entwickelten Verkehrswegen und durch die Leibeigenschaft des größten Teils seiner Bevölkerung und deren Folgen; von der westeuropäischen Welt und ihrer Fortschrittsarbeit teils durch die Religion und deren Diener, teils durch die Sprache geschieden, eine Macht, von der wenig Ein-

wirkung auf Deutschland und gar keine in Förderung der Freiheit zu erwarten war, welche zugleich Bildung ist und Bildung schafft. Während Rußland nur über geringe Küstenstrecken an der Ostsee und am Schwarzen Meer verfügte, die man als Neben- oder auch Binnenmeere bezeichnen kann, war Großbritannien kraft seiner unvergleichlichen maritimen und ozeanischen Stellung der Mittelpunkt eines über alle Welträume sich erstreckenden Kolonialreichs; die letzten Jahrzehnte hatten ihm für das in Nordamerika Verlorene reichlichen Ersatz in eroberten französischen und holländischen Kolonien und jetzt mit Malta und dem Protektorat über die jonischen Inseln die vorwaltende Stellung im Mittelmeer gebracht; ein Land alten Reichtums, das seit 1745 von keinem festländischen Kriege mehr unmittelbar berührt worden war und jetzt dank seiner Seemacht von einem solchen nicht einmal mehr bedroht werden konnte; germanisch und protestantisch und längst unter einer Verfassung, bei der die Persönlichkeit des Regenten, ob gut oder schlecht, von keiner ausschlagenden Bedeutung war; ein Reich, wo eine in der Wurzel gesunde Aristokratie das Ruder führte, das Volk im Parlament freilich nur ungenügend vertreten, doch in seinen Freiheitsrechten ungekränkt und ungehemmt war; trotz zahlreicher Mißbräuche und Mißstände ein freies Land und ein vielbeneidetes und ein vielbewundertes Vorbild namentlich für Deutschland. Frankreich, ein Land von ungefähr zehntausend Quadratmeilen und fünfundzwanzig Millionen Einwohnern, war nur für den Augenblick gedemütigt: in seiner glücklichen geographischen Lage, seinem herrlichen Klima, seiner maritimen und ozeanischen Stellung am Mittelmeer und am Atlantischen Ozean, in der geschlossenen Einheit seines Staates und der nationalen Gesinnung seiner Bevölkerung, von der, wenn sie auch für den Augenblick in zwei schroff gespaltene Parteien auseinanderging, doch kein Glied etwas anderes sein wollte als Franzose, besaß es die Mittel, sich rasch zu erholen und den früheren Einfluß auf seine Nachbarn wieder zu gewinnen. Nicht minder günstig auf den ersten Blick war die Lage Österreichs, das mit zwei Millionen „Seelen“ Gewinn aus der großen Abrechnung hervorgegangen war:

ein schön abgerundeter Staat von zwölftausend Quadratmeilen und achtundzwanzig Millionen, welche fast vollständig die Einheit des katholischen Bekenntnisses verband. Die fruchtbarsten und schönsten Länder umfassend erstreckte es seine Herrschaft über Deutsche, Slaven, Magyaren und Italiener, ohne daß damals schon hervorgetreten wäre, daß eben darin ein Moment der Schwäche lag. In Italien war seine Stellung unmittelbar durch zwei große Provinzen, Venetien und die Lombardei, „das lombardisch-venetianische Königreich", verstärkt worden; sein Einfluß aber beherrschte die ganze Halbinsel, — auch Neapel, seitdem hier der letzte König des napoleonischen Systems, Joachim Murat, bei dem verzweifelten Versuch, sein wurzelloses Königtum wieder aufzurichten, am 13. November 1815 erschossen worden und der Bourbon wieder eingezogen war. Die jüngste und kleinste dieser Großmächte war Preußen, das aus dem Kampf mit fünftausend Quadratmeilen und zehn Millionen Einwohnern hervorgegangen, also ziemlich wieder auf seinen alten Stand gebracht war. Allein seine Lage war die denkbar ungünstigste. Ein Gebiet, von Memel bis Saarbrücken reichend, in zwei ungleiche Hälften, eine größere östliche und eine kleinere westliche am Rhein, zerfallend, die ohne unmittelbaren Zusammenhang und durch eifersüchtige Mittelstaaten wie Hannover und Kurhessen auseinandergehalten waren; die Bevölkerung zum großen Teil neu erworben und widerwillig, wie der Teil Sachsens und der Rheinlande, mit dem man die Entschädigung des Staates bestritten hatte; langgestreckte, überall offene, nirgends durch Gebirge geschützte Grenzen, die, abgesehen von den Schwierigkeiten in Deutschland selbst und im Norden gegen Schweden, auf der einen Seite gegen ein Riesenreich wie Rußland, auf der anderen gegen einen festgeschlossenen Einheitstaat wie Frankreich zu decken waren. Dabei das für Deutschlands Geschicke so wichtige Verhältnis der Konfessionen ungünstig, Protestanten und Katholiken im Verhältnis von drei zu eins und dieses letzte Viertel oder Drittel zum größten Teil in den Rheinlanden beisammen, katholischen Ländern, Belgien und Frankreich benachbart. In der Tat, eine üble und fast verzweifelte Lage, die aber gleichwohl einen Vorzug ohnegleichen

hatte. Sie zeichnete diesem Staate seine Aufgabe so klar vor, daß sie niemals völlig verfehlt werden konnte. Es war einmal die, durch innere Kräftigung zu ersetzen, was ihm der Kongreß nicht gegeben hatte und auch kein Kongreß ihm geben konnte, und dann die weitere, mit Deutschland immer mehr zu verwachsen. Der preußische Staat mußte deutsch sein oder werden, wenn er bestehen sollte: und zugleich hatten ihm vor allem die letzten Jahrzehnte sowie seine ganze Geschichte aufs wirksamste die Lehre von dem was nottut gepredigt: die Lehre von der Einheit des Königtums und des Volkes und die Lehre von der Einheit der preußischen und der deutschen Interessen.

Die übrigen Staaten Europas, wie sie nach den Festsetzungen des Kongresses die Karte verzeichnet, gewinnen gelegentlich auch für die deutsche Geschichte Bedeutung: sehr in den Hintergrund gegen früher trat Schweden, dessen bisher in Deutschland gelegener Teil, Schwedisch-Pommern, als Entschädigung für das mit Schweden durch Personalunion verbundene Norwegen an Dänemark kam, aber von diesem an Preußen gegen Lauenburg ausgetauscht wurde; Dänemark war durch die mit der dänischen Krone vereinigten Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg auch für Deutschland wichtig und wurde es mehr und mehr. Das Königreich der Vereinigten Niederlande, vom Kongreß aus zwei widerstrebenden Elementen, Belgien und Holland, zu einem Staatswesen unter oranischem Szepter zusammengebracht, hatte an Bedeutung gegenüber früher sehr verloren. Von den romanischen Staaten lagen Spanien und Portugal, denen ihre „legitimen Herrscher" zurückgegeben wurden, noch ganz außerhalb der deutschen Sphäre; Italien war nur noch ein „geographischer Begriff"; es hatte nur für Österreich eine unmittelbare Bedeutung, für Deutschland aber nur eine mittelbare durch den Kirchenstaat und Rom, den Sitz des Papsttums und des Hauptes seiner katholischen Bevölkerung sowie dadurch, daß in beiden Ländern die gleiche politische Zerrissenheit eine gleiche Unzufriedenheit und wachsende Sehnsucht nach Einigung und Befreiung von einer und derselben Fremdherrschaft, nämlich der österreichischen, hervorrief; was freilich in

Italien früher und klarer zutage trat, als in Deutschland. Was endlich das osmanische Reich betrifft, so war es ein in die europäische Staatenwelt eingedrungener Fremdkörper, an dessen Schicksal wie an dem seiner christlichen Vasallenstaaten, der ganzen sogenannten orientalischen Frage, zwar Österreich, nicht aber das übrige Deutschland ein unmittelbares Interesse hatte. Ein neutrales Land blieb endlich die Schweiz, ein lockerer Staatenbund von zweiundzwanzig souveränen Kantonen, wie Deutschland ein solcher von achtunddreißig Staaten jeder Gestalt und Größe war.

Denn nachdem die verschiedenen Vorschläge und Ideen für die Neugestaltung Deutschlands sich als unausführbar gezeigt hatten, war es bei dem mageren Paragraphen geblieben, daß die souveränen Fürsten und freien Städte Deutschlands sich, wie die Bundesakte sich ausdrückte, zu einem „ständigen", oder gar, wie es in der Schlußakte hieß, zu einem „ewigen" Bunde zusammenschlossen, der den Namen führen sollte: „Der teutsche Bund". Organ dieses Bundes war ein Bundestag mit dem Sitz zu Frankfurt am Main: er bestand aus einem engeren Rat von siebzehn Stimmen, woran die größeren Staaten je mit einer Stimme, die übrigen Bundesstaaten je im Verhältnis ihrer Größe teilhatten, während für die wichtigeren Fälle ein Plenum von neunundsechzig Stimmen zusammentrat, in dem Österreich, Preußen und die Königreiche je vier Stimmen führten. Für Aufnahme neuer Mitglieder und für Beschlußfassung über allgemeine Bundesgesetze und organische Einrichtungen war Einstimmigkeit erforderlich, also die Entwickelung, auf die man vertröstete, von vornherein unmöglich. Zweck war: Schutz der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der verbündeten Staaten. Von der einstigen Reichseinheit und vom alten Kaisertum war nur ein spöttischer Rest geblieben: Österreich stellte den „Bundespräsidialgesandten", das vornehmste Mitglied also und den Leiter der nichtigen und unfruchtbaren Körperschaft, die ihre Beschlüsse nach Instruktionen und Anweisungen ihrer heimischen Regierungen faßte, Instruktionen, die sich häufig verspäteten oder auch ganz ausblieben. Die kleineren Staaten und einige andere, wie eine Zeitlang Hannover, hatten Garantie einiger not-

wendiger Freiheiten und Rechte der Bevölkerungen verlangt: das war zuletzt zu einem Artikel 13 zusammengeschrumpft: „in allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden."

Das war aus der deutschen Einheit und aus der deutschen Libertät geworden: zum Glück gab es noch eine andere Einheit und Freiheit in den Regionen, wohin der Despotismus und die politische Intrige nicht dringt. Die Nation war unter dem Einfluß einer neugeborenen, großartigen Literatur und der geistigen Kräfte, welche diese geschaffen hatten, so weit gehoben, daß sie nun auch den Kampf um die politischen Güter, um die politische Freiheit, aufnehmen zu können glaubte, die ja nicht ein einzelnes an bestimmte Verfassungsformen von selbst gebundenes Gut, sondern im letzten Grunde vielmehr ein sittliches Gut ist, das sich aus vielen einzelnen Tugenden und Bildungserrungenschaften eines Volkes zusammensetzt. Um dieses Gut, die Freiheit in höherem nicht ausschließlich politischem Sinn, handelte es sich denn für die Nation auch zunächst. Der Kampf um diese Freiheit aber vollzog sich in der nächsten Zeit in dem Ringen um Herstellung von konstitutionellen Einrichtungen, von Repräsentivverfassungen, die in der Zeit lagen, wie eine solche denn auch in der von den zurückkehrenden Bourbonen Frankreich verliehenen Charte gegeben und in dem Dekret vom 22. Mai 1815 von Friedrich Wilhelm III auch für Preußen versprochen worden war. In diesem Kampf zeigte sich in Deutschland zum erstenmal der Gegensatz verschiedener politischer Parteien: für die Vertreter der konstitutionellen Richtung kam auch hier der Name „Liberale" auf, der zuerst in den spanischen Parteikämpfen hervorgetreten war.

Das einzelne dieser Entwicklung gehört der Landesgeschichte, der Geschichte Deutschlands an sofern sie Geschichte der Territorien, der einzelnen Länder ist, und diese Entwicklung ist reich an politischen Lehren, die auch heute noch nicht veraltet sind, wo die Idee der verfassungsmäßigen Monarchie für das gesamte Deutschland sich siegreich durchgerungen hat. Das Werk gelang in den verschiedenen Staaten auf verschiedene Weise: leicht und glücklich bei gegenseitigem guten Willen schon im Jahre 1816 im Großherzogtum Sachsen-

Weimar unter Großherzog Karl August, der das Walten des neuen Geistes auch auf staatlichem Gebiete längst und besser als sein großer Freund Goethe erkannt hatte; in Baden und Bayern 1818, in Hannover im Jahre 1819, im Großherzogtum Hessen 1820. In einzelnen Ländern ging es nicht ohne lebhafte Kämpfe und unter diesen ist der in Württemberg bemerkenswert, wo der König Friedrich mit einer stolzen und selbstbewußten Rede, 15. März 1815, also noch vor dem Erscheinen der Bundes- und Schlußakte, seiner Nation — er meinte die württembergische — eine vernünftige und ziemlich freisinnige Verfassung anbot. Sie wurde aber von den Männern der alten Stände — den Verfechtern des „alten guten Rechts", wie einer von ihnen, Ludwig Uhland, in unsterblichen Liedern, den ersten politischen Liedern der deutschen Literatur, die alte, unzeitgemäß gewordene Verfassung preisend nannte — abgelehnt. Der schlechtere Mann vertrat hier die bessere Sache: jene Männer verlangten aber vor allem die Herstellung jener altwürttembergischen Verfassung, die der Despot in der Blütezeit seiner napoleonischen Herrlichkeit kassiert hatte. Erst im Jahre 1819 unter einem besseren Nachfolger, Wilhelm I, endigte der lange, mit zäher Hartnäckigkeit geführte Streit und verständigte man sich über eine neue Verfassung, die freilich noch viele Spuren des Alters und ihrer Ursprungsgeschichte trug und erheblich hinter jener im Jahr 1815 angebotenen zurückblieb. Gemeinsame Grundzüge dieser Verfassungen waren Vertretung des Volkes in zwei Kammern, wo überall in der ersten der Adel überwog, Anteil der so gestalteten Landesvertretung an der Gesetzgebung und Steuerbewilligung, Rechtsgleichheit aller Staatsbürger: auch durfte, wie schon im sechzehnten Artikel der Bundesakte zu lesen war, die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien keinen Unterschied im Genusse der bürgerlichen Rechte begründen. Ein Fortschritt, der aber die Schikane und den üblen Willen im einzelnen nicht ausschloß und das Unheil, an dem das Leben unserer Nation krankt, nicht beseitigte: doch trat dieses Unheil für den Augenblick noch zurück und man erfreute sich auch in dieser Hinsicht des Friedens.

Wie aber standen — und das war die Hauptsache — die Führerstaaten Preußen und Österreich zu dieser Verfassungsfrage? Der Artikel 13 der Bundesakte gab über das Wann, Wo und Wie des Verleihens einer ständischen Verfassung keine Vorschriften und so machte man sich in Österreich zunächst darum geringe Sorgen. Die deutschen Länder Österreichs hatten an dem literarischen Aufschwung Deutschlands nur in sehr geringem Maße teilgenommen. Keines der großen Geisteswerke, welche diesen Aufschwung in der zweiten Hälfte des achtzehnten und im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts kennzeichnen, ist auf österreichischem Boden erwachsen. Weder die literarischen Taten Klopstocks und Wielands, die Kritik Lessings und Herders, die schöpferische Dichtung Goethes und Schillers und die mannigfaltige poetische Welt, die um diese Großen her und in ihrem Gefolge sich entfaltete, noch das auf den verschiedenen Gebieten neue Bahnen eröffnende wissenschaftliche Forschen von Gelehrten wie Niebuhr, Jakob und Wilhelm Grimm, Bopp, Schlosser, geschweige die durch Kant, Fichte, Hegel, Schleiermacher gewonnenen neuen Anschauungen in Theologie und Philosophie waren auf österreichischem Boden entsprungen, ja hatten hier auch nur in erheblichem Maße Wurzel zu schlagen vermocht. Die österreichischen Lande waren während des Mittelalters auch auf den Gebieten der Dichtung und der bildenden Kunst an schöpferischer Kraft hinter keinem anderen deutschen Volksstamm zurückgestanden; nun war es nur noch die Musik und die bildende Kunst, wo der österreichische Stamm ebenbürtige Leistungen denen der übrigen deutschen Stämme an die Seite zu stellen vermochte. Der Geist der Freiheitskriege hatte sich zwar auch hier nicht unbezeugt gelassen, aber doch die Gemüter nur oberflächlich berührt und das Volk nicht geweckt: es blieb selbst hinter den übrigen deutschen Ländern mit überwiegend katholischer Bevölkerung weit zurück und sank, namentlich in Wien schon nach dem kurzen Aufschwung des Jahres 1809, geschweige jetzt, wo alles zu Ende schien, wieder in seine gewohnte Schlaffheit und Vergnügungssucht zurück. So fand man sich denn in Österreich leicht mit jener Verfassungsverheißung ab

und hatte es, da im Volke keinerlei Verlangen danach sich regte, auch nicht nötig, sich viel den Kopf zu zerbrechen: es gab hier ja altständische Körperschaften, Landtage, man nannte sie Postulatenlandtage, die, dann und wann zu nichtigem Tun zusammentretend, zu den Regierungsvorschlägen, wo solche überhaupt gemacht wurden, einfach Ja sagten und dann wieder nach Hause gingen. Diese Art von Volksvertretung schien den Leitern der österreichischen Politik vollständig hinzureichen. Hier wäre ein Herrscher und eine Dynastie nötig gewesen, welche kraftvoll die Initiative ergriffen hätten: und dafür wäre die Zeit vielleicht günstiger gewesen als einst für Joseph II. Aber an der Spitze des habsburgischen Staates stand ein geist- und ideenloser, träger Fürst nach der Art jenes langlebigen Ahnen Kaiser Friedrich III und ein frivoler, ebenso ideenarmer Staatsmann, der Hof- und Staatskanzler Fürst Metternich, der diesem ganzen Zeitalter der Reaktion den Namen geben kann. Mit der ganzen selbstgefälligen Beschränktheit einer herrschenden Kaste sah er überall nur einen Gegner, die Revolution, und seine ganze Politik war beschlossen in dem Satze von jämmerlicher Nichtigkeit, es gelte vor allem „das Bestehende zu erhalten". Dazu gaben ihm die revolutionären Bewegungen in Spanien, Portugal, weiterhin in Neapel, Sardinien, die Zustände in Frankreich, den Vorwand, nun auch in Deutschland die Niederhaltung freiheitlicher Regungen zur Richtschnur seiner Politik zu machen und etwas von diesem Geiste unglücklicherweise auch der Regierung desjenigen Staates mitzuteilen, auf dem der Fortschritt und die Zukunft unserer Nation vor allem beruhte.

Hier in Preußen stand das geistige Leben, das schließlich auch über den materiellen und den politischen Fortschritt entscheidet, in jeder Beziehung, etwa die Musik und das Theater ausgenommen, unvergleichlich viel höher als in Österreich und eine Anzahl bedeutender Männer stand für jede Aufgabe bereit, welche die neu angebrochene Zeit stellen mochte. Auch war hier gegen eine Repräsentativverfassung kein prinzipieller Widerspruch, wenngleich eine reaktionäre Partei, an deren Spitze der Herzog Karl von Mecklen-

burg, der Schwager des Königs, und einige Edelleute wie von Marwitz, von Voß-Buch, von Witzleben standen, den Liberalen Hardenberg, Stein, Humboldt entgegenwirkte und gegen sie intrigierte. Auch wurden vorbereitende Schritte getan und der König war auch nicht gemeint, sein Wort zu brechen. Aber als man den wenig entschlußkräftigen, langsam arbeitenden, in Wahrheit etwas beschränkten Mann drängte, antwortete er unwirsch, daß *er* bestimmen werde, *wann* der richtige Zeitpunkt gekommen sei. Er zögerte und erwog und ließ weiter beraten: auch gab es in der Tat einige gute Gründe, mit der Repräsentativverfassung nicht so rasch vorzugehen, als die Ungestümen wollten. Es waren erst einige dringendere Bedürfnisse und Vorbedingungen zu erledigen, wie die Herstellung und Schaffung einer einheitlichen Verwaltungsorganisation, der in dem neugeformten Staat allenthalben noch zahlreiche lokale Gewohnheiten und Rechte und Schwierigkeiten entgegenstanden. Und diese Aufgabe zum mindesten ward rühmlich gelöst: die Einteilung in acht Provinzen mit Oberpräsidenten an der Spitze, die Herstellung der Finanzen, ein schwieriges Werk in dem durch die Leiden der letzten Jahre und die Franzosenherrschaft verarmten und an natürlichen Hilfsquellen nicht reichen Lande; hier wie bei der Pflege der besten dieser Hilfsquellen, des geistigen Lebens, der Umgestaltung oder Neuerrichtung zahlreicher Gymnasien, der Gründung einer neuen Universität Bonn in den Rheinlanden, 1818, wo ein solcher Herd und Mittelpunkt gesunden Wissens am nötigsten war, bewährte sich der Geist der Arbeitsamkeit und Gewissenhaftigkeit, der in der Beamtenschaft wie überhaupt in dieser norddeutschen Bevölkerung und ihren führenden Klassen lebte. Sie errang, wie wir bald sehen werden, auch auf dem materiellen Gebiete, und zwar für ganz Deutschland, einen großen Sieg: ein weniger gebundener und weiter blickender Mann als Friedrich Wilhelm III hätte gleichwohl auch in der Verfassungsfrage einen entschiedenen Schritt vorwärts tun, einen Entschluß fassen können. Aber es kamen andere Ereignisse hinzu, die das Werk zum Stillstand brachten und den König — ihn und noch seinen Kronprinzen — zu einem Werkzeug der Politik Metternichs machten.

Denn nicht überall waren die Menschen so geduldig, bloß zu warten, bis ihre Ideale von selber reiften. Vorab in der Studentenschaft und der Professorenwelt regte es sich. In diesen Kreisen berauschte man sich an Bildern zukünftiger deutscher Größe aus der Vergangenheit, in die sich moderne, unbewußt der französischen Revolution entnommene Ideen mischten; stärker noch wirkte die jüngste Vergangenheit der Freiheitskriege, in denen so mancher selbst seinen Patriotismus mit der Waffe betätigt hatte. In Jena bildete sich eine studentische Vereinigung, „gegründet", wie es in der Satzung heißt, „auf das Verhältnis der teutschen Jugend zur werdenden Einheit des teutschen Volkes", die Burschenschaft, die mit idealem Schwärmen und trotzigem Behaben weit um sich griff und, obwohl im ganzen harmlos, doch auch einige radikale und gefährliche Elemente in sich schloß. Eine Kundgebung aus diesem Kreise war das Wartburgfest vom 18. Oktober 1817, zugleich eine Feier des Sieges von Leipzig und der befreienden Tat Luthers vom Jahre 1517, zu welchem einige hundert Studenten deutscher Hochschulen und einige Professoren in Eisenach am Fuße der Wartburg zusammenströmten. Sie verlief würdig und in gehobener Stimmung; am Abend übte noch ein Teil der Studenten einen harmlosen, etwas pathetisch und theatralisch zugestutzten studentischen Ulk, indem sie auf der der Wartburg gegenüberliegenden Höhe einen Scheiterhaufen schichteten und, wie vor dreihundert Jahren Martin Luther die päpstliche Bulle, einen Haufen Makulatur, der einige reaktionäre Werke von Schmalz, Kotzebue, Kamptz vorstellen sollte — die Werke selbst waren zu teuer gewesen — nebst einigen sonstigen Symbolen der undeutschen Art unter anzüglichen Reden in die Flammen stießen. Es ist unglaublich, welche Entrüstung diese Posse, die heute niemand beachten würde, bei dem die deutsche Welt noch erfüllenden Philistergeist und Knechtsinn erregte: der preußische Staatskanzler Fürst Hardenberg selbst und der österreichische Gesandte begaben sich nach Weimar, um dem Großherzog Vorstellungen zu machen, in dessen Gebiet dies Ungeheure geschehen war. Im folgenden Jahre, auf dem ersten jener

Kongresse, auf denen die verbündeten Regierungen die gemeinsamen europäischen Angelegenheiten von Zeit zu Zeit zu besprechen beschlossen hatten — an sich kein übler Gedanke —, zu Aachen, September bis November 1818, wurde die Denkschrift eines russischen Staatsrats über den gegenwärtigen Zustand Deutschlands vorgelegt, die auf den revolutionären Geist hinwies, der auf den deutschen Hochschulen sein Wesen treibe, les vices toujours croissants de l'éducation publique, die immer wachsenden Fehler der öffentlichen Erziehung, wie er sich ausdrückte. Von der Tätigkeit des Bundestags, vor dessen Forum ein solches Gerede eigentlich gehört hätte, vernahm man, seitdem er am 5. November 1816 seine erste Sitzung gehalten hatte, nur Nichtiges. Der Widerspruch zwischen dem Idealismus der Zeiten des Freiheitskrieges und der jetzigen Orgien der Mittelmäßigkeit und Tatenlosigkeit wirkte in überspannten Köpfen und ein solcher, ein Studierender der Theologie Ludwig Sand, vollführte am 23. März 1819 zu Mannheim einen Mord an dem Lustspieldichter Kotzebue, der daselbst eine im absolutistischen Sinn geschriebene Zeitschrift herausgab und russischer Spionendienste verdächtig war. Sand wurde, als er sich selbst mit dem Ruf „es lebe mein deutsches Vaterland" töten wollte, verhaftet und alsdann am 20. Mai 1820 hingerichtet.

Diese und ähnliche, aber unblutige Vorgänge und die Furcht des schlechten Gewissens gaben der reaktionären Stimmung der regierenden Kreise Schwung und veranlaßten Metternich nach Karlsbad eine Ministerversammlung zu berufen. Sie beriet und beschloß in geheimen Konferenzen eine Reihe von Maßregeln — die Karlsbader Beschlüsse, die am 20. September 1819 der Bundesversammlung vorgelegt und von dieser verächtlichen Körperschaft mit großer Eile an einem Tage als Bundesgesetze angenommen wurden. Diese Beschlüsse waren besonders gegen die Universitäten gerichtet und verordneten besondere Regierungskommissare zu deren Überwachung: Professoren, von einer deutschen Universität ihres bedenklichen Einflusses wegen entfernt, sollten an keiner anderen angestellt, aus gleicher Ursache relegierte Studenten

an keiner anderen Universität zugelassen werden. Die Bundesstaaten wurden zu strengem Vorgehen gegenüber Angriffen verpflichtet, die der Regierung und Verfassung eines anderen Bundesstaates galten; sie vindizierten aber auch dem Bunde selbst das Recht, Schriften, die gegen die Ruhe, die Sicherheit und die Würde eines Bundesstaates gerichtet seien, zu unterdrücken, und führten auf fünf Jahre eine strenge Zensur für die Zeitungspresse und für Bücher unter zwanzig Bogen ein. Eine aus sieben Mitgliedern bestehende Kommission, eine Zentraluntersuchungskommission, wurde zur Aufspürung und Verfolgung demagogischer Umtriebe und Verbindungen niedergesetzt, die ihren Sitz in Mainz hatte. Eine weitere Konferenz zu Wien vereinbarte das abschließende Aktenstück in dieser traurigen Periode, die Wiener Schlußakte, datiert vom 15. Mai 1820, die, indem sie den Bund als einen unauflöslichen „völkerrechtlichen" — also nicht etwa nationalen — Verein definierte, mit einer beinahe heuchlerisch zu nennenden Phrase den Bundestag verpflichtete, darüber zu wachen, daß der berühmte Artikel 13 in keinem Bundesstaate unerfüllt bleibe: auch dürften Verfassungen nur auf dem von ihnen selbst vorgeschriebenen Wege verändert werden. Zugleich aber setzte sie fest, daß die gesamte Staatsgewalt im Staatsoberhaupt vereinigt bleiben müsse und daß diese Häupter durch keine landständische Verfassung in Erfüllung ihrer bundesmäßigen Pflichten behindert oder beschränkt werden dürften. Wohl regte sich in dem reaktionären Lager einige Opposition: größere Staaten wie Bayern und auch Württemberg, dessen jetziger König, Wilhelm, ein Staatsmann und ein Mann war, fühlten das Drückende und sogar vielleicht das Schimpfliche der Übermacht Österreichs und versuchten am Bundestag gelegentlich wider den Stachel zu löcken: aber Preußen war nun gänzlich in die reaktionäre Bewegung hineingezogen, und die selbständigen Männer in diesem Staate, die ein Gefühl dafür hatten, welche Schmach für einen Großstaat wie Preußen darin lag, daß nach jenen Beschlüssen preußische Untertanen einer fremden Gerichtsbarkeit, der Mainzer Kommission, unterworfen wurden, — Humboldt, Grolmann, Boyen —, mußten das Feld den Männern

der Reaktion überlassen: an deren Seite gewahrte man jetzt auch den Fürsten Hardenberg, der sich selbst und seiner großen Vergangenheit untreu geworden war. Er starb im Jahre 1822.

So traurig und niederschlagend auch die Betrachtung dieser ersten fünf Jahre nach dem Wiener Kongreß und Friedenswerk ist, so darf man gleichwohl nicht vergessen, daß der Fortschritt einer Nation nicht bloß in dem eigentlich politischen Gebiete gesucht werden darf, wo er in diesen Zeiten nicht zu finden ist, sondern daß er bei einem Volke, das die Kulturhöhe des deutschen erstiegen hat, sich sowohl in der Tätigkeit der einzelnen als auch insbesondere in den Leistungen auf gewissen Einzelkulturgebieten vollzieht und ausspricht. Gilt dies schon von den deutschen Mittel- und Kleinstaaten, so ganz besonders von Preußen: und auf drei Gebieten besonders wurden hier zum Heile der Gesamtnation einige positive hohe Güter errungen und erhalten, welche über den augenblicklichen Sieg der Kümmerlichkeit und Niedertracht einigermaßen trösten konnten und die dem Freiheits- wie dem Einheitsgedanken in unserem Volke den schließlichen Erfolg vorbereiteten und verbürgten. Vor allem wurde das Juwel, das in der Zeit der Demütigung gefunden worden war und in den Befreiungskriegen seine Kraft bewährt hatte, die allgemeine Wehrpflicht, in Preußen gegen die kurzsichtige Anfechtung einiger beschränkten Köpfe behauptet und dadurch diesem Staate, auf dem die deutsche Zukunft ruhte, ein Vorzug gesichert, der ihm eine im besten Sinne demokratische Grundlage schuf: arm und reich, vornehm und gering waren in Bezug auf die höchste Pflicht dem Staate gegenüber gleichgestellt und indem das Heer alle Bildungsschichten der Nation in sich vereinigte, wurde es zugleich zu einem gewaltigen Mittel der Volkserziehung. Zum zweiten geschah im Jahre 1817, dem Jubeljahr der Reformation, und zwar wesentlich durch die Initiative des Königs, ein wichtiger Fortschritt auf dem kirchlichen Gebiet durch die Aufrichtung einer evangelischen Union und einer einheitlichen evangelischen Landeskirche, indem die beiden bisher getrennten Bekenntnisse, die lutherische und die reformierte Auffassung des protestantischen Christen-

tums, sich zusammenschlossen. Das vernünftige Werk, das einem für die Praxis des Lebens sinnlos gewordenen Streit seine bösartige Spitze abbrach und mit längst veralteten Vorurteilen endlich entschlossen aufräumte, gelang, weil es ohne Gewaltsamkeit durchgeführt wurde und fand in anderen deutschen Ländern, Nassau, Rheinbayern, Baden Nachfolge. Nur die Agende für den Gebrauch beim Gottesdienste, die der König im Jahre 1822 unmittelbar aus seinem Kabinett erließ, fand einigen Widerspruch: im übrigen tat der Unterschied „lutherisch oder calvinisch?" keinen Schaden mehr und zog sich dahin, wohin er von Anfang an gehört hatte, in das Gebiet der theologischen und Professorenkontroverse, wo er zwar bei Gelegenheit noch heiße, aber keine blutigen Kämpfe mehr erregte. Das dritte Zukunftsvolle war, daß Preußen sofort und mit Entschiedenheit die Wege einer freisinnigen Handelspolitik einschlug. Schon im Jahre 1816 hob die preußische Regierung die noch innerhalb ihrer Staaten bestehenden Wasser- und Binnenzölle auf; in dem Gesetz vom 26. Mai 1818, nachdem ein schreckliches Hungerjahr die verderblichen Folgen gegenseitiger Absperrung aufs neue deutlich gemacht hatte, sprach sie alsdann überhaupt den fortschrittlichen Grundsatz der Handelsfreiheit aus — eine große Tat für jene Zeit — und, was das Wichtigste war, in diesen Fragen schlug die preußische Politik den allein sicher zum Ziel führenden Weg der Verständigung und Vereinbarung direkt mit den Einzelstaaten ein, nicht aber den ungangbaren der Verhandlung mit dem Bundestag, der von dem rückständigen Österreich beherrscht war, und des von der Bundesakte vorgezeichneten § 19, in welchem Maßregeln für Handel und Schiffahrt „vorbehalten" waren.

Die Mainzer Kommission begann ihre polizeiliche Mission, ohne etwas, was der Mühe wert war, zutage zu fördern. Der Geheimbund, nach dem man fahndete, existierte in Wahrheit nicht oder beschränkte sich auf knabenhafte Spielereien und der Bericht, den sie am 1. Mai 1822 erstattete, lieferte ein sehr klägliches Ergebnis. Gleichwohl lastete der Polizeidruck, der Kampf gegen die schwarzrotgoldenen Bänder und ähnliche Symbole und die ganze,

von Mißtrauen, Ungerechtigkeit und unterdrücktem Haß erfüllte Atmosphäre schwer auf dem deutschen Leben. Es charakterisiert die Zustände, daß sogar die Männer des Befreiungskampfes, Arndt, Jahn, ja selbst der Freiherr vom Stein, der Verfolgung nicht entgingen und der letztere sich gefallen lassen mußte, daß seine Papiere beschlagnahmt wurden. Reichlich gaben auch die Ereignisse im übrigen Europa, die Revolutionen in den romanischen Ländern, in Spanien, Portugal, Neapel, Piemont den Kongressen, die dem Aachener einer nach dem anderen folgten, zu Troppau (Oktober 1820), Laibach (Januar 1821), Verona (Oktober 1822) Gelegenheit, antirevolutionäre Energie zu zeigen, und sie gewährten Österreich den willkommenen Vorwand, seine schwere Hand vor allem auf Italien zu legen. Von Frankreich her drohte keine revolutionäre Bewegung mehr: auf dem ersten jener Kongresse, zu Aachen, hatte man den Abzug der Okkupationstruppen und sehr unnötigerweise eine Herabsetzung der Kriegsschuld beschließen können. Die Gegensätze, welche Frankreich in zwei Lager spalteten, die Männer der Emigration auf der einen Seite und die der Revolution und des Kaiserreichs auf der anderen, lernten allmählich einige Mäßigung und der König Ludwig XVIII, der in langem Exil einige Erfahrung erworben hatte und ruhebedürftig war, war keiner von den Ultras, wie man die übereifrigen Parteigänger des legitimen Königtums und des ancien régime, der Zustände vor der Revolution, nannte. Er achtete die Charte, die er selbst gegeben, und das rege parlamentarische Leben, das sich auf dem Boden dieser Verfassung in den Kammern in glänzenden Reden, der Domäne des französischen Genius, kundgab, wirkte sogar belebend auf die jungen Parlamente der deutschen Staaten ein. Denn in jenen parlamentarischen Körperschaften entwickelte sich allmählich einiges politische Leben und an sie schloß sich allmählich einiges politische Denken an. Dagegen blieb der Bundestag seiner Rolle getreu und nahm im Geiste Metternichs jedes fürstliche Unrecht in Schutz, wie er z. B. in der Sache der kurhessischen Domänenkäufer, als sie ihre gerechte Klage im Jahre 1823 wieder vor den Bundesrat brachten, die Petenten abschlägig beschied, obgleich

der württembergische Gesandte von Wangenheim das himmelschreiende Unrecht, das hier geschah, unwiderleglich nachwies. Die Opposition der Mittelstaaten gegen die Tyrannis der Großmächte und ihrer Satelliten verstummte allmählich, nachdem es so weit gekommen war, daß die drei Großmächte Rußland, Österreich und Preußen im Jahre 1823 ihre Gesandten vom Stuttgarter Hofe abriefen und nun der stolze konstitutionelle König Wilhelm klein beigeben mußte. Die Bestimmungen gegen die Universitäten wurden auf unbestimmte Zeit verlängert: das einzige, was zustande kam, war die Bundeskriegsverfassung vom 9. April 1821, welche zwar eine Bundesarmee von dreihunderttausend Mann nebst einer Reserve von hundertfünfzigtausend Mann, aber kein deutsches Heer schuf, da sie die Kontingente der kleinen Staaten sorgfältig von den Armeekorps Österreichs und Preußens getrennt hielt.

Noch führte die Reaktion in dem Zirkular, das die drei Mächte der heiligen Allianz, Rußland, Österreich und Preußen, nach dem letzten jener Kongresse, demjenigen zu Verona, erließen, eine sehr stolze Sprache: auch den Verwicklungen in Spanien gegenüber würden sie ihren Grundsätzen und dem Kampf „wider das Laster" treu bleiben: aber die Welt stand gleichwohl nicht still und manches geschah in diesem dritten Jahrzehnt, was den Siegeszug der Politik der Erhaltung des Bestehenden hemmte.

In England, wo die Toryregierung seither dem allgemeinen Zuge der Reaktion gefolgt war, starb im August 1822, durch eigene Hand, der Gesinnungsgenosse Metternichs, Lord Castlereagh, und an seine Stelle trat ein Mann von echter staatsmännischer Art und Größe, Lord Canning, der Englands Beruf und Macht mit klarem Geist erkannte und mit dem zündenden Wort „bürgerliche und religiöse Freiheit weit über die Welt (all over the world)" gleichsam das Programm des Jahrhunderts aussprach. England erkannte die von Spanien abgefallenen mittel- und südamerikanischen Republiken an, 1823, während die reaktionäre Politik von einer Ausdehnung des Restaurationsgedankens auch auf diese überseeischen Länder träumte. An der bewaffneten Intervention Österreichs in Italien,

für welche jenes gerne ein europäisches Mandat gehabt hätte, beteiligte England sich nicht, ließ es nur geschehen, soferne Österreich in seinem eigenen Staatsinteresse ein solches Einschreiten nötig finde, und in einer mächtigen Rede im Unterhause am 12. Dezember 1826 setzte Canning die Politik Englands auseinander, das seinerseits sich nicht im Sinn der von ihm vertretenen liberalen Politik in anderer Länder Angelegenheiten mische, aber auch nicht dulde, wenn andere im entgegengesetzten Sinne mit Waffengewalt einschritten, und Metternich wie alle Welt verstand es wohl, wenn der Minister im Laufe dieser Gedankenreihe davon sprach, daß es in Englands Macht liege, die Stürme der Revolution zu entfesseln, wenn es gleich diese Riesenmacht nicht gebrauchen werde. Man konnte sich im Lager der Reaktion damit trösten, daß die französischen Ultras die Intervention in Spanien durchsetzten. Hier hatte im Jahre 1820 die über alle Begriffe niederträchtige Regierung Ferdinands VII zu einer Volkserhebung und in deren Gefolge zur Wiederherstellung der im Jahre 1812, in der Periode des französischen Übergewichts, von den Cortes geschaffenen Verfassung und zur Demütigung des Königs geführt. Auch hier hinderte Englands Einspruch das Einschreiten kraft europäischen Mandats und auch die besondere Expedition Frankreichs geschah unter heftigem Widerspruch der dortigen Opposition und im Grunde auch gegen die Absicht des leitenden Ministers Villèle, der vernünftiger war als seine Partei; aber sie geschah und zwar, wie sich gegenüber dem zerrütteten Spanien von selbst verstand, mit dem Erfolg, daß in Madrid das absolute Königtum wiederhergestellt und der König wieder eingesetzt wurde. Dieser leichterrungene Triumph steigerte die Siegestrunkenheit der herrschenden Partei in Frankreich. Sie erreichte den Gipfel, als am 16. September 1824 Ludwig XVIII starb und nun das Haupt der Ultras, sein Bruder, der Graf von Artois, der bornierte Vertreter des alten Frankreich, als Karl X den französischen Thron bestieg und mit ihm die volle Restauration in Staat und Kirche mit allen ihren Vorurteilen in rascheren Schwung kam. Vielleicht das empörendste Gesetz dieses Jahrhunderts war das 1825 erlassene französische Gesetz wider den

Kirchenfrevel, das Sakrilegiumsgesetz, das die Entweihung heiliger Gefäße mit dem Tod, die Entweihung der Hostie sogar mit dem Tod unter den verschärften Formen der Hinrichtung von Vatermördern bestrafte. Man kann dieses Gesetz und die Art, wie es von der Partei begründet wurde, in der Tat als den Höhepunkt dieser Zeiten der Reaktion bezeichnen.

Gleichwohl hatte die Politik Metternichs mittlerweile an einer Stelle Schiffbruch gelitten, wo sie am wenigsten darauf gefaßt war. Dies war der Aufstand, der sich im Jahre 1821 zunächst in den Donaufürstentümern gegen die Herrschaft der Türken, das osmanische Reich, erhob und sich dann weiter über ganz Griechenland — Festland und Inseln — verbreitete. Die österreichische Regierung sah diese Empörung von Christen gegen unerträgliche orientalische Barbarei und ihre Greuel nicht anders an als die übrigen revolutionären Regungen gegen legitime Regierungen, die der geistesarme Minister bald mit einer Feuersbrunst verglich, bald als Überschwemmung und bald als um sich greifende Krebskrankheit bezeichnete: aber hier war doch mit der „Erhaltung des Bestehenden" nicht auf die Dauer durchzukommen. Die Nachrichten aus dem klassischen Lande, von den Heldentaten der Griechen und den Scheußlichkeiten der türkischen Kriegführung, regten im ganzen Westeuropa die Gemüter mächtig auf. Das christliche und das europäische Gemeingefühl flammte auf; die Romantik dieses Kampfes, die Namen der Führer, der Alexander Ypsilanti, Maurokordatos, Odysseus, wirkten und bald gaben eifrige Sammlungen und begeisterte Freiwillige, die dem Kampfplatze zuzogen, der Sache des Philhellenismus mächtigen Schwung und auch in Deutschland fand sie sowohl in der vornehmen als noch mehr in der literarischen Welt schwärmerischen Anhang. Und noch ein anderes: mit der Begeisterung der Griechenfreunde im Westen verband sich die mächtige Politik Rußlands, deren Interesse zugunsten der glaubensverwandten Griechen und völlig gegen die Türkei in die Wagschale fiel. Kaiser Alexander hatte zwar den Entschluß noch nicht finden können etwas Ernstliches für die Griechen zu tun; am 1. Dezember

1825 aber starb er und an seine Stelle trat sein ebenfalls absolutistisch und antirevolutionär gesinnter Bruder Nikolaus I, der als solcher auch in den deutschen Dingen auf lange eine verhängnisvolle Rolle spielen sollte. Die griechische Erhebung beurteilte er ausschließlich vom national-russischen Standpunkt und verband sich infolgedessen mit England in einem Protokoll zugunsten der Griechen, dem am 6. Juli 1826 auch Frankreich beitrat. Deutschland war an diesen orientalischen Fragen nicht unmittelbar beteiligt, doch knüpfte sich an sie, wie bemerkt, außer der Begeisterung für Freiheit und Menschlichkeit auch ein lebhaftes politisches Interesse in den weiteren Kreisen des Volkes, das in diesem Fall auch die Regierenden teilten. Zum allgemeinen Verständnis ist folgendes zu erwähnen. Der Sultan Mahmud, da er allein mit den Griechen nicht fertig wurde, mußte die Hilfe seines Vasallen, des Vizekönigs von Ägypten, Mehemed Ali, in Anspruch nehmen: nun schritt die vereinigte Flotte der drei Mächte jenes Petersburger Protokolls ein und griff, ohne daß eine eigentliche Kriegserklärung vorausgegangen wäre, die türkisch-ägyptische Flotte an, die sie in der Seeschlacht bei Navarin am 20. Oktober 1827 völlig vernichtete: daraus entsprang dann ein russisch-türkischer Krieg, der im September 1829 mit dem Frieden von Adrianopel und der Befreiung Griechenlands endigte: diese letztere ward den Türken als eine der Friedensbedingungen auferlegt. Im gleichen Jahre, in dem Kaiser Alexander starb, erfolgte in dem größten der deutschen Mittelstaaten, in Bayern, ein Regierungswechsel; an die Stelle Maximilian Josephs trat Ludwig I, von Gesinnung ein guter deutscher Patriot, ein feuriger Verehrer deutscher Kunst und ein eifriger Philhellene; als man im Jahre 1833 für das endlich fertig gestellte neue Königreich Griechenland einen König suchte oder brauchte, erkor man den jungen Sohn dieses Griechenfreundes, Otto, der mit einer kleinen Zahl bayerischer Beamter am 30. Januar 1833 in Nauplia landete, um nun zunächst unter einer Regentschaft in dem zerrütteten und verwahrlosten Lande etwas wie Ordnung zu stiften.

Die klägliche Rolle, die Metternich in dieser Frage gespielt hatte, war zum Teil in dem elenden Zustand der Finanzen und

dem mangelhaften Zustand des Heeres, überhaupt in dem gänzlichen Darniederliegen jedes geistigen und materiellen Fortschritts in Österreich begründet. Von konstitutionellen Neuerungen war in den deutschen Provinzen keine Rede und auch im Volke zeigte sich kein ernstliches Verlangen nach solchen, wie „draußen im Reich"; in Italien herrschte ein ebenso niederträchtiges wie grausames Polizei- und Unterdrückungssystem; nur in Ungarn regte sich einiges politische Leben, das aber nicht auf die deutschen Landesteile hinüberwirkte. Jenes Land hatte in seiner alten Komitatsverfassung eine Handhabe und ein Moment freierer Bewegung und besaß daneben ein starkes Nationalgefühl in dem herrschenden Volk der Magyaren. Auch hier geschah nichts, was irgendeiner Initiative gleich gesehen hätte: noch im Jahre 1820 gab Kaiser Franz einer Deputation in dem barbarischen Geschäftslatein dieses Landes den Bescheid, daß die ganze Welt verrückt sei und imaginäre Konstitutionen haben wolle: totus mundus stultizat et imaginarias constitutiones quaerit. Aber im Jahre 1825 mußte sich Kaiser Franz in Ungarn doch zur Berufung eines Reichstags entschließen, nach dreizehn Jahren zum erstenmal wieder, und hier bekam diese Regierung schon eine andere Sprache zu hören als in Italien oder in Deutschland.

In Preußen war in der Verfassungsfrage in dieser Zeit zwar viel geschrieben und geredet worden, aber nichts geschehen. Zwar unterzeichnete der König noch am 17. Januar 1820, also nach den Karlsbader Beschlüssen, eine Verordnung „wegen der künftigen Behandlung des gesamten Staatsschuldenwesens Preußens": hier wurden die Staatsschulden auf hundertachtzig Millionen Taler beziffert, was in der Tat als das Resultat einer weisen und sparsamen Finanzpolitik nach den Ereignissen der letzten Jahrzehnte bezeichnet werden kann, und am Schlusse war das bedeutungsvolle Versprechen mit ausdrücklichen Worten wiederholt: „Sollte der Staat künftighin zu seiner Erhaltung oder zur Förderung des allgemeinen Besten in die Notwendigkeit kommen, zur Aufnahme eines neuen Darlehens zu schreiten, so kann solches nur mit Zuziehung und unter Mitgarantie der künftigen reichsständischen Ver-

sammlung geschehen." Indes aber war hier kein Zeitpunkt der Berufung solcher Reichsstände angegeben und der König konnte die Entscheidung zwischen den verschiedenen Ansichten nicht finden, so daß allmählich der Glaube aufkam, er denke der ihm lästigen und fatalen Sache sich überhaupt zu entziehen. Auch hatte schon der geistreiche, aber verworrene und doktrinäre Kronprinz Friedrich Wilhelm die Hände in dem Spiel. Endlich im Juni 1823 geschah ein Schritt, der bei ernstem Willen eine gute Unterlage für eine Reichsverfassung und Reichsversammlung bieten konnte, in Wahrheit aber zunächst weit von der durch eine gemeinsame Verfassung zu gewinnenden Einheit ablenkte: die Einführung von Provinzialständen für jede der acht Provinzen, in welche der preußische Staat organisiert worden war. Die Zusammensetzung war keineswegs nach freisinnigen Grundsätzen erfolgt, die Kompetenz wesentlich auf Beratung beschränkt, der adelige Großgrundbesitz gegenüber dem bürgerlichen und bäuerlichen Element durchaus überwiegend: auch war das Wann der Zusammenberufung der allgemeinen Landstände und das Wie ihres Hervorgehens aus den Provinzialständen weiterer landesväterlicher Fürsorge vorbehalten. Indes immerhin war hier eine Schule für politische Rede, etwas wie ein öffentliches Organ aufgetan. Und auf allen andern Gebieten schritt dieser Staat doch voran, wie sehr er auch in den auf ihre Verfassungen und ihre Parlamentsredner stolzen kleineren Staaten scheel angesehen wurde. Die einheitliche Organisation der Verwaltung war in der Hauptsache gelungen und Preußen in Wahrheit in dieser kurzen Zeit ein viel festerer Staat geworden als das habsburgische Reich in Jahrhunderten. Auch die Verschmelzung der Rheinlande mit den alten Provinzen schritt rasch voran, dank der Tüchtigkeit der preußischen Beamten und der bald jedermann einleuchtenden materiellen Vorteile, welche die Bevölkerung aus der Zugehörigkeit zu einem großen Staatswesen gegenüber der früheren Zersplitterung gewann. Wenn Metternich etwa geglaubt hatte, mit der Masse katholischer Untertanen am Rhein dem preußischen Staat einen Pfahl ins Fleisch zu treiben, so täuschte er sich. Der

König, seinem natürlichen Hange folgend, gab seinen neuen katholischen Untertanen reichlich, was der Kirche gebührte, und in der Bulle De salute animarum erkannte Papst Pius VIII dies mit warmen Worten an, indem er zugleich über die kirchlichen und hierarchischen Einrichtungen Preußens Verfügung traf. Es kam dazu, daß infolge der Nöte der Zeiten die allgemeine Stimmung in beiden Konfessionen sich wieder der Religion mehr zuwandte; auf der einen Seite, der protestantischen, war man nachgerade einigermaßen übersättigt von der Aufklärung und dem Rationalismus, auf der andern, der katholischen, aber hatte die Ästhetik und Romantik an Boden gewonnen, so daß ein Zustand der Versöhnung zwischen den Konfessionen, ja vielfach selbst ein Zusammengehen derselben nicht ausgeschlossen schien. Es klingt in unserer Zeit, wo wieder alle Dämonen konfessioneller Beschränktheit, Engherzigkeit und Bosheit entfesselt sind, wie ein Märchen, daß in jenen Tagen der Gedanke einer gemeinsamen katholischen und evangelischen theologischen Zeitschrift aufgetaucht ist: auf dem erzbischöflichen Stuhl zu Köln saß seit 1825 ein verständiger, milder und patriotischer Mann, der Graf Spiegel zum Desenberg; noch war der böse Genius unseres Volkes, der pfäffische Ehrgeiz, nicht wieder zu vollem Leben erwacht: er wartete noch auf seine Stunde.

Aber ein anderes geschah in diesen Jahren, wodurch unvermerkt der Grund, und ein ziemlich solider, des künftigen deutschen Staates, der deutschen Einheit, gelegt wurde, von der man allenthalben viel dichtete und phantasierte, die aber nur Schritt um Schritt durch eine kluge und nüchterne Realpolitik ihrer Verwirklichung nähergeführt werden konnte. Seit 1816, dem schweren Hungerjahr, war es nicht bloß weitblickenden Männern der höheren Kreise in Berlin — dem König selbst, der ein einsichtiger Volkswirt war, und den Häuptern und Intelligenzen der preußischen Beamtenschaft, wie Motz, Wilhelm v. Humboldt, Eichhorn, Maaßen —, sondern auch vereinzelten genialen Köpfen im übrigen Deutschland, wie dem Württemberger Friedrich List und dem Badener Nebenius, zum Bewußtsein gekommen, wie übel der deutsche Kaufmann und Reisende daran war, der in seinem sogenannten Vaterlande mit achtunddreißig Territorien

und entsprechenden Zollstätten und ihren Schikanen zu rechnen hatte: und Preußen erwarb sich das Verdienst, in diesem heilsamen Kampf gegen Beschränktheit, Eigensinn und Unwissenheit voranzugehen. Nachdem es die Binnenzölle im eigenen Gebiet aufgehoben hatte (1816), beschritt seine Regierung den Weg, der auch für die fernere Zukunft die Bahn wies, auf der allein in Deutschland, und zwar auch auf anderen Gebieten als Zoll und Handel ein Schritt vorangetan werden konnte. Daß mit dem Bundestag nichts zu machen war, dessen Glieder in jenem Artikel 19 der Bundesakte sich vorbehalten hatten, bei der ersten Zusammenkunft wegen Handels und Verkehrs „sowie wegen der Schiffahrt" in Beratungen zu treten, zeigte sich sehr bald in dem niederträchtigen Handel eines Kleinstaats, wie Anhalt-Köthen, der längere Zeit gegen den Großstaat Preußen, der es umschloß, einen erbärmlichen Krieg des Schmuggels und der Schikane führte und dabei vom Bundestag nicht gehindert wurde: der richtige Weg war vielmehr der der freundnachbarlichen Vereinbarung mit den Einzelstaaten und auf diesem Wege schritt die preußische Regierung einsichtig, geduldig, entgegenkommend und bei der unzweifelhaften Identität der Interessen auch von Erfolg zu Erfolg vorwärts. Der Zollverband mit einigen kleineren thüringischen Staaten wurde 1828 auf das Großherzogtum Hessen ausgedehnt und die Vereinigung mit der süddeutschen Zolleinigung zwischen Bayern und Württemberg, die seit 1827 begründet war, stand bevor. Um das preußische Zollsystem zu durchkreuzen, schlossen im September 1828 eine Anzahl Staaten, Sachsen, Hannover, Kurhessen, Braunschweig, Oldenburg, Bremen, Frankfurt, den mitteldeutschen Handelsverein: dagegen vereinigten sich die beiden, der norddeutsche und der süddeutsche Verein, am 27. Mai 1829; nicht lange dauerte es, so sagte sich Kurhessen, durch Schaden klug geworden, von jenem mitteldeutschen Bunde los — schon 1831 — und nun trat, durch die Folgen belehrt, ein Staat nach dem andern bei und im Jahr 1833 erstreckte sich ein geeinigtes deutsches Wirtschaftsgebiet — der Zollverein — von den Alpen bis an die See. Es ist zweifelhaft, ob Metternich eine Ahnung

von der ganzen Bedeutung dessen hatte, was in der Neujahrsnacht 1833/34 geschah, wo die Schlagbäume fielen. Metternichs Wissen, das nicht über eine dilettantische Beschäftigung mit einiger Naturwissenschaft hinausging, konnte es nicht entfernt aufnehmen mit der soliden Fachkunde der preußischen und deutschen Staatsmänner, die zu jenem zukunftsreichen Bau des Zollvereins den Grund gelegt hatten. In den Zollverein konnte Österreich aber schon wegen der zurückgebliebenen wirtschaftlichen Entwicklung der Monarchie nicht aufgenommen werden.

Und welche Torheit war es überhaupt, der deutschen Nation Stillstand — „Erhaltung des Bestehenden" — als Lebensgesetz vorzuzeichnen! Seit der Protestantismus sich im Leben der deutschen Nation siegreich durchgesetzt hatte, war der Trieb des Fortschritts ihr unzerstörbar eingepflanzt und auf einem Gebiet, das man mit dem umfassenden Namen des Geistigen bezeichnet, in Kunst, Literatur, Wissenschaft und Weltbetrachtung, hatte das deutsche Volk schon ein ganz Neues geschaffen, als es durch die Not und den schwer errungenen Sieg zur Politik, zur Erneuerung seiner staatlichen Existenz gedrängt wurde. Von diesem sieghaften Geist des Protestantismus und den tausend Lebenskeimen, die ihm entsproßten, wußten die Staats- und Lebemänner in Wien nichts: was sie, Kaiser Franz und Metternich, Religion nannten, war nichts als äußerer Firnis und Köhlerglaube; die Kunst, deren sie sich allenfalls rühmen konnten, ein mehr oder weniger anmutiges Spiel, die Wissenschaft, soweit sie sie gelten ließen, ein Mittel, sich mit allerlei Neuem zu unterhalten, allerlei Pikantes zu erfahren, nicht aber die Kraft der Wahrheitsforschung, die aus den Tiefen der Seele hervorbricht. Man muß es gegenüber den Überschwenglichkeiten der geschichtlichen Fiktion späterer Tage betonen, daß von einer Begeisterung für ein neues Freiheits- und Einheits- und auch Bildungsideal in Österreich nur sehr allmählich die Rede wurde. Noch am ehesten fand hier Verständnis und Interesse die sogenannte Romantik, jene eigenartige literarische und künstlerische Schule, die von den Brüdern Schlegel um 1800 begründet seitdem immer

größeren Einfluß gewonnen hatte, deren Tendenz aber dem auf das Gemeinschaftsleben und seine Gegensätze gerichteten energischen Geist, wie er sich in Schillers Dramen offenbarte, bewußt entgegen war. Die „Romantik" wollte der wirklichen Welt eine poetische gegenüberstellen, wobei ihre Kunst in Gefahr geriet, das Leben überhaupt als ein Spiel zu behandeln und weil die Gegenwart für ein solches Spiel denn doch zu ernst war, so flüchtete sie sich in die Vergangenheit; im Mittelalter und zumal in der Ritterzeit glaubte die Romantik eine Welt entdeckt zu haben, in der ihr Ideal eines poetischen Lebens verwirklicht war. Die Verherrlichung des Mittelalters führte von selbst auch zu einer Verherrlichung der römischen Kirche und das Beispiel, das Goethes Jugendfreund, Graf Friedrich Stolberg, gab, indem er 1800 zum Katholizismus übertrat, fand später in diesen Kreisen vielfältige Nachfolge. Wie sehr das Leben der großen Mehrzahl der Deutschen auch im „Reiche" trotz der Anregungen der französischen Revolution nach wie vor einen durchaus unpolitischen Charakter trug, wird deutlich, wenn man einen Blick auf die Literatur der fünfzehn oder zwanzig Jahre nach Schillers Tod wirft. Von den Zeitgenossen nur wenig beachtet blieben die Dichtungen Heinrich von Kleists, der, nachdem er vergeblich durch seine vaterländischen Dramen, die „Hermannsschlacht" (Dezember 1808) und den „Prinz von Homburg" (März 1810), das deutsche Vaterlandsgefühl zu erwecken gehofft hatte — die beiden Stücke konnten es zu Lebzeiten des Dichters nicht einmal zum Drucke bringen —, in der Verzweiflung an seiner eigenen Zukunft wie auch an der Zukunft der Nation freiwillig in den Tod ging, 21. November 1811; erst die spätere Zeit wurde diesem großen deutschen Dichter gerecht. Dagegen fanden gleich bei ihrem Erscheinen, 1804, die Erzählungen und Schwänke oder die „Alemannischen Gedichte" des volkstümlichen Rheinbundphilisters Hebel eifrige Leser, und für die an Ideen und Träumen reiche, in Gefühl und Stimmung zerfließende Schriftstellerei Jean Pauls, dessen Flegeljahre 1805 erschienen, schwärmten Männer und Frauen. In noch höherem Maße gewann die eigentlich romantische Poesie Anklang: 1805 erschien „Des Knaben Wunderhorn" von

Arnim und Brentano, 1808 Fr. Schlegels Weisheit der Indier, 1809 Goethes Wahlverwandtschaften, 1812 Ludwig Tiecks Phantasus, 1815 Eichendorffs „Ahnung und Gegenwart", 1826 dessen „Taugenichts", 1811 und 1813 Fouqués „Undine" und „Zauberring", 1815 begann die lange Reihe der phantastischen Erzählungen Amadeus Hoffmanns. Diese und ähnliche Erscheinungen beschäftigten die Geister und neben einem literarischen Ereignis wie Goethes Faust, dessen erster Teil 1808 ans Licht trat, oder Hegels unter dem Kanonendonner der Schlacht von Jena abgeschlossener Phänomenologie des Geistes konnte man — das hieß die wissenschaftlich Gebildeten und Interessierten — die Not des Vaterlandes vergessen, das keine Liebe erweckte, weil seine Geschicke seit lange über die Köpfe der Nation hinweg entschieden wurden. Mittelbar ging indes gerade von der romantischen Schule, indem sie die Freude an der deutschen Vergangenheit belebte, eine bedeutsame Stärkung des Vaterlandssinnes aus und auch die Anregungen, die diese Geistesströmung nach anderen Richtungen hin übte, zumal für die bildende Kunst, der sie einen großen und fruchtbaren Aufschwung, eine neue Blütezeit, brachte, kamen dem Gesamtleben der Nation und seiner Entfaltung zugut. Unter den deutschen Künstlern, die seit dem Friedensschluß von sich reden machten, war der bedeutendste der Düsseldorfer Peter Cornelius (1783—1867), der Schöpfer zahlreicher großer und gedankenreicher, das klassische Altertum und die christlichen Ideale verherrlichender, monumentaler Werke. Unter der Regierung Ludwigs I von Bayern (1825—1848) wurde München der Hauptsitz der neuen deutschen Kunst, die aber noch nicht einen neuen Stil entwickeln konnte, sondern einen eklektischen Charakter trug: neben den Einwirkungen vom klassischen Altertum her machten sich solche der wiederentdeckten mittelalterlichen Kunst geltend. Der Ausbau mehrerer der großen Dome, zumal des Kölner, wurde in Angriff genommen, zugleich mit der Restaurierung in Verfall geratener Monumente, wie des Speyrer Domes. Gegenüber den Einflüssen von seiten der romantischen Schule her, die sich vor allem im katholischen Süden geltend machten, finden wir in Berlin aber auch schon die Anfänge einer mehr realistischen Kunst. Hier hatte

schon in der Zeit Friedrichs des Großen der aus Danzig stammende Radierer und Stecher Daniel Chodowiecki (1726—1801) in streng sachlicher, etwas nüchterner Weise, wie sie dem Geist der Berliner Aufklärung entsprach, die Taten Friedrichs geschildert und die ersten Ausgaben der deutschen Dichter, Gellerts Fabeln, Lessings Minna von Barnhelm, Schillers Räuber, Voß' Luise, geschmückt. Einen verwandten Realismus zeigen auch teilweise die Schöpfungen des bedeutenden Berliner Bildhauers Gottfried Schadow (1764—1850), der nachdem er sich 1795 mit dem Viergespann auf dem neuerbauten Brandenburger Tor einen Namen gemacht, im Verein mit seinem Schüler Christian Rauch (1777—1857) die große Zeit des Befreiungskampfes in zahlreichen lebensvollen Denkmälern ihrer Helden im Gedächtnis der Nation festhielt. Unter dem Einfluß der französischen Revolution und des Kaiserreichs hatte man sich in Frankreich, nachdem mit dem ancien régime auch die Periode des Rokoko ihr Ende gefunden hatte, der Kunst des griechisch-römischen Altertums zugewendet und diese Richtung fand auch in Deutschland ihre Vertreter, zumal im Gebiet der Architektur: in Berlin durch Karl Friedrich Schinkel (1781—1841), den Erbauer des Schauspielhauses auf dem Gendarmenmarkt, 1818/21, und des Alten Museums, 1822/29; in München durch Leo von Klenze (1784—1864), der im Auftrag König Ludwigs I die Walhalla bei Regensburg, die Befreiungshalle bei Kelheim, die bayerische Ruhmeshalle, die Propyläen und die Glyptothek in München in streng klassischem Stil erbaute. Kann man von dieser neuerwachten monumentalen deutschen Kunst nicht eigentlich sagen, daß sie so recht volkstümlich wurde, so gewannen sich um so mehr die Gunst weiterer Kreise die beiden Meister Ludwig Richter in Dresden (1804—1871) und Moritz von Schwind aus Wien (1804—1871), deren gemüt- und phantasievolle Schilderungen aus der deutschen Märchenwelt und dem Volksleben durch den neubelebten Holzschnitt, ähnlich denen Dürers, in die breitesten Schichten getragen wurden; eine rasche Popularität gewannen auch die satirischen Zeichnungen Wilhelm Kaulbachs (1804—1874) zu Goethes Reineke Fuchs mit ihren Anspielungen auf die traurigen politischen Zustände Deutschlands.

Indem so das Geistesleben der deutschen Nation von den verschiedensten Richtungen unaufhörlich angeregt wurde — auch auf dem Gebiet der Tonkunst hatte Deutschland im Lauf von nicht viel mehr als einem Jahrhundert eine stolze Reihe schöpferischer Geister hervorgebracht: Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Weber —, und indem durch diese Einwirkungen der Bildungsstand des gesamten Volkes unendlich gehoben und der Gesichtskreis mächtig erweitert wurde, konnte es nicht fehlen, daß um so schmerzlicher, und in immer weiteren Kreisen der Nation, der Mangel einer diesem Aufschwung des Geisteslebens auch nur einigermaßen angemessenen politischen Existenz empfunden wurde, zumal auch auf dem Gebiet der Wissenschaften die Werke sich mehrten, die der Erforschung des Rechtes, des Staates und der Gesellschaft dienten: 1808 begann das Erscheinen der Deutschen Rechtsgeschichte von Eichhorn, 1811 das der epochemachenden Römischen Geschichte von Niebuhr, 1815 der Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter von Savigny, 1823 der Geschichte der Hohenstaufen von Raumer. Immer mehr wandte sich die führende Schicht der Nation aus der literarischen Ideal- und Traumwelt der Wirklichkeit, dem Staate, der Politik zu und auch die Wissenschaft begann gemeinschaftbildend zu wirken.

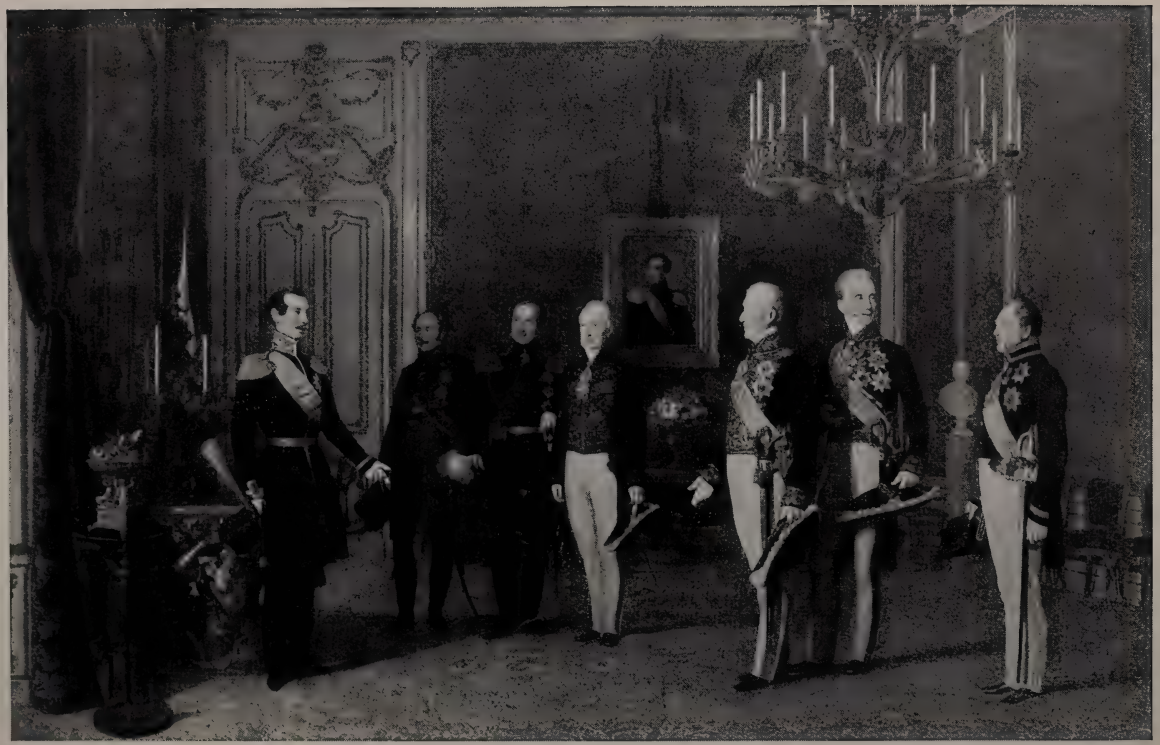
Schon hatte auch hier der Geist der Vereinigung, des Zusammenschlusses angesetzt in den Wanderversammlungen der deutschen Gelehrten, welche seit 1828 einer Anregung des Jenenser Professors Oken zufolge zuerst die Naturforscher und nach und nach die Vertreter auch anderer Wissenschaften und allmählich, mit der Zeit, aller Berufe abwechselnd in süddeutschen und norddeutschen Städten zusammenführte und ein wirksames Band um die Vertreter höherer Lebenskreise und Lebensanschauungen wob. Von dem offiziellen Deutschland der Bundesversammlung erwartete um das Jahr 1830 niemand mehr etwas: aber auch dies war eine, freilich schlimme und unfruchtbare Einheit: der allgemeine Haß und mehr noch die Verachtung, der diese sterile Verfassung, der Bundestag, verfallen war.

Clemens Wenzel Nepomuk Lothar Fürst von Metternich
Gleichzeitiges Gemälde

Maximilian I Josef, König von Bayern
Stich von Schlenker nach dem Gemälde von Stieler

Ludwig I, König von Bayern
Lithographie von Gottl. Bodmer

Parade auf dem Opernplatz in Berlin im Jahre 1829
Gemälde von Franz Krüger



Empfang Metternichs durch Alexander II als Thronfolger in der Wiener Hofburg
Gemälde von Ferdinand Waldmüller

17. Die Julirevolution und ihre Wirkung in Deutschland. Friedrich Wilhelm IV.

Die ruhige Entwicklung, welche die Zustände in Deutschland zu nehmen begonnen hatten, wurde im Jahre 1830 gestört und zugleich gefördert durch die Kette von Ereignissen, die in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts als einer der bedeutsamen Marksteine, als eine der Stationen im Fortschritt des europäischen politischen Lebens dastehen — die Julirevolution. Es ist hier nötig, die Summe der Ereignisse der stürmischen Tage vom 26. Juli bis zum 3. August zu ziehen, welchen die Franzosen den Namen der großen Woche gaben.

In Frankreich hatte die siegreiche Partei und ihr fähiger Minister Villèle die Gunst der Lage ausgenützt: im Jahre 1827 war die Pairskammer durch Ernennung von sechsundsiebzig neuen Pairs umgestaltet, darnach auch die Deputiertenkammer aufgelöst worden und die Partei hoffte nun von den Neuwahlen eine noch unbedingtere Mehrheit in ihrem Sinne. Allein diese Hoffnung trog: es zeigte sich, höchst unerwartet, daß die liberale Partei, der tiers-état, das Geld, die Intelligenz, die Presse, das Bürgertum oder die Bourgeoisie, übermächtig geworden war: und der König berief nun in der Tat ein gemäßigtes Ministerium unter dem Vicomte Martignac, der den Grundfehler des französischen Staatswesens in der übermäßigen Zentralisation richtig erkannte und einsichtige Gesetze vorschlug, welche dem Ehrgeiz der Bürger, indem sie ihn von der hohen Politik ab- und nach der fruchtbareren Tätigkeit in der Departements- und Gemeindeverwaltung hinzulenken versuchten, würdige und lohnendere Ziele steckten. Allein die Liberalen verlangten mehr und beschlossen demgemäß; der Versuch einer Versöhnung der Gegensätze scheiterte; der König entließ das Ministerium Martignac und im August 1829

berief er ein Ministerium, an dessen Spitze ein beschränkter Mann der alten Zeit, der Fürst Polignac, stand. Dieses Ministerium führte die neue Katastrophe herbei. Nachdem es die Kammer aufgelöst und versucht hatte, durch das kriegerische Abenteuer gegen den Dey von Algier die Stimmung günstiger zu machen, die Wahlen aber trotzdem eine überwältigende Mehrheit gegen die Regierung ergeben hatten, erließ der König am 25. Juli 1830, mit Berufung auf den Artikel 14 der Charte, der in Fällen dringender Staatsnotwendigkeit den König ermächtigte, Verfügungen auf eigene Hand zu erlassen, fünf Ordonnanzen, welche die Charte ihrem Wesen nach zerstörten. Es war ein in Torheit empfangener, geborener und ausgeführter Staatsstreich, der zu einer Revolution führte, in der nicht nur diese kopflose Regierung selbst unterging, sondern auch die im Jahre 1815 mühsam aufgerichtete Ordnung der europäischen Dinge überhaupt ins Wanken kam. Das einzelne zu erzählen gehört nicht zu unserer Aufgabe: wie die nicht zahlreich genug versammelten, schlecht geführten und schlecht verpflegten Truppen vor dem, was in solchen Fällen als Volk bezeichnet wird, sich zurückziehen mußten, der König und sein Thronfolger abdankten zugunsten des Knaben, der nun verurteilt war, sein Leben lang diese imaginäre Krone zu tragen; wie aber an die Stelle dieses Kindes, Heinrichs V, sich mit Hilfe einiger klugen Häupter der liberalen Partei und seiner eigenen Popularität das Haupt der jüngeren Linie des Hauses Frankreich, der Herzog von Orleans Ludwig Philipp, schob, und dieser, nachdem der König und seine Familie durch ein sehr plumpes Mittel eingeschüchtert und zum Lande hinaus gescheucht waren, durch die mittlerweile zusammengetretene Kammer am 7. August als „König der Franzosen" gewählt wurde, den Eid auf die Charte und eine Zusatzakte leistete und zur Befriedigung der republikanischen Partei die dreifarbige Fahne anstatt des Lilienbanners der Bourbonen annahm.

Diese Erschütterung pflanzte sich weiter fort und durchbrach noch an zwei, auch Deutschland nahe berührenden Stellen die einst in Wien aufgerichtete Ordnung. Das dort geschaffene Königreich

der Vereinigten Niederlande ging auseinander in einer Empörung von wenigen Tagen und einem Kriegszustand, dem durch Einschreiten eines Kongresses zu London ein Ziel gesetzt wurde, in die zwei Staatswesen, eine belgische und eine holländische Hälfte, welche im Wiener Kongreß ungeschickt und gewaltsam zusammengeschmiedet oder geleimt worden waren. Mit einem dreitägigen Kampf in Brüssel begann diese Revolution; Belgien erklärte sich unabhängig, die leitenden Männer dort aber waren klug genug, an dem monarchischen Prinzip festzuhalten und das Ende war die Errichtung oder Anerkennung eines selbständigen Königreichs Belgiens mit einem Prinzen von Koburg als König, Leopold I, der seine Rolle vortrefflich verstand und an zweiter Stelle auch eine nicht geringe staatsmännische Rolle in Europa spielte, und mit einer sehr modernen, konstitutionellen Verfassung, die mit ihren freisinnigen Bestimmungen über die Presse, die Unentgeltlichkeit des Unterrichts, Ministerverantwortlichkeit, Wegfall aller Standesunterschiede, Zivilehe, Religionsfreiheit auch den Liberalen in Deutschland als Muster oder Ideal diente. Im Jahre 1839 hatte sich auch der König Wilhelm von Holland in die Lage gefügt.

Im November des bedeutungsvollen Jahres 1830 kam an der anderen Grenze Deutschlands die Verschwörung zum Ausbruch, im russischen Polen, das Kaiser Alexander vergebens mit Konstitution und Schein der Selbständigkeit zu gewinnen versucht hatte. Man folgte in Deutschland mit großem Interesse den Wechselfällen in dem hier aufflammenden Krieg und die wärmsten Sympathien begleiteten die tapferen Taten, die anfänglichen Siege und schließlichen Niederlagen der Polen, denen eine grausame Rache des Zaren Nikolaus folgte: die Reste des polnischen Heeres überschritten am 5. Oktober 1831 die preußische Grenze und legten die Waffen nieder. Die polnischen Flüchtlinge, überall in Deutschland gehegt und gepflegt als Märtyrer im Kampf gegen den Despotismus und als Unglückliche, verbreiteten die Freiheitsideen in anderer und viel revolutionärerer und radikalerer Weise, als die griechische Erhebung dies getan hatte, und das Schwärmen für Polen und seine Wiederherstellung blieb

längere Zeit eine Mode und wirkte in Deutschland, wo man das politische Denken auf dem Boden des eigenen nationalen Interesses erst wieder lernen mußte, noch lange, ja bis heute, nach.

Auch in Italien riefen die Ereignisse in Paris revolutionäre Bewegungen hervor, die sich auf die Herzogtümer Modena und Parma und einen Teil des Kirchenstaates erstreckten, aber durch österreichische Truppen unterdrückt wurden. Von französischer Seite wurde darauf im Februar 1832 durch eine Besetzung von Ancona erwidert, die aber dem System des neuen französischen Königs gemäß nicht kriegerisch gemeint war und sein Verhältnis zu den östlichen Mächten und namentlich zu Österreich nicht änderte.

Im Grunde hatte die Julirevolution noch glimpflich genug geendigt mit Aufrichtung eines quasilegitimistischen Thrones, wie man die neue Monarchie Louis Philipps von etwas zweifelhaftem Charakter nannte, und die Bewegung war auch nur von kurzer Dauer gewesen. Die bequeme Ordnung der Dinge, „das Bestehende" oder der wesentliche Teil des Bestehenden, war geblieben, und der neue König der Franzosen gab den Ostmächten gute Worte und gab die friedfertigsten Absichten kund. So wurde sein Königtum von Preußen und nach kurzem Besinnen auch von Österreich und seinem allgewaltigen Minister Metternich, dem im Grunde mehr an Ruhe und Bequemlichkeit als an Prinzipien gelegen war, anerkannt und nur der russische Despot hielt sich hochmütig zurück und verweigerte dem König Ludwig Philipp die unter den Souveränen von Gottes Gnaden übliche Anrede Monsieur mon frère. Im übrigen hatte diese Revolution, die an einem der großen Mittelpunkte des europäischen Lebens eine neue Ordnung aufgerichtet hatte, auf Deutschland nur eine mäßige, wenigstens keine sehr sichtbare Wirkung. In einigen Städten gab es im August und September Tumulte ohne politische Bedeutung, doch war allerdings die Stimmung erregter als gewöhnlich und am 6. und 7. September geschah, was in Deutschland unerhört war: eine Revolution in einer kleinen deutschen Residenz. In Braunschweig mußte der Herzog Karl, ein schlechterzogener, böser Bube, der noch schlimmer als

die Tyrannen in Kassel seine Untertanen gereizt hatte, vor seinen Untertanen fliehen, das Schloß wurde niedergebrannt und sein jüngerer Bruder Wilhelm vom Landtag ersucht, die Regierung zu übernehmen. Dieses Provisorium wurde definitiv, als der unnütze Geselle an der Spitze einiger Haufen Volks und Gesindels eine Gegenrevolution versuchte. Bei seiner offenbaren Regierungsunfähigkeit hatte auch der Bundestag ein Einsehen und bestätigte am 2. Dezember 1830 den Prinzen Wilhelm als Herzog, der diesen Sturm im Glase Wasser durch eine mit den Ständen vereinbarte Verfassung, die Landschaftsordnung vom 12. Oktober 1832, zum Abschluß brachte. In Sachsen kam die Verfassung am 4. September 1831 zustande, und zwar auf friedlichem Wege; etwas stürmischer ging es in Kurhessen zu, wo nach den Gepflogenheiten des achtzehnten Jahrhunderts eine habgierige Mätresse regierte. Am 15. September 1830 fand der Kurfürst Wilhelm II auf dem Platze vor seinem Schloß eine Menge bewaffneter Bürger versammelt: sie entsandten eine Deputation mit bestimmten Forderungen. Ein weißes Tuch, aus einem Fenster geschwungen, sagte der harrenden Menge, daß der Kurfürst nachgegeben habe: im September 1831 ernannte er seinen Sohn zum Mitregenten und begab sich außer Landes. Wo gut und verständig regiert wurde, wie in Bayern, Württemberg, Baden, blieben die Gemüter in Ruhe: besonders in der Ständeversammlung dieses letzteren Grenzlandes machten sich die liberalen Redner Rotteck, Welcker und andere bemerkbar und ein Zeichen des allmählich sich nach bestimmteren Zielen richtenden politischen Geistes war der Antrag, den unter dem Regiment der neuen Hochberger Linie, die mit Leopold I folgte, und unter der einsichtigen Regierung des Staatsrats Winter der Abgeordnete Welcker wagte (März 1831), — der Antrag, die badische Regierung möge sich beim Bundestag dafür verwenden, daß neben dem Bundestage eine deutsche Nationalrepräsentation geschaffen werde, die zu jenem in einem ähnlichen Verhältnis stehen solle, wie die Wahlkammern in den konstitutionellen Staaten zu ihren Ersten Kammern. Auch eine liberale Presse entwickelte sich allmählich.

Diese Regungen kamen aber nicht weit: der Bundestag schritt auf Andringen Österreichs mit Verbot der Sammlung von Unterschriften, Einschärfung der Überwachung der Presse, Unterdrückung einiger Zeitungen ein. Einen Vorwand zu erneuerter Energie gab der Reaktion das Hambacher Fest, ein Seitenstück zu der Wartburgfeier von 1817, nur weniger harmlos als diese. Es war eine große Volksversammlung und Maifeier, „der Deutschen Mai", auf der Hambacher Burghalde bei Neustadt an der Hardt, wo die Reden einen ziemlich radikalen Charakter annahmen, das Schwarzrotgelb der Burschenschaft und die französische Trikolore erschienen und Hochrufe auf die „föderierten Freistaaten" Deutschlands oder auf das „konföderierte republikanische Europa" und andere imaginäre Größen erschallten — eine unreife Demonstration, die übrigens dem bayerischen Marschall Wrede, der dagegen ausgesandt wurde, nichts weiter zu tun gab, aber benützt wurde, um den Bundestag neuerdings zu einer Reihe von Maßregeln im Geist der Karlsbader Beschlüsse zu veranlassen. Allerlei kindische Verschwörungspläne spukten in der Tat, eine Kunst, zu der der Deutsche von Haus aus gar kein Talent besitzt: es gab eine solche, eine Militärverschwörung, in Württemberg, bei der ein Leutnant Koseritz eine Rolle spielte. Der Rädelsführer, der seine Sache sehr ungeschickt angefangen hatte, wurde zum Tode verurteilt, der König von Württemberg aber hatte den guten Gedanken, ihn zu begnadigen, als er schon den letzten Streich erwartete. Er durfte sich außer Landes, nach Amerika, begeben, wo er als Essigfabrikant sich der Welt noch nützlich machte: einige Vorwitzige und Unvorsichtige, auch solche, die mit dem Gedanken bloß harmlos oder gedankenlos gespielt hatten, büßten ihre Schuld auf dem Asperg, dem Landesgefängnis für solche Staatsverbrecher. Mit diesen Torheiten hing der fast lächerliche Putsch zusammen, dessen Schauplatz am 3. April 1833 abends gegen zehn Uhr die Stadt Frankfurt war, wo ein paar Dutzend junger Leute unter Führung zweier Hitzköpfe, Doktor Rauschenplat und Doktor Gärth, sich der Haupt- und der Konstablerwache bemächtigten, bei dem zusammenlaufenden Publikum

aber keinen Anklang fanden für ihren Aufruf zur Erhebung für die Freiheit, so daß die kleine Schar, als das Frankfurter Bundeskontingent sich gesammelt hatte, nach einigem Fechten sich rasch zerstreute. Dies alles war mehr kindisch als gefährlich und die richtige Lehre aus diesen Symptomen zu ziehen, verstanden die Regierungen nicht. Man benützte sie im Gegenteil, um das System zum Abschluß zu bringen. Nach einer Zusammenkunft der Minister der drei Mächte geschah dies im Januar 1834 in den Wiener Ministerkonferenzen, bei deren Eröffnung Metternich auf den revolutionären Geist hinwies, der sich in den Ständekammern kundgebe, und wo dementsprechende Beschlüsse gefaßt wurden — daß Staatsbeamte, wenn sie in die Kammer gewählt würden, zu ihrem Eintritt der Genehmigung des Landesherrn bedürften, daß der Gang der Regierung nicht durch ständische Einsprache gestört werden dürfe, die gesamte Staatsgewalt in dem Oberhaupt des Staates vereinigt bleiben müsse; die Stände dürften nicht über Gültigkeit von Bundesbeschlüssen beraten oder beschließen: und sehr bedenklich war der neunundfünfzigste Artikel, der in Wahrheit die Verfassungen annullierte, sobald man es in Frankfurt für gut fand. Er besagte, daß die Verpflichtungen, welche die verbündeten Regierungen mit Annahme der Konferenzbeschlüsse eingegangen, nicht beeinträchtigt werden dürften durch Hindernisse in den bestehenden Verfassungen oder sonstigen bereits bestehenden gesetzlichen Vorschriften. Das Schlimmste war, daß nun, wie früher nach den Karlsbader Beschlüssen, in ganz Deutschland wieder die politische Verfolgungssucht wütete, der aufs neue neben wenigen wirklichen Revolutionären auch viele harmlose junge Männer — der Dichter Fritz Reuter mag als Beispiel erwähnt werden — zum Opfer fielen.

Binnen kurzem gab sich die Gelegenheit, von der heuchlerischen Politik, welche dazu angetan war, jeden Rechtsbruch zu legitimieren, eine Probe größeren Stils abzulegen. Am 20. Juni 1837 löste der Tod des Königs Wilhelm IV von Großbritannien die Verbindung des Königreichs Hannover mit der englischen Krone, da hier seine Nichte Viktoria folgte, in Hannover aber, wo deutsches Fürstenrecht

galt, Frauen nicht erben: König von Hannover war jetzt ihr Oheim, der Herzog von Cumberland, Ernst August. Den üblen Ruf, der ihm vorausging, rechtfertigte er: er eröffnete seine Regierung, indem er die vor vier Jahren rechtskräftig zustande gekommene Verfassung anzuerkennen sich weigerte, die Ständeversammlung auflöste und aus eigner Macht die Verfassung von 1819 wieder herstellte, an deren Stelle er eine neue in Aussicht stellte. Der schamlose Rechtsbruch fand doch in Deutschland noch einigen Mannesmut und einige Opposition von feinerem Gewissen, als der König und seine Werkzeuge besaßen; sieben namhafte Professoren der Göttinger Universität — der Historiker Dahlmann, die der Nation durch ihre Sammlung deutscher Volksmärchen werten Brüder Grimm, der Literarhistoriker Gervinus, der Theologe Ewald, der Physiker Weber und der Germanist Albrecht — weigerten sich den geforderten neuen Beamteneid abzulegen, da der von ihnen geleistete Eid auf die ihrer Ansicht nach zu Recht bestehende Landesverfassung sie binde. Sie wurden ihrer Stellen verlustig erklärt, fanden aber an anderen Universitäten und in der Achtung der Nation Ersatz und von den Ständeversammlungen verschiedener Bundesstaaten kamen Proteste. Als aber der Handel vor den Bundestag kam, da erfolgte am 5. September 1839 der dieser Versammlung würdige, aber dem Artikel 56 der Schlußakte widersprechende Beschluß, daß bei obwaltender Sachlage eine bundesgesetzlich begründete Veranlassung zur Einmischung in diese innere Angelegenheit nicht bestehe. Doch erfolgte dieser Beschluß nur mit neun gegen acht Stimmen und diese eine Mehrstimme war die der verklagten Regierung selbst, die damit die Schamlosigkeit dieser ganzen Rechtsbeugung krönte. Im hannoverschen Volk selbst zeigte sich kein stetiger und energischer Widerstand. Der König, meinte der loyale und wohlhabende Bauer, verstehe diese Dinge doch schließlich am besten. Dem Gedächtnis des preußischen Königs, den sie, und auch nicht mit Unrecht, den Gerechten nannten, heftet es einen dauernden Makel an, daß er in dieser völlig klaren Sache an der Seite Österreichs, auf der Seite des Unrechts stand.

So ging in den Fragen der inneren Politik Deutschlands noch immer Preußen mit Österreich: doch aber machte sich die Differenz zwischen dem fortschreitenden und dem stillstehenden und zurückgehenden Staate allmählich deutlicher bemerkbar. In Österreich hatte Franz I im Jahre 1835 seine lange Regierung geendigt. Er hinterließ weder in der Geschichte Deutschlands, noch in der seines Hauses ein rühmliches Gedächtnis. Sein Nachfolger, sein Sohn Ferdinand I, war eine vollkommene Null, gutmütig, Epileptiker, in Wahrheit regierungsunfähig; er hat in den vierzehn Jahren seiner Regierung niemals ein Pferd bestiegen und fand an diesem Regieren nur das viele Unterschreiben unbequem: für ihn führte die Regierung eine Staatskonferenz, bestehend aus ein paar Erzherzögen und Ministern, inmitten deren Fürst Metternich seine bisherige Machtstellung behauptete und in derselben geistlosen Weise wie seither fortführte. Fortschritt machte sich nur in Ungarn geltend, als dessen Hauptsymptom die Belebung der nationalen Sprache gelten kann; in den italienischen und den deutschen Provinzen ging das System polizeilicher Überwachung weiter, dort grausamer und also in gewissem Sinne in größerem Stil, hier „gemütlicher" und kleinlicher. Immerhin hatte das mit jedem Tage reicher sich entfaltende Geistesleben der deutschen Nation nun doch wenigstens begonnen, auch Österreich in seine Kreise zu ziehen; einzelne rühmliche Namen beweisen, daß auch dieser alte deutsche Kulturboden bei verständiger Pflege wieder Früchte tragen konnte: Franz Grillparzer (geb. 1791), ein Dichter, der unmittelbar in die Fußtapfen der Klassiker trat, aber freilich während seines Lebens vergebens um Anerkennung in seinem engeren Vaterlande rang, ferner Anastasius Grün (geb. 1806) — einer von Adel, Graf Auersperg —, der in die leise beginnende politische Dichtung in liberalem Sinne einstimmte, endlich der Deutsch-Ungar Nikolaus Lenau, ein begabter Lyriker, der aber im Wahnsinn endete. Mit größtem Ruhm und Glück wurde in Österreich doch wohl auch jetzt noch allein die Musik gepflegt und die Künste, die mit ihr zusammenhängen, die aber eher vom handelnden Leben, vom Leben für den Staat abziehen als zu ihm hinführen.

Hier kam nur das außeröſterreichiſche Deutſchland in Betracht und der preußiſche Staat, als das größte Stück Deutſchlands, hatte ſeinen entſprechenden Anteil. Auf allen Gebieten, in Theologie und Philoſophie, in Geſchichte und Naturwiſſenſchaft, in Recht und Staat entſtanden in jenen Jahren die bahnbrechenden großen Werke, von denen man nur einzelne als Beiſpiele dafür anführen mag, wie die reiche Saat, die in der jüngſten Periode, der Zeit Goethes und Schillers, ausgeſtreut war, auf allen Gebieten entſprechend reiche Ernten gab. Die Brüder Alexander und Wilhelm von Humboldt teilten ſich zwiſchen Natur- und Geiſteswiſſenſchaft, beide mit gleichem Erfolg; durch die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm erfolgte die Erſchließung des deutſchen Altertums; durch Barthold Georg Niebuhr, deſſen römiſche Geſchichte 1832 beendet wurde, die des römiſchen; v. Savigny ſchrieb ſein epochemachendes Werk über die römiſche Rechtsgeſchichte, Eichhorn legte den Grund zur deutſchen. Gleichzeitig ward Franz Bopp der Begründer der Wiſſenſchaft der Sprachvergleichung und entſtanden die klaſſiſchen Geſchichtswerke von Raumer, Schloſſer, Ranke, worauf 1835 das bedeutſame Werk von Gervinus, die fünfbändige Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur, folgte. Von 1817—1840 war das Miniſterium der geiſtlichen Angelegenheiten in Preußen in den Händen des Freiherrn Karl von Altenſtein. Dies war die Zeit, in der die Hegelſche Philoſophie die geiſtige Atmoſphäre erfüllte, der der Miniſter ſelbſt huldigte. Dieſe Philoſophie, dem Kopf eines ſchwäbiſchen Theologen, Georg Wilhelm Hegel, entſprungen, umfaßte in einem tief durchdachten kühnen Syſtem die Probleme Gott und Welt, Natur und Geſchichte, und ſie gab dem philoſophiſchen Denken ebenſo, wie die gleichzeitig wirkenden Geiſter Fichte, Schleiermacher, Schelling eine mächtige Anregung und eine bequeme bald zur Mode werdende Form. Von größter Wichtigkeit wurde nun aber bald das Verhältnis dieſer Philoſophie zum Chriſtentum, der Macht, die namentlich in Deutſchland unaufhörlich neue Keime des Lebens und Denkens weckt und jedes ernſthafte Menſchenleben begleitet — als unumſtößliche, unverändert

weitergetragene kirchliche Überlieferung auf katholischem, als stets wacher Drang, den überkommenen Kirchenglauben mit der auf wissenschaftlichem Wege errungenen Erkenntnis zu verschmelzen und zu vermitteln, auf evangelischem Boden. Diesem Bedürfnis hatte ein feiner und edler Geist, Fr. D. Schleiermacher (1768—1834), dessen „christliche Glaubenslehre" im Jahre 1821 erschien, zu genügen gesucht. Seine scharfsinnige, das wissenschaftliche Denken mit tiefem religiösen Empfinden geistvoll verbindende Theologie begann den altersschwach gewordenen platten Rationalismus mit seinen geistlosen natürlichen Wundererklärungen zu überwinden. Die wahre Versöhnung von Glauben und Wissen aber meinte die Zeit in der Hegelschen Philosophie zu besitzen, welche die christlichen Lehren von der Trinität, Menschwerdung, Auferstehung als Einkleidung ewiger Vernunftwahrheiten anzusehen lehrte. Diese Täuschung zerstörte grausam das im Jahre 1835 erschienene „Leben Jesu" von einem jungen Theologen aus dem Tübinger Stift, David Friedrich Strauß, der, die Kritik des achtzehnten Jahrhunderts, die Ideen und die Arbeit Lessings, wieder aufnehmend, die historische Unhaltbarkeit gewisser biblischer Wundererzählungen, eine Reihe von Widersprüchen in den Berichten der Evangelien und die Widersprüche, in denen die Orthodoxie sich bewegte, mit unerbittlicher Schärfe aufzeigte und dadurch einen Kampf der Weltanschauungen eröffnete, der, vom theologischen auf alle anderen Gebiete hinüberwirkend, auch heute noch nicht beendigt ist, noch überhaupt schwerlich jemals beendigt werden kann, weil er seine Nahrung aus dem stets fortschreitenden wissenschaftlichen Denken und aus dem stets sich gleichbleibenden religiösen Empfinden zieht. Seinen eigentlichen Boden hat dieser Kampf in Deutschland — es ist das ein Ehrenvorrecht unserer Nation — und zwar, muß man hinzusetzen, in dem protestantischen Deutschland, dem er denn auch gegenüber dem katholischen unstreitig die größere weltgeschichtliche Bedeutung verschafft.

Indes fehlte es auch im katholischen Deutschland in dieser Zeit nicht an Leben auf dem theologischen Gebiete, wenngleich hier das Denken enger gefesselt war und bald wieder mit brutaler Hand

unterdrückt wurde. Ein frommer und edler Geist, der Bonner Professor Georg Hermes — er bekleidete diese Stellung seit 1828 — hatte es unternommen, die Denknotwendigkeit einer Offenbarung und daraus folgend auch eines unfehlbaren Lehramtes wissenschaftlich zu erweisen und er hatte durch seine Vorlesungen und Schriften unter der heranwachsenden theologischen Jugend, die noch von dem freieren und milderen Geist der ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts berührt war, den wissenschaftlichen Geist belebt und der Erzbischof Spiegel, der sein Freund war, begünstigte ihn und seine Tätigkeit. Bald aber kamen andere Zeiten, da mittlerweile das Papsttum und jene Richtung des Kirchentums, die man mit dem Namen des Ultramontanismus und Jesuitismus bezeichnet, wieder zu Macht gekommen war. Im Jahre 1835 starb Graf Spiegel und unter dem Einfluß des preußischen Kronprinzen, der hier eine erste Probe seines unklaren, mit romantischen Neigungen und Schrullen versetzten Denkens gab, wurde ein westfälischer Adliger von großer Beschränktheit, Clemens August Droste zu Vischering, zum Erzbischof von Köln gewählt. Diesem war jede wissenschaftliche Regung fremd und unheimlich und er ruhte nicht, bis er ein päpstliches Breve gegen die hermesianischen Schriften erwirkt hatte (1835). Der glimmende Docht katholischer Wissenschaftlichkeit an der Universität Bonn wurde verlöscht und die preußische Regierung selbst eröffnete die Reihe ihrer Fehlgriffe gegenüber der Behandlung kirchlicher Fragen und Richtungen, indem sie dabei hilfreiche Hand bot. Sie untersagte — entsprechend dem Rundschreiben des Erzbischofs an die Beichtväter der Stadt Bonn, das den Gläubigen das Lesen der hermesianischen Schriften verbot — den beteiligten Lehrern bei Verlust ihrer Ämter die Erwähnung dieser Schriften in ihren Vorträgen. Eine andere Sache aber schnitt tiefer: die Frage der gemischten Ehen. Ehen zwischen Katholiken und Protestanten waren in den neuerworbenen Landesteilen, in Rheinland und Westfalen, häufig und sind es zum Glück geblieben. Nun hatte man seither, dem guten Verhältnis des Staates zur katholischen Kirche und auch noch dem Geist der voraufgehenden Generation entsprechend,

sich von beiden Seiten mit einem Verfahren geholfen, bei welchem die kirchliche Einsegnung einer solchen Ehe selbst dann möglich war, wenn der protestantische Teil nicht das Versprechen katholischer Erziehung der künftigen Kinder gab, und man hatte dabei sich die Miene gegeben, als ob ein päpstliches Breve mit dieser Praxis und einer demgemäß getroffenen Vereinbarung übereinstimme. Erzbischof Droste hatte sich vor seiner Ernennung ausdrücklich verpflichtet, es bei der seitherigen Praxis zu belassen. Dies Versprechen hielt er nicht, nachdem er gewählt war, da er jetzt fand, was auch nicht wohl bestritten werden konnte, daß das päpstliche Breve nicht mit der Vereinbarung stimmte. Die Sache hatte aber einen tieferen Untergrund. Eine im Osten gültige Kabinetsorder bestimmte, daß Kinder aus gemischter Ehe der Konfession des Vaters folgen sollten, und dieses Gesetz — noch war ja die Form der Kabinetsorder die alleinige Gesetzesform — sollte nun auch am Rhein gelten. Nun aber hatte die Kirche, welche seit Jahrhunderten die Bedingungen der Macht und des Regierens kennt, die Augen offen; die wieder zu Kräften gekommene jesuitische oder ultramontane Partei sah, wie die Welt allmählich heller wurde, sie sah ferner, wie in der unter preußischem Szepter aufblühenden Provinz die Mischehen sich mehrten und wie die Mehrzahl dieser Fälle so gelagert war, daß Offiziere, Beamte, Kaufleute, d. h. junge Männer aus dem Osten, mit guter Stellung oder Aussicht auf eine solche, — meist Protestanten also —, katholische Mädchen aus den alteingesessenen rheinischen Familien heirateten und daß, wenn die Kinder dieser Ehen der Konfession des Vaters folgten, die notwendige Folge sein mußte, daß die höhere Gesellschaft in der Rheinprovinz allmählich protestantisiert würde. Der wiedererwachte Neid und Haß der Konfessionen zählte die Stellen und Orden, die an Männer der einen und der anderen Konfession gegeben wurden, und die Stimmung in der katholischen Nachbarschaft und im übrigen katholischen Deutschland, wie vielfach auch sogar die Torheit der Liberalen, weil diese Strömung sich zugleich gegen das absolutistische verhaßte Preußen kehrte, nährte den Streit und bestärkte den Erzbischof in seinem Widerstand. Ein

Schrei der Entrüstung ging durch die katholische Welt und fand seinen Widerhall in Rom, als die preußische Regierung am 20. November 1837 den Erzbischof in seinem Palaste zu Köln verhaftete und unter militärischer Bedeckung als Staatsgefangenen nach der Festung Minden bringen ließ, wo er übrigens ein, wie sich in einem protestantischen Staat einem katholischen Kirchenfürsten gegenüber von selbst versteht, nicht allzu drückendes Martyrium bestand. Zu einem solchen drängte sich noch ein zweiter katholischer Kirchenfürst, der Erzbischof von Posen-Gnesen, und aus denselben Gründen im folgenden Jahr 1838 heran. Diese Vorgänge regten, da sie mit der Religion zusammenhingen, die Gemüter tiefer auf als die politischen; sie gaben dem aus den Rheinlanden stammenden, von König Ludwig I an die Universität München berufenen Görres, der einstmals in der Zeit des Befreiungskampfes als patriotischer Agitator von Napoleon verfolgt, nun ein Vorkämpfer des neuerwachten kirchlichen Geistes geworden war, Gelegenheit, seine wilde Beredsamkeit zu entfalten. Die katholischen Eiferer indes richteten mit zweierlei Maß: sie fanden nichts zu erinnern, als im gleichen Jahre vierhundert tirolische Protestanten aus dem Zillertal vor den Schikanen und Drangsalierungen des dortigen Erzbischofs ihre Heimat verlassen mußten, noch auch als in Bayern das ultramontane Ministerium Abel am 14. August 1838 die berüchtigte Kniebeugungsorder erließ, wonach in Bayern, einem Lande, das ein Drittel protestantischer Untertanen zählte, sich ohne Unterschied der Konfession alle Soldaten auf die Kniee zu werfen hätten, wenn das Sanktissimum vorübergetragen würde.

Dieser Streit um die gemischten Ehen regte die Gemüter heftig auf, aber erschütterte nicht den preußischen Staat, wie Metternich dachte. Ganz unrecht hatten die kirchlich Strengen nicht, wenn sie sich gegen eine Kabinetsorder sträubten, welche anordnete, was in Wahrheit nicht Sache weltlicher Obrigkeit, sondern Sache der Kirchen war. Erst allmählich drang die richtige Ansicht vom Wesen der Ehe durch. Sie ist begründet auf dem freien Entschluß der beiden Personen, die zur Ehe schreiten wollen; der Staat, die bürgerliche Ge-

sellschaft, nimmt amtlich Kenntnis von diesem Entschluß und stellt die Tatsache der Eheschließung in den Formen und mit den Folgen eines feierlichen Rechtsaktes fest und dieser ist nicht frei, sondern schlechthin bindend: er geschieht nach dem Staatsgesetz und macht die Ehe, was eben nur der Staat kann, zu einem Rechtsverhältnis. Ist dies geschehen und damit die Ehe geschlossen, so gibt die Religionsgesellschaft, der die nunmehrigen Ehegatten angehören, ihre Weihe und ihren Segen: und dies ist notwendig ein freier Akt, gewünscht und erbeten von der einen Seite, gewährt und an ihre Bedingungen geknüpft von der anderen, der Kirche, — entbehrlich, wo der Glaube und das Herzensbedürfnis fehlt. Dies, und dies allein, ist die richtige und die christliche Lösung, die Gott gibt was Gottes ist und dem Kaiser was des Kaisers, das heißt des Staates ist: die Ehe zu segnen und zu weihen ist ein unveräußerliches und unleugbares Recht der Kirchen, geschlossen aber wird sie von den Organen des Staats. Bei der Lage der Dinge und den nicht nur in der katholischen sondern auch in der protestantischen Welt herrschenden Vorurteilen dauerte es lange, bis der Streit zur Ruhe kam, und der Staat setzte seine Order betreffs der Kindererziehung nicht durch, aber auch die katholische Kirche und ihre Gläubigen hinderten nicht, daß im Laufe der nächsten Jahrzehnte das dennoch eintrat, wogegen sie sich sträubte, — die Durchdringung der höheren Gesellschaft und des ganzen geistigen und materiellen Lebens der westlichen Provinzen des preußischen Staates mit protestantischen Elementen.

Denn unaufhaltsam schritt dieses Leben fort. Aus tiefer Verarmung hatte sich die Nation wieder zu einigem Wohlstand und Wohlbehagen emporgearbeitet. Der Zollverein blühte auf; ihm traten, während Hannover 1834 mit Braunschweig, Oldenburg und Bückeburg unter dem Namen Steuerverein einen Zollsonderbund mit ermäßigten Eingangszöllen schloß, 1835 Baden und Nassau und 1836 auch Frankfurt, der Sitz des Bundestags und des österreichischen Einflusses, bei. Mittlerweile hatte eine neue motorische Kraft, die Dampfkraft, ihren Siegeszug begonnen und wurde erst in England, dann in Belgien dem Verkehr dienstbar gemacht; in Deutschland

drehte sich bald das Gespräch in der Postkutsche um die Wunder, welche die Reisenden von der fabelhaften Schnelligkeit dieser Fahrgelegenheit erzählten. Die erste Eisenbahn, Fürth-Nürnberg, wurde im Jahre 1835 eröffnet und der kühne und geniale Neuerer, der Württemberger Friedrich List, trug sich bereits mit einem ganz Deutschland umspannenden Netz von Bahnen. Bald wurde in den deutschen Landtagen die Frage erörtert, ob der Staat Eisenbahnen bauen oder ob etwa die Anerbietungen einer englischen Gesellschaft anzunehmen seien: und um die Gründe zu widerlegen, welche z. B. den sparsamen württembergischen Bauer und Philister bestimmten seinen Beifall zu versagen, der schon das Eldorado eines schuldenfrei gewordenen Landes in greifbarer Nähe vor sich liegen sah, machte man wohl den naiven Grund geltend, daß die Eisenbahnen auffallenden Schutz gegen Straßenraub gewährten. Überhaupt aber gewann das Leben allmählich einen größeren Zuschnitt. In weiteren Kreisen als früher bildeten den Gegenstand des Gesprächs die Zeitereignisse, über die die allen Schikanen zum Trotz sich freier regenden Zeitungen immer genauere Berichte lieferten; unter ihnen machte sich die Augsburger Allgemeine eines hervorragenden Buchhändlers, des staats- und weltkundigen Cotta, einen Namen. Man politisierte lebhafter und zwar nach deutscher Art, und auch zunächst noch aus guten Gründen, mehr über die Angelegenheiten des Auslands als über die eigenen, die indes doch auch in den Kreisen z. B. der intelligenten und vorwärts strebenden, weitblickenden Kaufleute und Industriellen namentlich in der aufblühenden Rheinprovinz in ihrem größeren Zusammenhang gesehen und gewürdigt wurden. Die mannigfachen Ereignisse des Jahrzehnts wurden lebhaft erörtert: die Entwicklung der Dinge in England, seitdem dort 1831 die Reform des Parlaments in einer großartigen, aber friedlichen und gesetzlichen Bewegung durchgesetzt war; die Niederwerfung des polnischen Aufstands und das „organische Statut", mit dem Zar Nikolaus in Polen wieder den Absolutismus aufrichtete; die Bewegungen in Italien und in der Schweiz, wo in einer Reihe von Kantonen freisinnige Verfassungen durchgesetzt wurden; die berühmte orientalische Frage,

der Kampf des Sultans mit seinem ägyptischen Satrapen Mehemed Ali und dessen Sohn Ibrahim, 1831—1832; der Bürgerkrieg der Karlisten und der Christinos in Spanien, wo auch einzelne Freiheits- oder Tatendurstige aus Deutschland die Reihen der einen oder der anderen Partei, der Freiheit oder der Legitimität, verstärkten, und weiterhin die Quadrupelallianz England, Frankreich, Portugal, Spanien: vor allem aber interessierte, was in dem großen Nachbarlande, in Frankreich, geschah.

Die Besorgnis verschwand bald, daß die Revolution, welche im Juli 1830 gesiegt hatte, aufs neue Krieg entzünden und sich insbesondere nach der deutschen Seite furchtbar machen werde: der neue König, klug, berechnend, Familienvater und Bourgeois, verfolgte eine durchaus friedliche Politik, wußte sich mit den Mächten gut zu stellen und wies jede Versuchung eines Einschreitens und einer Machterweiterung in Italien, Belgien, Polen ab. Ludwig Philipp stützte sich auf die Bourgeoisie und die erwerbenden Klassen und wußte die republikanische Partei mit Zugeständnissen und guten Worten zu täuschen. Diese trat jetzt allerdings wieder stärker hervor und hatte unter der Masse der Arbeiter, dem was man im Gegensatz zum besitzenden Bürger- und Mittelstande das Volk nannte, ihren Anhang; da wo Not oder Haß Aufstände hervorriefen, wurden sie mit nachdrücklicher Gewalt niedergeschlagen. Eine ruhige Regierung war es freilich nicht: aufregende Zwischenfälle gab es genug, wie z. B. 1832 einen legitimistischen Aufstand der Herzogin von Berry, 1834 republikanische Unruhen in Lyon und Paris, 1835 das Attentat auf den König, das ein Italiener Fieschi mit seiner Höllenmaschine versuchte und das zahlreiche Opfer forderte, 1836 endlich das Auftauchen der neuen Partei der Bonapartisten, der in dem jüngsten Glied der Familie, Napoleon Bonaparte, ein Führer erwachsen war, seitdem er durch seinen Putsch von Straßburg wenn auch nur ein paar Stunden lang die Welt in Aufregung versetzt hatte. Nimmt man dazu die lebhaften Debatten in der Kammer und die häufigen Ministerwechsel, das Auftauchen allerlei seltsamer Theorien und Phänomene, wie der Doktrinen

Fouriers und des neuen Evangeliums des St. Simonismus, endlich den Krieg und Sieg in Afrika gegen den Emir Abd el Kader, so begreift man, wie diese ganze bewegte Szenerie in dem politisch stillen Deutschland mit Neugier und Spannung verfolgt wurde. Aber die Lage blieb friedlich und erst im Jahre 1839 bewölkte sich der Himmel wieder etwas durch das Neuauftauchen der orientalischen Frage, welche Deutschland doch nicht unmittelbar berührte. Die Zustände hier waren im ganzen verheißungsvoll: die fünfundzwanzig Friedensjahre hatten ihr Werk getan, überall verbreitete sich wachsender Wohlstand, wachsende Bildung, Fortschritt, als am 7. Juni 1840 zu Berlin der einundsiebzigjährige König Friedrich Wilhelm III von Preußen, der letzte der Monarchen der heiligen Allianz, starb. Voll neuer Hoffnungen wandten alle Blicke sich auf seinen Nachfolger, den ältesten seiner drei Söhne, Friedrich Wilhelm IV, der schon bis dahin die Aufmerksamkeit lebhaft beschäftigt hatte.

Friedrich Wilhelm IV, der jetzt mit fünfundvierzig Jahren an die wichtigste Stelle in Deutschland trat, war von ganz andrer Art als sein Vater. Dieser, nur mittelmäßig begabt, aber pflichttreu, fleißig, gerade und, wo nicht fremder Einfluß ihn, den Scheuen und der eigenen Einsicht Mißtrauenden bestimmte, auch gerecht und von gesundem Urteil, hatte sein Volk, wie ein Vater seine Familie, wohlmeinend, für sich selbst anspruchslos, in wirtschaftlichen Dingen einsichtig regiert und seinen Staat aus schwerster Not und Gefahr glücklich wieder zu Ansehen und Wohlstand emporgeführt: Friedrich Wilhelm IV war nach mehr als einer Seite hin reich begabt, ja genial zu nennen und was ein rechtschaffenes Familienleben, treffliche Lehrer, eine Umgebung von vielen ernsten, charaktervollen und bedeutenden Männern tun kann, um einen Mann zu bilden, war ihm zuteil geworden. Auch hatte er in Wahrheit ein sehr reiches Wissen sich angeeignet und sich daraus mit Geist ein System von Ideen und Idealen gezogen, das auf sein eigenes und anderer Leben stets anregend wirkte. Dabei aber fehlte ihm die Fähigkeit, aus dem verwirrenden Vielerlei des ihn umgebenden Lebens zu den einfachen Gedanken und Empfindungen

Friedrich Wilhelm IV, König von Preußen
Gemälde von Franz Krüger

Generalfeldmarschall von Wrangel
Handzeichnung nach der Natur

Minister General von Radowitz
Lithographie von Hasselhorst

zu gelangen, die alles Leben, auch das des Staates und des Staatsmannes wie des Königs, beherrschen und bestimmen: streng religiös erzogen und mehr als bloß oberflächlich theologisch gebildet und verbildet wie er war, neigte er dazu, an eine besondere göttliche Erleuchtung der Könige zu glauben, die sich in schwierigen Fragen geltend mache, wo der Untertanenverstand nicht hinreiche oder versage. Er ward freudig und mit großen Hoffnungen begrüßt, die er nicht rechtfertigen sollte. Ein Verdienst aber gebührt ihm neben den vielen, die sich ein für das Gute so empfänglicher und mit so reichen Mitteln ausgestatteter Herrscher im einzelnen erwerben kann, daß er durch seine ungewöhnlich anregende und insofern bedeutende Persönlichkeit auch das Leben der Nation mannigfach angeregt und in rasche und vielseitige Bewegung gebracht hat.

Die Irrungen mit der katholischen Kirche legte Friedrich Wilhelm IV bei, indem er alsbald den Weg der Nachgiebigkeit einschlug, und er stellte sich auch weiterhin mit dieser Macht gut, der er eine Art von poetisch-romantischer Vorliebe entgegenbrachte. Er war mit einer katholischen Prinzessin aus dem bayerischen Hause vermählt, die späterhin zu seinem Glauben übertrat. Die kriegerischen Wolken, die im Jahre 1840 aufgestiegen waren, verzogen sich wieder. Die orientalische Frage hatte nach dem Tode des Sultans Mahmud im Jahre 1839 durch die Erhebung Mehemed Alis wiederum eine ernstere Gestalt angenommen: Frankreich begünstigte diesen, während die vier übrigen Mächte den Status quo, den Sultan Abdul Medjid, einen sechzehnjährigen Knaben, aufrecht hielten und den Satrapen von Ägypten in seine Schranken wiesen. In Frankreich trat man dieser neuen Quadrupelallianz nicht bei, sondern machte eine Zeitlang sogar Miene, die Pläne Mehemed Alis durch eine kriegerische Aktion zu unterstützen: der Minister, der den kriegerischen Lärm erregte und ihn benützte, um das große Unternehmen, das Frankreich unüberwindlich machen sollte, die Befestigung von Paris, durchzusetzen, Adolphe Thiers, war derselbe, der in seinem großen Geschichtswerk über die Republik und das Kaiserreich die Lehre von den „natürlichen Grenzen Frankreichs“ — Pyrenäen, Alpen,

Ozean und Rhein — gleichsam dogmatisch als das Programm oder den leitenden Gedanken der französischen Politik aussprach. Allein sein König dachte anders; Ludwig Philipp dachte nicht daran, sich zugunsten des genialen ägyptischen Abenteurers von dem europäischen Konzert zu trennen, und entließ den kriegseifrigen Minister, der dazu beigetragen hatte, auch in Deutschland ein lebhafteres Aufwallen des Nationalgefühls hervorzurufen: es war die Zeit, in der der stärker erwachte Einheitsdrang seinen Ausdruck in dem rasch sich verbreitenden Lied eines schlichten Kölner Patrioten, Nikolaus Becker, — „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein" — und der hier ausgesprochene nationale Gedanke in einer ganz Deutschland erfüllenden, lauten und lärmenden, aber echten Begeisterung einen nachhaltigen Widerhall fand. Diese Stimmung der Nation war dem neuen Herrscher Preußens günstig und nie schien der Moment für eine große Periode friedlichen und raschen Fortschreitens auf dem diesem Staate von seiner Geschichte vorgezeichneten Wege verheißungsvoller als der damalige, wo auf allen Gebieten die in langem Frieden erstarkten Kräfte der Nation sich regten.

Was man aber von dem König vor allem erwartete und hoffte, war, daß er endlich das Versprechen einlöse, dessen Verwirklichung unter seinem Vorgänger ungebührlich und wider alle Vernunft verzögert worden war — daß er Preußen die Repräsentativverfassung gebe, die die kleinen Staaten Deutschlands längst besaßen und über die in diesem größten nunmehr bald vierzig Jahre lang genug geschrieben, beraten, gesprochen worden war. In der Tat war es ein Widersinn, eine Regierung ohne Mitwirkung einer Vertretung des Volkes in einem Staate aufrecht halten zu wollen, den man doch, und zwar mit Recht, als ein Staatswesen der Intelligenz zu bezeichnen sich nicht übel nahm. Allein der König wies schon auf dem Huldigungslandtage der preußischen Stände in Königsberg am 5. September 1840, wo er seine Gabe glänzender oder schillernder Rede zu entfalten Gelegenheit nahm, den Gedanken von sich und setzte ihm seine unklaren und unstaatsmännischen Ideen von historischer Entwicklung und ständischer Gliederung entgegen. Er ging

nun in seinem Sinne vor und berief 1842 die Ausschüsse der sämtlichen Provinziallandtage nach Berlin, während die große Frage aufs neue und diesmal in lebhafterer Sprache in Flugschriften erörtert wurde, unter denen die des Oberpräsidenten von Schön und die „Vier Fragen eines Ostpreußen" von einem Königsberger Arzt Johann Jacoby das meiste Aufsehen machten. Den Ausschüssen sagte Friedrich Wilhelm bei ihrer Verabschiedung, daß sie unabhängige Ratgeber, keine Repräsentanten seien; wiederum verstrichen einige Jahre, in denen die Zeichen von allen Seiten sich mehrten, daß eine neue Zeit nach neuen Formen suchte und verlangte. Die Entwicklung der Verkehrsverhältnisse durch die Eisenbahnen, die Entfaltung des deutschen Zollvereins und die neuen großen Fragen und die Aussichten, die sich damit eröffneten, die Wanderversammlungen der großen wissenschaftlichen und sonstigen Vereine und Verbindungen, die allgemeine Gewerbeausstellung in Berlin vom Jahre 1844, die ebenfalls in Berlin tagende evangelische Kirchenkonferenz 1846 — alle diese Vorgänge und Entwicklungen lenkten die Gedanken aus den engen Grenzen der nächsten Interessen ihres Landes oder Ländchens auf den größeren Zusammenhang des Gesamtlebens der Nation: und eine in dieser Stärke neue Erscheinung, die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten von Amerika, welche jetzt alljährlich Tausende nach einem Lande der Freiheit führte, wo man nichts von Pässen und sonstigen Polizeischikanen wußte, verpflanzte durch die Briefe, die von dort zurückkamen, die Freiheitsideen auch in die tieferen und breiteren Schichten des Volkes. Von besonderer Bedeutung aber war, daß jetzt auch die Gegensätze auf religiösem Gebiet, was freilich von vornherein im Wesen des Protestantismus begründet ist, weitere Kreise ergriffen und zu volkstümlichen Gestaltungen führten. Friedrich Wilhelm selbst nahm in der großen Kontroverse, die durch die Hegelsche Philosophie und das Buch von David Strauß entfacht war, sehr entschieden Partei. Er war religiös erzogen, theologisch angeregt, „positiv" gerichtet, wie man jetzt wohl sich ausdrückt; der Hegelschen Philosophie abgeneigt, hatte er den Kultusminister Altenstein entlassen und einen wackeren

und auf dem Gebiet der wirtschaftlichen Fragen und des Zollvereins hochverdienten Mann, Eichhorn, in die Stelle gerufen, für die dieser keine glückliche Hand bewies: er hatte auch für das Leben und die Organisation der evangelischen Kirche allerlei Ideen, die aber nicht zu klaren Plänen wurden. Zu dem unklar gedachten Zweck, „die Kirche sich aus sich selbst erbauen zu lassen", berief er, nach Abhaltung von Provinzialsynoden, im Jahre 1846 jene Generalsynode nach Berlin, geistliche und weltliche Notabeln, bei der aber außer anregenden und erbaulichen Reden und Gesprächen nicht viel und nichts Dauerndes herauskam. Der tiefe Gegensatz zwischen der rationalistischen und der supranaturalistischen Auffassung des Christentums griff tiefer und weiter: in Zeitschriften, den Hallischen Jahrbüchern einerseits, der evangelischen Kirchenzeitung andererseits, sammelten sich die Gelehrten und in der letzteren trieb der Berliner Professor Hengstenberg den Zelotismus des Buchstabenglaubens bis zur äußersten Spitze. Gegenüber dieser mit mehr Geräusch und blindem Eifer als je auftretenden, scheinbar von oben begünstigten Richtung bildete sich die Partei der Lichtfreunde und ein sächsischer Landpfarrer Uhlich entfaltete seine Gabe der Rede in religiösen Versammlungen freiheitlicher Richtung. Vor einer solchen zu Köthen im Jahre 1844 warf der Pfarrer Wislicenus die entscheidende Frage auf, „ob die Schrift oder der Geist die Norm unseres Glaubens sei?": die Bewegung, welche, vom kirchlichen Verbande losgesagt, ein vernünftiges Christentum ohne Wunder und ohne Abhängigkeit von der heiligen Schrift forderte, wurde durch öffentliche Versammlungen weitergeleitet und rief eine Anzahl von freien Gemeinden hervor, verlor sich aber schließlich, da die preußische Regierung keine Zwangsmaßregeln anwandte und am 30. März 1847 ein Toleranzedikt im Geiste Friedrichs des Großen erließ: hier wurde der Grundsatz ausgesprochen, daß das religiöse Bekenntnis keinen Einfluß auf die bürgerlichen Rechte habe. Nach kurzer Zeit ging die Bewegung auf protestantischem Boden, wo eine neue Kirchenbildung auch nicht nötig war, in die allgemeine politische Oppositionsbewegung über: und dasselbe war der Fall

mit der gleichzeitigen sogenannten deutsch-katholischen Bewegung, die hervorgerufen wurde durch eine jener sensationellen Kundgebungen und Schaustellungen, wie die römische Kirche sie zuweilen und auch in unseren Tagen zur Belebung des Glaubens für nötig hält und der wundersüchtigen Menge darbietet.

Es war dies die Ausstellung einer berühmten Reliquie, des ungenähten Rockes Christi im Dom zu Trier, und sie zog ungezählte Pilgerscharen dahin, auf die der Nachweis der Unechtheit keine Wirkung übte. Ein schlesischer Priester, Johannes Ronge, faßte den Mut und schrieb gegen „das Götzenfest“ und seinen Veranstalter, den Bischof Arnoldi: seine Reise durch Deutschland gestaltete sich zu einem Triumphzug. Diese deutsch-katholische Bewegung, von keiner bedeutenden Persönlichkeit getragen, verlief zwar auf dem unfruchtbaren Boden bald wieder, verstärkte aber doch auch die allgemeine oppositionelle Stimmung und Gärung, der sie ein neues Element beigesellte. An vielen Orten machte sich als Unterströmung eine revolutionäre Stimmung bemerklich, die in einzelnen Symptomen wie dem Leipziger Aufstand vom Jahre 1845 zutage trat. Er begann mit einem sehr unberechtigten Angriff auf den hochgebildeten Prinzen Johann, den man fälschlich jesuitischer Tendenzen beschuldigte, und gab während acht Tagen die Stadt der Herrschaft eines Volkstribunen von großer Beredsamkeit und übrigens ehrenhaftem Charakter, Robert Blum, anheim.

Im Anfang des Jahres 1847 entschloß sich endlich der König von Preußen, wieder einen Schritt vorwärts zu tun. Ein Patent erschien, vom 3. Februar 1847, in welchem die Verfassungsfrage für Preußen in einer sehr eigentümlichen Weise gelöst war. Die Landtage sämtlicher Provinzen wurden als Vereinigter Landtag nach Berlin berufen; im allgemeinen und prinzipiell in zwei gesonderte Versammlungen, eine Herrenkurie und eine Ständekurie, zerfallend, sollten sie bei finanziellen Fragen, z. B. Staatsanleihen, vereinigt und gemeinsam beraten, hatten aber weiter keine Rechte als solche, die eine Versammlung der Art von selbst hat oder sich nimmt: zunächst nur das Recht des Beirats, wo die Regierung für gut fand,

sie zu befragen. Friedrich Wilhelm erfreute sich an dem Glanze der Auffahrt so vieler Fürstlichkeiten, Grafen und Herren und eröffnete am 11. April im königlichen Schloß die Versammlung mit einer Thronrede eigener Art, einer halbstündigen Aus- oder Ansprache, die ebensosehr seine ciceronische Fülle von Worten und feurigen Empfindungen, wie seinen gänzlichen Mangel an staatsmännischer Einsicht und Klarheit bewies. Er sagte dieser glänzenden Vereinigung, welche alles repräsentierte, was der Staat an Kräften der Intelligenz, des Adels und des Reichtums besaß, daß er sie nicht berufen haben würde, wenn er glauben müßte, daß sie ein Gelüst hätte, die Rolle einer sogenannten Volksrepräsentation zu spielen; er sprach von einem Blatt Papier, das sich nicht zwischen unsern Herrgott im Himmel und dieses Land drängen dürfe, um es als eine zweite Vorsehung mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte heilige Treue zu ersetzen. Die Versammlung aber, in welcher die liberalen Männer aus Ostpreußen und vom Rhein das Wort führten, setzte dieser unklaren Phraseologie einen klaren Standpunkt, nämlich die „Gesetze" oder Erklärungen vom 22. Mai 1815 und vom 20. Januar 1820, also einen „Rechtsboden" entgegen, wie der beredteste ihrer Sprecher, der westfälische Freiherr Georg von Vincke, es kühn bezeichnete, während der König und seine Räte das Patent und diese Versammlung als ein freies Geschenk der Krone ansahen, dessen Sinn und Umfang nur von dieser selbst bestimmt werde. Die Adresse, in welcher die Anschauung der Versammlung niedergelegt war, wurde mit vierhundertvierundachtzig gegen hundertsieben Stimmen angenommen. Dieser Demonstration wurde noch ein Nachdruck gegeben durch zwei Beschlüsse, deren demonstrativer Zweck ebenfalls am Tage lag: die Versammlung verwarf mit großer Mehrheit zwei ihr vorgelegte Maßregeln, die, weil finanzieller Natur, ihrer Zustimmung bedurften und deren Notwendigkeit oder Nützlichkeit niemand verkannte, — die Schöpfung von Banken zur Hebung des ländlichen Kredits und eine Anleihe von dreißig Millionen für eine Eisenbahnverbindung mit den östlichen Provinzen —, mit der Begründung, daß die großen finanziellen Operationen nur mit Bewilligung von

Reichsständen gemacht werden dürften, die Rechte von solchen aber dieser Versammlung noch nicht zugestanden und gewährleistet seien. Am 24. Juni wurde die Versammlung ohne greifbares oder positives Ergebnis geschlossen; als die erste parlamentarische Vereinigung großen Stils in Deutschland wurde sie gleichwohl überall als ein epochemachendes Ereignis beachtet und gewürdigt. Der König gab nur wieder ein vages Versprechen weiterer periodischer Zusammenberufung: binnen vier Jahren werde der Landtag jedenfalls wieder berufen werden. Dies war angesichts der Zeichen der Zeit lediglich ein neuer Beweis, wie wenig Friedrich Wilhelm und seine Räte, die allerdings sein Verfahren keineswegs alle billigten, diese Zeichen zu lesen verstanden.

Von allen Seiten erhielt die Unzufriedenheit mit der Gegenwart und das Vorgefühl einer bedeutungsvollen Zukunft, einer bevorstehenden großen Wendung der Dinge, ihre Nahrung. Mit wachsendem Interesse, mit zunehmender Leidenschaft wendeten sich die Gedanken und die Gespräche der Menschen jetzt der Politik zu und auch in der Literatur, der gelehrten wie der dichterischen, und in der Tagespresse trat dies zutage. Der große Meister und Lehrer dessen, was er selbst mit glücklichem Wort als ruhige Bildung bezeichnet hatte, Goethe, war am 2. März 1832 gestorben und jene ruhige Bildung, wenn sie auch von ihm und seinesgleichen ausstrahlend und aus unzähligen Kräften sich nährend in einem großen und hochkultivierten Volke ihre Kraft an vielen tausend einzelnen keinen Augenblick ganz verleugnete, trat doch für den Augenblick zurück vor Dichtungen, in denen sich nur allzu deutlich ein kritisches und polemisches, ja ein entschieden oppositionelles Element bekundete, den Dichtungen Heinrich Heines (1799—1856) und der mit ihm verbundenen literarischen Genossenschaft, die man mit einem aus der politischen und revolutionären Sprache herübergenommenen Ausdruck das junge Deutschland nannte, der Börne, Gutzkow, Laube, Mundt. In den vierziger Jahren machte besonders Ferdinand Freiligrath mit einem Gedicht, in dem er die Leipziger Vorgänge des Oktober 1845 in forcierter Rhetorik mit der Bartholomäusnacht der Hugenottenzeit verglich, und Georg Herwegh mit den Liedern eines Lebendigen (1841):

reißt die Kreuze aus der Erden,
Kreuze müssen Schwerter werden

Aufsehen. Doch machte dieser gleich den übrigen auch durch manches schön und wahr empfundene Gedicht dem Gedächtnis der Nation sich wert. Herwegh wurde sogar in einer nicht erbetenen Audienz von Friedrich Wilhelm IV empfangen, der ihm sagte, daß er eine „gesinnungsvolle Opposition" liebe und mit dem Wunsche schloß, daß Herwegh „einen Tag von Damaskus" erleben möge: „dann werden Sie Großes wirken!" Die Nichtigkeit des Bundestags, die zahlreichen Anekdoten aus dem lächerlichen Leben der kleinstaatlichen Residenzen, die Skandale in München, wo der König unter die Herrschaft einer spanischen Tänzerin geraten war und sein ultramontanes Ministerium Abel entließ, das ihm in etwas ungezogener Weise darüber die Wahrheit sagte, wodurch die Gärung fast bis zu offenem Aufruhr gesteigert wurde; die Brotkrawalle in verschiedenen Städten in dem schweren Teurungsjahr 1847 — das alles hielt eine aufgeregte, besorgte, beklommene Stimmung wach. Man fühlte die nahende Katastrophe und spielte mit dem Gedanken einer demnächstigen Revolution, — „wenn zwei Augen sich schließen", — womit man den Tod Ludwig Philipps meinte, der die Schwelle des Greisenalters überschritten hatte.

Dazu traten Gärungen und Ereignisse im Ausland: zunächst in der Schweiz, wo die Feindschaft zwischen Radikalen und Ultramontanen zu Freischarenzügen und blutiger Reaktion, zur Bildung eines Sonderbundes der katholischen Kantone — Luzern, Freiburg, Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug, Wallis — und zu gewaltsamer Niederwerfung dieses Sonderbundes in einem förmlichen eidgenössischen Krieg und einer übrigens wenig blutigen „Schlacht" bei Gieslikon führte, November 1847. Zu entscheidenderen Schlägen führten die Bewegungen in Polen und in Italien. In Polen hatten die drei Teilungsmächte eben einen neuen polnischen Aufstand zu unterdrücken und dieser weitere Akt in dem großen Trauerspiel schloß mit der Einverleibung des letzten Trümmerstücks aus dem großen Schiffbruch, der Republik Krakau, in Österreich (1846). In Italien waren die Ereignisse schon im Flusse

und hatten eine eigene Wendung genommen. Hier war die Lage der deutschen ähnlich, nur freilich noch weit gespannter: der Gegensatz des Dranges nach Einheit und Freiheit und der durch österreichische Soldaten ausgeübten und aufrechtgehaltenen Tyrannis führte zu immer leidenschaftlicheren Ausbrüchen. Ein einziger Staat und sein König, Piemont und Karl Albert, stellten sich dem österreichischen System entgegen und vertraten, wie Preußen in Deutschland, die Zukunft: aber diese ihre nationale Bedeutung war den Italienern schon weit klarer als damals den Deutschen die nationale Bedeutung Preußens. Eine merkwürdige Wendung aber trat hier ein mit der Papstwahl vom 14. Juni 1846. Als der Gewählte, Pius IX, ein milder und gutherziger Mann, seine Regierung mit einigen liberalen Maßregeln, einer Amnestie und etlichen Reformen begann, machte der italienische Scharfsinn aus ihm einen liberalen Papst und pflanzte mit dem Evviva Pio Nono, das bald von einem Ende Italiens bis zum andern erscholl und auch in Deutschland einen Widerhall fand, das Papsttum selbst mit vielem Geräusch als Panier und Programm der Befreiung Italiens auf: um so wirksamer, als Österreich dieser Wendung mit der größten Schroffheit entgegentrat, im Juni 1847 das päpstliche Ferrara besetzte und Metternich mit ausbündiger Torheit in einer Note vom August des gleichen Jahres deduzierte, daß Italien ein „geographischer Begriff", ein Land souveräner und selbständiger Staaten sei, unter denen er als vornehmsten Österreich bezeichnete. In den österreichischen Provinzen Italiens bestand schon längst ein förmlicher Kriegszustand zwischen der Bevölkerung und dem Militär, die österreichischen Offiziere sahen sich überall wie die Pest gemieden. Die Bewegung aber ging auf der ganzen Halbinsel weiter: und der Anfang des verhängnisvollen Jahres 1848 sah überall, in Neapel, Toskana, Piemont Verfassungsverleihungen, während der Papst, schon nicht mehr freiwillig, von der stürmisch vordringenden Partei auf seiner liberalen Bahn weitergeschleppt wurde.

Dies alles wirkte auf Deutschland. Aber nunmehr trat auch eine Frage, die die deutsche Politik unmittelbar in ernstester Art berührte,

an die Nation heran: eine Frage, welche die ganze Zukunft der Nation in ihrem Schoße trug, die schleswig-holsteinische.

Die beiden Herzogtümer Holstein und Schleswig, seit alten Tagen zusammengehörig, waren insofern in einer verschiedenen Rechtslage, als Holstein, ein Land von hundertsechzig Quadratmeilen und fünfhunderttausend Einwohnern, dem deutschen Bund angehörte, Schleswig ungefähr mit ebensoviel Flächenraum und Einwohnern nicht; jenes war rein deutsch, dieses mit dänischer Bevölkerung gemischt und in seinem nördlichen Drittel ganz dänisch; die Eider bildete die Grenze der beiden Gebiete, die Ständeversammlungen waren in beiden getrennt. Schleswig war mithin ein Zankapfel zwischen dänisch und deutsch und schon seit geraumer Zeit war der Gegensatz zwischen der deutschen Partei, welche überwog, und der dänischen, die Schleswig enger an das übrige Königreich heranziehen wollte, sowie die ungemeine Bedeutung dieses Herzogtums bei seiner geographischen Lage beiden Parteien zum Bewußtsein gekommen. Jetzt aber wurde die Sache brennend, da infolge der Kinderlosigkeit sowohl des regierenden Königs Christian VIII als auch des schon bejahrten Thronfolgers Friedrich die Erbfolgefrage zu naher Entscheidung gestellt war. In Dänemark folgte nach dem hier herrschenden Erbrecht die weibliche Linie des oldenburgischen Hauses, in Holstein die jüngere männliche, die Augustenburger: für Schleswig hing die Entscheidung der Erbfolgefrage davon ab, ob die Verbindung mit Dänemark, für die sich alte Urkunden aufweisen ließen, maßgebend sein sollte oder aber das „up ewig ungedeelt", die Vereinigung mit Holstein, wie der Wunsch der großen Mehrheit der Bevölkerung war. Diesem Zweifel sollte auf Andringen der dänischen Partei ein „Offener Brief" des Königs vom 8. Juli 1846 ein Ende machen, in welchem Christian VIII, indem er sich auf die Untersuchung der Rechtslage durch eine Kommission berief, allen seinen Untertanen, namentlich denen in Holstein erklärte, alle seine Bemühungen auch ferner darauf richten zu wollen, daß die vollständige Anerkennung der dänischen Gesamtmonarchie gesichert werde. Dieser Offene Brief wurde in Holstein mit Recht als eine Herausforderung aufgenommen. Große Volksversammlungen zu

Neumünster, zu Nortorf protestierten und wurden durch Militär gesprengt. Aber die holsteinischen Stände zu Itzehoe legten Berufung an den deutschen Bund ein und schon hatte auch die deutsche Nation den Handschuh aufgenommen. Eine Agitation erhob sich, so allgemein und lebhaft wie man eine ähnliche noch nie in deutschen Landen erlebt hatte. Auf allen Gassen erklang das Lied: „Schleswig-Holstein meerumschlungen" — ein Schleswiger Advokat Chemnitz hatte es 1844 gedichtet —, in unzähligen Adressen, von Universitäten, in Vereinen und Ständeversammlungen, sprach sich die öffentliche Meinung, ohne viel nach den alten Papieren und Pergamenten zu fragen, für die nationale Sache aus: und so allgemein und so stark war die Bewegung, daß selbst der Bundestag in seiner Erklärung vom 17. September 1846 „den patriotischen Gesinnungen, welche sich bei diesem Anlaß in den deutschen Bundesstaaten kundgegeben, bereitwillig seine Anerkennung" zu zollen sich bequemte. Im übrigen fand sich der „hohe Bundestag in der vertrauensvollen Erwartung bestärkt, daß Seine Majestät der König von Dänemark bei endlicher Feststellung der in dem Offenen Brief besprochenen Verhältnisse die Rechte aller und jeder, insbesondere aber die des deutschen Bundes, erbberechtigter Agnaten und der gesetzmäßigen Landesvertretung Holsteins beachten werde," — ein Aktenstück, das allerdings einen andern Ton gab als die Entscheidungen beim Staatsstreich des Königs von Hannover oder ähnlichen Gelegenheiten früherer Tage, aber die wichtigste Seite des Handels, das Schicksal Schleswigs, gänzlich unerwähnt ließ und das für jeden, der solche Aktenstücke zu lesen verstand, die gänzliche Unfähigkeit des Bundestags zur Lösung großer nationaler Probleme bewies.

So kam, unter schweren Sorgen und Fragen für die europäische Staatengesellschaft, das Jahr 1848 heran. Es zählte noch nicht viele Wochen, als plötzlich am 25. und 26. Februar die ungeheure Nachricht das deutsche Land durchflog, daß zu Paris am Tage zuvor, den 24. Februar, der Thron Ludwig Philipps in einer sehr unerwarteten Revolution umgestürzt, er und seine Familie flüchtig geworden und in Frankreich die Republik ausgerufen sei.

18. Die große Krisis des Jahrhunderts, 1848—1852.

Längere Zeit hatte König Ludwig Philipp in Frankreich seinen Weg des juste milieu zwischen den Parteien, den Republikanern, den Legitimisten, und ihren Attentaten, Aufständen und Intrigen mit Glück verfolgt, streng nach dem Buchstaben der Charte regiert und sich seine Ministerien durch die Mehrheit der Deputiertenkammer bezeichnen lassen: auch seine Stellung zu den europäischen Mächten hatte er, einige leichte Trübungen abgerechnet, behauptet und verbessert. Seit Oktober 1840, wo er sich des unruhigen Thiers entledigte, war der Protestant Guizot, ein strenger und starrer Konservativer, aber ein hochgebildeter und geistig hochstehender Mann, der vorwaltende Staatsmann, der, gleichfalls ein Politiker der strengen Legitimität, sich Metternich näherte, mit dem er zuzeiten eine lebhafte Korrespondenz führte. Im Jahre 1842 traf den König und vielleicht Frankreich ein schweres Unglück: der Thronfolger, der Herzog Ferdinand Philipp von Orleans, ein Mann, auf den man große Hoffnungen setzte, wurde bei einer Fahrt aus dem Wagen geschleudert und starb: bei dem Alter des Königs war eine Regentschaft in Aussicht. Um so nötiger wäre es gewesen, dem Königtum eine breitere Basis zu suchen in einem erweiterten Wahlrecht: die Regierung, auf ihre papierene Legalität und den Eigennutz der herrschenden Klasse vertrauend, verhielt sich jedoch schroff ablehnend und so geschah es, daß sich die Opposition in der Kammer und im Lande die Hand reichte. Die Republikaner und die dynastische Linke veranstalteten gemeinsam in demonstrativer Weise eine Reihe von „Reformbanketten" und diese Bewegung nahm, gereizt durch die bei den Wahlen und sonst in skandalösen und verbrecherischen Vorgängen zutage tretende Korruption der Regierungsorgane, mehr

und mehr einen leidenschaftlichen Charakter an. Bei Gelegenheit eines solchen Reformbanketts, das zu Paris stattfinden sollte, kam es am 23. Februar zu bedenklichen Unruhen; der König, scheu gemacht durch die Haltung der Nationalgarde, entließ Guizot und bildete ein Reformministerium: am Abend des 23. schien alles in gutem Gange. Allein ein unglücklicher oder mit Absicht herbeigeführter Zufall vor dem Hotel des gestürzten Ministers, ein Schuß aus der demonstrierenden Menge und alsdann eine unter diese einschlagende Salve des Postens, verwandelte die Szene und am folgenden Morgen, nachdem während der Nacht die Partei der Revolution die Gelegenheit benützt hatte, vollendete sich die Katastrophe. Der kopflose Befehl der neuen Minister, nicht zu feuern, gab dem Aufruhr gewonnen Spiel. Der König dankte ab und flüchtete, die Menge drang in die ratlos beratschlagende Deputiertenkammer ein und rief nun in sehr tumultuarischer Weise eine provisorische Regierung aus, Männer, deren Namen die Republik bedeuteten, die denn auch sich alsbald auf dem Stadthause konstituierte.

Dieses Ereignis, das noch am Morgen des kritischen Tages niemand erwartet hätte und mit dem abermals das, was man das Volk nannte — das Allerlei der Straße von Paris — der französischen Nation das Gesetz diktierte, hatte eine langandauernde, über halb Europa sich erstreckende Erschütterung zur Folge und rief insbesondere für unsere Nation die große und entscheidende Krisis hervor, welche schließlich sie aus einem großen Kulturvolk wieder zu einem Volk auch im politischen Sinne machen sollte.

Die Wirkung, die die Nachricht in Deutschland hervorrief, war in der Tat ungeheuer: in wenigen Tagen war das deutsche Land wie verwandelt. Die liberale Partei, seither in eine mehr oder weniger unfruchtbare Opposition gedrängt, sah sich plötzlich durch eine allgemeine Volksbewegung, wie sie Deutschland noch nie erlebt hatte, zur Herrschaft emporgetragen: schon am 27. und 28. Februar stellten Volksversammlungen zu Mannheim und Karlsruhe die Forderungen auf, welche eine Anzahl der Führer am 10. Oktober 1847 bei einer Versammlung zu Heppenheim an der Bergstraße

als die dringendsten bezeichnet hatte: Preßfreiheit, Schwurgerichte, Volksbewaffnung, Volksvertretung am Bunde: und allenthalben, in Württemberg, Bayern, Sachsen, Hannover, in kleinen und großen Staaten, geschah dasselbe. Man drängte die Regierungen mit Massenpetitionen, für welche man das bezeichnende Wort Sturmpetitionen erfand, und wo die Regierungen sich nicht dem Volkswunsche oder, wie man mit rasch erwachtem politischem Selbstgefühl sagte, dem Volkswillen bequemten, wie in Kassel, in Dresden oder Hannover, bekamen sie eine drohende Sprache zu hören: dahinter stand die Kraft einer in ihren Lebenstiefen erregten Nation und das Schreckbild einer republikanischen Partei, die auch bereits in die Erscheinung trat. Überall wurden im Laufe jenes stürmischen März die Ministerien gewechselt; in Bayern sah sich schon am 20. März König Ludwig I veranlaßt, zugunsten seines Sohnes abzudanken, der als König Maximilian II den Thron bestieg. Die „Märzministerien" beeilten sich allenthalben zuzugestehen, was das Volk begehrte, das jetzt plötzlich aus einem nebelhaften Begriff eine sehr greifbare Macht und Wirklichkeit geworden war. Man faßte diese Zugeständnisse unter dem Namen der „Märzerrungenschaften" zusammen: außer Preßfreiheit und Schwurgerichten befaßte man darunter die politische Gleichstellung der Konfessionen, die Juden inbegriffen, für die nun auch bessere Zeiten begannen, die Verantwortlichkeit der Minister gegenüber den Volksvertretungen, die richterliche Unabhängigkeit, und nicht zuletzt die Aufhebung oder Ablösung aller noch vorhandenen Reste des Feudalwesens, der kirchlichen Zehnten, der bäuerlichen Spann- und Handdienste, der Jagdfronden: erst in jenen Tagen gelangte der Bauernstand endlich in allen Teilen Deutschlands zur vollständigen persönlichen Freiheit. Im weiteren gesellten sich dazu die Forderungen der Gewerbe-, Ansässigmachungs- und Verehelichungsfreiheit, Forderungen, die ebenfalls durch die Gesetzgebung früher oder später in den deutschen Staaten ihre Erfüllung fanden. Der Gedanke, daß die Revolution in Frankreich die gärenden Elemente durch einen Krieg um die Rheingrenze entladen könnte, und die Furcht vor den anarchistischen Elementen im eigenen

Lande rief rasch eine Volksbewaffnung, eine Bürgerwehr ins Leben, zu der sich in der allgemeinen Aufregung und Begeisterung Knaben und Greise drängten. In unzähligen Versammlungen und, was in Deutschland nicht fehlen darf, in den zahllosen Kneipen verbrüderten sich die Bürger, vornehm und gering, und teilten sich ihre Ideen von der Einheit und Freiheit Deutschlands mit, die man bereits in Händen zu haben glaubte: und dies, daß alle Welt sich „militärisch" organisierte, mit der Waffe spielte, diente wesentlich mit dazu, die Aufregung weiter zu leiten, die im allgemeinen, wenigstens in der ersten Zeit, zu keinem Blutvergießen führte.

Auch der Bundestag, auf den der Haß und die Verachtung vor allem sich geworfen hatte, weil er der Hauptschuldige bei allen Sünden der voraufgegangenen Zeit schien, wechselte die Farbe; er nahm schon am 9. März das Schwarz-rot-gold an, die Farben der Burschenschaft, die man ohne viel Prüfung als die deutschen Reichsfarben betrachtete, und forderte am 10. die Regierungen auf, siebzehn Männer des öffentlichen Vertrauens zu nennen, die sich nach Frankfurt begeben sollten, um unverzüglich die Revision der Bundesverfassung vorzubereiten. Doch hatte schon zuvor, 5. März, eine Versammlung von einundfünfzig Mitgliedern deutscher Einzellandtage in Heidelberg ein sogenanntes „Vorparlament", bestehend aus den Abgeordneten sämtlicher deutscher Landtage, nach Frankfurt am Main auf den 31. März berufen, um den Zusammentritt einer deutschen Nationalversammlung vorzubereiten.

Von höchster Wichtigkeit war unter diesen Umständen, was in den beiden deutschen Großstaaten sich begab: auch hier trat der Umschwung schon in den stürmischen Märztagen ein. In Wien wurde in derselben tumultuarischen Weise wie überall die Verheißung einer Konstitution und die Entlassung des Fürsten Metternich durchgesetzt, am 13. Februar; schon folgenden Tags machte sich dieser, da es in der Tat mit der Politik der Erhaltung des Bestehenden zu Ende war, aus dem Staube. Am 15. erschien das Manifest über die Konstitution, die Zurückziehung des Militärs und die Verteilung von Gewehren an die improvisierte Bürgergarde. An dem-

selben Tage traf in Wien eine ungarische Deputation ein und bedrängte den willenlosen Kaiser mit ihren weitgehenden Unabhängigkeitsforderungen: in Italien konnte die längst zu erwartende Revolution in den österreichischen Provinzen jeden Augenblick ausbrechen: üble Tage in der Tat standen der habsburgischen Monarchie bevor und sollten ihre zähe Lebenskraft auf harte Proben stellen. Eine verhängnisvolle Wendung nahmen bei dem unberechenbaren Charakter des Königs die Dinge in Preußen. Hier, namentlich in den rheinischen Städten und in Berlin, rief das Pariser Ereignis dieselben Symptome hervor wie überall: unter deren Eindruck berief am 14. März ein Patent des Königs den vereinigten Landtag auf den 27. April nach Berlin zur Beratung der Um- und Neugestaltung Deutschlands und am 18. März erschien die königliche Proklamation, die das Programm der neuen Zeit und die Notwendigkeit, die Verfassung Deutschlands im Sinn eines Bundesstaates zu revidieren, wiederholte. Die Märzerrungenschaften waren nun da und der Termin zur Einberufung des Landtags wurde auf den 2. April vorgerückt. Allein auch hier entfesselte ein Zufall, zwei Schüsse, die aus dem in dichtgedrängter Stellung vor dem Schlosse aufgestellten Militär abgegeben wurden, ohne jemand zu verwunden, in der versammelten Volksmenge, die jeder Vernunft in jenen Tagen unzugänglich war, eine blinde Erregung und gab den radikalen Elementen, unter denen viele Franzosen und Polen waren, das Spiel in die Hand. Barrikaden wuchsen aus der Erde und ein Straßenkampf begann, der, nachdem der Aufruhr schon halb niedergeschlagen war, infolge der Schwäche des Königs mit dem Rückzug des Militärs aus der Stadt und mit weiteren Demütigungen des Königs endigte, vor dessen Fenstern man die Särge mit den Opfern des 18. vorüberführte. Der jüngere Bruder des Königs, Wilhelm, Prinz von Preußen, den das revolutionäre Gesindel und die gedankenlose Menge haßte, weil er in diesen Tagen und sonst sich als Mann erwiesen, wurde nach England weggeschickt. Ein liberales Märzministerium wurde gebildet, am 21. erschien eine Proklamation, in welcher der König erklärte, daß Preußen fortan in Deutschland

aufgehe: in einem feierlichen Umritt durch die Stadt mit großem Gefolge von Prinzen, Ministern, Generälen und einer schwarz-rot-goldenen Fahne kündigte er diese neue Politik an. Doch dauerten die Unruhen fort und die radikalen Elemente hemmten weiterhin die Energie der Regierung: der König war durch die Vorgänge des 18. März in ganz Deutschland unpopulär und für die große Aufgabe Preußens anscheinend unbrauchbar geworden.

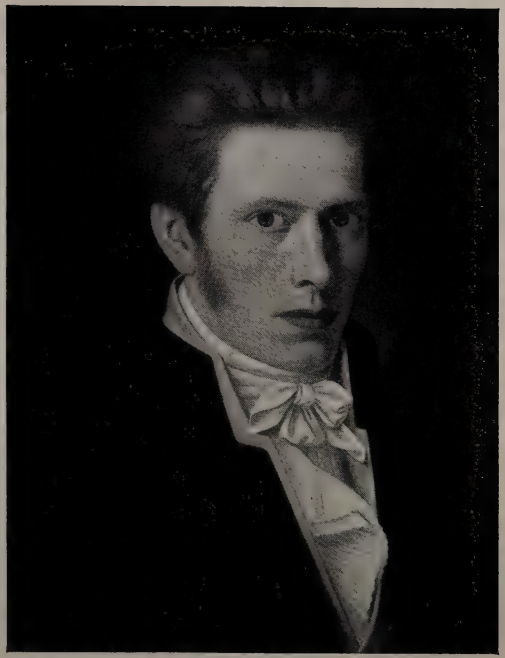
Noch behauptete sich im allgemeinen die konstitutionelle Partei in Deutschland und in Preußen: die republikanische regte sich zwar ungestüm genug, blieb aber bei der Notabelnversammlung, dem sogenannten Vorparlament, in der Minderheit. Ohne von einer legalen Gewalt berufen zu sein, fand sich dieses, etwa fünfhundert Männer aus allen Teilen Deutschlands, am 31. März in Frankfurt zusammen; die Versammlung bestellte einen Ausschuß von fünfzig, der dem Bundestag zur Kontrolle an die Seite treten sollte. Wie sehr diese Körperschaft sich verwandelt hatte, beweist, daß durch sie die auf dem Boden der Volkssouveränität erwachsenen Beschlüsse des Vorparlaments hinsichtlich der Berufung einer deutschen Nationalversammlung, die über die künftige Verfassung Deutschlands zu beschließen habe, ohne weiteres genehmigt und an die deutschen Regierungen weitergeleitet wurden, die sich nicht minder beeilten, sie in Vollzug zu setzen. Sofort wurden in allen deutschen Staaten die Wahlen zu einer deutschen Nationalversammlung auf Grund des allgemeinen Stimmrechts ausgeschrieben, die in der Weise erfolgen sollten, daß auf fünfzigtausend Seelen je ein Abgeordneter gewählt wurde. Auch den preußischen Provinzen Ost- und Westpreußen und den deutschen Teilen der Provinz Posen sowie dem Herzogtum Schleswig wurde das Wahlrecht zugestanden. Im Vorparlament mit ihren Vorschlägen abgewiesen, die auf die Erklärung der Republik hinausliefen, und denen auch der Wahlmodus für das deutsche Parlament noch nicht liberal genug war, erregten die Republikaner unter Führung eines populären Abgeordneten, des Badeners Friedrich Hecker, an dessen Namen sich die Gunst der gedankenlosen Menge heftete, und dem von Paris, geführt von dem Dichter Herwegh,

Zuzug an revolutionskundiger Mannschaft und großen Worten kam, in Baden, wo der Boden am besten vorbereitet war, einen Aufstand, mit dem jedoch die aufgebotenen hessischen, bayerischen und württembergischen Truppen Ende April unschwer fertig wurden.

Mittlerweile waren die Wahlen zu der vom Bundestag beschlossenen Nationalversammlung, einem ersten deutschen Parlament, vollzogen worden. Diese Versammlung, so hoffte man noch im Feuer der ersten Begeisterung, werde die große Frage lösen und ein einiges Deutschland mit mächtiger Exekutivgewalt und zugleich „auf breitester demokratischer Basis" schaffen und ein großer Moment im Leben unserer Nation war es in der Tat, als die Versammlung am 18. Mai in der Paulskirche zu Frankfurt am Main zusammentrat. Zum ersten Male wieder, nach Jahrhunderten, lebte ein wirkliches Gefühl der Einheit, ein vollkräftiges Nationalgefühl auf, vor dem für einen Augenblick die Gegensätze der Stämme, der Konfessionen, der politischen Anschauungen oder Träume verschwanden. Noch hatten sich die Parteien nicht klar geschieden, die Mehrheit aber war monarchisch gesinnt und mit 305 von 397 Stimmen wurde der hessische Abgeordnete Heinrich von Gagern zum Präsidenten gewählt, ein erprobter und allgemein geehrter Kämpfer für gesetzliche Freiheit. Auch war es in der Tat eine Versammlung, auf die Deutschland stolz sein konnte, in der ein ungewöhnliches Maß von Bildung und Geist, von Patriotismus und Beredsamkeit vereinigt war. Auffallend stark war der Gelehrtenstand vertreten: von den führenden Namen der Wissenschaft fehlte kaum einer. Ein außerordentlich starkes Kontingent von Abgeordneten stellte das Beamtentum, während die erwerbenden Stände, Handel, Industrie und Landwirtschaft, nur schwach vertreten waren. Die ungeheuren Schwierigkeiten, die in der Aufgabe lagen, für eine seit Jahrhunderten zerrüttete und zersplitterte Nation die rechte Form der Einigung zu finden und einen Staat aus ihr zu schaffen, waren wohl nur wenigen Gliedern der Versammlung fürs erste ganz klar. Sie sollten sich aber bald geltend machen. Ohne sich mit den Regierungen ins Einvernehmen zu setzen und ohne, wie ein einsichtiger Ab-

Heinrich von Gagern
Lithographie von Hasselhorst

Friedrich Christoph Dahlmann
Lithographie von Ph. Winterwerb



Karl Theodor Welcker
Gleichzeitiges Gemälde

Ludwig Uhland
Gemälde von G. W. Morff

geordneter, der Badener Karl Mathy, riet, auch nur eine regelmäßige Geschäftsverbindung mit dem Bundestag zu suchen, bestellte die Nationalversammlung mit „kühnem Griff" kraft eigener Souveränität eine Exekutive, eine „Zentralgewalt", einen „Reichsverweser". Die Wahl fiel mit großer Mehrheit auf einen populären Fürsten, den Erzherzog Johann von Österreich, der dann, mit allgemeinem Jubel begrüßt, ein Reichsministerium bildete, dessen klügster Mann ein Österreicher, der Ritter Anton von Schmerling, war. Der Bundestag verschwand nun vollends von der Bildfläche; am 13. Juli hielt er seine letzte Sitzung und räumte dem Reichsverweser und Reichsministerium seinen Platz. Man empfand aber doch in der Versammlung das Bedürfnis, das improvisierte Reich noch auf festere Grundlagen als die Begeisterung des Augenblicks und die Popularität eines sechsundsechzigjährigen, persönlich nicht bedeutenden Fürsten zu stellen. Es wurde deshalb eine feierliche Huldigung sämtlicher deutscher Truppen für die neue Zentralgewalt angeordnet. Es gelang auch, einige Widerspenstige, wie den König von Hannover, zu zwingen, daß er sich der öffentlichen Meinung und Stimmung, die der Versammlung noch zur Seite stand, unterwerfe: aber in Österreich wurde die Anordnung gar nicht beachtet und Preußen wich mit höflichen Worten aus: den Truppen sei das Verhältnis zur Zentralgewalt bereits kundgegeben worden. Noch schäumte die Begeisterung bei dem Domfest zu Köln am 14. August, wo der König von Preußen und der Reichsverweser sowie eine Abordnung des Parlaments und sein Präsident zusammentrafen: bei dem Festmahl war es nicht schwierig, über die in der Tiefe verborgenen Gegensätze mit glatten Worten und nichtssagenden Trinksprüchen von freien Fürsten und freien Völkern hinwegzutäuschen.

Wenige Wochen später aber trat eine Frage an die Versammlung heran, die nicht mit guten Worten zu lösen war. Dies war die Wendung, welche die schleswig-holsteinische Sache genommen hatte. Sie war, seitdem die Nachrichten aus Frankreich gekommen waren, auf Krieg gestellt. Von dem bejahrten und kinderlosen König Friedrich VII, der als der letzte seines Hauses eben in jenen Tagen

als Nachfolger Christians VIII den dänischen Thron bestiegen hatte, verlangte eine Versammlung der Stände Schleswigs und Holsteins eine gemeinsame Verfassung für die beiden Herzogtümer und den Eintritt Schleswigs in den deutschen Bund: gegenüber der ablehnenden Haltung des eiderdänischen Ministeriums und des dänischen Volkes bildete sich in den Herzogtümern eine provisorische Regierung und eine Proklamation des Herzogs Friedrich von Augustenburg vom 27. März eröffnete den Krieg. Er begann mit einer Niederlage der zusammengerafften schleswig-holsteinischen Streitmacht bei Bau: unterdessen aber erfolgte in jenen stürmischen Tagen, in ziemlich formloser Weise, die Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund und Preußen erhielt vom Bundestag das Mandat, den Krieg auszufechten, an dem teilzunehmen schon zahlreiche Freiwillige aus ganz Deutschland zugezogen waren. Unter General Wrangel rückten die Preußen über die Grenze und die preußische Garde eroberte am 23. April die berühmten Schanzen des Dannewirks. Am folgenden Tage siegten die Hannoveraner bei Översee, und am 2. Mai überschritt Wrangel bei Kolding die jütische Grenze. Allein der Kampf war ungleich und treffend nannte ihn Friedrich Wilhelm IV den Kampf der Dogge mit dem Fisch, da Deutschland in den Jahren des Bundestages es noch zu keiner Kriegsflotte gebracht hatte und somit sein Handel und seine Küsten schutzlos der dänischen Seemacht preisgegeben waren. Die Drohung Wrangels, daß er für jedes gekaperte deutsche Schiff ein jütisches Dorf niederbrennen werde, blieb bei der drohenden Haltung der Großmächte und namentlich Rußlands ein leeres Wort. Dies zwang die preußische Regierung, Wrangel den Befehl zum Rückzug aus Jütland zu senden, 25. Mai, und die Begeisterung, die sich aufs neue in Süddeutschland belebte, als auf Befehl des Reichsverwesers sechsunddreißigtausend Mann „Reichs-“ oder Bundestruppen aufgeboten wurden und unter den Klängen des Schleswig-Holsteinliedes nach der Nordmark zogen, änderte an der aussichtslosen Lage nichts. Vielmehr sah sich Preußen zu einem Waffenstillstande genötigt — er wurde zu Malmö auf schwedischem Boden

am 26. August geschlossen und bestimmte die Räumung Schleswigs von Truppen und die Einsetzung einer interimistischen Regierung, zwei Dänen für Schleswig, zwei Preußen für Holstein, sowie die Aufhebung aller seit dem 17. März erlassenen Verfügungen, — schien mithin die Rechte der Herzogtümer preiszugeben. Die empörte Stimmung der Nation sah nicht die Notwendigkeit, sondern nur die Schmach dieses Waffenstillstands, in dem ein Volk von vierzig Millionen vor dem kleinen Inselvolk zurückwich: am 6. September lehnte die Nationalversammlung zu Frankfurt die Genehmigung des Waffenstillstands mit geringer Mehrheit ab. Das Reichsministerium trat ab: und einer der hervorragendsten Verfechter des Rechtes der Herzogtümer, Professor Dahlmann, erhielt den Auftrag, ein neues zu bilden. Er konnte keines zustande bringen: und diese Unmöglichkeit, welche nur der Ausdruck der Undurchführbarkeit jenes Beschlusses war, bewirkte, daß am 16. das Blatt sich wandte und der Waffenstillstand nun doch genehmigt wurde.

Dieser Vorgang war für das Parlament und für die ganze Bewegung verhängnisvoll. Die radikale Partei — die „Linke", wie man nach französischem Muster sagte — der sonst die Ehre Deutschlands nicht die Hauptsache war, ersah die gute Gelegenheit und erging sich in wilden und aufreizenden Reden: sie taten ihre Wirkung in dem Aufstand vom 18. September, bei dem zwei preußische Abgeordnete der rechten Seite, Fürst Lichnowsky und Rudolf von Auerswald vor dem Friedberger Tor, als sie den heranziehenden preußischen Truppen entgegenritten, einer Rotte des aufständischen Pöbels in die Hände fielen und von dieser umgebracht wurden. Andere revolutionäre Zuckungen folgten in Sigmaringen und in Württemberg, in Baden aber brach unter Führung der „Bürger" Gustav Struve und Karl Blind der zweite der badischen Aufstände aus; es blieb aber auch hier bei einem Freischarenzug, der denn auch schon am 24. September sich wie ein ordinärer Volksauflauf wieder auflöste. Und in der Beurteilung dieser Aufstände, darüber daß es gelte, Deutschland vor einer Jakobinerherrschaft zu bewahren, waren die Einzelregierungen und das Parlament einig:

die Niederwerfung jenes Aufruhrs kam dem Ansehen der Nationalversammlung wieder zustatten, in der die gemäßigten Elemente weit überwogen und auch über die größeren Talente verfügten. Indem die Nationalversammlung der Beratung und Feststellung einer magna charta libertatum, der „Grundrechte des deutschen Volkes", welche einen Bestandteil der künftigen Reichsverfassung bilden sollten, sich widmete, verfolgte sie keine ungeschickte Taktik. Das größere Interesse nahmen nun die Verhandlungen in den Einzelstaaten in Anspruch, wo die Stände oder eigens berufene konstituierende Versammlungen neben dem Parlament in Frankfurt beschäftigt waren, die Einheit und Freiheit Deutschlands und daneben die eigene Landesverfassung neureguliert unter Dach zu bringen. Das meiste kam nun darauf an, wie die Verhältnisse in den beiden Großstaaten, Österreich und Preußen, wo in Berlin und Wien gleichfalls solche Versammlungen tagten, sowie die europäische Gesamtlage sich gestalten und welche Wendung sie weiterhin nehmen würden.

Österreich machte in diesen Monaten eine Krisis auf Leben und Tod durch. Die Aufgabe, die der habsburgischen Monarchie durch ihre Geschichte auferlegt, mit der sie gleichsam erblich belastet war, läßt sich dahin bestimmen, daß sie eine Weltstellung nach drei Seiten oder daß sie drei Weltstellungen zu wahren hatte: die deutsche, die italienische und die Donaustellung. Jedes dieser Gebiete bot in jener gärenden Zeit ungeheure Schwierigkeiten und Gefahren. Der zunehmenden Anarchie in Wien entzog sich der Kaiser im Mai durch eine fluchtartige Reise nach Innsbruck; der „konstituierende Reichstag", den er hatte zugestehen müssen, konnte am 22. Juli von Erzherzog Johann eröffnet werden, der mittlerweile zum deutschen Reichsverweser gewählt war und der den für eine solche wie für jede große politische Aktion gänzlich unfähigen Kaiser vertrat: im August kehrte dieser nach Wien zurück. In Italien hatte das Heer unter Radetzkys Führung die Sache Österreichs gegen die aufgestandenen Provinzen und den Führer im nationalen Kampf, König Karl Albert von Piemont, mit Glück

und Ruhm geführt und Radetzky war nach einem Siege bei Custoza, 25. Juli, wieder in Mailand eingezogen; ein Waffenstillstand, der den status quo ante bellum herstellte, gewährte auf dieser Seite vorläufig die erwünschte Ruhe. Aber ein anderer Gegensatz führte jetzt eine eigenartige Konstellation herbei. Da nun einmal die Nationalitätsidee, das Erwachen der Völker, und die damit zusammenhängenden Bestrebungen und großen Worte an der Tagesordnung waren, so rührten sich auch die slavischen Elemente, die Tschechen in Böhmen und die Kroaten in Ungarn; jene erregten in Prag einen Aufstand, 12. Juni, der blutig niedergeschlagen, aber auffallenderweise nicht streng geahndet wurde: man konnte die Slaven gegen die immer maßloseren Ansprüche der Ungarn verwenden. Das Organ der letzteren war der seit dem 5. Juli in Preßburg versammelte ungarische Reichstag und der bedeutendste Mann in diesem war Ludwig Kossuth, ein großer Redner und ein Politiker von rücksichtsloser Kühnheit und Energie. Hier war man bereits bei der Forderung angelangt, die Regierung solle die ungarischen Regimenter, die bei dem Heere in Italien standen, in die Heimat zurückrufen. Allein auch die andere Partei, die man die Militärpartei nennen konnte und die fast allein noch das österreichische Gesamtinteresse vertrat, — in ihren Händen befand sich der Kaiser — hatte ihre Werkzeuge: der Banus von Kroatien, Jellachich, weigerte sich, mit dem ungarischen Ministerium zu verhandeln und erhob die kaiserliche Fahne. Von dem noch in Innsbruck weilenden Kaiser anfangs verleugnet, begann er gleichwohl im Namen Österreichs Krieg: eine ungarische Deputation in Wien, welche ungestüm im Auftrag des Reichstags die Heimberufung der ungarischen Regimenter forderte, wurde abgewiesen, der Kommissar, den dann die Kaiserliche Regierung nach Ungarn schickte, Graf Lamberg, aber am 28. September auf der Brücke, welche die Städte Pest und Ofen verbindet, vom Pöbel ermordet. Diese Haltung der Ungarn wurde durch einen Aufstand, der am 6. Oktober in Wien ausbrach, und durch eine ähnliche demokratische Heldentat, die Ermordung des Kriegsministers Latour, unterstützt. Der Kaiser flüchtete am 7. Ok-

tober zum zweitenmal vor der Anarchie aus Wien, diesmal nach Olmütz, und die Sache war jetzt ganz auf Krieg gestellt. In Wien regierte das „Volk", Studenten und Arbeiter: die Revolution hatte hier ihr Hauptquartier aufgeschlagen und das Kommando führte ein ehemaliger Oberleutnant Messenhauser und einer der polnischen Offiziere aus früheren Tagen, deren gern geleistete Dienste jetzt in dem demokratischen Lager gesucht waren, General Bem. Hier in Wien wurde in den letzten Tagen des Oktober um das Schicksal der österreichischen Monarchie gewürfelt. Während der zum Oberbefehlshaber ernannte Fürst Windischgrätz von Prag gegen die aufrührerische Hauptstadt heranzog, näherte sich ihr von der anderen Seite der Banus und gewann Fühlung mit den Truppen des Fürsten. Eine Vermittlung, die von Frankfurt aus versucht wurde, die Abordnung von zwei Deputierten des Parlaments ins Hauptquartier des Fürsten Windischgrätz, richtete nichts aus; man hatte Mühe, dem beschränkten Mann begreiflich zu machen, daß sie keine Demokraten seien. Noch einmal leuchtete eine Hoffnung auf; am 30. wurde vom Stephansturm das Eintreffen eines ungarischen Hilfsheeres signalisiert: allein bei Schwechat wurde dieses von den Truppen des Banus zurückgeworfen und nun zog Windischgrätz, nachdem viel Blut in nutzlosen Kämpfen geflossen war, am 31. Oktober in Wien ein und die Rache- und Strafgerichte konnten beginnen. Die Erschießungen feierten nicht und diesem Schicksal verfiel auch einer von den beiden deutschen Abgeordneten, welche die Linke des deutschen Parlaments nach Wien abgesandt hatte, um den Aufständischen ihre Sympathie und ihre Bewunderung ausdrücken zu lassen, Robert Blum, der am Kampf sich beteiligt und dann, als er in den Händen der Gewalt war, die Naivetät hatte, sich auf seine Unverletzlichkeit als Parlamentsmitglied zu berufen: er wurde am 9. November erschossen. Der andere der beiden, Julius Fröbel, verdankte seine Rettung einer Broschüre, in der er den österreichischen Einheitsstaat befürwortet hatte. Denn die Herstellung eines österreichischen Einheitsstaates, einer Gesamtmonarchie über all dem bunten Allerlei, aus dem dieser Staat zusammengesetzt war, bildete

jetzt die Losung bei dem ferneren Kampfe, zu dem man zunächst gegen Ungarn sich anschicken mußte. Die Revolution in den deutschen Provinzen und auf slavischem Gebiet lag am Boden und ein neues Ministerium, wieder eine wirkliche Regierung, ward gebildet, an deren Spitze ein kühner Spieler trat, der Fürst Felix Schwarzenberg, der in der noch immer sehr verwickelten Lage ohne viel Rücksicht auf Treu und Glauben vorging. Der Reichstag war noch immer beisammen, aber er war in dieser letzten Zeit hinter den revolutionären Gewalten ganz zurückgetreten: er wurde nun nach dem mährischen Städtchen Kremsier entboten und erhielt hier am 2. Dezember durch Schwarzenberg die Mitteilung von einem Ereignis, das sich soeben in Olmütz vollzogen hatte, und mit dem der erste Akt der Tragödie vom Jahre 1848 in Österreich schloß. Der Kaiser Ferdinand und dessen Bruder, der nächstberechtigte Thronerbe, hatten dem Throne entsagt zugunsten des Sohnes dieses letzteren, des achtzehnjährigen Franz Joseph I, der damit seine lange, ereignisvolle, auch für die deutsche Geschichte hochbedeutsame Regierung antrat. Einige Tage zuvor, 27. November, hatte der Minister in einem dem Reichstag vorgelegten Programm als Ziel seiner Politik die Vereinigung der habsburgischen Länder — einschließlich Ungarns, Galiziens, der Lombardei und Venezians — zu einem konstitutionellen Einheitsstaat bezeichnet und die endgültige Stellungnahme zu der im Fluß befindlichen deutschen Entwicklung von dem Abschluß des österreichischen Verfassungswerkes abhängig gemacht.

Die Niederwerfung der Revolution in Wien wirkte unmittelbar auf Deutschland zurück und förderte die reaktionäre Stimmung, die ohnehin auch durch die Wendung der Dinge am ursprünglichen Herde der Revolution, in Frankreich, begünstigt ward. Hier war nach Verkündung der Republik am 4. Mai 1848 eine Nationalversammlung zusammengetreten, nach allgemeinem Stimmrecht gewählt, aber in ihrer Mehrheit konservativ. In der dreitägigen blutigen Straßenschlacht zu Paris am 24., 25., 26. Juni hatte die Ordnungspartei die revolutionäre zu Boden geworfen und einen Soldaten, General Cavaignac, als Chef der Vollziehungsgewalt an die Spitze gestellt, am 4. No-

vember die Verfassung der Republik vollendet, mit einem Präsidenten an der Spitze: und zu diesem Präsidenten war gegen Erwarten mit fünfeinhalb Millionen Stimmen ein Prinz, der Mann von Straßburg und Boulogne, Louis Napoleon Bonaparte, gewählt worden. Alles dies begünstigte die Sache der Ordnung oder der Reaktion und die Maßlosigkeiten der demokratischen Partei hatten dieselbe Stimmung auch überall in Deutschland hervorgerufen, wo nach dem Charakter der Bevölkerung man der Aufregungen der Volksversammlungen und Krawalle, des geschäftigen Müßiggangs in den Kneipen und politischen Vereinen müde war und der Bürger und Bauer sich nach der Regelmäßigkeit des Erwerbslebens zurücksehnte.

In Preußen wurde diese Entwicklung gefördert durch das starke preußische Staatsgefühl und die Anhänglichkeit an das Königshaus, den dynastischen und monarchischen, sowie auch den soldatischen Geist, der in allen Schichten der bürgerlichen Bevölkerung stark vertreten, sich durch die Angriffe der demokratischen Partei heftig gereizt fühlte. In Berlin hatte der Vereinigte Landtag schon am 2. April die Berufung einer konstituierenden Nationalversammlung beschlossen und dieser, als sie am 22. Mai zusammentrat, das Feld geräumt. Diese Versammlung war von vornherein radikaler als das Frankfurter Parlament; sie schob den Verfassungsentwurf der Regierung beiseite und arbeitete an einem neuen, demokratischer gefärbten, um dessen Gestaltung der Obertribunalsrat Leo Waldeck sich besonders bemühte und auch verdient machte. Dabei dauerte aber das zuchtlose Treiben der aufgeregten Menge fort, die sich am 14. Juni mit dem Sturm auf das Zeughaus und anderen Exzessen gütlich tat, und die Mehrheit der Versammlung sympathisierte im allgemeinen mit dem, was sie als Forderungen des Volks ansah — einem Begriff, mit dem die Demokratie jener und späterer Tage groben und unheilvollen Mißbrauch trieb. Das liberale Märzministerium, in dem Ludolf Camphausen, ein rheinischer Liberaler, die Hauptrolle spielte, erwies sich den Pöbelexzessen gegenüber als zu schwach, ebenso wie die beiden folgenden Ministerien Hansemann (21. Juni) und von Pfuel (21. September). Man begann in der

Umgebung des Königs allmählich nach energischen Männern auszuschauen, die dem wüsten Treiben sich entgegenwerfen könnten, ohne sie freilich noch finden zu können. Die Mehrheit der Versammlung reizte den König und die allmählich erstarkenden konservativen Kräfte durch allerlei demokratische Torheiten, wie im September durch die Annahme eines Antrags des Abgeordneten Stein, welcher die Offiziere verpflichten sollte, allen reaktionären Bestrebungen fern zu bleiben, und den Kriegsminister anwies, den Offizieren, welchen ihre politische Überzeugung das nicht gestatte, das Ausscheiden aus dem Heere zur Ehrenpflicht zu machen: und sie traf Friedrich Wilhelm IV an seiner empfindlichsten Stelle, indem sie bei der Beratung des Verfassungsentwurfs in kindischem Doktrinarismus die Eingangsworte beim königlichen Titel „von Gottes Gnaden" strich. Als am 31. Oktober infolge der Wiener Ereignisse Waldeck den Antrag stellte, das Reichsministerium aufzufordern, zum Schutz der daselbst gefährdeten Volksfreiheit alle dem Staate zu Gebote stehenden Mittel und Kräfte aufzuwenden, umtobte der Pöbel das Ständehaus und bedrohte die Abgeordneten der Rechten, ohne daß die Mehrheit, die sich auf solche Elemente angewiesen glaubte, dafür ein Wort der Mißbilligung fand. Die Gegensätze schärften sich dadurch, daß die Konservativen sich ein Organ gründeten, um das die Partei sich sammelte, die Kreuzzeitung, so genannt, weil sie das Landwehrkreuz „Vorwärts mit Gott für König und Vaterland" an der Spitze des Blattes aufpflanzte. Das Ministerium der Tat, dem die Aufgabe zugewiesen wurde, „energisch mit der Revolution zu brechen", ward endlich gefunden. Am 1. November ernannte der König den Grafen Brandenburg, einen Mann von militärischer Geradheit und loyaler Gesinnung — er war ein Sohn Friedrich Wilhelms II und der Gräfin Dönhoff — zum Chef eines konservativen Ministeriums, dessen bedeutendstes Mitglied der Minister des Innern Otto von Manteuffel war. Die Versammlung, welche wohl merkte, wohin der Schlag zielte, schickte eine Deputation an den König, die aber nichts ausrichtete und ihre Sache durch die plumpe Taktlosigkeit

eines ihrer Mitglieder arg kompromittierte: der Abgeordnete Jacoby rief dem König das beleidigende Wort zu, es sei das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen. Ohne Zaudern ging die Regierung nun vorwärts. An General von Wrangel, der seit dem 15. September zum Oberbefehlshaber in den Marken ernannt worden war, erging der Befehl, mit seinen Truppen nach Berlin zurückzukehren. Eine königliche Order vom 9. sprach die Vertagung der Nationalversammlung und Verlegung ihrer Sitzungen nach der Stadt Brandenburg aus: sie versuchte Widerstand, erließ eine Proklamation an das Volk, machte, als das Schauspielhaus, ihr seitheriges Lokal, militärisch besetzt war, den Versuch, in andern Lokalen die Sitzungen fortzusetzen. Als konstituierende Versammlung glaubte sie unabhängig zu sein von königlichen Befehlen und faßte am 15., bei einer letzten Zusammenkunft, den Beschluß, dem Ministerium Brandenburg die Steuern zu verweigern, — ein Beschluß, der ganz ohne Wirkung war. Am 29. wurden die Sitzungen in Brandenburg von den Mitgliedern der Rechten und denen, die schon vorher auf dem Standpunkt der Vereinbarung der Verfassung mit der Krone gestanden hatten, — einer zahlreichen Minorität — wiedereröffnet. Diese Versammlung war aber nicht mehr lebensfähig und hätte ein Hemmnis gebildet bei der Lösung der wichtigsten aller Fragen, der deutschen Verfassungsfrage, die jetzt in den Vordergrund trat. Am 5. Dezember wurde sie aufgelöst und der König „oktroyierte", das heißt er gab kraft eigenen Rechts dem preußischen Staate eine Verfassung, die übrigens den liberalen Prinzipien entsprach, und berief die Kammern dieser Verfassung auf den 26. Februar des folgenden Jahres nach Berlin.

Die Tagung der preußischen Nationalversammlung neben dem Frankfurter Parlament war ein Mißstand und ein schwerer Fehler gewesen, der aber freilich bei der Gestalt der Dinge in der ersten Zeit kaum zu vermeiden war. Am 8. Oktober war dem Frankfurter Parlament von der hierzu bestellten Siebzehnerkommission endlich der Verfassungsentwurf vorgelegt worden und man brachte nun die Beratung der „deutschen Grundrechte", die einen Bestandteil dieser

Verfassung bilden sollten, rasch zum Abschluß: sie wurden zu Weihnachten im Reichsgesetzblatt verkündigt, warteten aber freilich noch ihrer Anerkennung durch die Regierungen. Die eigentlichen Schwierigkeiten begannen erst, als man an die Beratung der Verfassung selbst kam. Der Entwurf enthielt einen Paragraphen, der besagte, daß kein Teil des Deutschen Reiches mit nichtdeutschem Lande zu einem Staate vereinigt sein dürfe. Mit dieser Bestimmung stand das österreichische Programm vom 27. November, das die „Integrität der gesamten österreichischen Monarchie" proklamierte, schlechthin im Widerspruch und es war klar, daß nach diesem Programm Österreich in das neue deutsche Reich, das durch jene Verfassung konstituiert werden sollte, gar nicht eintreten konnte, daß somit Preußen an dessen Spitze treten mußte. Die ganze Verfassungsfrage, wie sie in der Frankfurter Nationalversammlung zur Beratung stand, spitzte sich also zur Machtfrage zwischen Österreich und Preußen zu, zu einer Machtfrage, die ja schon seit mehr als hundert Jahren bestand, und diese Machtfrage trat jetzt in das Stadium der Entscheidung. Die Lösung, wie sie nach zwei weiteren Jahrzehnten voll Verwirrung durch Bismarck und den Krieg von 1866 gebracht ward, — die Aufrichtung eines weiteren völkerrechtlichen Bündnisses zwischen Österreich und dem in einem Bundesstaat mit Preußen an der Spitze geeinigten Deutschland —, fand ihren Träger in dem Präsidenten des Parlaments Heinrich von Gagern; als der Österreicher Schmerling infolge des Gangs, den die Verfassungsberatung nahm, aus dem Reichsministerium ausschied, trat Gagern an seine Stelle. Von der Ansicht ausgehend, daß Österreich nach der Erklärung vom 27. November in den Bundesstaat nicht eintreten könne, mit ihm also fernerhin nur auf gesandtschaftlichem Wege, wie zwischen unabhängigen Staaten, zu verhandeln sei, ließ er sich von der Nationalversammlung die Ermächtigung geben, solche Verhandlungen, die aber nicht die Verfassung des deutschen Bundesstaats zum Gegenstand haben dürften, einzuleiten. Es ist nicht nötig, über das Hin und Her der Noten und Erklärungen ausführlich zu berichten: es wurde am 28. Dezember

mit einer sehr hochtrabenden Note Schwarzenbergs eröffnet, daß Österreich nicht gesonnen sei, seine Stellung als Bundesmacht aufzugeben, und daß die „gedeihliche Lösung des deutschen Verfassungswerkes nur auf dem Wege der Verständigung mit den deutschen Regierungen, unter welchen die kaiserliche den ersten Platz einnehme, zu erreichen sei". Und schon trat auch sein Gedanke hervor — ein Gedanke von überraschender Dreistigkeit, der jedem, der den deutschen Nationalstaat, das letzte und eigentliche Ziel der Bewegung, wollte, die Augen hätte öffnen können: der Eintritt Österreichs mit allen seinen Ländern, mit Ungarn und Italien und Galizien und Kroatien in den deutschen Bund. In Frankfurt gingen die Beratungen über die Verfassung indes weiter; man kam auf die wichtigste, die Oberhauptsfrage: nach Abweisung verschiedener Vorschläge eines mehrköpfigen Direktoriums oder einer republikanischen Spitze nach dem Grundsatz „wählbar ist jeder Deutsche", wurde am 19. Januar beschlossen, daß die Würde des Reichsoberhaupts einem regierenden deutschen Fürsten zu übertragen sei; am 25. folgte der weitere Beschluß, daß dieses Oberhaupt den Titel „Kaiser der Deutschen" führen solle. Bis zum 24. Februar hatten achtundzwanzig Regierungen der Zentralgewalt ihre Zustimmung zu diesem Beschluß erklärt: und als am 7. März der Kaiser von Österreich, nachdem der Reichstag in Kremsier fast ohne Geräusch beseitigt war, eine Verfassung oktroyierte, in welcher Österreich als einheitliche konstitutionelle Monarchie konstituiert und jede Rücksicht auf Deutschlands Einheitsbestrebungen beiseite gesetzt war, da forderte die einfachste Logik und auch das patriotische Ehrgefühl, daß diese Herausforderung mit Annahme der allein möglichen Lösung erwidern werde. Diesem Gefühl entsprang auch der Antrag Welckers am 12. Dieser Abgeordnete war bisher leidenschaftlich „großdeutsch" gesinnt gewesen, d. h. er gehörte der Partei an, die den deutschen Bundesstaat mit Einschluß Österreichs wünschte: durch den 7. März belehrt, überraschte er die Versammlung mit dem Vorschlag, die Verfassung jetzt nach zweiter Lesung definitiv und als Ganzes anzunehmen und die erbliche Kaiserwürde dem König von Preußen zu übertragen. Die

Parteien taten sich zusammen: die Österreicher in Verbindung mit den Partikularisten der verschiedenen Farben, den Ultramontanen und der unfruchtbarsten unter allen Parteien, der Partei der demokratischen Doktrin, brachten den Welckerschen Antrag mit geringer Mehrheit zu Fall. Die Partei der „Erbkaiserlichen" gab indes ihre Sache noch nicht verloren. Mit Eifer warb sie um jede einzelne Stimme und gewann auch, indem sie außer dem Zugeständnis des allgemeinen direkten Wahlrechts auch noch das des suspensiven statt des absoluten Vetos für den Kaiser machte, bei der zweiten Lesung eine Anzahl Stimmen von der Linken noch für ihren Erbkaiser. Am 28. März 1849 war der große Tag der Entscheidung: mit 290 Stimmen gegenüber 248, die sich der Wahl enthielten, wurde König Friedrich Wilhelm IV zum Kaiser gewählt, unter Glockengeläute ausgerufen und die Reichsverfassung für abgeschlossen erklärt.

Die Deputation von einunddreißig Mitgliedern, geführt von dem Präsidenten der Versammlung Eduard Simson, die dem König von Preußen die erfolgte Wahl anzeigen sollte, langte am 2. April in Berlin an und wurde am 3. feierlich empfangen. Die Antwort des Königs, welche die Nation mit atemloser Spannung erwartete, war weder eine Annahme noch eine Ablehnung: der König verwies auf die freie Zustimmung der Fürsten als Voraussetzung seiner Annahme der Wahl, sprach davon, daß ihm der Ruf, wenn er ihm folge, schwere Pflichten auferlege, wich aber einer klaren Entscheidung aus: sein Hintergedanke war offenbar, daß er die Kaiserkrone nicht „aus den Händen der Revolution" empfangen wolle. Den Bedenken des Königs gegenüber ist zu sagen, daß ein mutiger Entschluß der Revolution — dem was an der Bewegung revolutionär sein mochte — ein Ende gemacht haben würde: danach sehnte sich die Nation und gab dies deutlich genug zu erkennen: auch die Revision der Reichsverfassung in einem mehr konservativen Sinn war dann nicht ausgeschlossen. Binnen kurzer Zeit waren, am 14. April, die Zustimmungen von achtundzwanzig Regierungen in den Händen des Reichsministeriums. Die Königreiche waren zwar nicht darunter, aber der König von Württemberg, der gesagt hatte:

„Ich unterwerfe mich keinem Hohenzoller", wurde durch den einhellig kundgegebenen Willen der Bevölkerung und der Kammer gezwungen, sich ebenfalls zu fügen, 25. April. Auch die preußische Abgeordnetenkammer der oktroyierten Verfassung erkannte, am 21. April, die Reichsverfassung an. Außerdem: der König hatte bei der Annahme das Recht für sich — denn die Reichsverfassung war so legitim als irgend ein Fürstenhaus der Welt —, und er hatte ein Heer: der Hauptgegner, Österreich, aber war mit dem Krieg gegen Ungarn beschäftigt und erlitt Niederlage auf Niederlage: nie war für einen tapfern und mutigen Mann die Gelegenheit günstiger, eine große Sache durchzuführen. Allein Friedrich Wilhelm IV war kein Friedrich der Große. Am 27. wurde der preußische Landtag wegen seiner Zustimmung zu der Reichsverfassung aufgelöst und am 28. erschien die Note der preußischen Regierung, welche unter definitiver Ablehnung der Kaiserwahl die deutsche Verfassungsfrage der Vereinbarung — der Vereinbarung des Parlaments mit den fünfunddreißig Regierungen des Bundes — anheimgab, die, wenn diese Vereinbarung nicht zustande komme, ihrerseits eine Verfassung oktroyieren müßten.

Mit dieser Ablehnung war Deutschland tatsächlich aufs neue in die Revolution zurückgestoßen, deren Wortführer jetzt sogar auf dem Boden des Rechts sich zu befinden schienen, wenn sie das Volk zur gewaltsamen Durchführung der Reichsverfassung aufriefen. Anfangs nahm die Bewegung auch dieses Ziel als Grund und Vorwand und viele waren dabei völlig guten Glaubens, aber wie nicht anders denkbar, stiegen die Leidenschaften bald zu hoch, als daß von irgendwelcher Eindämmung noch die Rede hätte sein können. In Sachsen mußte der König Friedrich August am 4. Mai mit seinen Ministern von Beust und von Rabenhorst nach dem Königstein flüchten: eine provisorische Regierung mit einem russischen Flüchtling Bakunin an der Spitze wurde in Dresden eingesetzt und der Aufruhr erst nach erbitterten Kämpfen durch die zu Hilfe herbeigerufenen preußischen Truppen niedergeschlagen. In den rheinischen Städten, Düsseldorf, Köln, Hagen, Iserlohn, Elberfeld, Krefeld gab es Widersetzlich-

keiten und Tumulte, in der Pfalz und in Baden, wo übrigens der Vorwand der Durchführung der Reichsverfassung fehlte, da ja der Großherzog Leopold diese anerkannt hatte, warfen sich revolutionäre Regierungen auf und der Hof mußte aus Karlsruhe flüchten. Ein großer Teil der Truppen, und dies war das bedenklichste, meuterte: am 17. Mai verbündeten sich die beiden revolutionären Regierungen der Pfalz und Badens. In Karlsruhe trat eine Landesversammlung zusammen, die kein Hehl daraus machte, daß das letzte Ziel der Bewegung eine deutsche Republik sei, natürlich dem buntscheckigen Charakter des deutschen Vaterlands gemäß bestehend aus einer Menge von Teilrepubliken. Auch von Württemberg, wo am 27. eine große Volksversammlung in Reutlingen tagte, drohte der Anschluß und aus allen Teilen Deutschlands zogen den Badenern die Freiwilligen zu. In diesen Tagen brach das Frankfurter Parlament zusammen, das durch die preußische Politik in eine ganz schiefe Lage gekommen war. Der Reichsverweser bedeutete nichts mehr; nach der Kaiserwahl hatte er sogar Miene gemacht, freiwillig abzudanken, spielte aber dann seine Rolle im Interesse Österreichs doch weiter und ernannte nach Gagerns Rücktritt fast wie zum Hohn ein Ministerium, dem eine lächerliche Figur des Parlaments, ein preußischer Justizrat Gräwell, den Namen gab. Der Abberufung der österreichischen Abgeordneten durch ihre Regierung folgte die der preußischen, sächsischen, hannoverschen; am 21. schieden die noch übrigen Erbkaiserlichen aus, neunzig Abgeordnete, und der radikale Rest, der konsequent am Recht festhalten wollte, auch als es durch die Ereignisse zum Unrecht geworden war, noch etwa hundert Deputierte, verlegte am 30. den Sitz der Versammlung nach Stuttgart: sie wählten hier eine Reichsregentschaft von fünf Mitgliedern und brachten noch einige Tage mit unfruchtbaren Verhandlungen hin, bis die württembergische Regierung — es war noch das liberale Märzministerium unter dem Vorsitz Römers — der Sache ein Ende machte. Als die Versammlung am 18. Juni, geführt von ihrem Präsidenten Löwe-Kalbe, an dessen Seite einer der besten Männer der Zeit, der Dichter Ludwig Uhland, schritt, vor

ihrem Sitzungslokale anlangte, fand sie die Zugänge vom Militär besetzt: es blieb ihr nichts übrig, als nach dem Hotel Marquart, ihrem Ausgangspunkt, zurückzukehren. Die Verlegung nach Karlsruhe, die beschlossen wurde, war unmöglich, denn Karlsruhe befand sich bereits in den Händen der Preußen. Die preußische Regierung hatte zur Niederkämpfung der Revolution und zur Rettung der von ihr bedrohten oder überwältigten Länder Baden, Württemberg, Bayern, Sigmaringen ihr Heer aufgeboten unter dem Oberbefehl des Prinzen von Preußen; dieser hatte die Pfalz ohne Mühe pazifiziert, dagegen in Baden doch einen kräftigeren Widerstand gefunden, der erst am 23. Juli mit der Übergabe von Rastatt ein Ende fand. Die Kriegsgerichte konnten nun auch hier beginnen; die Begnadigungen, zu denen der König von Preußen einigen Grund gehabt hätte, da seine Politik doch an dem Aufstand nicht ohne Schuld war, erfolgten spärlich.

Preußische Truppen standen jetzt vom Belt bis an den Bodensee. Denn auch im Norden war seit dem Februar, wo Dänemark den Malmöer Waffenstillstand gekündigt hatte, der Krieg wieder im Gang. Drei Divisionen Reichstruppen waren aufgeboten worden, über die ein preußischer General, von Prittwitz, den Befehl führte. Am 5. April 1849 erlebte das deutsche Land noch einmal, ehe die Tage der Schmach begannen, eine große Freude durch den Sieg bei Eckernförde, den einige deutsche Strandbatterien über drei dänische Kriegsschiffe im dortigen Hafen gewannen: zwei von diesen, mit dreizehnhundert Mann Besatzung, das Linienschiff „Christian VIII" und die Fregatte „Gefion" hatten sich ergeben müssen. Andere rühmliche Taten folgten, wie ein rühmlicher Sieg bei Kolding auf jütländischem Boden. Allein wieder mußte vor drohenden Noten Rußlands und Frankreichs der Rückzug angetreten werden. Am 10. Juli, nach einem Fehlschlag bei Friedericia, ward ein Waffenstillstand zwischen Dänemark und Preußen geschlossen, der Schleswig zur Hälfte preisgab. Die eingeleiteten Unterhandlungen endigten ein Jahr später, Juli 1850, mit einem Frieden, der die Dinge auf den Stand vor 1848 zurückbrachte.

Die deutsche Verfassungsfrage war während der ganzen Zeit Gegenstand von mehr oder weniger ernsthaft gemeinten Verhandlungen der Bundesstaaten untereinander gewesen, in die allerlei Intrigen hereinspielten. Friedrich Wilhelm IV, auf seine Art gut deutsch fühlend, ja in seinem unklaren Idealismus ein echter Deutscher, hatte, indem er die durch den „Blutgeruch der Revolution" befleckte Krone verschmähte, doch sich den der Wahl zugrunde liegenden Gedanken eines freiwilligen engeren Zusammenschlusses der nichtösterreichischen Bundesstaaten zu einer „Union" mit Preußen an der Spitze — unter Zustimmung der österreichisch-ungarischen Monarchie, für die ein weiteres Bundesverhältnis zu den Unionsstaaten gedacht war, — angeeignet; er hatte auch mit den Königreichen Sachsen und Hannover am 26. Mai das sogenannte Dreikönigsbündnis auf Grund eines Verfassungsentwurfes geschlossen mit Preußen als Reichsvorstand — nicht erblichem Kaiser — und mit konservativen Modifikationen der vom Parlament beschlossenen Reichsverfassung. Einundzwanzig Staaten waren diesem Bündnis schon beigetreten, auch die ehemalige erbkaiserliche Partei, unter Führung von Gagern und Dahlmann, zeigte sich auf einer Versammlung zu Gotha dieser „Union" günstig gestimmt, Württemberg und Bayern fehlten noch: aber jetzt oder besser noch etwas früher, wo diese beiden Staaten Preußen ihre Rettung verdankten, wäre der Zeitpunkt gewesen, diesen Beitritt zu erlangen oder zu erzwingen.

Österreich war längere Zeit nicht in der Lage, das zu hindern. Es hatte zwar auch den zweiten Waffengang mit Piemont und der revolutionären Propaganda in Italien siegreich beendigt: nach kurzem Feldzug hatte es am 23. März 1849 bei Novara die entscheidende Schlacht gewonnen und im Frieden von Mailand, 6. August, die Herstellung des früheren Zustands erlangt. Die Reaktion und die Wiederherstellung des österreichischen Einflusses in Italien war in vollem Gange. Dagegen erlitten die österreichischen Waffen in Ungarn Niederlage auf Niederlage: und der junge Kaiser sah sich genötigt, die ihm dargebotene Hilfe des Zaren Nikolaus von Ruß-

land in vollem Umfange anzunehmen. Auch diese Schmach, den Russen die Rettung zu verdanken, blieb der habsburgischen Monarchie in diesem furchtbaren Jahre nicht erspart. Man mußte sich, um sie zu beschönigen, auf das gemeinsame Interesse berufen, das alle Staaten gegen den Umsturz einigen müsse, was weiterhin die alles rechtfertigende Phrase wurde: dieses Interesse hatte auch den Zaren bestimmt und erhob ihn vollends zum Haupt und Heros der Konservativen und Vorkämpfer der Reaktion auch in Deutschland. Der Übermacht erlag der ungarische Aufstand: am 13. August 1849 streckten auf dem Felde von Vilagos vor dem russischen Oberfeldherrn Paskewitsch noch zweiundzwanzigtausend Mann mit ihrem Führer Arthur Görgey die Waffen und am 22. desselben Monats ergab sich nach längerer Belagerung auch Venedig. So hatte Österreich seine italienische und seine Donaustellung behauptet oder zurückgewonnen: für die Behauptung und Zurückgewinnung seiner Stellung in Deutschland, d. h. für die Vereitelung der Einheit Deutschlands, war ihm in dieser ganzen Zeit von Preußen kein Hindernis bereitet worden.

Zur Durchführung der Unionspolitik war während dieser Ereignisse nichts Ernstliches geschehen. Im September 1849 vereinbarte Preußen mit Österreich das sogenannte Interim, nach dem zwei österreichische und zwei preußische Kommissäre die deutschen Angelegenheiten verwalten sollten, soviel es deren zu verwalten gebe: und in die Hände dieser Kommission legte der Reichsverweser im Dezember seine „Gewalt" nieder. Erst jetzt wurde der Versuch gemacht, die Union durchzuführen, während schon überall die Reaktion siegreich vordrang und die Märzministerien und die Märzerrungenschaften verschwanden. In jenem dem Dreikönigsbündnis zugrunde gelegten Entwurf einer Unionsverfassung war zur Führung der Geschäfte der Union ein gemeinsamer „Verwaltungsrat" eingesetzt, bestehend aus den Bevollmächtigten des Unionsstaates. Dieser Verwaltungsrat hatte sich unter dem Vorsitz des früheren preußischen Ministers von Bodelschwingh konstituiert und berief auf den 20. März 1850 einen Reichstag der Unionsstaaten nach Erfurt, ein Unionsparlament also, das die Verfassung des neuen Staats-

gebildes beraten und zum Abschluß bringen sollte. Es wurde denn auch an dem festgesetzten Tage von dem preußischen General von Radowitz mit einer geistreichen Rede eröffnet. Allein die beiden Königreiche Hannover und Sachsen entsandten zu diesem Vorparlament keine Abgeordneten. Sie waren im Februar unter nichtigen Vorwänden von der Union zurückgetreten, ja es ergab sich, daß sie diesen Verrat von Anfang an schon beim Abschluß des Dreikönigsbündnisses sich vorbehalten hatten, und so kam bei diesem Unionsparlament auch nichts heraus. Die Versammlung nahm, um wenigstens vorwärts zu kommen und den Gedanken des Bundesstaats zu retten, die ihr zur Revision vorgelegte Verfassung nach kurzer Beratung en bloc, gleichsam unbesehen, an und wurde alsdann, am 29. April, vertagt, um nie mehr zusammenzutreten. Dagegen spielte nun Österreich seine letzte Karte aus und lud sämtliche Mitglieder des Deutschen Bundes ein, in Gemäßheit der Bundesakte, die man die Kühnheit hatte „die bewährte Bundesverfassung" zu nennen, ihre Gesandten zum 10. Mai in die Eschenheimer Gasse nach Frankfurt a. M. zu schicken. Preußen protestierte, aber Schwarzenberg setzte, des russischen Kaisers, der deutschen Mittelstaaten und der inneren Zustimmung der gesamten Reaktion sicher, seine Politik fort, als deren Ziel man mit einem ihm zugeschriebenen Wort bezeichnet hat, daß es gelte, Preußen erst zu erniedrigen, um es dann zu vernichten: „avilir la Prusse puis la démolir". Er war ein gründlicher Verächter der Menschen, die auch in staatlichen Dingen noch auf Treu und Glauben hielten. Auch wußte er genau, wie es im anderen Lager stand: daß der König von Preußen, als er am 6. Februar jenes Jahres die mittlerweile mit den Kammern zustande gekommene neue preußische Verfassung beschwor, dies nur mit halbem Herzen und nicht ohne allerlei religiöse und sonstige Skrupel getan hatte; ferner daß inzwischen der Friede mit Dänemark geschlossen war und die populäre schleswig-holsteinische Sache Preußen also nicht mehr zugute kommen konnte, und endlich daß die Union in voller Auflösung begriffen war.

Eine neue Frage hatte sich mittlerweile erhoben, wie gefunden für

den restaurierten Bundestag, der, am 2. September 1850 von Österreich eröffnet, hier gleich in die Fußtapfen des alten zu treten Gelegenheit fand: die kurhessische. Hier in Kassel hatte der dritte der Tyrannen, mit denen dies gute deutsche Land im neunzehnten Jahrhundert gestraft war, der Kurfürst Friedrich Wilhelm, seine Zeit ersehen, in der er an seinem Volke Rache nehmen und die alten Zustände herstellen konnte. Im Februar hatte er, wie denn überall die freisinnigen Minister verschwanden, ein Werkzeug gefunden in einem Absolutisten von nicht ganz reinlicher Vergangenheit, Hassenpflug: und dieser löste die Ständekammer auf, schrieb aber gleichwohl verfassungswidrig die nicht bewilligten Steuern aus. Das Land war einhellig im Festhalten an Recht und Verfassung. Die Bevölkerung weigerte die Zahlung der unrechtmäßig geforderten Steuern und die Gerichte gaben, ihrer Pflicht gemäß, den Verklagten recht; auch die Offiziere hielten wie die Beamten ihren auf die Verfassung geschworenen Eid heilig. Vor dem allgemeinen, streng gesetzlichen Widerstand flüchtete der Kurfürst in Begleitung seines Ministers am 12. September nach Frankfurt und rief, obgleich Hessen noch Unionsstaat war, die Hilfe des Bundestags gegen seine Untertanen an. Dadurch spitzte sich das Verhältnis zwischen Preußen und Österreich weiter zu und die Vorzeichen des Zusammenstoßes mehrten sich. Am 26. September 1850 wurde der Hauptvertreter der Unionspolitik in Preußen und eines energischen Programms der Regierung, Joseph von Radowitz, zum preußischen Minister des Auswärtigen ernannt und vom 10. bis 19. Oktober hatten die Fürsten, die man die Vertreter der österreichischen Partei nennen konnte — außer dem Kaiser Franz Joseph selbst noch König Max II von Bayern und König Wilhelm von Württemberg — eine Zusammenkunft zu Bregenz, auf der gefährliche Pläne gegen Preußen beredet und Entschlüsse im Sinne der Schwarzenbergischen Politik gefaßt wurden. Der Württemberger war der eifrigste: „Wenn der Kaiser befiehlt," war diesmal sein Wort, „so marschieren wir". Er hatte schon im März in einer Thronrede Preußen aufs gröbste beleidigt und er haßte Preußen mit dem törichten Haß des Süd-

deutschen und des Kleinfürsten und doppelt seit dem Ereignis vom 7. Dezember 1849, wo die Fürstentümer Hohenzollern-Sigmaringen und Hechingen von ihren Fürsten an Preußen abgetreten worden waren und das preußische Königshaus also in seiner unmittelbaren Nähe Fuß gefaßt hatte. Dieser Zusammenkunft von Bregenz folgte am 26. Oktober die von Warschau zwischen dem Zaren und dem jungen österreichischen Kaiser, zu der, von Friedrich Wilhelm auf Einladung entsendet, auch der Graf von Brandenburg, das Haupt des preußischen Ministeriums, erschien. Er bekam von dem Zaren Nikolaus ungnädige Worte zu hören. Dieser, ein beschränkter und also hochmütiger Kopf, betrachtete die Schleswig-Holsteiner und die Kurhessen als Rebellen, die „zusammengehauen" werden müßten, und mit den entsprechenden Bedingungen kehrte der Graf nach Berlin zurück. Es handelte sich jetzt unmittelbar um Krieg und Frieden. Brandenburg, der unter den obwaltenden Umständen für Nachgeben gewesen war, starb wenige Tage nach seiner Rückkehr: der entscheidende Ministerrat, dem auch der Prinz von Preußen beiwohnte, fand am 2. November statt. Eine Minderheit, zu der auch der Prinz zählte, war für das Programm von Radowitz: in Kurhessen Gewalt gegen Gewalt, Einberufung der Kammern, Manifest an das preußische Volk, Mobilmachung der Armee; die Mehrheit mit Otto von Manteuffel war für Nachgeben und Unterwerfung. Der König zog sich zurück und gab zurückkehrend die charakteristische Entscheidung: er stimme im Prinzip der Minderheit zu, aber wolle sich in diesem Augenblick nicht von der Mehrheit seiner Minister trennen. Die energische Minderheit demnach schied aus und Manteuffel trat an die Spitze — der beklagenswerteste aller Minister, der nun die Aufgabe hatte, das neue Jena ohne Schlacht, den ersten Teil von Schwarzenbergs Programm, das avilir la Prusse, auszuführen. Noch einmal schien es zu mutigen Entschlüssen kommen zu wollen. Am 6. November wurde die Mobilmachung des Heeres angeordnet. Und schon waren in Hessen und Kurhessen, bei Bronzell, zwischen den Preußen und Mannschaften des bayerisch-österreichischen Heeres einige Schüsse

gewechselt, die einem Schimmel das Leben kosteten: ein österreichisches Ultimatum verlangte Räumung Kurhessens durch die Preußen binnen achtundvierzig Stunden. Da geschah das Unerhörte: Manteuffel, der denken mochte, daß ein Krieg unter Führung eines Königs wie Friedrich Wilhelm IV nur zu Unheil führen könne, schickte an Schwarzenberg ein Telegramm, in dem er eine Zusammenkunft nachsuchte, und ein zweites, daß er abreise, ohne die Antwort abzuwarten: und unterzeichnete dann am 29. November 1850 in Olmütz die Punktation: Verzicht auf die Union, Räumung von Baden und Kurhessen, Rückgängigmachung der Militärkonventionen, die Preußen mit einigen der kleinen Staaten geschlossen hatte, endlich Entwaffnung der schleswig-holsteinischen Armee.

So geschah es: am 27. Dezember 1850 kehrten der Kurfürst und Hassenpflug nach Kassel zurück; österreichische und bayerische Truppen schalteten in Kurhessen und ein preußisches Bataillon — dies Zugeständnis hatte man der preußischen Ehre gemacht — durfte dem zusehen; die Union fiel auseinander und die preußische Regierung forderte die wenigen ihr treugebliebenen Regierungen jetzt selbst auf, den Bundestag in Frankfurt zu beschicken, der denn auch am 30. Mai 1851 wieder vollzählig beisammen saß. Maskiert wurde diese Niederlage durch neue Beratungen in der deutschen Verfassungs- oder Bundesreform- oder Einheitsfrage, die Dresdener Konferenzen, „freie" Konferenzen, wo vom 23. Dezember 1850 an bis zum 15. Mai 1851 von Bevollmächtigten in geschäftigem Müßiggang aufs neue ein Haufen von Papier, „schätzbares Material für künftige Erörterungen", aufgetürmt wurde.

Noch schmerzlicher und schimpflicher als das alles war vollends, was im Norden geschah. Die Schleswig-Holsteiner, nach dem Friedensschluß Preußens mit Dänemark vom 2. Juli 1850 sich selbst überlassen, hatten den Krieg auf eigene Hand fortgesetzt und für ihr Heer einen mittelmäßigen Feldherrn, den preußischen General Willisen, gewonnen: am 24. und 25. Juli hatten sie, sechsundzwanzigtausend gegen vierzigtausend, die Schlacht bei Idstedt verloren: gemäß der Olmützer Vereinbarung traf eine österreichisch-preußische Kommission

ein, ihr folgten, nachdem die Statthalter und die Heerführer der Herzogtümer ihre Stellen niedergelegt hatten, österreichische Truppen, denen preußische Pioniere die Brücke über die Elbe geschlagen hatten, auf der sie in Holstein einrückten. Über dieser „Pazifikation" ging das Jahr hin. Das letzte Wort sprachen die in London vereinigten Mächte in dem Protokoll vom 8. Mai 1852, welches „das Prinzip der Integrität der dänischen Monarchie als permanent" und die Erbfolge, wie der König von Dänemark sie festgesetzt hatte, anerkannte: neben den Unterschriften von England, Frankreich, Rußland, Österreich, Schweden trug dieses Londoner Protokoll auch die des preußischen Gesandten Ritter von Bunsen. Am 18. August sah man noch ein neues Werk des hergestellten Bundestags, beschlossen am 7. Januar 1852: die Versteigerung der Schiffe der deutschen Flotte, einer patriotischen Improvisation des Jahres 1848, durch einen oldenburgischen Staatsrat, auf dessen Namen Hannibal Fischer nunmehr alle Schmach und aller Hohn gehäuft wurde, die in Wahrheit die Nation selber trafen.

So hatte die ungeheure Krisis scheinbar nur mit der Herstellung und Befestigung des alten Zustands geendet. In England, den Niederlanden, der Schweiz, in Rußland, auf der pyrenäischen und der Balkanhalbinsel, in Schweden und Norwegen war dieser überhaupt nicht ernstlich erschüttert worden, auf dem vulkanischen Boden des einstigen Polenreichs war er nach einem Aufstand in Posen, der im April bis Mai des Jahres 1848 den Wirrwarr jener Tage vollständig machte und von den preußischen Truppen nach kurzem Kampfe niedergeschlagen wurde, wiederhergestellt worden; in Ungarn, in Dänemark, in Italien und Deutschland war er mehr oder weniger gewaltsam zurückgeführt. Die Karte von Europa war im wesentlichen unverändert: und auch an dem Herde und Ausgangspunkt der Bewegung, in Frankreich, war die im Namen der Freiheit begonnene Revolution, auf besondere Weise, aber dennoch in ihr Gegenteil umgeschlagen. Die Republik, die von Paris aus dem Lande Frankreich wie in raschem Überfall auferlegt worden war, war keineswegs populär geworden; die Verfassung, im

November des Jahres 1848 fertiggestellt, hatte einen durch das allgemeine Stimmrecht gewählten Präsidenten aufgestellt und ihn mit großen Befugnissen, der Ernennung sämtlicher Beamten in diesem zentralisierten Land, ausgestattet und dieses allgemeine Stimmrecht hatte dann einen geschichtlichen Namen und einen Prinzen, Louis Napoleon Bonaparte, gewählt, den die großen Redner und Parteimänner der zweiten Versammlung für unbedeutend hielten, der aber eine selbständige und kluge Politik verfolgte und, auf die konservativen Kräfte, die Bauern, die erwerbenden Stände, den Klerus, das Heer, gestützt und die Fehler der Versammlung geschickt benützend, durch den Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 sich der Gewalt bemächtigte. Er gab dem Lande eine neue, der Konsularverfassung von 1799 nachgebildete Verfassung und ließ sich, indem er die Wege seines Oheims, des ersten Napoleon, weiter wandelte, ein Jahr später zum Kaiser, als Napoleon III, ausrufen. Nunmehr, als Retter der Gesellschaft gepriesen, fügte er den Schlußstein in das Gebäude der wiederhergestellten Ordnung und galt demgemäß neben dem russischen Kaiser, den er aber an staatsmännischer Bedeutung und Klugheit weit überragte, als der erste Mann der Epoche auch für Deutschland.

C.H. Beck'sche Verlagsbuchha

Erklärung.

RR. Hessen-Homburg
L. Lippesche Lande
LB. Lichtenberg
S. Schwarzburgsche
A. zu Anhalt
BR. „ Braunschweig
Hbg. „ Hamburg
KH. „ Kurhessen
Ol. „ Oldenburg
PR. „ Preussen
R. „ Reuss
STR. „ M. Strelitz

Die Bundesfestungen sind unterstrichen.

Die von Bayern und Hessen-Darmstadt 1866 abgetretenen Teile sind schraffirt.

Die Zahlen (I) bezeichnen die Bundesarmeekorps

Res. die Reserve-Division.

§ (Oscar Beck) in München

Geograph. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig.

Viertes Buch

Die Aufrichtung des neuen Reichs

19. Deutschland nach dem Scheitern der Einheitsbewegung.

Man war also in Deutschland wie überall zum Alten, Bewährten, „Bestehenden", wie Metternich gesagt hatte, zurückgekehrt: wie denn dieser unheilvolle Mann selbst in diesem Jahr aus seinem Exil zurückkehrte. In Wahrheit aber war alles neu geworden und es hatte in der Geschichte der deutschen Nation eine entscheidende Wendung stattgefunden, deren weltgeschichtliche Bedeutung erst allmählich zutage trat. Zum erstenmal hatte das demokratische Prinzip in dieser großen Nation mit Kraft sich geltend gemacht, nicht bloß in den revolutionären Anläufen, die nicht schwer zu überwinden waren, aber doch mit erheblicher Kraftanstrengung bewältigt werden mußten: in großen und kleinen ernsthaften Versammlungen, vorab dem ersten deutschen Parlament selbst, hatte es sich geltend gemacht und in manchen neuen Gesetzen deutliche Spuren hinterlassen. Und in einem Faktum sprach sich der dauernde Gewinn dieses Prinzips gesetzlicher Freiheit des Volks deutlich aus: Preußen war eine konstitutionelle Monarchie, ein Verfassungsstaat geworden. Zwar war diese Verfassung noch keineswegs ungefährdet unter einem unklaren und unberechenbaren Fürsten und gegenüber einer fanatischen und rücksichtslosen kontrerevolutionären Partei, aber eben im Kampf gegen diese Kräfte befestigte sie sich und gewann einige Stärke. Überhaupt aber: das politische Bewußtsein war erwacht, das heißt in den Tausenden war Gewohnheit und Bedürfnis entstanden, sich um Staat und staatliche Dinge zu bekümmern, und fand seine Nahrung und seinen Ausdruck in der Presse, den Tageszeitungen, die sich in diesen Jahren verzehnfacht und verhundertfacht hatten und deren Zahl und Bedeutung mit jedem Jahre zunahm. Zunächst allerdings lag der Liberalismus am Boden und die siegreiche Partei

beutete seine Niederlage mit einem nicht geringen Maß von Roheit und Gemeinheit aus: wer sich tatsächlich und in irgend einer auffälligen Weise demokratisch gebärdet hatte, tat wohl, die deutsche Grenze zu meiden, oder wenn er blieb, sich in mehr oder weniger demütigen Formen Verzeihung und Vergessen seiner kühnen Worte von den neuen Autoritäten zu erwirken. Ein kleinliches und verächtliches Polizeiregiment, eine unerträgliche und zum Teil sehr kindische Paßplackerei, wie man sie früher nur in Österreich gekannt, waltete in ganz Deutschland und tat sich in endloser Schreiberei und Malträtierung meist ganz harmloser Reisender gütlich: hohe und niedere Beamte rächten sich für die in den wilden Jahren ausgestandene Gefahr oder bewiesene Feigheit, jene mit hochmütiger und rücksichtsloser Entfaltung ihrer amtlichen Würde und Gewalt, diese mit verdoppelter Grobheit. Ein kindischer Krieg ward allen Symbolen des Einheits- und Freiheitsgedankens, den schwarz-rot-goldenen Fahnen und Bändern, erklärt und selbst ruhigen wissenschaftlichen Bestrebungen, wie Gervinus' Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, wurde von diensteifrigen Gerichten der Prozeß gemacht. Dem vielgestaltigen deutschen Leben gemäß war diese Reaktion nicht überall gleich: grausam in Kurhessen, wo die Verfassung von 1831 unter dem Beifall des Bundestags ohne weiteres aufgehoben wurde und das Land der Rache des Fürsten und der bayerischen Bundestruppen, der „Strafbayern", preisgegeben war, und in Mecklenburg, wo die neue freisinnige Verfassung schon im Jahre 1850 durch den Schiedsspruch von Freienwalde — als Schiedsrichter fungierten die Könige von Preußen und von Hannover — beseitigt wurde und der früheren Karikatur eines Junkerparlaments Platz machte; milder in Thüringen, Württemberg, selbst Baden; am schlimmsten wirkten diese Jahre in Österreich und in Preußen.

In Österreich war am 31. Dezember 1851 die Gesamtstaatsverfassung, die ohnehin nicht ernsthaft gemeint und nur eine der falschen Karten in der Politik Schwarzenbergs gewesen war, aufgehoben und mit dem absolutistischen Staat der früheren Zeit ver-

tauscht worden; der verwegene, in seiner Art geniale Spieler, Fürst Schwarzenberg, starb zwar am 3. April 1852, seine deutsche Politik aber wurde von seinen Nachfolgern im Sinne der Feindseligkeit gegen alle deutschen Einheitsbestrebungen fortgesetzt. Dagegen machte man mit der Verjüngung Österreichs, mit zeitgemäßer Erneuerung des österreichischen Staats und Reformen ein großes Geräusch und besonders war es die in Augsburg erscheinende „Allgemeine Zeitung", die schon längere Zeit in österreichischem, wie man jetzt sagte, großdeutschem Sinn redigiert wurde und in den höheren Kreisen Süddeutschlands als das publizistische Orakel galt, welche „das herrlich aufblühende Donaureich" pries und vom begeisterten Empfang des Kaisers und seiner Gemahlin bei ihrem Besuche in den italienischen oder ungarischen Provinzen Romane zu erzählen wußte, während in beiden Ländern eine reine Willkürherrschaft waltete. Allerdings einen großen und dauernden Erfolg hatte die Märzrevolution auch hier gebracht, die Aufhebung des Robot, der Zwangsarbeit des Bauernstandes; auch darf nicht verkannt werden, daß redliche und einsichtige Männer auf scheinbar neutralem Boden mit Ernst besserten und reformierten — und so geschah z. B. im Gebiet des Gerichtswesens und auch des höheren Schulwesens Löbliches, wie denn sogar zu diesem Zweck ein Schulmann aus dem verhaßten Preußen berufen ward —: aber alle diese Fortschritte wurden gelähmt oder waren unfruchtbar durch die kirchliche Beschränktheit und den klerikalen Geist, der diesen Staat durchdrang und der nun in dem Abschluß eines Konkordats mit Rom seinen Höhepunkt erreichte. Dieses Konkordat vom 18. August 1855, das der Papst als ein großes Zugeständnis der Kirche darstellte, — als eine Vereinbarung, die er nur auf dringendes Ersuchen des österreichischen Kaisers eingegangen habe, — gab tatsächlich in wichtigen Punkten die Staatshoheit auf und die Untertanen der hierarchischen Willkür preis, indem es den Bischöfen volle Freiheit zu Zensur und Verbot von Büchern gewährte, ihnen die Ernennung der Lehrer an geistlichen Seminarien und die Verhängung kirchlicher Strafen anheimgab und dabei die Regierung verpflichtete, die Ent-

scheidungen der Kirche durch „jedes dem Zwecke entsprechende Mittel“ ausführen zu helfen. Daß die Bischöfe nicht zögerten, von dieser günstigen Wendung Gebrauch zu machen und aus ihr die weiteren Konsequenzen zu ziehen, versteht sich: eine aber zog sich von selbst, die Hemmung des materiellen und wirtschaftlichen Fortschritts, der nicht gedeihen kann, wo der geistige unterbunden ist. Der österreichischen Regierung war nicht verborgen, daß sie auf diesem Gebiet in Deutschland durch Preußen und den Zollverein weit überflügelt wurde, und es hatte einen Teil der Schwarzenbergischen Politik gebildet, in Zusammenhang mit dem großen Gedanken des Siebzigmillionenreichs, Österreich in diesen Verein einzudrängen und diesen dadurch zu fälschen. Einige der Mittelstaaten suchten diese Politik zu unterstützen: hier aber sprach die Notwendigkeit und die Wirklichkeit der Verhältnisse allzu deutlich und auf diesem Felde errang das gedemütigte Preußen wieder seinen ersten Sieg. Nach allen Verhandlungen und Intrigen mußte Österreich sich mit einem mageren Handelsvertrag und Vertröstung auf später begnügen und am 4. April 1853 wurde der Zollverein in seiner bisherigen Gestalt, jetzt neuntausendsechsundvierzig Quadratmeilen und fünfunddreißig Millionen Einwohner umfassend, auf zwölf Jahre erneuert.

Es war neben der Verfassung und den Fortschritten, die keine Regierung hindern kann, der einzige Erfolg des preußischen Staates in diesen traurigen Jahren von 1850—1857. Die Verfassungsfrage kam mit der königlichen Verordnung vom 12. Oktober 1854, welche die Zusammensetzung des Herrenhauses, der ersten Kammer, regelte, zur Ruhe: im übrigen regierte die Partei der Kreuzzeitung. Es war eine Parteiregierung im schlimmsten Sinne, deren Ideal die alte ständische Monarchie, nicht die moderne konstitutionelle war. Sie beherrschte den König und ließ sich auch die Verfassung gefallen, seitdem sie im Jahre 1855 die Mehrheit in der zweiten Kammer durch sehr skrupellose Wahlen erlangt hatte. „Klein, aber mächtig“ nannte man diese Partei der Gegenrevolution oder, wie einer ihrer Redner sagte, des „Gegenteils der Revolution“: ihre Macht bestand aus dem größten Teil des Adels, aus den höheren

Beamten, die man in ihrem Sinne auswählte, und denen, die von diesen begünstigt und befördert oder eingeschüchtert waren, ferner den Offizieren und endlich einem überwiegenden Teil der evangelischen Geistlichkeit: infolge der in den Revolutionsjahren hervorgetretenen Zuchtlosigkeit und Feindschaft gegen Kirche und Christentum glaubte die beschränkte Orthodoxie das Recht erlangt zu haben, jeden nicht Buchstabengläubigen oder, wie sie es nannte, nicht „Positiven" zu verdächtigen und, wo sie konnte, zu schädigen. Die Partei schaltete vielfach mit sehr verwerflichen Mitteln: einige Prozesse, gegen Führer der demokratischen Partei angestrengt, brachten, da die Richter den altpreußischen Charakter nicht verleugneten und die Untersuchung mit Gewissenhaftigkeit führten, schlimme Dinge und schlimme Subjekte, Lüge und falsches Zeugnis, künstlich von Schurken gemachte angebliche Verschwörungen und ähnliches ans Tageslicht, und wo selbst Beamte ihrer Farbe mit den noblen Passionen des Junkertums in Gegensatz kamen und ihrer Pflicht gemäß einschritten, griff man zum Duell, das sehr in Blüte stand: im März 1856 wurde der Polizeipräsident von Berlin, Hinckeldey, aus Anlaß einer pflichtgemäßen amtlichen Verfügung von einem der Gesellschaft gefordert und im Duell erschossen. Die demokratische Partei hatte beschlossen, sich einstweilen der Teilnahme an den Wahlen und am parlamentarischen Leben zu enthalten, und so blieb die Aufgabe der Opposition den Liberalen allein: nur allmählich fanden sie Unterstützung in einer Mittelpartei patriotischer Männer höherer Lebensstellung, welche die Verfassung ehrlich gehalten und der rachsüchtigen Reaktion der Kreuzzeitungspartei Einhalt getan wissen wollte, denen aber der König, „weil sie mit der Revolution paktierten", eine sehr ungnädige Miene zeigte. Diese Zustände lagen offen vor ganz Deutschland, während die österreichische Regierung es verstand, die viel tieferen Schäden ihres Staatswesens mit Reformgeräusch und andern geschickten Mitteln des Scheins zu verstecken: in jenen Jahren hauptsächlich wurzelte sich im Süden die Volkskrankheit des blinden Preußenhasses ein. Einen besonders gehässigen und widrigen Charakter erhielt dabei die Reaktion durch ihre Erstreckung auf das kirchliche Gebiet.

Einen ersten Stoß erhielt diese über ganz Deutschland verbreitete Reaktion dadurch, daß seit dem Jahre 1853 eine Frage auswärtiger Politik am Horizont auftauchte, — die berühmte orientalische, die von dem Haupt der europäischen Reaktion, dem russischen Zaren, mit plumper Hand aufgerührt, in den nächsten Jahren auch die deutsche Politik einigermaßen in Atem halten sollte. Der Zar Nikolaus, berauscht von seiner großen Stellung und in der Meinung, auf Preußen und Österreich wie auf Vasallen zählen zu können, achtete die Zeit günstig, in der alten Politik Rußlands gegen die Türken in Europa einen Schritt weiter zu kommen, fing unter schlechten Vorwänden im Jahre 1853 einen Streit mit der Pforte an, der aber, seiner Erwartung sehr entgegen, vielmehr zu einer Unterstützung der Pforte durch die beiden Westmächte, England und Frankreich, zu einem Bündnis dieser beiden mit der Pforte und unter sich und zum Kriege Rußlands mit diesen drei Mächten — dem Krimkrieg — führte. Hinsichtlich Österreichs und Preußens täuschte sich der Zar. Die Besetzung der Donaufürstentümer durch ein russisches Heer und der aggressive Charakter der russischen Politik führte Österreich vielmehr an die Seite der Westmächte und in Preußen waren zwar die Sympathien der herrschenden Partei für Rußland und der Philosoph der Partei, der Professor Julius Stahl, und mit ihm alles, was damals sich in forciertem Christentum gefiel, stempelte das Vorgehen Rußlands als Krieg des Kreuzes gegen den Halbmond: allein mit Rußland gegen Österreich und die Westmächte zu gehen, war doch nicht möglich und so schlossen denn die beiden, Österreich und Preußen, 20. April 1854 ein Schutz- und Trutzbündnis, in welchem sie sich ihren Besitz, auch den außerdeutschen, gewährleisteten und sich zugleich verpflichteten, Rußland zur Annahme von vier Friedensbedingungen, wie sie eine Wiener Konferenz aufgestellt hatte, drängen zu wollen. Dem entgegen versuchten einige Staatsmänner der Mittelreiche, die Minister von Sachsen und von Bayern, von Beust und von der Pfordten, auf einer Konferenz zu Bamberg im Mai eigene Politik und zwar zugunsten Rußlands zu treiben. Der Bundestag unter

dem Druck der beiden Großmächte trat aber jenem Bündnis bei und die großen Worte der Bamberger von der Rolle, die der Bund als europäische Großmacht zu spielen berufen sei und wie er bei endlichem Friedensschluß beteiligt sein müsse, waren in den Wind geredet. Österreich, das ist die Summe dieser Vorgänge, ging bis an die Grenze vollen Anschlusses an die Westmächte, nämlich bis zum Abschluß eines Vertrags mit der Türkei wegen Besetzung der Donaufürstentümer, aus denen die Russen wieder abgezogen waren, aber es überschritt diese Grenze nicht: und Preußen ging, und das war eine gute Politik, nicht einmal so weit und bewahrte eine Haltung, die ihm allerdings keinen Gewinn brachte, aber auch keine Feindschaft mit Rußland zuzog. Der Krieg, wie bekannt, führte zu einer Expedition nach der Krim und zu einer langwierigen und verlustvollen Belagerung der großen Seefestung des Schwarzen Meeres, Sebastopol. Kaiser Nikolaus starb darüber am 2. März 1855; am 8. September gelang der langerwartete Sturm auf den Malakoff und nach noch einigen Wechselfällen auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen bequemte sich Zar Alexander II zur Annahme der vier Wiener Friedenspunkte. Am 30. März 1856 wurde zu Paris der Friede unterzeichnet, der die Integrität des Osmanischen Reichs und seine Aufnahme in das „Konzert der Mächte", Verbesserung der Lage der Christen durch ein türkisches Reformgesetz, Neutralisierung des Schwarzen Meeres und eine Grenzberichtigung durch Landabtretung Rußlands in Bessarabien stipulierte.

Dieser Friede von Paris war auch für Deutschland von großer Bedeutung: es war zwar nicht, wie man in England und Frankreich renommierte, ein Sieg der Zivilisation und des Liberalismus, aber es war eine erste Niederlage des reaktionären Systems, in dem sich die heilige Allianz der früheren Zeit fortgesetzt hatte oder wieder erstanden war. Diese Seite des Krieges hatte ein kluges Auge mit Sicherheit erkannt: der piemontesische Staatsmann Camillo di Cavour. Er bot im Januar 1855, während die Franzosen und Engländer noch vor dem uneroberten Sebastopol lagen und einer Verstärkung durch tapfere Soldaten dringend

bedurften, den Eintritt Piemonts in das Bündnis der Westmächte und die Stellung eines Hilfskorps von fünfzehn- bis zwanzigtausend Mann an, wodurch er seinem Staate Anspruch auf deren guten Willen und die Zuziehung beim Friedensschlusse sicherte. Auf dem Friedenskongreß spielte er klug die Rolle des Vertreters von Italien und lenkte zum großen Ärger des österreichischen Gesandten nach dem Abschluß des Friedenswerks, wo noch allgemeine europäische Fragen zwanglos erörtert wurden, die Aufmerksamkeit auf die unbefriedigende Lage seines Vaterlandes. Der Verbindung der Westmächte lagen wo nicht liberale, so doch dem herrschenden Reaktionssystem zuwiderlaufende Erwägungen zugrunde und der wichtigste und mächtigste Mann auf der politischen Bühne war nicht mehr der Russe, sondern der Kaiser der Franzosen, Napoleon III, der den Reaktionären in der Umgebung des Königs von Preußen, wie dem General Gerlach, als die Personifikation der Revolution, ja recht eigentlich als das böse Prinzip galt: eben diese Westmächte aber waren Sieger in dem großen Kampf geblieben und er, Louis Napoleon, dessen Heer das Beste dabei getan, sah sich bald von Rußland umworben und auch der preußische König dankte es ihm, daß er noch in letzter Stunde zu den Friedensverhandlungen zugezogen wurde. Das schlechteste Geschäft aber hatte Österreich gemacht: es hatte sich durch seine Politik der Undankbarkeit mit Rußland tödlich verfeindet und doch durch sein schwankendes und halbes Handeln die Gunst der Westmächte nicht gewonnen, so daß es nun völlig isoliert stand: dazu war es durch seine Rüstungen finanziell soviel wie ruiniert. Das alles verbesserte die Lage der liberalen Sache nur wenig, aber es verschlimmerte sie wenigstens nicht und in der Frage der deutschen Einheit und Reform der Bundesverfassung, die allerdings augenblicklich sehr im Hintergrund stand, war jeder Machtrückgang Österreichs ein mittelbarer Gewinn und minderte die Sympathien, die das damalige Österreich auch bei gedankenlosen Liberalen und Demokraten hatte. Auch der Abschluß des Konkordats mit Rom in diesem Jahre gab doch wenigstens dem evangelischen Deutschland zu denken.

Einen der wenigen Lichtpunkte, die die fünfziger Jahre, diese Periode trübseliger Reaktion, erhellen, bildet die Literatur jener Zeit, zumal die wissenschaftliche. Aus ihr sehen wir, daß der Lebensmut des deutschen Volkes allen Erfahrungen zum Trotz noch ungebrochen ist. Es ist die Blütezeit der deutschen historischen Literatur, und der Glaube an Deutschlands Zukunft ist in ihr lebendig: es genügt die Namen Ranke, Häusser, Giesebrecht, Sybel, Waitz, Droysen, Gregorovius, Mommsen, Curtius zu nennen. Gustav Freytag beginnt in jenen Tagen die Reihe seiner aus nationalem Stolz und echter Freude am Vaterland geborenen „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", und auch in seinen Dichtungen wie den gleichzeitigen von Scheffel, Hermann Kurz, Fritz Reuter, B. Auerbach waltet ein nationaler Grundton; mit seinen Romanen aus der brandenburgischen Geschichte erweckt W. Alexis ein Interesse weit über Preußen hinaus. In der bildenden Kunst und in der Musik herrscht eine verwandte Stimmung: die Zeichnungen von Menzel zur Geschichte Friedrichs des Großen wirken zündend auf jung und alt, in der Verbannung, zu der ihn die Beteiligung am Dresdener Aufstand verurteilt hat, gestaltet sich bei R. Wagner der Plan zu seinen großen nationalen Musikdramen. Einen bedeutsamen Einfluß beginnen auch die in freiheitlichem und nationalem Geist geleiteten Deutschen Familienblätter zu üben, die in den breitesten Schichten Verbreitung gewinnen.

In dieses Gebiet hat sich der nationale Gedanke geflüchtet. In der Politik suchen wir ihn in jenen Tagen vergebens. Durch nichts wird dies trauriger erwiesen als durch das lang und langweilig sich hinziehende Verhandeln über eine Lebensfrage Deutschlands, die schleswig-holsteinische Sache, und auch der Neuenburger Handel bestätigt es, — eine Angelegenheit, die im Unterschied zu jener für Deutschland allerdings höchst bedeutungslos war.

Schleswig bildete seit dem Londoner Protokoll für die deutsche Politik nur insofern noch einen Gegenstand, als Dänemark zugleich mit jenen Abmachungen gewisse Zusagen in bindender Form gegeben hatte, welche gesonderte Landesverfassungen für die beiden

Herzogtümer zusicherten und deren Einschmelzung in einen dänischen Gesamtstaat und eine dänische Gesamtstaatsverfassung ausschlossen. Eben eine solche oktroyierte am 26. Juli 1854 Friedrich VII, den eine demokratische Partei und eine gemeine Frau beherrschten: und die regierende Partei der sogenannten Eiderdänen hatte längst die Gunst der Lage — die Schwäche Deutschlands — zur gewaltsamen Ausbreitung des Dänentums im Herzogtum Schleswig ausgebeutet, indem sie zahlreiche deutsche Prediger und Lehrer aus dem Lande trieb. Diese Vertriebenen fanden in Deutschland und namentlich in Preußen und da und dort im übrigen Norddeutschland eine mehr oder weniger kümmerliche Unterkunft: in Süddeutschland unterstützte man sie wenigstens mit einigem gesammelten Geld und guten Worten. Die Lage war hoffnungslos. Die im Bunde jetzt wieder vorherrschende Macht — Österreich — hatte im Grunde das gleiche Interesse wie Dänemark und die fremden Mächte — die Ausdehnung der preußischen Macht in jenen wichtigen Gegenden zu hindern: das einzige Interesse, das die österreichische Regierung neben der Erhaltung des Bestehenden in deutschen Dingen damals betätigte. In Preußen hatte die regierende Partei in ihrem blinden Hasse gegen alles, was mit der eben erst überwundenen „Revolution" zusammenhing oder nach Revolution aussah, keinerlei Sympathie für die Schleswig-Holsteiner, die sie wie ihr Parteiheiliger, der Zar Nikolaus, als Rebellen ansah, und der König selbst nahm kein lebendiges Interesse mehr an dieser Angelegenheit, die in den Augen eines preußischen Königs die erste hätte sein sollen. Und so geschah es, daß in den fünf Jahren seit 1852 der Bundestag sich mit matten Anfragen und ausweichenden Antworten hinhalten und in Dänemark geschehen ließ, was der dort regierenden Partei paßte oder beliebte.

Eine andere Sache lag Friedrich Wilhelm mehr am Herzen, die in einer deutschen Geschichte nur darum Erwähnung finden muß, weil sie für den damaligen politischen Tiefstand der Nation bezeichnend ist. Der Schweizer Kanton Neuenburg oder Neuchatel, ein Ländchen von dreizehn Quadratmeilen, war zugleich ein Besitz der preußischen Krone, in deren Hand es sich, ein oranisches Erbe, seit 1707

oder 1713 befand. Es war ein einigermaßen naiver, aber nicht unangenehmer Zustand, zugleich Republik und Monarchie zu sein, und das Ländchen wurde von Berlin aus mit einer gewissen Vorliebe, wie ein Landgut, behandelt. In den Stürmen des Jahres 1848, die auch in der Schweiz zu einer neuen Verfassung der Eidgenossenschaft führten, wurde diesem Zwitterzustand ein Ende gemacht durch eine unblutige Revolution der radikalen oder republikanischen Partei, vor der der preußische Statthalter weichen mußte. Seither hatte man überall Wichtigeres zu tun gehabt, als sich um diese Bagatelle aufzuregen: jetzt aber war es Zeit, wo es auch hier galt, Stellung gegen die Revolution und ihre Schöpfungen zu nehmen. Die Royalisten des Kantons Neuchatel — in einer kleinen Anzahl angesehener Familien des Landes vertreten — wurden von Berlin aus, und zwar direkt vom König ermutigt: am 3. September 1856 überfielen sie das Schloß und verhafteten die republikanische Regierung, wurden aber schon am folgenden Tage, hundertfünfzig an Zahl, leicht überwältigt und gefangen gesetzt. Schon auf dem Pariser Friedenskongreß hatte der preußische Gesandte, Manteuffel, auf den inkorrekten Zustand der Dinge in dem kleinen Lande die Rede gebracht, aber wenig Anklang gefunden: jetzt wurde eine große Staatsaktion daraus, die glücklicherweise aber mehr Stoff zu einer Komödie als zu einer Tragödie lieferte. Der Gedanke, wegen eines für Deutschland und Preußen vollkommen wertlosen Stückes Land, das gleichsam am andern Ende der Welt lag, einen großen Krieg zu entfesseln, war in Wahrheit zu abenteuerlich, als daß man an zu seine Ausführung ernsthaft gedacht hätte: es kam zu nichts weiterem als zu einigem Säbelrasseln in Berlin und einem Bramarbasieren mit Sempach und Morgarten in der Schweiz. Die einzige Ehrenpflicht war die Befreiung der gefangenen Royalisten, mit denen die Schweiz nicht so kurzen Prozeß machte wie Österreich mit seinen ungarischen Rebellen gemacht hatte: im Jahr 1857 wurde unter französischer Vermittlung die Angelegenheit auf glimpfliche Weise beigelegt; die Entschädigungssumme für den Verzicht auf seine Rechte hatte Friedrich Wilhelm den guten Takt nicht anzunehmen.

20. Die Regentschaft in Preußen. Thronbesteigung König Wilhelms I. Einigung Italiens.

Bis zum Jahr 1857 war es der herrschenden Partei vergönnt, sich auszuleben. Kurze Zeit aber nach der Beilegung der Neuenburger Sache, im Oktober, trat in Preußen die Wendung ein, welche ihr den wichtigsten Verbündeten entzog: König Friedrich Wilhelm erkrankte noch auf der Rückreise von einem Besuch in Wien an einem Gehirnleiden, das wenig und bald gar keine Aussicht mehr ließ, daß er das königliche Amt wieder übernehmen könne. Da seine Ehe kinderlos geblieben war, so war der nächste am Thron sein Bruder, Prinz Wilhelm von Preußen. Er trat erst als Stellvertreter — ein Verhältnis, das die Verfassung nicht kannte und das deshalb die herrschende Partei zu verlängern suchte, — weiterhin aber seit dem 7. Oktober 1858, als die dauernde Regierungsunfähigkeit des Königs nicht mehr zu leugnen war, in den verfassungsmäßigen Formen als Regent die Regierung an.

Mit ihm trat der Mann an die wichtigste Stelle, dem es beschieden war, die große deutsche Frage zu lösen und in einer Reihe fast wunderbarer Geschicke Deutschland die gesuchte und ersehnte Einheit zu verschaffen, den ohnmächtigen deutschen Bund durch den mächtigen deutschen Staat zu ersetzen. Der Prinz war in allem das Gegenteil seines königlichen Bruders. Ein Soldat, von ritterlicher Gestalt und geradem, von phantastischen Ideen und mystischen Träumen ungetrübtem, auf das Praktische gerichtetem Verstand, gutmütig ohne Schwäche; und in einem vor allem dem Bruder überlegen, der unstet und unklar und eben darum auch eigensinnig, auf allen Gebieten mit raschem und empfänglichem Geist sich oberflächlich zu orientieren bemüht, überall Dilettant und sogar mehr als Dilettant, aber nirgends wirklicher Sachkenner war:

der Prinz dagegen verstand eines aus dem Grunde, das für Preußen und Deutschland und namentlich in dieser Zeit das Wichtigste war, — den Soldatenberuf, und diese Sachkenntnis in dem einen machte ihn zugleich bescheiden, geneigt in dem, worin er nicht Sachkenner war, auf die Sachkundigen zu hören und sie gewähren zu lassen. Er hatte, altpreußisch und soldatisch gesinnt, keine Neigung für das konstitutionelle Wesen und das davon unzertrennliche parlamentarische Wortemachen, er war nicht wie der Bruder der Mann der feurigen Rede und der beredten Phrase, in die jene so gern übergeht, aber er wußte kurz und treffend zu sprechen, wo es nötig war. Er meinte, was er sagte: und so hatte er auch die Verfassung, nachdem er sie einmal als notwendig und der Zeit gemäß erkannt oder anerkannt hatte, als bindendes und ehrlich zu haltendes Recht mit Aufrichtigkeit und ohne die Hintergedanken Friedrich Wilhelms angenommen. Mit der reaktionären und unehrlichen Umgebung des Königs, die ihn argwöhnisch beobachtete, und mit dessen Politik befand er sich in einem stillen Konflikte, der einige Male auch zu einem offenkundigen Gegensatz wurde, und er hielt sich oder man hielt ihn abseits in Koblenz. Auch seine Gemahlin, die weimarische Prinzessin Auguste aus der großen Zeit Weimars, eine Frau von hochstrebendem Ehrgeiz, besaß Einfluß und sie stand mit einigen der rheinischen Liberalen, wie Ludolf Camphausen, in Verbindung, deren freiere Anschauungen sie namentlich in den Tagen von Olmütz teilte.

Das allgemeine Gefühl, daß nunmehr das Schlimmste vorüber sei, machte sich sofort bemerkbar und wurde verstärkt durch die sehr populäre Heirat des jungen Kronprinzen mit der englischen Königstochter Prinzessin Viktoria. Die volle Änderung des Systems trat mit der Regentschaft ein. Die seitherigen Minister Manteuffel, Raumer, Westphalen wurden entlassen und an ihre Stelle traten liberale Männer von gemäßigter Gesinnung und zuverlässigem Charakter: an der Spitze der Fürst Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, einst souveräner Bundesfürst, von Auerswald, ein persönlicher Freund des Regenten, von Bonin, der einst als Kriegsminister vor der russenfreundlichen Partei hatte weichen

müssen, von Patow und Graf Schwerin, der Führer der Altliberalen im Abgeordnetenhause, der seither hier den Kampf gegen die Reaktion bestanden hatte. Am 8. November in einer Anrede an das Staatsministerium entwickelte der Regent das Programm seiner Regierung: in schlichten Worten, ohne Rhetorik stellte es die Aufgaben Preußens und seiner Regierung nach allen Seiten klar: kein Bruch mit der Vergangenheit, jedoch besonnener Fortschritt; Achtung der Rechte der katholischen Kirche, Aufrechterhaltung der Union in der evangelischen; Pflege des Unterrichts in den höheren Lehranstalten wie in den Volksschulen; zeitgemäße Reorganisation des Heeres, dessen Bedeutung mit Nachdruck hervorgehoben wurde; moralische Eroberungen in Deutschland. Mit einiger Ausführlichkeit verweilte der Sprecher auf den kirchlichen Verhältnissen. Er verwarf — und er traf damit das gestürzte Parteiregiment ins Herz — mit kräftigem Wort die Orthodoxie, die sich zum Schaden der Union breit gemacht hatte, „alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken". Es war ein männliches Wort, das der Nation die Empfindung und das Wohlgefühl wiederkehrender Gesundheit gab. Mit großer Schonung der Personen und in langsamem Tempo ohne Überstürzung wurde der Übergang zu einem Neuen und Besseren ins Werk gesetzt; die gestürzte Partei erholte sich bald von dem ersten Schrecken und viele schickten sich an zu beweisen, daß sie auch anders könnten.

Man hatte, obgleich es nicht so schnell vorwärts ging, als die in neuen Schwung versetzte liberale Stimmung erwartete, und obschon namentlich die Entfernung der Werkzeuge der gestürzten Partei in den höheren Stellungen nur sehr zögernd erfolgte, gleichwohl ein Recht, von einer neuen Ära zu sprechen. Überall erhoben sich die liberalen Kräfte vom Boden und es traf sich glücklich, daß eben jetzt eine neue große europäische Frage auftauchte und in ihr entscheidendes Stadium trat, die auch Deutschland nahe, und näher als man im ersten Augenblick dachte, berührte.

In Italien hatte der längst bestehende Gegensatz zwischen Öster-

reich und dem Königreich Sardinien bis zum Abbruch des diplomatischen Verkehrs geführt und der piemontesische Staatsmann, Graf Cavour, gestützt auf die Sympathien Englands und geheime Abmachungen mit Napoleon, machte kein Hehl daraus, daß zwischen Piemont als dem Vertreter der italienischen Einheitsidee und Österreich kein dauernder Friede möglich sei. Der französische Kaiser, durch wiederholte Attentate, zuletzt durch das des Romagnolen Orsini am 14. Januar 1858, aufmerksam gemacht, daß man „etwas für Italien tun müsse", lüftete, nachdem er sich mit Cavour verständigt hatte, die Maske, indem er beim Neujahrsempfang des diplomatischen Korps am 1. Januar 1859 dem österreichischen Gesandten in der Weise seines Oheims, nur in höflicherer Form als dieser zu tun pflegte, sein Bedauern aussprach, daß seine Beziehungen zur österreichischen Regierung weniger gut seien als früher. Noch im gleichen Monat erläuterte der König von Sardinien die Situation durch eine Thronrede, in der er von dem Schmerzensschrei sprach, der von vielen Teilen Italiens zu ihm dringe und gegen den Piemont nicht gleichgültig sein dürfe. Die Vermittler, England und Preußen, eilten herbei, den gefährlichen Brand zu löschen, der hier sich ankündigte. Auch Frankreich stimmte schon der Entwaffnung und einem Kongreß zu: da kreuzte Österreich durch ein Ultimatum in Turin am 17. April die Friedenshoffnungen; die drei Tage Frist, die der Österreicher gestellt hatte, verstrichen und der Überbringer erhielt nur die Antwort, daß man ihm nichts zu sagen habe. Der verhängnisvolle Krieg brach aus und mit gespanntester Aufmerksamkeit folgte man in Deutschland seinem Verlauf.

Er war für die schlechtgeführten österreichischen Waffen sehr unglücklich. Ungeachtet des Vorsprungs an Zeit, den die österreichische Armee für sich hatte, vereinigten sich die Franzosen und die Piemontesen. Die Schlacht bei Magenta am 4. Juni, der Einzug des Kaisers Napoleon in Mailand am 8., die Flucht der Fürsten der kleinen Staaten Oberitaliens, die Erfolge des Freischarenführers Garibaldi, am 29. die große Niederlage Österreichs

bei Solferino hielten auch in Deutschland die Gemüter in fieberhafter Aufregung. Schon näherte sich der Krieg deutschem Bundesgebiet und mußte also Deutschland zu unmittelbarer Teilnahme zwingen, als höchst unerwartet die Nachricht kam, daß am 11. Juli die beiden Herrscher — denn auch Franz Joseph war auf dem Kriegsschauplatz persönlich erschienen — zu Villafranca zusammengekommen, daß ein Waffenstillstand geschlossen worden sei, dem ohne Zweifel der Friede folgen werde.

Diesem so rasch verlaufenden Kriege ging eine nicht minder wichtige Entwicklung der deutschen Angelegenheiten zur Seite, wobei die Ähnlichkeit und bald die Verkettung der Geschicke Deutschlands und Italiens mehr und mehr in den Gesichtskreis traten. Anfangs sahen manche in dem Kriege schon den Ausbruch eines Weltbrandes, in dem Romanen und Slaven mit den Germanen sich messen würden; andere glaubten, daß Napoleon sich nicht mit dem begnügen werde, was etwa in Italien zu gewinnen sei, daß seine eigentliche Absicht auf Eroberungen in Deutschland, auf die Rheingrenze gehe, und mit schwungvollen Worten versuchte die „Augsburger Allgemeine Zeitung", welche die öffentliche Meinung in Süddeutschland beherrschte, der Nation die Phrase aufzureden, daß es jetzt gelte, den Rhein am Po zu verteidigen. Auch war die Erinnerung an die gemeinsam verlebte Geschichte noch lebendig und die allgemeine Auffassung, die mehr dem Gemüt und Gefühl als dem Verstand und namentlich dem politisch geschulten Verstand, entsprang, daß die habsburgische Monarchie und das deutsche Volk in Österreich ein und dasselbe seien, war noch in ganz Deutschland so mächtig, daß man überall die Niederlagen der Österreicher mit schmerzlichen Sympathien empfand, und daß immer leidenschaftlicher, namentlich im Süden, das Verlangen laut wurde, Deutschland möge dem bedrängten Bruder zu Hilfe kommen. Daß das eine seltsame Art war, den Rhein am Pō zu verteidigen, wenn man die ganze Wucht des feindlichen Angriffs vom Po an den Rhein hinzog, gestand man sich nicht. Österreich aber war, wie natürlich, derselben Meinung: es verlangte Hilfe und Kriegsbeistand kraft

Bundesrechts: die Frage aber war, wie Preußen sich zu der gesamten Lage stellen würde. Und hier waren nicht mehr der unklare und phantastische Friedrich Wilhelm IV und die gedankenlose Revolutionsfurcht am Ruder, nicht mehr die Ultras der Reaktion, die, wie Leopold von Gerlach, in Napoleon III die Verkörperung der Revolution sahen, sondern ein Mann und Männer, welche die Dinge sahen, wie sie in Wirklichkeit waren. Diesmal war die preußische Politik trotz des Geschreis, das von verschiedenen Seiten sich gegen sie erhob, eine klare und gute: wachsame Neutralität, solange der Krieg sich auf Italien beschränkt, Eintritt in den Krieg mit ganzer Kraft als europäische Großmacht, sobald deutsches Bundesgebiet verletzt wird. Demgemäß wurde am 11. Juni die preußische Armee mobil gemacht und noch nach der Schlacht bei Solferino ein Observationskorps am Rhein aufgestellt. Der listige Versuch, Preußen durch die Ernennung seines Regenten zum Bundesoberfeldherrn nach § 48 der Bundeskriegsverfassung zu gewinnen, mißlang: jetzt waren alle diese Hin- und Herzüge unnötig geworden und es ist sehr glaublich, daß Franz Joseph sich zu dem raschen Friedensschluß mit dem Opfer der Abtretung der Lombardei hauptsächlich in der Erwägung entschlossen habe, daß bei weiterer Fortsetzung des Krieges auf deutschem Boden die Führung an Preußen übergegangen sein und ein erster Sieg gegen Frankreich Preußen an die Spitze Deutschlands gehoben haben würde. Welchen Dank vom Hause Habsburg aber Preußen für eine Kriegshilfe zu erwarten gehabt hätte, bewies das Manifest vom 15. Juli, in welchem Franz Joseph seinen Völkern den Friedensschluß ankündigte und ziemlich unverblümt dessen Notwendigkeit damit begründete, daß er von seinem ältesten und natürlichsten Bundesgenossen in Deutschland trotz der sonstigen Teilnahme deutscher Regierungen und Bevölkerungen nicht unterstützt worden sei.

Die Sache war aber mit dem Waffenstillstand und dem Abschluß der Friedenspräliminarien und des im November folgenden Züricher Friedens noch keineswegs zu Ende: sie begann ihre Folgen für Deutschland erst zu entwickeln. Unaufhaltsam und in gewissem

Sinne für Deutschland vorbildlich, vollzog sich in Italien die Einheitsbewegung. Statt nach dem Friedensvertrag die flüchtig gewordenen Fürsten von Parma, Modena, Toskana und in der päpstlichen Romagna wieder einzusetzen, dekretierten deren Bevölkerungen nach der Reihe vielmehr in aller Ruhe den Anschluß an Piemont. Im weiteren Verlauf dieser ungeheuren und erschütternden, dabei aber doch friedlichen Bewegung warf der Freischarenführer und Volksheld Garibaldi, mit einigen tausend Freiwilligen auf Sizilien landend, den gänzlich morschen Thron von Neapel über den Haufen, 1860, und nunmehr schritt, damit nicht alles auf revolutionärem Wege geschehe, die italienische Regierung ein, die mit dem Ziele der Bewegung natürlich einverstanden war. Am 14. März 1861 krönte Viktor Emanuel das Gebäude der Einheit Italiens, dem nur noch Venetien und der westlich vom Apennin gelegene Teil des Kirchenstaats mit der Hauptstadt Rom fehlten, indem er den Titel eines Königs von Italien annahm. Das legitimistische Europa hatte dieses Ereignis mit seinen Protesten, mit der Abberufung seiner Gesandten und anderem vergebens zu hindern versucht. Unaufhaltsam setzte sich in Italien das Nationalitätsprinzip und der Volkswille durch: Preußen, meinte Cavour, als auch dieses gegen das Unerhörte, was hier geschah, Einspruch erhob, werde eines Tages froh sein, auf ein solches Beispiel sich beziehen zu können. Das preußische Abgeordnetenhaus aber nahm auf den Antrag des Abgeordneten von Vincke in die Adresse, mit der es die erste Thronrede König Wilhelms beantwortete, am 6. Februar 1861 den Satz auf: „Der fortschreitenden Konsolidierung Italiens entgegenzutreten, erachten wir weder im preußischen noch im deutschen Interesse."

Die Erfahrungen, die man während des letzten Krieges gemacht hatte, waren wohl geeignet, auch in Deutschland die Geister zu scheiden und die Menschen zu neuer politischer Arbeit aufzumahnen.

Das im Anfang der fünfziger Jahre nach Niederwerfung der Revolution aufgerichtete System hatte vor allem in Österreich selbst schmählich Bankrott gemacht und die großen Worte von der Verjüngung Österreichs und dem herrlich aufblühenden Donau-

staat hatten sich mehr oder weniger als Schwindel erwiesen. Einige aufsehenerregende Vorgänge, Verhaftung und Selbstmord hochgestellter Persönlichkeiten, die mit bedenklichen Geschäften in Zusammenhang standen, die während des Krieges von dieser Seite gemacht wurden, hielten die Aufregung wach und mit Entsetzen vernahm man, daß auch der seither als genialer und glücklicher wirtschaftlicher Reformator Österreichs gepriesene Finanzminister Freiherr von Bruck, ein Rheinländer von Geburt, Hand an sich selbst gelegt habe. Man brachte diesen Selbstmord in Zusammenhang mit der Entdeckung, die man jetzt machte und die allerdings ein grelles Licht auf die Zustände warf, mit einem Betrug im großen, der während des Feldzugs geschehen war: man hatte eine Kriegsanleihe von fünfhundert Millionen Gulden aufgelegt und nicht nur diese, sondern auch die hundert Millionen, mit denen sie überzeichnet worden war, ohne etwas zu sagen, mit eingezogen und mit aufgezehrt. Der Eindruck, daß es so nicht weiter gehen dürfe, war allgemein und die Stimmung wurde bedrohlich. Zuerst in Ungarn machte sie sich so nachdrücklich geltend, daß man hier zunächst in die konstitutionelle Bahn zurückzulenken und, von Zugeständnis zu Zugeständnis gedrängt, die Ordnungen von 1848, also die altungarische Verfassung, wieder herzustellen beschloß. Aber auch in den deutschen und den übrigen Ländern mußte man sich zu diesem Wege bequemen. Schon im Dezember 1860 war man nach verschiedenen Experimenten so weit, daß nichts übrig blieb, als ein liberales Ministerium und an dessen Spitze den klügsten Kopf dieser Richtung, den Mann aus der achtundvierziger Zeit, Ritter Anton von Schmerling, zu berufen: er sollte es mit dem von ihm schon 1848 gehegten Ideal, einer liberalen österreichischen Politik und einer liberalen Gesamtstaatsverfassung der habsburgischen Länder, versuchen. Ein Parlament — ein engerer und weiterer Reichsrat, zerfallend in ein Herrenhaus und ein Haus der Abgeordneten, — mit allem sonstigen Schmuck konstitutioneller Staaten ward gebildet und begann zu funktionieren: die Ungarn freilich versagten sich noch, durch deren Beitritt der „engere Reichsrat“

zum „weiteren" werden und dann in den Vollgenuß parlamentarischer Herrlichkeit treten sollte. Es war ein Schritt, der bei der Zusammensetzung des Reichs nur neue Schwierigkeiten voraussehen ließ. Aber für den Augenblick und für die freundlich gesinnten und gern getäuschten Politiker in Süddeutschland tat er guten Dienst und dem konstitutionellen Österreich wandten sich rasch die Sympathien wieder zu, die das bei Solferino auf immer, wie man glaubte, besiegte und beseitigte absolutistische System verwirkt hatte. Die ungeheuren Schwierigkeiten, die dort noch der konstitutionellen Entwicklung entgegenstanden, wie diejenigen, welche der gesuchten deutschen Einheit von dorther noch immer drohten, übersah die kurzsichtige Politik des Tages.

Lebhafter als je zuvor hatte der Krieg von 1859, in dem die Schäden der Bundesverfassung so grell zutage getreten waren, die Frage der Bundesreform und den deutschen Einheitsgedanken angeregt. Er war seither in mancherlei Weise weitergepflegt worden: jene Wanderversammlungen der Naturforscher und Philologen, der Juristen und Volkswirte, die alljährlichen Zusammenkünfte der Buchhändler aus ganz Deutschland in Leipzig, übten ihre Wirkung auf die höheren Schichten; die Sänger-, Turner- und Schützenfeste versammelten größere Massen alljährlich in den verschiedenen Städten und wenn auch bei den hier gehaltenen Reden viel hohle Rhetorik und Phrase war und diese Virtuosität der Prunkrede, die sich hier allmählich ausbildete, selbst wieder zu einem Hindernis und ernsthaften Übel wurde, so war doch der Kern echt und gesund: und eben im Jahre des Krieges, am 10. November 1859, kam ein wirklich nationaler Festtag, wie ihn Deutschland noch nie so schön erlebt hatte — die Hundertjahrfeier von Friedrich Schillers Geburtstag. Es war ein Tag, an dem vor dem Bild ihres großen Dichters — eines Dichters, der die Stoffe seiner Dramen dem handelnden Leben in Staat und Gesellschaft entnahm und sie mit dem Schwung seiner Sprache, dem edlen Idealismus einer männlichen Seele, durchdrang — die ganze Nation in einer sie ehrenden Weise, ohne Mißklang trotz aller Gegensätze, die sie sonst

entzweiten, einen Heros des Geistes feierte und sich, bis in ihre tiefsten Schichten, als eine Nation empfand: ihr eigenes Idealbild sah sie einen Augenblick verkörpert vor sich.

Aber nicht bloß in der Begeisterung eines Festtags gab sich der neuerwachte politische Sinn kund. Die Geister begannen sich deutlich zu scheiden und in große Parteien zu organisieren. In unmittelbarer Folge des Kriegs bildete sich, nach italienischem Vorbild, der Nationalverein, der, den Gedanken der Kaiserwahl von 1849, das sogenannte kleindeutsche Programm wieder aufnehmend, die nationale Einigung unter Führung Preußens anstrebte. Dieser Gedanke der Begründung einer nationalen Partei in Deutschland, den der Herzog Ernst von Koburg begünstigte, — er war schon bisher ein ausgesprochener Anhänger der liberalen Sache gewesen —, ursprünglich nur von etlichen norddeutschen Politikern gehegt, breitete sich, von dem staatsmännischen Geist Rudolf von Bennigsens aus Hannover mit Entschiedenheit und Besonnenheit vertreten, rasch in allen deutschen Landen, auch im Süden, hier mehr, dort weniger, aus. Es war die alte Partei der Gothaer oder der Erbkaiserlichen in zeitgemäßer Erneuerung: und sie verfolgte, wenigstens zu Anfang und unterstützt durch die ihren Anschauungen günstige Wendung der Dinge in Preußen, geschlossen ein bestimmtes Ziel. Ihr stellte sich eine andere, großdeutsche, wie sie sich nannte, weil sie auch Österreich mit in dem zu reformierenden Bunde mit einbegriffen wissen wollte, entgegen, die sich als deutsche Reformpartei gleichfalls eine Art Organisation zu geben versuchte: dies aber freilich mit geringem Erfolg, da sie nur einig war in dem, was sie nicht wollte, aber kein einheitliches Ziel und kein praktisches Programm besaß. Sie setzte sich aus sehr widersprechenden Elementen zusammen: Katholiken, evangelischen Konservativen, Demokraten und Partikularisten aller Farben und Gefühlspatrioten, denen das Arndtsche „Das ganze Deutschland soll es sein“ und das „Soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt“ die politische Richtung vorzeichnete.

Dieser Gegensatz wirkte auch in den Einzelstaaten, wo überall

die Reaktion mit einer liberalen Opposition im Kampfe lag und deren politisches Leben seit 1848 ganz anders als früher von der Entwicklung der Gesamtheit mitbestimmt war. In Bayern herrschte, wie auch anderwärts, die „großdeutsche" Richtung vor; der Nationalverein hatte hier nur eine kleine Anzahl von Anhängern, die im Jahre 1863 aber doch bereits stark genug waren, um sich als selbständige Partei, als „Bayerische Fortschrittspartei" zu konstituieren. Einstweilen ging der Streit um Verfassungsfragen interner Art und er nahm zuletzt fast einen persönlichen Charakter an, zwischen dem reaktionären Minister von der Pfordten und dem Präsidenten der Kammer Dr. Weis. König Max II, der kein Obskurant war, Sinn und Verständnis für die Wissenschaft hatte und namentlich um die Erforschung der Geschichte sich verdient gemacht hat, lenkte 1858 mit dem Königswort „Ich will Frieden haben mit meinem Volk" ein und entließ den Minister von der Pfordten; von der Selbständigkeit Bayerns auch nur ein Titelchen abzugeben zugunsten einer vernünftigen Reform der Bundesverfassung, war der König nicht gesonnen. Seine Idee war die „Trias": hiernach sollte der österreichisch-preußische Dualismus durch eine Vereinigung der Mittelstaaten überwunden werden, in der Bayern die Hauptrolle zugedacht war. Die Berufungen von Gelehrten und Dichtern wie Liebig, Dönniges, Giesebrecht, Bluntschli, Geibel, Heyse, Riehl, Schack nach München zogen dem König manche Anfeindung zu, sie trugen aber Früchte für das Land, das materiell und geistig aufblühte, zumal auch die von Ludwig I für die Kunst gemachten Aufwendungen reichlich Zinsen zu tragen begannen. Zwischen dem politischen Wesen und der katholischen Kirche herrschte in Bayern im ganzen Friede und Verständnis. Die katholische Kirche hatte sich in ganz Deutschland die achtundvierziger Zeiten und namentlich die wiederbeginnende Reaktion mit Klugheit zunutze gemacht: noch im November jenes verworrenen Jahres stellten ihre Bischöfe die ausschweifendsten Forderungen und sie ließen sich den Paragraphen der Frankfurter Verfassung, daß die Kirche ihre Angelegenheiten selbst verwalte, eben seiner

Deutungsfähigkeit wegen wohlgefallen. Sie pochten darauf, daß in dem Sturm der Revolution der Fels Petri allein unerschüttert geblieben sei und daß die Kirche allein die Revolution besiegen könne. Im Jahre 1852 begannen die Bischöfe diese Revolution selbst, nur in ihrem Sinne, indem sie erklärten, daß sie in jedem einzelnen Falle handeln würden, als ob ihre Forderungen von den Regierungen schon zugestanden wären: man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen. Die römische Kirche wußte sich in die Zeiten zu schicken und mit dem augenblicklich ihr so günstigen Wind zu segeln: sie rief im preußischen Abgeordnetenhause eine katholische Partei ins Leben und wir sahen, wie sie im Jahre 1855 in dem österreichischen Konkordat einen großen Pyrrhussieg gewann. Um Konkordate, Konventionen mit Rom, handelte es sich auch in Württemberg und Baden. Hier allerdings drang die Partei nicht durch. In dem von alters her vom protestantischen Geist getränkten Württemberg wehrte sich die Kammer und die Bevölkerung lebhaft gegen diesen Vertrag, den der alternde König mit einer fremden Macht geschlossen, und setzte ihren Willen durch: sie erklärte im März 1861 das Konkordat für unverbindlich und verwies die Klagen der Katholiken auf den Weg der Landesgesetzgebung. In Baden, wo die katholische Konfession zwei Drittel der Bevölkerung ausmachte, wie umgekehrt in Württemberg die protestantische, wurde die ähnliche „Konvention" schon im März 1860 in der Kammer verworfen und von dem Großherzog Friedrich, der in dem Jahre 1858 seine lange und gesegnete Regierung antrat, wurden neue Wege eingeschlagen: neben dem Herzog Ernst von Koburg und bedeutender als dieser war er der erste deutsche Fürst, der die Zeit und das Sehnen der Nation verstand und in wirklich nationalem Sinn sein fürstliches Amt verwaltete. Das neue liberale Ministerium, dessen Einsetzung in Deutschland überall als erstes Zeichen einer freieren Entwicklung empfunden wurde, war von der Popularität des Großherzogs getragen und auf dem Wege einer verständigen Gesetzgebung wurde auch hier die unbotmäßige Geistlichkeit und der kirchliche

Streit zur Ruhe gebracht. Ein Seitenstück zu diesem Konflikt bot auf evangelischem Boden das Königreich Hannover. Hier regierte seit 1851 ein Blinder, Georg V, wie alle Welfen klug im einzelnen, borniert im großen: in ungeheurem dynastischem Dünkel glaubte er sein Welfenhaus bestimmt, „bis zum Ende aller Dinge" zu regieren, und hatte die Abgeschmacktheit, dies bei jeder Gelegenheit auszusprechen. Er teilte den allgemeinen Widerwillen der Mittelstaaten gegen den Nationalverein und ließ den geheimsten Gedanken des Territorialfürstentums durchblicken bei Gelegenheit einer Äußerung seines Ministers von Borries, die in ganz Deutschland mit großer Entrüstung aufgenommen wurde, daß eine preußische Zentralgewalt soviel bedeuten würde als eine Mediatisierung der deutschen Fürsten und daß gegen eine solche die deutschen Staaten genötigt sein würden, sich miteinander oder mit auswärtigen Mächten zu verbinden: er erhob ihn in den Grafenstand. Feiner verfuhr man im Königreich Sachsen, wo ein Mann von hoher Bildung und von Gewissen, König Johann, und ein kluger und gewandter Minister, Freiherr von Beust, regierte; dieser gab, der veränderten Stimmung in der Nation wohl kundig, dem seitherigen System eine kleine Wendung mit liberalen Zugeständnissen oder Vorspiegelungen und beschäftigte sich, von brennendem Ehrgeiz verzehrt mit Entwürfen von Bundesreformplänen, wobei es vor allem galt dem sächsischen Partikularismus gerecht zu werden. Mehr oder weniger war es überall das Gleiche, nur daß in jedem Staat sich die Reaktion durch irgend einen besonderen Zug lächerlich oder verächtlich machte: in Mecklenburg durch die altväterische Verfassung und ein Junkerparlament in bizarren und kindisch gewordenen Formen, in Nassau durch ein schamloses Willkürregiment mit Verfolgung der der Hofpartei des kleinen Landes mißliebigen Beamten; im Großherzogtum Hessen unter dem zweideutigen Minister von Dalwigk durch die lächerliche Uniformierung der „Diener", wie man hier wie in Hannover die Beamten nannte, denen man auch die sonst in Deutschland rasch sich ausbreitende Freiheit, Schnurrbart oder Vollbart zu tragen, versagte.

Sehr viel ernsthafter als diese russische Abgeschmacktheit war, was in Kurhessen geschah. Der Kurfürst schaltete hier in seiner Weise weiter, in weltlichen Dingen mit Hassenpflug, in geistlichen mit dem Konsistorialrat Vilmar, der ein trauriges Beispiel davon war, wohin orthodoxer Eifer selbst einen feingebildeten und edel veranlagten Mann bringen kann. Der Kurfürst verkündigte, den Bundestag und Österreich im Rücken, im Jahre 1860 eine neue Verfassung und ließ im Juli die Wahlen nach deren Bestimmungen ausschreiben. Allein die Gewählten erklärten sich, als sie zusammentraten, für inkompetent, da die Verfassung von 1831, als allein rechtmäßig zustande gekommen, die allein gültige sei: und die Versammlung wurde demgemäß aufgelöst. Dasselbe wiederholte sich im folgenden Jahr und noch einmal im Januar 1862. Preußen und das mittlerweile konstitutionell gewordene Österreich beantragten nun am Bunde die Aufforderung an den Kurfürsten, die Verfassung von 1831 herzustellen: als der Kurfürst trotzdem abermals die neuen Wahlen nach der Verfassung von 1860 anordnete, schickte der preußische Minister Graf Bernstorff den General Willisen mit eigenhändigem Schreiben des Königs nach Kassel. Der Kurfürst empfing den Abgesandten des Königs von Preußen in der Weise, die seinem, des Kurfürsten, Bildungsstande entsprach: da machte Preußen zwei Armeekorps mobil und verlangte als Genugtuung die Entlassung der Minister. Am Bundestag sah man den Ernst und nahm nun den Antrag auf Anerkennung der Verfassung von 1831 an, eine neue Versammlung der Stände, nach dieser Verfassung gewählt, trat zusammen, Oktober 1862: sie wählte den Vorsitzenden der seitherigen Protestversammlungen zum Präsidenten. Noch einmal zeigte der Tyrann seinen üblen Willen und er bequemte sich erst zur Nachgiebigkeit, als am 24. November die preußische Note, die diesmal durch einen Feldjäger überbracht wurde, ihm mit Regelung der Angelegenheit unter Zuziehung der Agnaten drohte. Am 30. Juni 1863 kam das erste konstitutionelle, der Verfassung entsprechende Finanzgesetz in Hessen zustande.

21. Deutsche Bundesreform und preußische Heeresreform. Berufung Bismarcks.

Mittlerweile war auch die große deutsche Frage, die Bundesreformfrage, etwas in Gang gekommen. Ungestümer regte sich das Verlangen nach einer Volksvertretung am Bunde, — einem Parlament also neben der Versammlung der fürstlichen Delegierten, dem Bundestag, und die Kammern der Einzelstaaten sprachen dies in Resolutionen gelegentlich von neuem aus. Der Standpunkt der preußischen Regierung war ein anderer. König Wilhelm hatte in seiner ersten Thronrede als König sehr richtig gesagt: „Meine Pflichten für Deutschland fallen mit meinen preußischen zusammen", und die richtige Formel für dieses Programm war auch schon gefunden: Beschränkung der Versammlung in Frankfurt auf das genaueste Maß der ihr in der Bundesakte zugewiesenen Wirksamkeit, Weiterentwicklung der deutschen Einheit auf dem Wege der Vereinbarung unter den Einzelstaaten, — auf demselben Wege also, der beim Zollverein eingeschlagen worden war. Dieser hatte sich wiederum in der Krisis vollauf bewährt, die durch den 1862 von Preußen mit Frankreich geschlossenen Handelsvertrag herbeigeführt worden war. Einige der deutschen Mittelstaaten hatten sich diesem Vertrage heftig widersetzt und sie waren dabei von einzelnen wirtschaftlichen Sonderinteressen und von Österreich unterstützt: als aber Preußen fest blieb und einen Termin setzte, von dem an es mit den zustimmenden Regierungen allein den Zollverein fortsetzen werde, beeilten sich die Bundesregierungen, deren Finanzen den Verein nicht entbehren konnten, eine nach der anderen noch unter Dach zu kommen, ehe die Türe zugemacht würde, und Preußen hatte einen vollständigen Sieg davongetragen. Und was hinderte, in derselben Weise auch auf

anderen Gebieten Verträge zu schließen und so die deutsche Einheit allmählich zu erreichen, bei der der Natur der Sache nach Preußen die erste, die hegemonische Stelle von selbst zufiel, aber alle ihre Rechnung fanden? Ein weiteres Beispiel war schon gegeben in den Militärkonventionen, die Preußen mit einigen der in seiner Machtsphäre liegenden Zwergstaaten abgeschlossen hatte. Die Staatsmänner der Mittelstaaten bemerkten diese Strömung wohl und bei einer Zusammenkunft mit dem Kaiser von Frankreich in Baden-Baden im Juni 1860, bei der sich auch, schwerlich zur Freude Napoleons, eine Anzahl anderer deutscher Fürsten eingefunden hatte, trat die hervorragende Bedeutung des preußischen Regenten um so mehr hervor, je weniger er sie äußerlich hervortreten zu lassen strebte und je weniger er auf die ihm von dem klugen württembergischen König gestellte Frage einging, was er eigentlich für Deutschland beabsichtige. Mit besonderem Hasse verfolgten die Mittelstaaten deshalb den Nationalverein, der offen diesem Ziele einer preußischen Vormachtstellung zustrebte: zugleich aber rückten sie nun auch mit eigenen Reformplänen heraus. Der klügste und selbstbewußteste von ihnen, der sächsische Minister von Beust, brachte im Oktober 1861 einen solchen fein ausgeklügelten vor, der dem Bundestag eine aus Delegierten der Landesvertretungen zusammengesetzte, von dem Bundestag zu berufende Versammlung mit sehr mäßigen Rechten an die Seite stellte: die Bundesexekutivgewalt sollte in den Händen des Kaisers von Österreich, des Königs von Preußen und eines dritten von den übrigen beauftragten Fürsten liegen. Österreich stimmte diesem Projekt und dem sogenannten Alternat zwischen Österreich und Preußen zu, vorausgesetzt, daß der Bund sein Verteidigungssystem auch auf die außerdeutschen Besitzungen Österreichs erstrecke — hier kam also der Pferdefuß, das Siebzigmillionenreich, wieder zum Vorschein. Ein anderer bundesstaatlicher Minister, der Württemberger Freiherr von Linden, verstieg sich angesichts dieser und ähnlicher Projekte, mit denen man die Einheitsbestrebungen zu beschwichtigen oder zu beschäftigen suchte, in der Eröffnungsrede der dortigen Kammer vom 2. Mai 1862 zu der Phrase, daß nun-

mehr Unterhandlungen über positive Vorschläge zu einer Bundesreform in sichere Aussicht gestellt seien. Die Antwort Preußens wies, getreu dem Programm der Regierung, auf die Unmöglichkeit hin, auf dem Wege eines organischen bundesgesetzlichen Vorgehens vorwärtszukommen, da nach der Bundesverfassung Einstimmigkeit verlangt sei, und betonte dagegen den Weg der engeren Vereinigung durch freie Vereinbarung seiner Glieder — mit andern Worten, sie kam auf den Unionsgedanken von 1849 zurück. Gegen diesen Gedanken eines engeren Bundes, der auf einen „Subjektionsvertrag" hinauskomme, protestierten Österreich, Bayern, Württemberg, Hannover, Hessen-Darmstadt und Nassau in gleichlautenden Noten.

Noch aber glaubten sie ruhig schlafen zu können, denn in Preußen selbst hatte sich mittlerweile der Horizont sehr verdüstert.

In der Thronrede vom 12. Januar 1860 kündigte der Regent eine Reform der preußischen Heeresverfassung an und einen dementsprechenden Gesetzesentwurf legte das Ministerium am 10. Februar vor; in dieses war am 5. November 1859 der Generalleutnant Albrecht von Roon (geb. 1803) an Stelle von Bonins als Kriegsminister eingetreten, eine Persönlichkeit von umfassender wissenschaftlicher Bildung und festem Charakter, ein Mann, wie ihn die schwierige Aufgabe der Ausarbeitung und Durchführung der Heeresreform forderte. Es war ein wohl- und lange durchdachter Plan, der sich weiterhin in drei großen Kriegen bewähren sollte, auf Einsicht und Erfahrung dessen gegründet, der die Dinge am besten kannte und verstand, des Prinzregenten Wilhelm selbst. Die im Jahre 1814 festgesetzte jährliche Aushebung von vierzigtausend Mann entsprach nicht mehr dem Stand der Bevölkerung; im Jahre 1859 blieben infolgedessen dreiundzwanzigtausend taugliche junge Männer vom aktiven Militärdienst frei, sie wurden aber nach dem Gesetze in die Landwehr eingereiht, die bei Mobilmachungen nun um so stärker herangezogen werden mußte, je geringer der Aktivstand des Heeres war. Diesem Mißstand, der bei der Mobilmachung von 1859 empfindlich hervorgetreten war, sollte die Heeresreform steuern. Die Grundzüge der Reform waren: Erhöhung des jährlichen Kontingents

der Aushebung von vierzigtausend auf dreiundsechzigtausend Mann; dreijährige Dienstzeit wie seither, dagegen Ausdehnung der zweijährigen Dienstzeit in der Reserve auf vier Jahre, also der Gesamtdienstzeit in der Linie von fünf auf sieben Jahre; dagegen Herabsetzung der Dienstzeit in der Landwehr ersten Aufgebots von sieben auf vier, der in der Landwehr zweiten Aufgebots von sieben auf fünf und mithin Verkürzung der Gesamtdienstpflicht um drei Jahre. An den Prinzipien des Gesetzes von 1814 war nichts geändert. „Das preußische Heer wird auch künftig das preußische Volk in Waffen sein" sagte die Thronrede: das neue Gesetz wollte die Lasten und Opfer des Krieges auf die Männer im Alter vom zwanzigsten bis zum siebenundzwanzigsten Jahr legen und dagegen die Familienväter und Hauptträger des Geschäfts- und Erwerbslebens, also die Hauptkraft des Staates, schonen. Doch die Durchführung der Reform kostete Geld, wenn auch die geforderte jährliche Mehrausgabe von siebeneinhalb Millionen Talern, gemessen an den heutigen Staatsausgaben, kaum der Rede wert war. Das Land freilich war nicht reich: und die Maßregel widerstrebte dem Geist der Zeit, dem des Soldatenwesens ohnehin zuviel war, und vor allem, wie man mit mehr Recht klagte, Preußen trug schon seither schwer an seiner deutschen Pflicht, die es zwang, seinerseits durch erhöhten Aufwand für das Militär die Mängel der schlechten Bundeskriegsverfassung und ihrer nicht minder schlechten Ausführung zu decken. Die Liberalen und die weiten Kreise des liberalen Anschauungen huldigenden Bürgertums bewegten sich in einem falschen Zirkel. Man wollte Erleichterung der Militärlast durch Schaffung der deutschen Einheit, die doch schwerlich ohne den Rückhalt eines starken preußischen Heeres zu bewerkstelligen war, und man versagte die Mittel für dieses, d. h. man wollte den Zweck ohne die Mittel. Dazu kam die Unzufriedenheit mit der langsamen Gangart, die der Fortschritt im Staatswesen angenommen hatte, so wie man ihn verstand. Andererseits war nicht zu verkennen, daß die gestürzte Partei, die Junkerpartei, wie man sie ärgerlich nannte, die durch die Wahlen aus ihrer herrschenden Stellung in

eine geringe Minorität versetzt, gleichwohl in den meisten einflußreichen Stellungen verblieben war, das Haupt schon wieder stolzer trug. Und in der Tat mußte sie sich jetzt die Gelegenheit ersehen, wieder in die Höhe zu kommen, da sie wußte, daß das Herz des Regenten auf der neuen Heeresorganisation stand, die außerdem ihrer eigenen Vorliebe für das Heer und ihren Interessen entsprach. Mit Freude sah sie den Fehler, den die Gegenpartei beging, indem sie nicht nur die günstige Gelegenheit versäumte, sich dem Herrscher angenehm zu machen und dadurch ihr System am Ruder zu erhalten, sondern sich vielmehr in steigendem Maße den Regenten entfremdete, der ihr ohnedem keineswegs ganz gehörte.

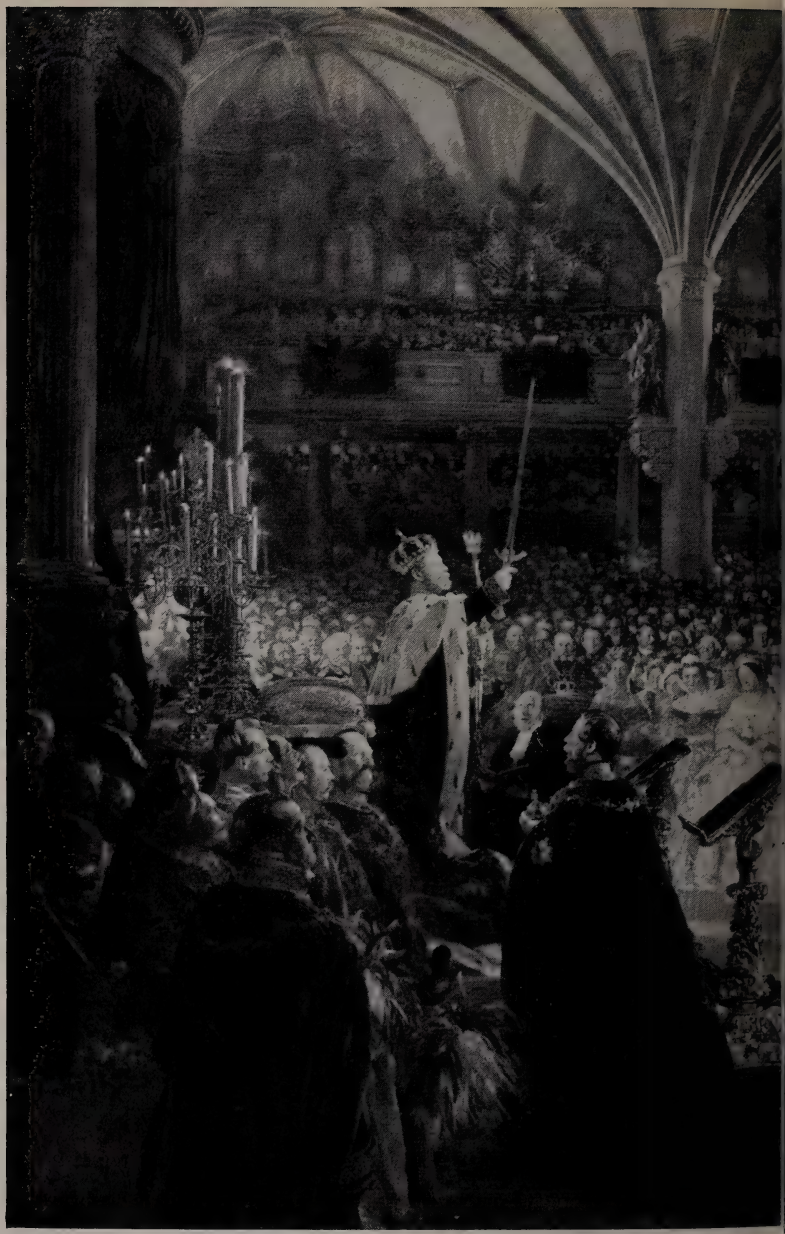
Am 2. Januar 1861 erlag König Friedrich Wilhelm seinem langen Leiden und Wilhelm I trat seine Regierung als König an. Er behandelte das Andenken an den Bruder jederzeit mit großer Pietät und Schonung, worin ihm die Geschichte nicht ganz folgen kann. Friedrich Wilhelm IV war ein höchst geistvoller, von vielseitigen Interessen bewegter Fürst, von religiösem Ernst und reinen Sitten, als Privatmann ohne Tadel, aber er war unter allen Herrschern seines Hauses am wenigsten Staatsmann, unklar in seinen Zielen und dabei doch auf seine höhere Einsicht eingebildet: eine solche schrieb er sich dank der mystischen Kraft zu, die nach seiner Überzeugung dem König von Gottes Gnaden eigen war. Durch die Revolution und die unglückliche Rolle, die er selbst während jener Zeit gespielt hatte, war er ganz aus seiner Bahn geworfen worden und ließ sich von da an vollständig von der unmännlichen Revolutionsfurcht bestimmen, die ihn weit weniger begabten, aber kräftigeren, klügeren und für die Welthändel besser ausgerüsteten Männern in die Hände gab. Der neue Herrscher bewährte sich zunächst in der unaufhaltsam andringenden inneren Krisis und weiterhin durch alle Stadien seiner wunderbaren Laufbahn, die er eigentlich erst jetzt in seinem fünfundsechzigsten Lebensjahr antrat, als ein Mann und als ein König von echter Art.

Der Konflikt in der Heeresfrage wurde zunächst noch vermieden: die Mehrforderungen wurden unter der Form der Aufrechthaltung

einstweiliger Kriegsbereitschaft und als außerordentliche Ausgabe bewilligt. Mit den zur Verfügung gestellten Mitteln aber wurden Einrichtungen eingeführt, die ihrer Natur nach notwendig definitiv waren: es wurden die geplanten neuen Regimenter errichtet und damit war der Konflikt da, der sich nun mehrere Jahre hinzog: wohl erschütterte und zerrüttete er den Staat nicht eigentlich, aber er schien doch den feindlichen Kräften in Deutschland eine Zeitlang gewonnen Spiel zu geben. Die demokratische Partei trat jetzt wieder aus ihrer Zurückhaltung hervor und aus ihren Abgeordneten und den entschiedenen Liberalen bildete sich, Juni 1861, eine neue Partei, die sich die deutsche Fortschrittspartei nannte. Sie stellte ein sehr umfassendes Programm zusammen, in welchem die Aufrechthaltung der Landwehr, die körperliche Ausbildung der Jugend und die zweijährige Dienstzeit, sowie größte Sparsamkeit im Heeresetat zur Zeit des Friedens verlangt, aber zugleich mit einer gewissen Naivetät die Aufgabe Preußens in Deutschland betont wurde. Am 20. September stellte auch die konservative Partei ihr Programm auf, das in salbungsvollen Worten die Grundsätze der Reaktionszeit aussprach, und zwar nicht minder umfassend als die Fortschrittspartei die ihrigen ausgesprochen hatte. Sie sammelte ihre Anhänger in preußischen Volksvereinen und verbitterte den Streit nicht wenig dadurch, daß sie durch den Ton und die Art ihrer Polemik die Erinnerung an die üblen Jahre 1850—57 hervorrief. Die Wahlen im Dezember 1861 gaben der Fortschrittspartei die ausschlaggebende Mehrheit. Am 14. Januar 1862 wurde der Landtag durch den König eröffnet und sofort die Militärvorlage aufs neue eingebracht unter dem Titel eines Gesetzes, „betreffend Änderung und Ergänzung des Gesetzes vom 3. September 1814". Noch ehe die Kommission des Landtags ihren Bericht fertig hatte, wollte die Fortschrittspartei konstitutionelle Eroberungen machen und forderte größere Spezialisierung des Etats: dies führte eine Ministerkrisis herbei, infolge deren am 11. März die liberalen Minister Fürst Anton von Hohenzollern, Auerswald, Schwerin und Patow aus dem Kabinet ausschieden: an die Spitze der neugebildeten, ausgesprochen konservativen Regierung

trat der Präsident des Herrenhauses, Fürst Hohenlohe-Ingelfingen; Justizminister wurde Graf Lippe, Handelsminister v. Itzenplitz, Kultusminister v. Mühler, Minister des Innern v. Jagow; die Minister des Auswärtigen, Graf Bernstorff, der Finanzen von der Heydt und des Krieges v. Roon blieben. Die Kammer wurde aufgelöst, aber die Neuwahlen, trotz der herausfordernden Haltung der konservativen Partei in musterhafter Ordnung vollzogen, ergaben einen vollständigen Sieg der Fortschrittspartei. An der Lage änderte weder die gemäßigte Haltung der Regierung, noch die fast einstimmige Annahme des französischen Handelsvertrags durch die Kammer etwas: in fünftägiger ernster Debatte, in großen Reden, die dem jungen Parlamentarismus Ehre machten, maßen sich die Parteien. Das Ergebnis war die Annahme der Kommissionsanträge am 23. September, Bewilligung von 31 932 000 Reichstalern der ordentlichen Ausgaben für das Heer, Streichung der Kosten für die Reorganisation. Die Aufregung im Lande stieg, der Streit um die Heeresverfassung mußte jetzt zum Kampf um die Verfassung überhaupt werden und man begann einen Staatsstreich zu fürchten: ohne Grund: der König war vollkommen entschlossen, seinen Eid zu halten, wie auch die Ultras der Kreuzzeitungspartei ihn auffordern mochten, „sein persönliches Eigentum", die königliche Vollgewalt der früheren Zeiten, die auch über die Landesverfassung verfügen könne, zurückzunehmen. In der Tat so ganz einfach lagen die Dinge nicht. Die Verfassung setzte voraus, daß auf Grund eines jährlich zu vereinbarenden Etatsgesetzes regiert werde: wie aber, wenn diese Vereinbarung nicht gelingt? Für diesen Fall bleibt die Verfassung die Antwort schuldig: es ist eine Lücke vorhanden und hier stehen zwei Faktoren, der König und das Herrenhaus auf der einen, der dritte Faktor, das Abgeordnetenhaus, auf der andern Seite; der Staat kann nicht still stehen, die neuen Regimenter können nicht aufgelöst werden; es muß also einstweilen die Regierung auf ihre Verantwortung hin die Geschäfte ohne die gesetzliche Grundlage weiterführen, die doch der eine Faktor, das Abgeordnetenhaus, nicht allein diktieren kann, bis eine Einigung er-

Prinz Wilhelm von Preußen, nachmaliger König von Preußen
Gemälde von Franz Krüger aus den fünfziger Jahren (Palais unter den Linden, Berlin)



Krönung König W
Gemälde von Adolf

I in Königsberg
s dem Jahre 1865

Otto von Bismarck als Bundestagsgesandter
Photographie nach dem Leben

folgt, ein Etatsgesetz zustande kommt. Diese Theorie war bestreitbar und sie war gefährlich: man konnte mit ihr die ganze Verfassung durch die Lücke verschwinden machen und zum mindesten entwerten: die Erregung und die Besorgnis stieg, als ein Mann, dessen Name seither der Menge den Absolutismus und das Junkertum bedeutete, Otto von Bismarck, von seinem Posten als Gesandter in Paris abgerufen am 19. September 1862 in Berlin eintraf und an Stelle Hohenlohes und Bernstorffs, die zurücktraten, als Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen die schwierige Aufgabe übernahm, den Staat aus einer Lage herauszuführen, die sein Name noch bedenklicher machte, als sie zuvor schon war.

Bismarck hatte, nachdem er die Erziehung eines preußischen Adeligen genossen und Gymnasium, Universität, Einjährigendienst, das Referendarium bei einem Gericht absolviert hatte, die Verwaltung des väterlichen Gutes in Pommern übernommen und im engen Kreise seine Persönlichkeit geltend gemacht. Zuerst hatte er im Vereinigten Landtag, im Erfurter Parlament, in der zweiten Kammer sich politisch betätigt und seine Reden, sein politischer Scharfblick, seine mächtige Gestalt und der ruhige und überlegene Mut, den er in den üblen Tagen von 1848 der Demokratie der Berliner Straße gegenüber gezeigt hatte, hatten die Blicke vieler auf den außerordentlichen Mann gelenkt. Sein politisches Denken bestimmte noch vorwiegend der Gegensatz gegen die Revolution und in der Verworrenheit der deutschen Krisis die „Erhaltung der Integrität der preußischen Krone“: die geistvolle und schroffe Art, wie er, ein Mitbegründer und Mitarbeiter der Kreuzzeitung, seiner Überzeugung Ausdruck gab, machte ihn bekannt und in gewissem Sinn selbst populär. Im Jahre 1851 wurde er von König Friedrich Wilhelm IV, der den geist- und charaktervollen Mann schätzen gelernt, nach Frankfurt gesandt und er blieb hier als Bundestagsgesandter bis zum April 1859. Hier in Frankfurt lernte er die wahren Feinde Preußens, Österreich und die Kleinstaaterei, wie die Unfruchtbarkeit einer aus Revolutionsfurcht und legitimistischen Schrullen hervorgehenden Politik gründlich kennen. Er

wandte sich von der Politik, die nach Olmütz geführt hatte, und von den traditionellen Anschauungen der Freundschaft mit Österreich ab und erkannte die Dinge, wie sie wirklich waren. Er nahm auch jetzt die Lage der Regierung gegenüber dem Abgeordnetenhaus als echter Staatsmann und da er sich ohne Selbstüberhebung doch der Hilfsquellen des Genies gegenüber der Mittelmäßigkeit bewußt war, „nicht tragisch“: als ein Versuch der Verständigung nicht gelang, zog er ohne weiteres die Konsequenzen, führte die Regierung ohne Budgetgesetz, sonst aber mit Berücksichtigung der in der Kammer und im Lande kundgegebenen und festgelegten Wünsche weiter und lenkte in loyalem Geist die Angriffe vom König ab auf seine Person, welche denn auch der Gegenstand grimmigen politischen Hasses in ganz Deutschland wurde. Ihn selbst irrte das nicht; er bewies, indem er den Tyrannen von Hessen zur Unterwerfung zwang, daß er kein Bedenken tragen würde, die Macht Preußens, das Heer, nicht bloß zu zeigen, sondern auch zu gebrauchen. Im übrigen Deutschland regte sich das Verständnis für die Bedeutung dieses Mannes früher als in Preußen, wo die vom Parteihaß beherrschte öffentliche Meinung nach der Weise der Menschen, was sie hassen auch verachten zu wollen, mehr und mehr sich in unfruchtbarem Schelten erging und dadurch allerdings die Gärung weiterleitete und verstärkte. So ging die ganze erste Hälfte des Jahres 1863 hin; die wenigen Freunde Preußens in Süddeutschland schrieben verzweifelte Briefe und der Nationalverein begann anstatt seines bestimmten und klaren politischen Gedankens wieder dem unklaren Träumen und Schwärmen für das Deutschland der Phrase zu verfallen. Und noch eine schwerste Prüfung wurde Deutschland auferlegt durch die Preßordonnanz vom 1. Juni, mit der im Verlauf des immer heftiger aufbrennenden Verfassungskonflikts die Regierung des preußischen Staats das Recht des freien Worts, die schwer errungene Preßfreiheit, durch ein Machtwort zu suspendieren suchte.

Sie stützte sich dabei auf den Paragraphen der Verfassung, der der Regierung die Befugnis einräumte, in Fällen dringender Not oder Gefahr Verfügungen mit Gesetzeskraft zu erlassen, die aber der

Verfassung nicht zuwiderlaufen durften und beim nächsten Zusammentreten der Kammern von selbst erloschen, wenn sie deren Billigung nicht fanden — einen Notparagraphen, der in jeder Verfassung in irgend einer Form sich findet. Diese dringende Not oder Gefahr fand die Regierung in der zügellosen Presse und dem entsprechenden aufgeregten Zustand des Landes: und sie gab nun den Organen der Verwaltung Weisungen und Vollmachten, die an die berüchtigten Ordonnanzen des französischen Ministeriums Polignac erinnerten, die im Jahre 1830 zur Julirevolution geführt hatten, oder an diejenigen, die in Frankreich unter dem Regiment Louis Napoleons galten: diese Ordonnanzen riefen in der Tat das Gefühl hervor, daß man unter einer Tyrannei und Willkürherrschaft lebe — ein Gefühl, das gereizt wurde durch die Gemeinheit und Zügellosigkeit der Sprache, die sich jetzt, wo der Gegner schweigen mußte, ein Teil der konservativen Presse straflos gestattete. Die Maßregel war, wie natürlich, vergeblich. Sie diente nur, die Krankheit nach innen zu treiben und den Feinden im außerpreußischen Deutschland Gelegenheit zu geben, diejenigen zu verhöhnen, welche ihre Hoffnung auf diesen, wie es schien, wieder tief in Absolutismus und Junkertum steckenden Staat setzten. Sie irrten: der preußische Staat, wie ihn die Geschichte gestaltete, und seine Bedeutung für Deutschland blieb, was er war, trotz dieser vorübergehenden Gewaltmaßregel, gegen die sich auch überall ein mannhafter und loyaler Widerstand erhob. Der Kronprinz selbst erklärte auf einer Reise dem Bürgermeister in Danzig, daß er keinen Teil an diesen Ratschlägen habe, und die Ordonnanzen starben bald eines natürlichen Todes. Aber einen Augenblick machte allerdings und namentlich für die Außenstehenden der preußische Staat den Eindruck eines Schwerkranken: einen Eindruck, über dem man in Hessen, Hannover, Sachsen, Württemberg und anderwärts leicht die eigenen großen Schäden übersah und vergaß.

Die Zeit aber mußte benützt werden und Österreich und der kluge Minister, der augenblicklich dessen Politik leitete, Schmerling, erfaßte die Gelegenheit, die mancherlei Nöte des eigenen Staates durch eine kühne Initiative in der deutschen Frage zu beschwören.

Kaiser Franz Joseph lud am 2. August in Bad Gastein erst den König von Preußen und dann die sämtlichen Bundesfürsten zu einem Kongreß auf den 16. August nach Frankfurt a. M. ein, auf welchem die noch immer nicht zustande gekommene, aber von allen Seiten längst ersehnte Bundesreform durch unmittelbare Verständigung der Höchstinteressierten rasch und mit einem Schlag ins Werk gesetzt werden sollte. Der Kaiser machte die Sache sehr dringend. „Die deutsche Revolution aber, im stillen geschürt, wartet auf ihre Stunde" hieß es in der Einladung und in ganz Süddeutschland und im Bereich der Kleinstaaten erzeugte die Botschaft, daß nunmehr Österreich selbst und sein Kaiser die deutsche Einheit erstrebe, ein Strohfeuer der Begeisterung: die Fahrt des Kaisers nach Frankfurt glich einem Triumphzuge. Der König von Preußen allerdings hatte die Einladung abgelehnt, die übrigen Bundesfürsten aber waren alle zugegen und Frankfurt sah glänzende Tage. Vom 17. August an beriet der erlauchte Konvent unter dem Vorsitz des österreichischen Kaisers über das Bundesreformprojekt, das dieser fertig und ins einzelne ausgearbeitet diesem Fürstentage vorlegte. Es war ein sehr verwickeltes System, das etwas dem früher erwähnten Projekt Beusts glich: an der Spitze ein Direktorium, in dem der Kaiser von Österreich, die Könige von Preußen und von Bayern und zwei aus dem Kreise der übrigen Fürsten auf drei oder sechs Jahre Gewählte saßen; ihm zur Seite der Bundestag, der seither als engerer Rat bezeichnete Körper, dessen siebzehn Stimmen nun auf einundzwanzig erhöht werden sollten, so daß auf Österreich und Preußen je drei Stimmen kamen; den Vorsitz im Direktorium und im Bundesrat führt Österreich. Unter Direktorium und Bundestag steht die Versammlung der Bundesabgeordneten, dreihundert Delegierte der deutschen Ständeversammlungen, wovon zwei Drittel von der zweiten, ein Drittel von der ersten Kammer jedes Staates zu wählen sind; sie kommt regelmäßig alle drei Jahre in Frankfurt zusammen, berät über Vorlagen des Direktoriums und Bundesrats, ihre Sitzungen sind öffentlich, bei Verfassungsfragen ist vier Fünftel Stimmenmehrheit erforderlich; Berufung, Vertagung, Auflösung ist Sache

des Direktoriums. Nach jeder solchen Tagung tritt die Fürstenversammlung zusammen und macht sich in freier Verständigung über das von der Delegiertenversammlung Beschlossene schlüssig, und zwar, soweit diese Gesetze nicht noch der Genehmigung der Kammern der Einzelstaaten bedürfen, sogleich endgültig; ein Bundesgericht wird geschaffen mit zwölf von den Regierungen bestimmten ordentlichen, zwölf nach den Vorschlägen der Kammern von den Regierungen ernannten außerordentlichen Beisitzern. Von besonderer Wichtigkeit war Artikel 8 Krieg und Frieden. „Ergibt sich die Gefahr eines Krieges zwischen dem Bundesstaat, welcher zugleich außerhalb des Bundesgebiets Besitzungen hat, und einer auswärtigen Macht, so hat das Direktorium den Beschluß des Bundesrats darüber, ob der Bund sich am Krieg beteiligen wolle, zu veranlassen: die Entscheidung hierüber erfolgt mit einfacher Stimmenmehrheit", während sonst zur Kriegserklärung zwei Drittel Stimmenmehrheit erforderlich waren. Die Reformakte, am 1. September im wesentlichen angenommen, entsprach dem Entwurf, nur änderte sie den Artikel 8, der allzu deutlich den Zweck, auf diesem Wege den alten Schwarzenbergischen Plan der Aufnahme Gesamtösterreichs in den Bund durch eine Hintertüre einzuführen, verriet, indem auch für solche Kriege die Zweidrittelmehrheit verlangt wurde. Die erste Begeisterung hatte sich inzwischen abgekühlt und man billigte, wenigstens in Preußen, daß der König von Preußen der von König Johann von Sachsen ihm persönlich nach Baden-Baden überbrachten nochmaligen gemeinsamen Einladung zur Teilnahme an den Beratungen unter dem Einfluß Bismarcks widerstanden hatte und auch jetzt den fertigen Entwurf ablehnte.

Der lähmende Verfassungskonflikt in Preußen dauerte fort, allein Tieferblickende erkannten doch sofort, daß eine Wendung vor sich gegangen und die gefürchtete Reaktion und der Staatsstreich und wovon man sonst träumen mochte, jetzt nach dem imposanten Theatercoup des Fürstentags nicht mehr möglich war und daß die Frage sich mehr und mehr als die Machtfrage zwischen Österreich und Preußen stellte, für deren Entscheidung Preußen seine Kräfte sammeln, also irgendwie aus dem Verfassungskonflikt herauskommen

mußte. Mit der Mehrheit der jetzigen Kammer gab es keine Verständigung. Sie hatte kein Verständnis für Bismarcks auswärtige Politik, wie sich bei Gelegenheit des großen polnischen Aufstands zeigte, der im Januar jenes Jahres — 1863 — seinen Anfang nahm. Die drei Mächte England, Frankreich und Österreich verwandten sich bei Rußland zu drei Malen in energischen Noten für die Polen und für Reformen, mit denen der Friede hergestellt und der blutigen Unterdrückung ein Ende gemacht werden könne. Die russische Regierung konnte erwidern, das sei geschehen, der Versuch gemacht, aber von den Polen mit Attentaten und Revolution beantwortet worden. Die preußische Regierung hatte sich den Schritten der drei Mächte nicht angeschlossen und Bismarck, von seiner Gesandtschaft in Petersburg (1859—61) her mit diesen Dingen bekannt, wollte nicht das gute Verhältnis zu Rußland, dem alten Bundesgenossen, einer aussichtslosen und in ihren Konsequenzen für Preußen und Deutschland gefährlichen Sache opfern. Und als man ihn in der Kammer, wo die alten und vagen Sympathien für Polen und die Antipathien gegen Rußland wieder eine Rolle spielten, wegen eines angeblichen geheimen Vertrags mit Rußland drängte, wies er die Angriffe mit der Bemerkung ab, daß sie auf ungenügender Kenntnis der Sachlage beruhen und er keine Lust habe, diese Kenntnis zu vervollständigen. Das österreichische Reformprojekt wäre wohl dazu angetan gewesen, Regierung und Kammer in Preußen nahezulegen, sich in der Frage der Heeresorganisation zu verständigen. Aber die Fortschrittspartei war einer unbefangenen Würdigung der Politik im großen Stil nicht fähig. Bismarck gab am 15. September eine Kritik der Reformakte, die mit der sehr richtigen Aufstellung schloß, daß eine Bürgschaft dafür, daß Preußen nicht fremden Interessen geopfert werde, nur in einer aus direkter Beteiligung der ganzen Nation hervorgegangenen Nationalvertretung liege, da die Interessen und Bedürfnisse des preußischen Volks wesentlich und unzertrennlich identisch seien mit denen des deutschen Volks. Das Abgeordnetenhaus wurde aufgelöst: es sollte dem Volke Gelegenheit gegeben werden, in neuen Wahlen zu zeigen, „daß keine politische

Meinungsverschiedenheit im preußischen Lande tief genug greife, um gegenüber einem Versuche zur Beeinträchtigung der Unabhängigkeit und der Würde Preußens die Einigkeit des Volks in sich und die Treue gegenüber dem angestammten Herrscherhause zu gefährden". Allein bei der Stimmung im Volke und dem Eigensinn des deutschen Charakters brachten die Wahlen am 1. November die alte Mehrheit, noch verstärkt, wieder und lieferten nur siebenunddreißig Konservative: und jener Gedanke einer aus allgemeinen Wahlen hervorgehenden Vertretung am Bunde, eines deutschen Parlaments also — ein Gedanke, für den seit Jahren wieder so viel geredet, geschwärmt, gezecht worden war, für den auch am 22. August das jüngste Produkt des Einheitsdranges, die freie Versammlung deutscher Abgeordneter zu Frankfurt sich aussprach, — dieser Gedanke wurde in Deutschland jetzt fast mit Hohn aufgenommen, weil er von einem Manne aufgenommen und ausgesprochen wurde, in dem das hartnäckige Parteivorurteil nur den Fortsetzer des reaktionären Regiments der fünfziger Jahre sah und noch nicht den genialen Staatsmann erkannte. Inzwischen starb das Werk des Fürstentags eines raschen und natürlichen Todes: die Reformakte fand eine Partei, aber kein Leben. Am 21. Oktober zu Nürnberg erklärte sich eine Konferenz der Minister von elf Staaten, die unter Vorsitz des österreichischen Ministers des Auswärtigen Graf Rechberg tagte, für Festhalten an dem Reformwerk und am 28. sprach eine Versammlung des großdeutschen Reformvereins sich ebenso aus: allmählich aber trat doch die Kritik der Gegner in ihr Recht, der es leicht wurde zu zeigen, wie in dieser Akte der Nation nur ein Schein, eine durch allerlei Schaustücke — Delegiertenversammlung, Fürstenversammlung, Bundesgericht — verzierte, nicht verbesserte, sondern nur neu aufgebügelte und also verschlechterte alte Bundesverfassung, glitzernde Steine statt Brot geboten wurden.

Allein die Zeit der unfruchtbaren Verhandlungen, der Reden und der Noten nahte sich ihrem Ende und ein Zeitalter großer kriegerischer Entscheidungen stieg herauf: die Epoche Metternich war zu Ende, das Zeitalter Bismarcks begann.

22. Die schleswig-holsteinische Frage: Österreich und Preußen.

Am 15. November 1863 starb auf Schloß Glücksburg der letzte vom Mannesstamm der in Dänemark regierenden königlichen Linie, Friedrich VII. Nach dem Londoner Protokoll von 1852 folgte der Prinz von Sonderburg-Glücksburg, als Christian IX.

Das war das erste in der Kette von Ereignissen, welche in dem kurzen Zeitraum von sieben Jahren unser Volk aus einem wie es schien hoffnungslos verworrenen Zustande heraushoben, und indem sie die deutsche Frage auf die einzige mögliche Weise lösten, — nämlich mit dem Schwerte — diesem Volk die einheitliche staatliche Form und Fassung gaben, in der es seine welthistorische Aufgabe erfüllen konnte. Ehe wir aber die wunderbare Geschichte dieses Umschwungs erzählen und um die Bedeutung dieses schicksalvollen Jahres 1863 verstehen zu können, müssen wir einen Blick werfen auf die allgemeine Lage Europas. Der große und unaufhaltsame Fortschritt in den Mitteln und Wegen des Verkehrs hatte die Völker sich näher gebracht als zu irgend einer Zeit und die gegenseitige Anteilnahme für ihre Schicksale bei allen gesteigert. Vornehmlich wirkte dieser kosmopolitische Zug beim deutschen Volke, dem er durch seine seitherigen Schicksale und seine Natur besonders nahe lag, wie er sich ja auch in seiner Literatur, insbesondere in der jetzt so mächtig angeschwollenen Tagesliteratur der Zeitungen darstellte. Längst auch griff das politische wie das humane Interesse auf die außereuropäische Welt hinüber und dem Gang des großen Krieges in Amerika, der seit 1861 zwischen den Staaten der Union um die Sklavenfrage entbrannt war, folgte man in Deutschland mit tiefgehendem Anteil: der 1. Januar des Jahres 1863 brachte dort die Proklamation der Sklavenemanzipation des Präsidenten Abraham

Lincoln; in Mexiko hatte eine Expedition der Mächte England, Spanien und Frankreich zu der Errichtung eines Kaiserreichs unter den Auspizien des Kaisers der Franzosen geführt und ein deutscher Fürst, der Bruder des Kaisers von Österreich, Maximilian, hatte die neue Krone angenommen und sich in dies verderbliche Abenteuer verstricken lassen. Auch in Griechenland hatte man einen neuen König für einen leerstehenden Thron gesucht und endlich in dem dänischen Prinzen Georg gefunden. Der furchtbare Aufstand, der im Januar jenes Jahres 1863 in Polen zum Ausbruch gekommen war, führte neben seinen vielen aufregenden Szenen zu jener diplomatischen Aktion der drei Mächte, England, Frankreich und Österreich, gegen Rußland, die zwar den Polen nichts nützte, aber doch die allgemeine Aufmerksamkeit auf jene offene Wunde Europas gerichtet hielt. Von unmittelbarer Wichtigkeit für Deutschland war, was in Frankreich und in Italien geschah. In Frankreich hatte Napoleon III seine Stellung durch seine Siege in Italien nur scheinbar verbessert: er hatte erklärt Italien „bis zur Adria" befreien zu wollen, aber dieses sein Programm nur halb ausgeführt und er kam durch das, was seither in Italien geschehen war, in eine schiefe Stellung. Die Aufrichtung des Königreichs Italien durch revolutionäre Mittel, wie sie Garibaldi und die Seinen anwandten, die Einverleibung päpstlichen Gebiets in das neue Königreich und die fortwährend und laut verkündigte, wie ein Dogma feststehende Lehre, daß Rom die Hauptstadt dieses Königreichs Italien sei und also werden müsse, — alles dies vertrug sich schlecht mit den Grundsätzen, die er sonst kundgab. Die klerikale Partei, deren Unterstützung er nicht entbehren konnte, war verstimmt durch das, was er in Italien geschehen ließ und wozu er selbst den ersten Anstoß gegeben hatte; auf der anderen Seite durfte er, was von freiheitlichen und modernen Ideen in seiner Stellung lag, nicht durch schroffen Widerstand gegen die Macht der nationalen Idee verleugnen, die sich in Italien so sichtbar manifestierte. Und endlich begann man in Frankreich selbst des Systems dieser eigenartigen Tyrannis müde zu werden und nach den konstitutionellen Freiheiten zurückzuver-

langen. Die Wahlen zum Gesetzgebenden Körper, die im Juni des Jahres 1863 stattfanden, brachten die kümmerliche Opposition, die sich trotz der ungeheuren Einwirkung der Regierung noch behauptet hatte, von fünf auf fünfunddreißig Stimmen und in Paris gehörten ihr die sämtlichen Gewählten an. Seine große Stellung in der europäischen Welt begann durch das überseeische Abenteuer in Mexiko, durch seine zweideutige oder unklare Politik in Italien, durch die neuerwachte Opposition in seinem Lande selbst schwankend zu werden. Er suchte sie zurückzugewinnen oder zu befestigen, indem er eine neue Idee in die gärende Zeit warf: am 5. November 1863 sandte er Schreiben an alle Staatshäupter, in denen er zu einem europäischen Kongreß einlud, auf dem die schwebenden großen Fragen behandelt werden sollten. Unter diesen Fragen würde auch Schleswig-Holstein und Venetien und der Kirchenstaat gewesen sein und dies führt uns auf Österreich und den Bund und Preußen zurück, die durch den Todesfall in Kopenhagen in erster Linie betroffen wurden.

Die nordische Angelegenheit hatte auch seither den Bundestag beschäftigt und ein von Dänemark mit allerlei hinterhaltiger Antwort auf die schläfrigen Noten des Bundes hingezogener Briefwechsel hatte doch schließlich am 1. Oktober in Frankfurt zum Beschluß einer Bundesexekution in Holstein geführt, von Hannover und Sachsen auszuführen, mit preußischen und österreichischen Truppen in Reserve. In Dänemark war ein Ministerium von der Partei der Eiderdänen am Ruder, und der Reichsrat in Kopenhagen war am 13. November eben mit einer Verfassung fertig geworden, die sich auch auf Schleswig erstreckte, dieses Herzogtum also Dänemark einverleibte, als Friedrich VII starb. Der neue König, Christian VIII, von der Bevölkerung von Kopenhagen bedrängt, unterzeichnete in den ersten Tagen nach seiner Thronbesteigung, schon am 18. November, jene Verfassung und die Schreiben wurden expediert, welche die Beamten in den Herzogtümern anwiesen, dem neuen König den Eid zu leisten. Es war von seiten des kleinen Dänemark eine freche Herausforderung, verwegener als jener offene Brief im Jahre 1846: sie wagten es, im Hinblick auf

die verworrenen Zustände in Deutschland, den preußischen Verfassungskonflikt, die österreichischen Verfassungswirren, die Schwerfälligkeit des Bundestags. Diesmal aber täuschten sie sich: der Herzog Friedrich von Augustenburg, der sowohl nach der Ansicht der Kenner des Staatsrechts als auch der Stimmung der Bevölkerung gemäß, die nicht viel nach den Pergamenten und Stammbäumen fragte, legitimer Nachfolger in den Herzogtümern war, erklärte schon am 16. November in einer aus Gotha erlassenen Proklamation, daß er die Regierung der Herzogtümer angetreten habe; und ehe noch die Regierungen ihre Stellung genommen hatten, fand dieser kühne und entschiedene Schritt millionenfachen Widerhall in ganz Deutschland. Hier waren die Parteien einig: die Konservativen im Namen der Legitimität, die dem Augustenburger die Nachfolge zuzusprechen schien, die Liberalen und Demokraten, weil ihn die Stimme des Volks, der Bevölkerung der Herzogtümer, verlangte. Die Nation nahm die Frage, an der einst in den vierziger Jahren ihr nationales Bewußtsein sich aufgerichtet hatte, nun zum zweiten Male mit größter Energie auf. In zahllosen Versammlungen und Adressen, in Erklärungen der Kammern, wo solche augenblicklich beisammen waren, sprach sich die allgemeine Stimmung aus, entschlossen, nicht zum zweitenmal von dem hochmütigen Inselvolk und von den europäischen Mächten das Gesetz sich auflegen zu lassen. An dem Londoner Protokolle war der Bund glücklicherweise unbeteiligt und also nicht an seine Beschlüsse gebunden und allenthalben wurden die Regierungen von der Begeisterung der Bevölkerungen mitgerissen.

Allein die Frage war, wie sich die beiden Großmächte, Österreich und Preußen, deren Unterschriften das Londoner Protokoll trug, zu der Augustenburger Erbfolge stellen würden, die die Lostrennung der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg und damit die Zerreißung der von dem Protokoll aufgestellten Integrität der dänischen Gesamtmonarchie bedeutete.

In Österreich konnte die Verfassung für den Gesamtstaat, wie Schmerling sie ausgedacht, kein rechtes Leben gewinnen, da, ab-

gesehen von Venetien und den Schwierigkeiten, die der Sondergeist der einzelnen Völker und Länder machte, die Ungarn, das Königreich Ungarn sich versagte. Sie weigerten sich, Abgeordnete in den Reichsrat zu schicken und damit diese Verfassung abzuschließen und lebensfähig zu machen. Der geniale Versuch, in den verschiedenen österreichischen Fragen Luft zu bekommen, indem man die wichtigste von allen, die deutsche, die deutsche Stellung Österreichs mit einem raschen Schritt löse — der deutsche Fürstentag und die Reformakte —, war einem prächtigen Feuerwerk gleich in die Luft gegangen und hatte keinerlei Spuren hinterlassen. Jetzt kam zu den vielen anderen Fragen als eine neue sehr unbequeme diese schleswig-holsteinische hinzu: als der Wiener Gemeinderat, die allgemeine Stimmung in Deutschland teilend, eine Adresse an den Kaiser in diesem Sinne richtete, ward er sehr unwirsch beschieden, daß er sich um seine Gemeindeangelegenheiten und nicht um Fragen der hohen Politik bekümmern solle. Für *Preußen* aber war die Lösung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit eine Lebensfrage und sie bot vielleicht auch eine Gelegenheit, aus dem Verfassungskonflikt herauszukommen. Dieser Konflikt zwischen Regierung und Abgeordnetenhaus, das wieder zusammengetreten war, brannte fort, wenn auch die Preßordonnanz gemäß der Verfassung, da sie selbstverständlich die Billigung der Kammer nicht fand, am 20. November aufgehoben wurde. Im Abgeordnetenhause kam die schleswig-holsteinische Sache in der Sitzung vom 2. Dezember zur Sprache: man war gespannt, wie sich die Regierung erklären würde. Bismarck, der, seitdem er dem Tyrannen von Hessen den Kopf zurecht gesetzt hatte, da und dort, zumal in einzelnen Teilen von Süddeutschland doch schon als energischer und zielbewußter Staatsmann erkannt worden war und in dem auch die kurzsichtigen Politiker der Mehrheit endlich etwas mehr als den fanatischen Junker zu ahnen begannen, war in *einem* Punkte sich vollkommen klar und fest entschlossen, die Sache nicht mehr in der kindlich selbstlosen Weise wie im Jahre 1848 zu behandeln: sie mußte im egoistisch-preußischen Interesse, und das war hier und überall dasselbe wie das deutsche Interesse, angefaßt

und womöglich durchgeführt werden. Er hatte sich, es war fast ein Wunder, nach dem Fürstentage mit Österreich verständigt. Graf Rechberg, der österreichische Minister des Auswärtigen, konnte sich das Bedenkliche nicht verhehlen, das für Österreich schon in der geographischen Lage des Kampfobjekts lag, die sichtbar Preußen begünstigte: allein auf der anderen Seite sprachen doch gewichtige Gründe für ein Zusammengehen. Es ging nicht an, gegen die öffentliche Meinung, die in Deutschland immer ungestümer sich regte, einfach das Londoner Protokoll zur Richtschnur zu nehmen, namentlich nachdem man noch soeben am Fürstentag in der Bundesreformfrage sich so deutsch gebärdet hatte; machte man mit Preußen gemeinsame Sache, so konnte man dieses selbst mäßigen und brauchte auch „die Revolution" — man verstand darunter das tumultuarische Gebaren der Volksversammlungen und der allerwärts sich bildenden Schleswig-Holstein-Vereine — nicht zu fürchten: kam es zum Kriege, so waren die beiden Großmächte vereint jeder „Eventualität" gewachsen. Bismarck gab auf die Interpellation im Abgeordnetenhause eine wohlabgewogene Erklärung. Die Mehrheit verlangte Anerkennung des Herzogs von Augustenburg, Unverbindlichkeit des Londoner Protokolls und die Ehrenpflicht sämtlicher deutschen Staaten, Friedrich VIII und den Herzogtümern zu ihrem Rechte zu verhelfen, und nur eine kleine Anzahl stimmte dem Abgeordneten Waldeck, dem bedeutendsten und klarsten Kopfe der Opposition zu, der riet, sich nur im allgemeinen für eine nationale Lösung der Erbfolgefrage auszusprechen, nicht aber sich für das Erbrecht des Augustenburgers festzulegen, für das es immer noch Zeit sein werde. Bismarck erklärte, daß Preußen an das Londoner Protokoll gebunden sei, zugleich mit dessen Voraussetzungen, zu denen Dänemark sich verpflichtet habe und die bis dahin nicht erfüllt worden waren: vorläufig sei Christian VIII noch der Erbe des Rechts und des Unrechts seiner Vorgänger: ob und wann die Nichterfüllung der Bedingungen von dänischer Seite gestatte, sich vom Londoner Protokoll loszusagen, behalte Preußen sich vor. Die österreichische Regierung, setzte er hinzu, teile diesen Standpunkt.

Diese Verbindung der beiden Vormächte beherrschte nunmehr zunächst den weiteren Gang der Dinge. Der Bund beschloß am 7. Dezember, die nötigen Maßregeln für die Exekution in Holstein zu treffen; den Beschluß über die Erbfolge setzte er noch aus. Am 21. dagegen tat die Bewegung im Volk einen weiteren Schritt: in Frankfurt trat eine Versammlung von Mitgliedern deutscher Kammern — ein Abgeordnetentag, wie man dieses improvisierte Parlament nannte — zusammen, erklärte sich für die Ansprüche des Herzogs von Augustenburg und deren Unterstützung „mit allen gesetzlichen Mitteln" und wählte einen Ausschuß von sechsunddreißig Mitgliedern, um die Agitation für diese zu leiten und zu organisieren; in Holstein rief, als die Exekutionstruppen eingerückt waren, die Bevölkerung überall den Herzog als Landesherrn aus. Die beiden Großmächte aber gingen mit Folgerichtigkeit in den Wegen der Politik Bismarcks weiter. Sie beantragten am 28. am Bunde, an Dänemark die Aufforderung zur Außerkraftsetzung der dänischen Verfassung für Schleswig zu richten, widrigenfalls Deutschland genötigt sei, sich durch militärische Besetzung dieses Herzogtums ein Pfand zu verschaffen. Dieser verständige Antrag aber wurde am Bundestag am 14. Januar 1864 mit elf gegen fünf Stimmen abgelehnt: nun nahmen die beiden Mächte, Österreich und Preußen, die Angelegenheit, d. h. die Wahrung der Rechte Schleswigs, in ihre eigene Hand und erklärten dies dem Bundestag. Und diesmal ging es in einem andern Tempo als früher: am 16. stellten sie an Dänemark ein Ultimatum, eine Sommation, binnen achtundvierzig Stunden die Novemberverfassung für Schleswig aufzuheben, und als die Kopenhagener Regierung, an deren Spitze seit Dezember 1863 Bischof Monrad stand, ausweichend antwortete, setzten sie den Bundestag in Kenntnis, daß sie nunmehr ihrerseits vorgehen würden und taten demgemäß: zwanzigtausend Österreicher, fünfundzwanzigtausend Preußen setzten sich in Marsch, an den hannöverschen und sächsischen Exekutionstruppen vorbei, nach der Grenze. Dieses selbständige Vorgehen der beiden Mächte erregte in dem augustenburgischen Lager grimmige Entrüstung; sie entlud

sich zunächst in einen wütendem Aufruf jenes Sechsunddreißiger-ausschusses gegen solchen „bundesbrüchigen Frevel" und fand kräftigen Widerhall in einigen Kammern, der württembergischen und der sächsischen, einer bayerischen Volksversammlung in München und anderen Demonstrationen. Auch das preußische Abgeordnetenhaus ward von blindem Parteigeist irre geführt: es lehnte eine Anleihe von zwölf Millionen ab, weil die von der preußischen Regierung eingeschlagene Politik nur dahin führen könne, die Herzogtümer wieder an Dänemark auszuliefern. Zweihundertfünfundsiebzig gegen fünfzig Stimmen faßten diesen törichten Beschluß: anstatt sich zu sagen, daß die Politik Bismarcks und die des Königs Wilhelm nicht die der Männer von Olmütz und Friedrich Wilhelms IV sein konnte, schon darum nicht, weil an dieser Politik die Heeresorganisation, der Gedanke und das Werk des Königs hing. Am 25. Januar wurde der Landtag geschlossen. Die preußischen Truppen aber wurden in Holstein überall von der Bevölkerung mit Begeisterung begrüßt, die ihr Erscheinen als die beginnende Befreiung von der Dänenherrschaft betrachtete und sich nicht übelnahm, dies zunächst in der Form der Ausrufung des Herzogs Friedrich zu tun. Die Stimmung begann schon in einzelnen Kreisen, auch liberalen, sich zu ändern. Am 1. Februar überschritten die Truppen der Verbündeten die Grenze von Schleswig und fanden auch hier den gleichen Empfang wie auf holsteinischem Boden.

Das dänische Heer stand in der Stärke von dreißigtausend Mann jenseits der Schlei in der von alters her berühmten Verteidigungsstellung, die man nach den Erfahrungen des letzten Kampfes auf diesem Boden noch ausgebaut hatte, dem Danewerk. Den rechten Flügel des verbündeten Heeres, über das der alte General Wrangel den Oberbefehl führte, bildeten die Preußen unter dem Neffen des Königs, dem Prinzen Friedrich Karl, den linken Flügel die Österreicher unter Feldmarschallleutnant Freiherrn von Gablenz. Schon am 2. versuchten die Preußen bei Missunde die Schlei zu überschreiten und es wurden hier die ersten Schüsse mit dem Feinde gewechselt. Die Österreicher kämpften am 3. glücklich

bei Oberselk und Jagel und schickten sich an, die Schanzen in der Front anzugreifen, sobald die Nachricht von dem geglückten Übergang der Preußen über die Schlei eintreffen würde. Der Plan eines genialen Strategen, des Chefs des preußischen Generalstabs, von dem die Welt damals noch wenig wußte, Moltke, ging nämlich dahin, die Stellung von rechts her zu umgehen, der feindlichen Armee den Weg nach rückwärts abzuschneiden und sie in ihren Schanzen zur Kapitulation zu zwingen: der Plan scheiterte aber an dem Angriffseifer der Truppen, den der alte Wrangel teilte oder gewähren ließ, und an dem Vorausblick des dänischen Oberbefehlshabers, General de Meza, der die ihm drohende Gefahr rechtzeitig erkannte und tat, was militärische Pflicht und Einsicht gebot: er zog das Heer aus den Schanzen, für deren Verteidigung es nicht zahlreich genug war. Mit Erstaunen vernahm die Welt die Kunde, die in Kopenhagen die höchste Erbitterung erregte und dem Mann, der die Armee durch seinen Entschluß gerettet hatte, seine Stellung kostete. Bei der Verfolgung, die sofort aufgenommen wurde, erreichte der preußische Flügel, der nach bewirktem Übergang über die Schlei in der Richtung auf Flensburg vorstieß, den Feind nicht mehr: die Österreicher lieferten seiner Nachhut noch ein erfolgreiches Gefecht bei Oversee. Ohne weiteren Verlust erreichten die Dänen ihre zweite Stellung, die Düppeler Schanzen am Alsensund. Während die mittlerweile auf dem Kriegsschauplatze eingetroffene preußische Garde mit den Österreichern weiter nach Norden vorrückte und am 19. die erste Stadt in Jütland, Kolding, besetzte, legte sich Friedrich Karl vor die Düppeler Schanzen, die nicht ohne regelrechte Belagerung genommen werden konnten. In Deutschland wurden alle diese Siegesnachrichten indes mit gemischten Empfindungen aufgenommen. In Preußen überwog die Freude, daß man wieder von kriegerischen Taten und Erfolgen hörte und der innere Streit trat einen Augenblick in den Hintergrund; auch was man von der Führung und Haltung der Truppen vernahm, diente, den patriotischen Stolz auf das Heer wieder zu beleben. Auch im übrigen Deutschland erkannte man, daß dieses Heer noch anderes leisten konnte als den Parade-

marsch, über den der Unverstand zu spotten liebte. Aber die bittere Empfindung überwog, daß die übrigen deutschen Truppen vom Anteil an den Taten ausgeschlossen waren und sie steigerte sich zur Entrüstung, als Wrangel dem Befehlshaber der Bundestruppen in Holstein, General Hake, erklärte, daß er zur Sicherung der militärischen Operationen Altona und Kiel besetzen müsse; Hake protestierte, auch der sächsische Bundestagsgesandte verwahrte sich heftig: am 15. war es dennoch geschehen.

Die Augen der Welt waren auf die Halbinsel Sundewitt und die Schanzen von Düppel gerichtet sowie auf die Wunder, die der Rolf Krake, das dänische Panzerschiff neuester Konstruktion, verrichten sollte, aber schuldig blieb: die Vorwärtsbewegung in Jütland stockte einige Zeit, da die Österreicher keine Neigung zeigten, den Krieg weiter zu tragen: doch schaffte die Sendung des Generals Manteuffel nach Wien Wandel und am 7. März wurde der gemeinsame Vormarsch des Korps Gablenz und der preußischen Garde wieder aufgenommen. Am 18. April aber war man auch bei Düppel so weit, daß das Zeichen zum Sturm gegeben werden konnte: die preußischen Truppen brachen aus ihren Laufgräben hervor, eroberten binnen zehn Minuten die erste Reihe der Schanzen und stürmten weiter; nahmen auch die zweite Reihe und das Barackenlager und den Brückenkopf an der Übergangsstelle nach der Insel Alsen. Morgens zehn Uhr hatte der Kampf begonnen, nachmittags zwei Uhr war kein Däne mehr auf dem Festland und an Toten, Verwundeten, Gefangenen hatten sie fünftausend Mann verloren; auch ihr Oberbefehlshaber Düplat war gefallen. Es war eine glänzende Waffentat und die Stimmung, vorab in Preußen, besserte sich. Inzwischen waren die Österreicher und die preußische Garde bis zum Limfjord im äußersten Norden Jütlands vorgedrungen, ohne erheblichen Widerstand zu finden. Die Festung Fridericia wurde am 29. April von den Dänen geräumt und auf dem ganzen Festland stand keine dänische Streitmacht von einiger Bedeutung mehr.

Die Dänen hatten sich mit der Hoffnung auf Hilfe von außen geschmeichelt: auch diese Hoffnung war zu Grabe getragen. Der

gehoffte Beistand der skandinavischen „Brudervölker", Schweden und Norwegen, die übrigens den Dänen in gewöhnlichen Zeiten wenig Sympathie zeigten, beschränkte sich auf die in solchen Fällen gebräuchlichen billigen Worte und Demonstrationen. Rußland war durch die verständige Politik, die Bismarck in den Tagen des polnischen Aufstands bewiesen hatte, und durch das geringe Interesse, das ihm die ganze Sache einflößte, zur Untätigkeit gestimmt. Nur in England regte sich eine gewisse sentimentale Sympathie für den von zwei Starken überfallenen Schwachen und der leitende Minister Lord Palmerston zeigte Neigung, seinen üblen Willen gegen die Deutschen zu betätigen: auch Frankreich suchte er zur Intervention zugunsten Dänemarks zu bestimmen, die sich auf das gemeinsame Londoner Protokoll berufen konnte. Allein Napoleon war verstimmt gegen England, das seinen Kongreßplan vereitelt hatte, und bezeichnete einen Krieg mit Deutschland, bei dem England nichts, Frankreich aber viel auf das Spiel setzen würde, als einen unglücklichen Gedanken, er verhielt sich also ablehnend: und der König von Dänemark klagte, daß er mit seinem Volke in der Welt allein und verlassen stehe. Am 25. April trat eine Konferenz der Mächte in London zusammen, zu der auch ein Bevollmächtigter des deutschen Bundes, von Beust, zugezogen wurde, um eine Friedensbasis zu suchen, und ein Waffenstillstand wurde vereinbart. Verschiedene Kombinationen kamen in London zur Sprache. Bismarck erklärte in einer Note vom 15. Mai, daß, nachdem preußisches Blut geflossen sei, die Verpflichtungen des Londoner Protokolls für Preußen keine Geltung mehr hätten, und Österreich stimmte dem zu. Die beiden Mächte schlugen die Vereinigung der beiden Herzogtümer zu einem selbständigen Staate vor, der mit Dänemark nur durch Personalunion verbunden sei, während der Vertreter des deutschen Bundes die Rechte des Herzogs Friedrich von Augustenburg verfocht. Noch wurde über eine Abtrennung des nördlichsten Teils von Schleswig verhandelt, der den Dänen verbleiben solle. Allein diese erwiesen sich durch die Hartnäckigkeit, mit der sie alle Vorschläge abwiesen, in der Erwartung, daß England ihnen bei-

stehen werde, als die besten Verbündeten der deutschen Sache und am 26. Juni wurden die Feindseligkeiten wieder aufgenommen.

Sie wurden durch eine glückliche Waffentat der Preußen eröffnet, bei denen der Oberbefehl gewechselt hatte und der Prinz Friedrich Karl an Wrangels Stelle getreten war: den Übergang auf die Insel Alsen über den sechzehnhundert Schritt breiten Sund, den in der Nacht vom 28./29. Juni das erste Korps unter seinem Führer Herwarth von Bittenfeld vollführte: in zahlreichen Booten gelang nachts zwei Uhr die Landung der Truppen und bis morgens sieben waren Sonderburg und die Insel in preußischen Händen, die Dänen auf dem Rückzug nach Fünen, mit einem Verlust von viertausend Mann. Im Norden am Limfjord gab es keinen Feind mehr zu bekämpfen. Die Dänen hatten auch hier das Festland verlassen und am 14. Juli ward am Kap Skagen die österreichische und die preußische Fahne aufgepflanzt und preußische Husaren ritten durch das nordische Städtchen, wohin die deutschen Waffen im langen Laufe der Jahrhunderte niemals gedrungen waren. Es ging zu Ende. Auch zur See fochten diesmal deutsche Schiffe; ein österreichisches Geschwader bestand ein Gefecht in den Gewässern von Helgoland und eine kleine österreichisch-preußische Flottille nahm noch zum Schluß, am 19. Juli, einige Dänemark gehörige Inseln und legte dem dänischen Kapitän Hammer das Handwerk, der noch einmal dort die Bevölkerung dänischen Übermut hatte fühlen lassen. In Kopenhagen aber hatte der Übergang auf Alsen und der ganze seitherige Gang des Krieges die Erkenntnis gebracht, daß fernerer Widerstand nutzlos sei. Das Ministerium Monrad wurde entlassen und das neue, Graf Bluhme, suchte einen Waffenstillstand nach und eröffnete Friedensunterhandlungen, die am 30. Oktober zum Frieden von Wien führten. In diesem verzichtete der König von Dänemark auf seine Rechte in den drei Herzogtümern Schleswig, Holstein und Lauenburg zugunsten des Kaisers von Österreich und des Königs von Preußen und versprach anzuerkennen, was diese fernerhin in betreff dieser Länder anordnen würden.

23. Bismarcks Politik. Gasteiner Vertrag. Preußen und Italien.

So war also der eine Teil der Aufgabe gelöst: die Herzogtümer waren von der dänischen Herrschaft befreit und die alte deutsche Nordmark Deutschland zurückgewonnen. Der große Erfolg wurde aber in Deutschland nur mit geteilter Freude aufgenommen und mit dem Vorgefühl der ungeheuren Krisis auf Leben und Tod, der man unaufhaltsam entgegentrieb. Die Herzogtümer selbst wurden durch ein Kondominat, einen österreichischen und einen preußischen Kommissär, regiert. Die Stimmung der dortigen Bevölkerungen war durchaus für den „angestammten Herzog", der jetzt seine Regierung antreten könne: und so dachte und wünschte man auch im übrigen Deutschland. Bismarck erfaßte die Lage mit der Klarheit des Staatsmannes, mit der er so oft noch seine Überlegenheit über die politisierenden Dilettanten und gefährlichere Gegner beweisen sollte: er besaß auch jene echte Energie, welche nicht in vagen oder weitaussehenden Plänen und Projekten sich ergeht, sondern ihre Kraft immer auf die zunächst vorliegende Aufgabe spannt. Es war ihm deutlich und wurde es auch anderen allmählich, daß der Krieg nicht damit enden dürfe, daß an jener gefährlichen Stelle ein neuer souveräner Mittelstaat geschaffen würde, der in Verbindung mit den anderen — Oldenburg, Mecklenburg, Hannover — der preußischen Politik im Bunde und überall Opposition machen würde: dieser neue Staat mußte an das preußische System sich anschließen, für einen zu erbauenden und zu befestigenden Kanal von Eckernförde bis Brunsbüttel — also den später zur Ausführung gelangten wichtigen Nord-Ostseekanal — einiges Land abtreten und vor allem eine Militärkonvention in der Art der mit Koburg und anderen Kleinstaaten getroffenen eingehen, welche seine

Streitkräfte zu Lande und vornehmlich auch zu Wasser in preußische Führung gab: und noch während des Kriegs, am 1. Juni 1864 zu Berlin, machte Bismarck in einer Unterredung mit dem Herzog Friedrich den Versuch, mit diesem ins reine zu kommen. Dies gelang nicht; der Herzog erhob gegen alle jene Bedingungen Einwendungen. Die Landabtretung — „das könnte ja Gebiet im Umfang einer Quadratmeile sein": „auch von mehreren", erwiderte Bismarck; „die Konvention mit Koburg gehe in vielen Punkten zu weit", er müsse auch mit dem künftigen Landtag rechnen, — eine Rechnung, deren Ergebnis freilich kein anderes sein konnte als der engherzigste Landespartikularismus. Der Herzog verstieg sich zu der fast beleidigenden, in jedem Falle unklugen Äußerung, daß die Herzogtümer Preußen nicht gerufen hätten, und daß es für seine Sache besser gewesen wäre, wenn sie vom Bunde allein ausgefochten worden wäre, ihre Befreiung wäre dann unter weniger lästigen Bedingungen erfolgt: und er brauchte die einem Mann wie Bismarck gegenüber sehr übel angewandte Phrase, man solle sein Herz gewinnen, dann werde er preußische Politik machen. Bismarck ließ ihn fallen und der nicht gut beratene Mann bequemte sich zu den Bedingungen erst, als es zu spät war. Denn nunmehr zeigte sich für den preußischen Minister ein anderes höheres Ziel, welches augenscheinlich die einfachste und für Deutschland beste Lösung enthielt, — die Annexion, die Einverleibung in Preußen. Sie war schon nach dem Erfolge von Düppel angeregt worden und eine Adresse in diesem Sinn fand Anklang: jetzt drängte sie sich vielen auf, denen die Wahrheit aufgegangen war, daß, was Preußen erworben, für Deutschland gewonnen sei; die Schwierigkeiten aber leuchteten ein und sie waren ungeheuer. Der Verfassungskonflikt in Preußen war nicht die größte; die Spannung hatte unter dem Einfluß der Siege nachgelassen: als die Trophäen von Düppel in Berlin ankamen und das Königswort an eine Deputation „Eure Sache ist mir heilig und ich werde sie ausfechten" bekannt wurde, das jetzt sich erfüllt hatte, gab sich die Änderung der Stimmung deutlich kund. Die Mehrheit des Abgeordnetenhauses aber verstand die

Zeichen der Zeit nicht zu lesen. Als am 14. Januar 1865 der König den Landtag mit einer sehr entgegenkommenden, sehr verständigen Rede eröffnet und bei der Adreßdebatte der Minister des Innern Eulenburg staatsklug gemahnt hatte, jetzt wo die Gelegenheit sich biete, mit Ehren nachzugeben, den Widerstand gegen die neue Heeresorganisation fallen zu lassen, die sich so offenbar bewährt hätte, da doch ein großer Erfolg errungen worden sei, ohne daß man die Mark des Landes, die Männer der Landwehr, habe in Anspruch nehmen müssen: da zeigte sich der Eigensinn des Parteigeistes und der Konflikt dauerte mit ungeminderter Heftigkeit fort; doch hatte die Mehrheit des Abgeordnetenhauses schon nicht mehr die Mehrheit des Volkes hinter sich. Die Verwaltung wurde ohne Budgetgesetz, aber in geordneter Weise fortgeführt. Im übrigen Deutschland verbarg sich die Ratlosigkeit unter allerlei großen Worten: der Sechsunddreißigerausschuß verstieg sich zu dem schwachen Trost, daß es die öffentliche Meinung gewesen, welche Österreich und Preußen nach Schleswig getrieben habe. Aber diese öffentliche Meinung konnte nicht hindern, daß die Politik der Mittelstaaten Niederlage auf Niederlage erlitten hatte. Ihre Truppen mußten Gewehr bei Fuß zusehen, wie die Truppen der Großmächte ihre Siege erfochten und noch im Juli war die Entrüstung groß, aber vergeblich, als die Preußen sich der Festung Rendsburg bemächtigten, aus der die vier Kompagnien Hannoveraner unter Protest abzogen. Der fortdauernden Agitation des Bundestags zugunsten des Augustenburgers hielt Bismarck es für angemessen entgegenzutreten, indem er dort den Antrag stellte, daß die Exekutionstruppen, Hannoveraner und Sachsen, aus Holstein zurückgezogen würden, und Österreich konnte nicht umhin, diesem Antrag zuzustimmen, der am 5. Dezember gegen den Widerspruch der Mittelstaaten angenommen wurde. Es gab geringe Genugtuung, daß der sächsische Minister Freiherr von Beust die Sachsen, damit sie kein preußisches Gebiet zu berühren brauchten, einen weiten Umweg über Hannover machen ließ. Die Mittelstaaten hatten übrigens kein Recht, auf die unbefriedigenden inneren Zustände in Preußen, den Ver-

fassungskonflikt, hinzuweisen, da die politischen Verhältnisse in Kurhessen und im Großherzogtum Hessen, in Nassau, Mecklenburg, Hannover, Württemberg, Bayern auch nichts weniger als normal waren, geschweige in Österreich, wo die Dinge wieder dem Absolutismus zutrieben und freilich kein Verfassungskonflikt drohte, aber die Verfassung selbst in höchster Gefahr schwebte.

In der Tat hatten die Dinge dort eine für die Schönfärber im Reich betrübende Wendung genommen. Die Februarverfassung konnte kein Leben gewinnen; vergebens quälte man sich mit der Quadratur des Zirkels, — der Aufgabe, den Zentralismus und den Föderalismus, die Bedingungen der angestrebten Reichseinheit und die sehr verschiedenen Ansprüche der siebzehn Länder, aus denen das Reich zusammengesetzt war, zu vereinigen, — und die Finanznot war wie immer groß. Im Juni 1865 forderte der Finanzminister plötzlich eine abermalige Anleihe von hundertsiebzehn Millionen und man war mit dem großen Verfassungsexperiment am Ende. Der in den Hofkreisen ohnehin unbeliebte Schmerling, übrigens ein bitterer Gegner Preußens, ging, an seine Stelle trat Graf Belcredi, seither Statthalter von Böhmen; ein kaiserliches Patent vom 20. September 1865 suspendierte oder „sistierte" die Gesamtstaatsverfassung und gab zunächst den Landtagen der einzelnen Länder das Wort, aus deren Verhandlungen, nachdem man mit Ungarn ins reine gekommen, die Richtlinien und das Material zu einer neuen oder modifizierten Verfassung gewonnen werden sollten: ein Prozeß, der freilich noch lange so fortdauern konnte. Das Dringendste aber war die Auseinandersetzung mit Preußen in der schleswig-holsteinischen Sache. Im Februar formulierte Bismarck seine Forderungen; sie waren nicht gering: ein unauflösliches Bündnis der Herzogtümer mit Preußen, mit einigen Territorialabtretungen und Verschmelzung des Post- und Telegraphenwesens, wie auch der Streitkräfte zu Lande und zu Wasser mit den preußischen, Beitritt zum Zollverein: es war klar, daß hier ein entschlossener Wille war, der sich den Vorteil der geographischen Lage zunutze machte, während Österreich durch die

Breite von ganz Deutschland von dem strittigen Lande getrennt war. Und jetzt erst warf Bismarck auch die juristische Frage nach der Erbberechtigung des Herzogs von Augustenburg auf. Es meldeten sich noch andre Erbansprüche auf die Herzogtümer, wie die von Oldenburg, ja von Preußen selbst, und die Rechtskundigen dieser verschiedenen Staaten waren mit Gutachten befaßt auf Grund der Erbverhältnisse, denen sie in alten Pergamenten eifrig nachforschten. Für Österreich schien es nach der Auffassung seiner Staatsmänner kein Mittel zu geben, aus dem verderblichen Abenteuer herauszukommen, in das Bismarcks Staatskunst es verstrickt hatte, als die Rückkehr zum Standpunkt der Bundesmehrheit und dessen, was man die öffentliche Meinung nannte, — also zum Eintreten für den Augustenburger, dessen Sache jetzt, wo man die preußischen Forderungen und ihren Ernst erkannte, mit neuer Energie im partikularistischen Lager verfochten wurde. Schon am 5. Dezember 1864 hatte Österreich vorgeschlagen, die Herzogtümer dem Augustenburger zu übergeben und die etwaigen Prätendenten an das Austrägalgericht zu verweisen, welches die Bundesverfassung für solche Fälle bereit hatte. Empfindlich machte sich die Verschiedenheit der Auffassung in den Herzogtümern selbst geltend, wo der österreichische Kommissar die augustenburgische Agitation begünstigte, der preußische sie bekämpfte. Doch war das schon nicht mehr die Hauptsache: immer deutlicher wurde, daß hinter der Frage, was aus den Elbherzogtümern werden solle, die große Frage stand, was aus Deutschland werden solle; daß diese sich längst schon zur Machtfrage zwischen Preußen und Österreich zuspitzende Frage sich der Entscheidung nähere, und daß der leitende Mann in Preußen keineswegs vor dem Gedanken zurückschrecke, diese Entscheidung mit den Waffen zu suchen.

Noch einmal wurde dieses Äußerste vermieden: die beiden Herrscher, Franz Josef und König Wilhelm, kamen in Salzburg zusammen und stimmten dem Abkommen zu, das am 14. August 1865 zu Gastein zwischen ihren Ministern vereinbart war. Es löste das Kondominat in den Herzogtümern auf, gab die Regierung in Schleswig an Preußen, die in Holstein an Österreich, stellte Preußen

in letzterem zwei Militärstraßen, einen Telegraphendraht und zwei Postlinien zur Verfügung und bestimmte Kiel zum Bundeshafen und Rendsburg zur Bundesfestung: einstweilen sollen beide Staaten zur Benützung des Hafens und zur Besetzung der Festung berechtigt sein. Ferner stellte Österreich Preußen anheim, die für die Anlage des Ostseekanals auf holsteinischem Gebiet nötigen Vorbereitungen und Einrichtungen zu treffen, und stimmte dem Eintritt der Herzogtümer in den Zollverein zu; endlich übertrug es den ihm durch den Frieden übertragenen Anteil an Lauenburg gegen eine binnen vier Wochen nach der Ratifikation des Vertrags fällige Zahlung von fünf Millionen dänische Mark auf Preußen.

Dabei konnte es nicht bleiben und die Unzuträglichkeiten der geteilten Herrschaft in den Herzogtümern stellten sich alsbald wieder ein. Der Gouverneur von Schleswig war General Edwin von Manteuffel, der von Holstein Freiherr von Gablenz: jener, ein kluger Diplomat unter schroffen militärischen Formen, hielt in Schleswig jede Agitation nieder, welche auf die Entscheidung der Erbfolge Einfluß üben wollte, und schützte auch das dänische Element im Lande, — dieser, der Österreicher, suchte sich populär zu machen, indem er in Holstein den augustenburgischen Sympathiekundgebungen kein Hindernis in den Weg legte. Diese machten sich besonders geräuschvoll geltend, als der Herzog selbst im Lande erschien, und während Freiherr von Gablenz selbst mit diesem in Verbindung trat, drohte Manteuffel ihn im Wiederholungsfall auszuweisen, ja verhaften zu lassen. Die augustenburgische Bewegung im übrigen Deutschland setzte ihre Demonstrationen fort. Am 1. Oktober 1865 trat wieder ein Abgeordnetentag in Frankfurt zusammen; von dem Sechsunddreißigerausschuß und seinen leidenschaftlichen Deklamationen hatten sich die Regierungen selbst losgesagt. Unterhandlungen führten zu nichts, konnten zu nichts führen; die große Entscheidung nahte unaufhaltsam und seit dem Frühjahr 1866 schwand jede Aussicht auf eine friedliche Verständigung. Die österreichische Regierung suchte in einer Note vom 16. März sich seiner Verbündeten in Deutschland für den Fall eines preußischen Angriffs zu versichern und Bismarck er-

widerte am 24. mit einer Zirkularnote an die deutschen Höfe, in der er in großen Zügen die Gefahren schilderte, die für Preußen und Deutschland in den unter der Herrschaft der Bundesverfassung eingetretenen unerträglichen Zuständen lagen, und deutete unumwunden auf das Schicksal Polens hin, dem Deutschland verfallen würde, wenn erst Preußen niedergeworfen wäre. Bismarck war sich jetzt völlig klar geworden: die schleswig-holsteinische Frage war nur ein Teil der großen deutschen Frage und konnte nur mit dieser zugleich gelöst werden. Und auch er suchte sich jetzt den Verbündeten, der ebenso wie Deutschland nach Vollendung seiner nationalen Einheit verlangte und der auf seinem Wege denselben Gegner wie dieses fand, — Italien. Man verständigte sich: am 8. April 1866 wurde der Vertrag zwischen Preußen und Italien unterzeichnet; er bestimmte, wenn aus den Verhandlungen über die Bundesreform der Krieg hervorgehen würde, die Gemeinsamkeit der Kriegführung für die beiden Vertragschließenden unter Ausschluß eines Separatfriedens: der Friede sollte nicht geschlossen werden, ohne daß Venetien für Italien, ein entsprechendes Land von gleichem Wert für Preußen gewonnen wäre; der Vertrag erlösche, wenn Preußen nicht binnen drei Monaten an Österreich Krieg erklärt habe. Am folgenden Tage stellte Preußen in Frankfurt seinen Antrag auf Reform des Bundes und Einberufung einer aus direkten Wahlen mit allgemeinem Stimmrecht hervorgehenden Versammlung: eines deutschen Parlaments also, dem die — bis zu einem nahen Termin zu vereinbarenden — Reformvorlagen der Regierungen unterbreitet werden sollten. So lenkte also Bismarck auf den Gedanken zurück, der vor achtzehn Jahren ins Leben getreten und seither bei jeder Gelegenheit auf unzähligen Versammlungen, in unzähligen Reden als das Ziel der Sehnsucht des deutschen Volkes aufgestellt worden war: und es war im Namen des mächtigsten deutschen Staats, daß er ihn darbot. Aber die erregte Stimmung ließ keine ernsthafte Prüfung zu. Die Rüstungen begannen: und als Österreich, um einen Beweis seiner Friedensliebe zu geben, sich zur Abrüstung bereit erklärte, — sofort, wenn Preußen die gleiche Zusage gebe, —

da legte es zugleich wieder die Probe der wohlbekannten habsburgischen Klugheit ab, indem es durch seinen Gesandten in Berlin erklären ließ, daß es genötigt sein werde, gegen Italien die Rüstung aufrechtzuerhalten. Diese Erklärung machte den Friedensaussichten ein Ende. Am 4. Mai wurden in Preußen fünf Armeekorps mobil gemacht, in Österreich, Bayern, Sachsen, Hannover die kriegerischen Vorbereitungen fortgesetzt oder wieder aufgenommen.

Täglich sanken die Aussichten der Erhaltung des Friedens und Vermeidung eines Krieges, gegen den sich das Bewußtsein der Nation sträubte, tiefer: und heute, nachdem die historische Betrachtung längst zu ihrem Rechte gekommen ist, wird man sagen können, daß sich niemals im ganzen Laufe ihrer tausendjährigen Geschichte der deutschen Nation ein ergreifenderes Bild bot als die mächtige Gestalt Bismarcks und neben ihr die seines Königs in den ersten Tagen des Monats Juni 1866. Wie Friedrich der Große im Jahre 1756 stand ein gewaltiger Mensch einer feindseligen Welt gegenüber. Die Stimmung in dem Lande selbst, um das der Kampf entbrannte und das nur in Worten deutsch, in Wahrheit nur schleswig-holsteinisch gesinnt, das wie die meisten anderen deutschen Länder vor allem sein Sonderleben wahren und also seinen Herzog an der Spitze haben wollte —, diese Stimmung war die des ganzen außerpreußischen Deutschlands, wo man, Regierungen und Volk, den nahen Untergang dieser abgelebten Kleinstaatenwelt ahnend, den wahren Charakter des preußischen Staates verkennend, mit demselben Haß sich gegen den Staat und den Mann kehrte, der den Traum der eigenen Scheinsouveränität zerstörte. Alle Kräfte der Verneinung vereinigten sich in dieser Stimmung: die katholische Bevölkerung im Süden gegen den protestantischen Staat des Nordens, die Reaktionäre gegen den Revolutionär, die Demokraten und Radikalen und die Unklaren gegen den Feind dessen, was sie die Freiheit nannten. Hinter diesem vielgestaltigen Partikularismus der deutschen Kleinstaaterei stand die alte Feindschaft Österreichs gegen Preußen; plötzlich erschien jenes auch dem eingefleischten Demokraten als Vertreter und Vorkämpfer des wahren Deutschtums; und auch in Preußen selbst, namentlich

am Rhein, war jetzt, wo es Ernst wurde, die allgemeine Meinung oder Stimmung gegen die Bismarckische Politik, wenn auch keineswegs gegen die Annexion der Herzogtümer: wie es denn die Art seitherigen Politisierens war, den Zweck aber nicht die Mittel zu wollen. Die Liberalen hatte Bismarck nicht oder nur erst zu einem kleinen Teil für sich: die Partei im Großen stand noch unter dem Bann des Verfassungskonflikts und verkannte gänzlich, daß es jetzt sich um ganz andere Dinge, um die Lebensfragen Deutschlands und Preußens handelte, und die Konservativen stießen sich an dem Bündnis mit der Revolution, wie sie die Allianz mit Italien nannten. Ja selbst in den höchsten Regionen, bei Hofe, war keineswegs alles mit der Wendung einverstanden, die die Dinge durch Bismarcks Politik genommen hatten. Der Kronprinz Friedrich hatte seither die augustenburgische Sache begünstigt und im Herzen des Königs selbst lebte noch etwas von der überlieferten Loyalität des Hohenzollernhauses gegen Österreich, mit dem man noch soeben vereint „die Revolution" bekämpft hatte. Aber er war jetzt entschlossen und er war ein Mann: längst wies die Geschichte, recht eigentlich der Genius des Staates, auf den Augenblick, wo einmal der große Gegensatz zwischen Österreich und Preußen, der in den fürstlichen Häusern als Gegensatz von Habsburg und Hohenzollern noch eine besondere Färbung bekam, ausgetragen werden mußte, und der König stand unter dem Bann eines Größeren, dem sich niemand entziehen konnte, der einmal den Einfluß dieser überlegenen Persönlichkeit erfahren hatte.

Die Brücken waren seit dem Anfang Mai so gut wie abgebrochen: am 6. vollführte ein exaltierter junger Mensch einen Mordversuch gegen den großen Minister, als dieser vom Vortrag beim König die Linden heraufschritt, und wie durch ein Wunder ließen die zwei Schüsse, aus allernächster Nähe abgefeuert, ihn unverletzt: am 8. wurden die drei noch in Kriegsbereitschaft harrenden Armeekorps mobil gemacht und die gesamte Landwehr einberufen, am 9. das Abgeordnetenhaus, das im Augenblick nicht mehr mitzählte, aufgelöst. Ein Antrag der neutralen Mächte, Frankreich, England und Rußland, einer Friedenskonferenz die brennende

Frage zu unterbreiten, fand kein Stätte mehr, da Österreich sein Erscheinen an die Bedingung knüpfte, daß dabei keine Kombination zur Sprache kommen dürfe, welche einer einzelnen der eingeladenen Mächte Gebietszuwachs in Aussicht stelle.

Die Entscheidung in der Herzogtümerfrage überantwortete am 1. Juni Österreich dem Bunde. Am 2. Juni berief der österreichische Statthalter in Holstein die Versammlung der holsteinischen Stände nach Itzehoe und was diese beschließen würden, war nicht zweifelhaft. Am 3. erklärte Preußen die Gasteiner Konvention damit für zerrissen, also den früheren Zustand, die gemeinsame Herrschaft, wieder in Kraft: Manteuffel schickte sich an, in Holstein einzurücken. Am 10. ward Itzehoe besetzt und die Versammlung kam also nicht zustande; am 12. räumten die zwölftausend Österreicher und mit ihnen der Herzog das Land; der Krieg war da. Noch gab Bismarck am 9. in einer Erklärung am Bundestag die Bereitwilligkeit kund, die schleswig-holsteinische Frage als eine nationale mit einer Bundesgewalt zu verhandeln, welche unter Mitwirkung einer nationalen Vertretung — also des Parlaments — die Bürgschaft gewähre, daß Preußens Opfer dem gemeinsamen deutschen Vaterland und nicht der dynastischen Begehrlichkeit zugute kämen. Österreich erwiderte am 11. mit dem Antrag, gemäß Artikel 19 der Bundesakte gegen die Selbsthilfe, die Preußen mit dem Einrücken in Holstein genommen, die gesamten Bundestruppen mit Ausnahme ihrer preußischen Bestandteile mobil zu machen: am 14. wurde abgestimmt: neun Stimmen waren für, sechs gegen den Antrag. Als die Abstimmung beendigt war, erhob sich der preußische Bundesgesandte und erklärte, seine Regierung sehe damit den Bund als erloschen an. Er legte auf den Tisch des Hauses den Entwurf eines neuen Bundesvertrags, dessen erster Paragraph lautete: „Das Bundesgebiet besteht aus den seitherigen Staaten mit Ausnahme der kaiserlich-österreichischen und der königlich-niederländischen Landesteile."

24. Der Krieg von 1866.

Bevor wir den Verlauf dieses Krieges verfolgen, bei dem es sich um die höchsten Siegespreise, die fernere Zukunft zweier großen Länder in der Mitte unseres Erdteils und mittelbar also um die ganze fernere Entwicklung nicht nur des deutschen, sondern des europäischen Lebens handelte, müssen wir einen Blick auf die Lage und Stellung der verschiedenen Staaten Europas werfen: denn der Kampf ging, wie dies in hervorragendem Sinn und Maß das Ehrenrecht des deutschen Volkes ist, nicht um deutsche Interessen und Fragen allein, sondern in Wahrheit um „der Menschheit große Gegenstände". Freilich ist es nur wenigen Menschen gegeben, geschichtliche Vorgänge von dieser Höhe herab zu sehen und zu würdigen; Führer und Geführte, Herrscher und Völker, beurteilen sie im allgemeinen unter den Eindrücken, die durch Gewohnheit oder Parteileidenschaft oder durch das besondere und ephemere Interesse des Staates oder der Kirche, in welche der Zufall der Geburt sie gestellt hat, in ihnen erregt wird. Und der allgemeine Zug oder das allgemeine Vorurteil ging diesmal gegen den, dem jenes im geheimen waltende Gesetz, das unsere Sprache mit richtiger Deutung als Vorsehung bezeichnet, den Sieg bestimmt hatte.

Eine gewisse Genugtuung empfand Dänemark darüber, daß um die ihm entrissene Beute die Sieger nun selbst in Kampf gerieten, ohne daß es doch an diesen Krieg in Deutschland selbst große Hoffnungen geknüpft hätte. Die beiden nordischen „Bruderstämme", Schweden und Norwegen, hatten während des Krieges um die Herzogtümer ihre Sympathien zwar in allerlei Demonstrationen und großen Worten ausgedrückt, damit aber auch erschöpft: sie sahen dem beginnenden neuen und größeren Kampfspiel nur mit dem

JÜTLAND
DÄNEMARK
Grosser Belt
Seeland
Fünen
Langeland-Belt
Laaland
Fehmarn B.
Kleiner Belt
Alsen
Flensburg
Angeln
Schleswig
Kieler Bucht
Rendsburg
Kiel
Eckernförde
Dänischer Wohld
Neustädter Bucht
Neumünster
HOLSTEIN
Itzehoe
Neuwerk
Elbe
Lübeck
MECKLENB.
Segeberg
Oldesloe
Stormarn
Brunsbüttel
Brenerhafen
Geestemünde
Stade
Hamburg
Altona
HANNOVER
OLDENBG.
Amrum
Pellworm
Föhr
Sylt
Rømø
Fanø
Veile
Varde
Friederica
Kolding
Middelfart
Nyborg
Korsør
Aabenraa
Sønderborg
Augustenburg
Arrö
Tondern
Hoyer
Lecktum
Husum
Tönning
Meldorf
Friedrichstadt
Bollingstedt
Schleswig
Missunde
Schwansen
Apenrade
Christiansfeld
Hammelef
Adlers Löwig
Hadersleben
Kopp
Drage
Sundewitt
Gravenstein
Quars
Carlum
Arnis
Idstedt
Oeversee
Flensburg
Fahrt
Apenrader B.
Kleiner Belt
Grosser Belt
Langeland
Fehmarn
Oldenburg
Plön
Wattin
Olnhang
Neustadt
Travemünde
Cismar
Neustädter Bucht
Kiel
Rendsburg
Nortorf
Neumünster
Meldorf
Itzehoe
Neuwerk
Segeberg
Oldesloe
Lübeck
Brunsbüttel
Stormarn
Brenerhafen
Geestemünde
Stade
Hamburg
Altona
Elbe
Weser
Oste
Stör
Eider
Treene
Schwentine
Dänischer Wohld
Bollingstedt
Friedrichstadt
Tönning
Husum
Schleswig
Missunde
Schwansen
Apenrade
Hadersleben
Sønderborg
Augustenburg
Arrö
Tondern
Hoyer
Lecktum
Amrum
Pellworm
Föhr
Sylt
Rømø
Fanø
Veile
Varde
Friederica
Kolding
Middelfart
Nyborg
Korsør
Aabenraa
Sundewitt
Gravenstein
Quars
Carlum
Arnis
Idstedt
Oeversee
Flensburg
Fahrt
Apenrader B.
Kleiner Belt
Grosser Belt
Langeland
Fehmarn
Oldenburg
Plön
Wattin
Olnhang
Neustadt
Travemünde
Cismar
Neustädter Bucht
SCHLESWIG-HOLSTEIN
1848, 1849, 1850, 1864.
1:2.600.000
0 10 20 30 40 50
Kilometer

SACHSEN
Meissen
DRESDEN
Bautzen
Löbau
Elbe
Elster
Hoyerswerda
Grossenhayn
Elbe
Hainspach
Schönau
Zittau
Königstein
Erz-Gebirge
Teplitz
Aussig
Brüx
Komotau
Eisenberg
Hühnerwasser
Theresienthal
Jungbunzlau
Sulzen
Melnik
Schlan
Laun
Bakonitz
Brandeis
Kladno
PRAG
Beraun
Přibram
BÖH

DÜPPEL
1:433.000
0 1 2 3 4 5 10 Kilometer
KLEINER-BELT
Apenrader B.
Alsener Föhrde
Norburg
Holm
Ostbüll
Stegwig
Brandsbüll
Meels
Schwensmühlen
Warnitz
Schobüll
Aenderhof
Sandwig
Sterning
Schweirupp
Rabenkrug
Wildun
Wollbroe
Dünnewith
Schnabek
Augustenburger B.
Ulderup
Ahmkier
Augustenburg
Sandberg
Rinkhof
Arnbüll
Kjär
Graasteinholz
Nübel
Noor
Raikebüll
Nebek
Ulkebüll
Wollerup
Sonderburg
Alnoer
Rixenmark
Düppeler Schanzen
Langenwerk
Schmalk
Wenningbund
Broacker
Hörup-Haff
Flensburger Busen
Hollnis
Sammelmark
Hünning
Drei
Glücksburg

Schlacht bei KÖNIGGRÄTZ a
1:243.000
Milowitz
Czernutek
Zelkowitz
Wrechown
Klenitz
Benatek
Hnewkowes
Straćow
Dub
Lowetitz
Mzan
Maslowedes
Lhota
Sadowa
Prakek
Ropanina
Dohalitz
Cistowes
Zawadilka
Chlum
Peresow
Dohalitzek
Lipa
Johanneshof
Sucha
Langenhof
Nedelist
Rosberitz
Sobetus
Popowitz
Wsestar
Run
Strestitz
Probitz
Rosnitz
Nechanitz
Lubno
Bor
Brizia
Tlad-Prim
Nechanitz
Ob.Prim
Klacow
Schlatinitz
Mal.Prim
Ouarbusitz
Kunitz
Stezirek
Bradek
Radikowitz
Stosser
Techlowitz
Zely
Libčan
Hohnitz
Ribsko
Placitz

uli 1866.

g (Oscar Beck) in München

Geogr. Anst. von Wagner & Debes, Leipzig.

geringen Maß von Teilnahme zu, das sie überhaupt den Vorgängen im übrigen Europa zu widmen pflegten. Rußland war in dieser ganzen Zeit von zwei großen Interessen im Innern in Anspruch genommen: der Ausnützung des Sieges über die letzte polnische Insurrektion durch den Versuch der Russifizierung dieses Teils seines Reiches und durch die große Maßregel der im Prinzip ausgesprochenen Aufhebung der Leibeigenschaft; diese brachte in ihrer Durchführung organische Veränderungen und sonstige Konsequenzen mit sich, welche die Aufmerksamkeit und Tätigkeit des Zaren Alexander II, dem es mit seiner Reformaufgabe Ernst war, und der herrschenden Klassen momentan völlig in Anspruch nahmen. In der schleswig-holsteinischen Sache hatte der Zar, der vielleicht eigene Ansprüche an Teile der Erbschaft hätte machen können, auf diese Ansprüche ausdrücklich verzichtet und auch jetzt hielt er sich neutral; er war aber den preußischen Ansprüchen nicht abgeneigt, während gegen Österreich vom Krimkrieg her in Rußland noch immer Groll herrschte. Die Veränderungen, die sich eben jetzt auch in der östlichen Welt vollzogen, — die Aufrichtung einer neuen Dynastie in Griechenland und der Aufstand in Kreta, dessen christliche Bevölkerung sich gegen die osmanische Herrschaft erhob und die Vereinigung der Insel mit Griechenland anstrebte, die fortschreitenden Bestrebungen der christlichen Vasallenstaaten, sich von dem türkischen Joch zu emanzipieren, — berührten den Westen nicht unmittelbar und auch die Revolution in den Donaufürstentümern, der Sturz des Fürsten Kusa, verdient nur insofern Erwähnung, als diese übrigens unblutige Revolution zur Wahl eines preußischen Prinzen, Karl von Hohenzollern, führte, der im Mai 1866 im Lande erschien und kühn die Aufgabe übernahm, das große und schöne Land für die europäische Kulturaufgabe zu gewinnen; bei der herrschenden Stimmung und den obwaltenden Umständen wurde diese Wahl in Österreich als eine feindliche und hinterlistige Machenschaft Preußens gegen Österreich angesehen. Englands Interesse und Gedanken wurden in der nächsten Zeit nach einer ganz anderen Richtung gezogen, so daß für die deutschen Dinge ein tätiges Eingreifen, wozu ohnehin keine Neigung war, nicht in Frage kam.

Der leitende Minister, Lord Palmerston, hatte, wie erwähnt, ein solches in Dänemark beabsichtigt und er war im Ganzen Deutschland abgeneigt: allein er starb im Oktober 1865 und das Land bekam, auch abgesehen von den inneren Sorgen, mit den Folgen seines Verhaltens in dem großen amerikanischen Kriege zu tun. Dieser Krieg hatte jetzt, April 1865, mit dem vollständigen Siege der nördlichen Staaten, der Union, geendigt: in England hätte man sehr verzeihlicherweise nicht ungern gesehen, wenn der gewaltige Kampf die nordamerikanische Union in zwei einander die Wage haltende Staaten aufgelöst hätte, und man hatte diese Gesinnung nicht ganz zu verbergen gewußt, ja man hatte sie, nach der Anschauung der Nordstaaten, dadurch betätigt, daß man den Südstaaten die Rechte Kriegführender eingeräumt und ihre Kaperschiffe in englischen Häfen aufgenommen und von da wieder ungehindert hatte auslaufen lassen. Jetzt schickte die nordamerikanische Regierung sich an, England eine ungeheure Rechnung zu präsentieren für die Schäden, welche diese Kaperschiffe, die „Alabama" zumal und ihresgleichen während des Krieges amerikanischem Eigentum zugefügt hatten: und man wußte bereits hinlänglich, daß mit den Yankees nicht zu spassen war.

Das Wichtigste war, wie natürlich, wie sich Frankreich zu der neuen Situation stellen würde, die zugleich die deutsche und die italienische Frage in sich schloß. Der Kaiser Napoleon hatte nunmehr fünfzehn Jahre lang sich mit Glück und Geschick in seiner nicht leichten Stellung behauptet und war eine Zeitlang in der Tat die hervorragendste politische Persönlichkeit in Europa gewesen. Er hatte noch jüngst bei seinem Kongreßvorschlag beteuert, daß ihm jede Eroberungs- und Vergrößerungsabsicht fern liege, und in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit hatte er sich zurückgehalten und eine Deutschland freundliche Stellung gezeigt: jetzt — und vielleicht hatte er darauf gerechnet — war aus dem kleinen Kriege der große hervorgegangen, der Deutschland in zwei Lager schied; wie immer nun der Kampf ausgehen mochte, er konnte ihm Gelegenheit geben zu einer Landerwerbung am Rhein, zu einer Erwerbung, welche seine Herrscherstellung in Frankreich selbst, die nicht ungefährdet war, gehoben und

befestigt hätte: die Gewinnung der Rheingrenze war ja der Traum jedes Franzosen und im Grunde auch der seine. In der Tat machte er bei Preußen und bei Österreich gelegentlich Versuche in dieser Richtung: bei Preußen ohne Erfolg, bei Österreich jetzt mit dem Ergebnis eines geheimen Abkommens, nach welchem Österreich Venetien an Italien abtreten, dafür aber Schlesien erhalten sollte. Seine Gedanken sprach er ziemlich deutlich in einem Schreiben vom 11. Juni 1866 an seinen Minister des Auswärtigen aus, das auch der Kammer mitgeteilt wurde: in diesem Schreiben lehnte er jede Erwerbung für Frankreich ab, außer wenn die Karte von Europa zum ausschließlichen Vorteil einer Großmacht verändert und angrenzende Provinzen „in freier Abstimmung" den Anschluß an Frankreich verlangen würden. Für Preußen wünschte er mehr „Homogenität und Kraft im Norden", für Österreich „Aufrechthaltung seiner großen Stellung in Deutschland", für die deutschen Staaten zweiten Ranges eine „intimere Union" — was etwa auf eine Art Rheinbund hinauslief, der seine Anlehnung an Frankreich nehmen mußte; für Italien wollte er Venetien und dieses hätte nur die Hand auszustrecken brauchen, um ohne Krieg das langersehnte Ziel zu erreichen. Aber Italien fehlte noch etwas anderes, was nicht von Frankreich und nicht von Österreich zu erlangen war, — seine noch in päpstlichen Händen befindliche Hauptstadt, Rom.

Diese Seite, daß die deutsche und die italienische Sache, die fernere Zukunft beider Länder aufs engste verbunden waren, gab diesem Kriege seinen weltgeschichtlichen Hintergrund. Italien hatte in Kraft eines in dieser überwältigenden Gestalt neuen Prinzips, das man der Kürze wegen das Nationalitätsprinzip nannte, das Maß von Einheit und Unabhängigkeit errungen, das es in diesem Augenblick besaß: und niemand fragte mehr nach den früheren Dynastien, die von dem Erdboden verschwunden waren, ohne auch nur eine Partei zu hinterlassen. Aber die eine Macht, welche seit je das größte Hindernis der Bildung eines nationalen Staatswesens in Italien gewesen und es seit dem sechzehnten Jahrhundert und schon früher auch in Deutschland war, das Papsttum, stand

noch aufrecht. Es war seinem Prinzip nach kosmopolitisch: gegen den italienischen Nationalstaat, an den es schon einen guten Teil seiner weltlichen Herrschaft verloren hatte, hegte es unversöhnliche Feindschaft. Es war, wie man gestehen muß, ein kühner und großer Gedanke, daß dieses Papsttum in dem Augenblick, wo der Rest seiner weltlichen Herrschaft dem Untergang entgegenging, sich der anderen und besser berechtigten Seite seiner Macht, seiner geistlichen Stellung, erinnerte und in der Enzyklika vom 22. September nicht nur die Ansprüche der Päpste alter Zeit, der Gregor und Innozenz, erneuerte, sondern in dem angehängten Syllabus der ganzen modernen Welt den Krieg ankündigte; in diesem waren die sogenannten Irrtümer der modernen Weltanschauung, achtzig an der Zahl, verzeichnet und verdammt. Dieser Bundesgenosse Österreichs war mitnichten zu verachten: weit mehr noch, als für Italien, war der Papismus für Deutschland der gefährlichste Feind, wie sich bald zeigen sollte. Hier wie dort beruhten die angestrebten Neuordnungen auf den Prinzipien, die der Syllabus und die Enzyklika soeben verurteilt hatte.

In jenen erregten Stunden, welche der Bundestagssitzung vom 14. Juni folgten, gab man sich über diesen Zusammenhang keine klare Rechenschaft: am wenigsten vielleicht in den protestantischen Kreisen der kleinen Staaten, wie Württemberg oder Hessen, wo der gedankenlose Preußenhaß und die österreichischen Sympathien überwogen, die man freilich sich mehr aufredete und aufreden ließ, als wirklich fühlte. Man war im Lager der sich bildenden Koalition voll Zuversicht; „das vae victis wird man Preußen nicht ersparen können", äußerte in der württembergischen Kammer ein Abgeordneter, der sich für sehr klug hielt; ein anderer von diesen weitsichtigen mittelstaatlichen Politikern meinte: „Schlesien werden sie jedenfalls verlieren", und, setzte er hinzu, „es wird sich fragen, ob man ihnen überhaupt ihre politische Existenz lassen kann"; der witzige sächsische Minister, Herr von Beust, sprach davon, daß die „Improvisation Friedrichs II" wieder verschwinden müsse. Man rechnete die Heereskräfte Österreichs und der Mehrheit vom 14. Juni zusammen und so kam man ohne Mühe auf eine Streitmacht von acht-

hunderttausend und mehr; man versprach sich viel von der lähmenden Wirkung des Verfassungskonflikts in Preußen und steigerte sich sogar in eine geringschätzige Sprache hinein über das preußische Friedensheer und über das Überwiegen des Junkertums unter den Offizieren in diesem, während in der kriegsgeübten österreichischen Armee Platz für jedes Talent sei: erfuhr man doch soeben, daß zum österreichischen Oberfeldherrn sogar ein Protestant ernannt sei, der Feldzeugmeister Ludwig von Benedek, dessen in langer Laufbahn namentlich in Italien bewiesene soldatische Tugenden man, da er ein Österreicher war, ohne weiteres für Beweise eines außergewöhnlichen Feldherrntalents nahm. Wie es mit den Bundestruppen stand, darüber gab man sich im Augenblick keine Rechenschaft oder man kam leicht darüber weg. In Wahrheit stand es sehr übel mit ihnen; man hatte seit lange die Bundesinstruktionen unbeachtet gelassen, die ohnedies sowohl hinsichtlich der vorschriftsmäßigen Zahl als hinsichtlich alles andern, was zu einer kriegstüchtigen Truppe gehört, hinreichend lässig waren, und man weiß genug, wenn man sich erinnert, daß das sehr bunt zusammengesetzte achte Bundesarmeekorps nur einmal, vor sechsundzwanzig Jahren, ein gemeinsames Manöver abgehalten hatte. Hier gab es kein deutsches Heer, sondern nur bayerische, württembergische, badische, hessische Truppen mit verschiedenen Kommandos, verschiedenen Signalen, verschiedener Bewaffnung: das deutsche Heer war das preußische, dessen Juwel, die allgemeine Wehrpflicht, jetzt sich zu bewähren Gelegenheit hatte. Es bewährte sich auch sofort bei der Mobilmachung und der Zusammenziehung der Streitkräfte. Da spürte man nichts von dem Verfassungsstreit, der die Gemüter spaltete, und mit Befriedigung sah der gemeine Mann, daß alle, vornehm und gering, reich und arm, gleichmäßig herangeholt wurden, und freute sich, wenn er den Sohn des reichen Kaufhauses als Gemeinen in Reih und Glied mit dem Kommis und dem Hausknecht stehen sah. Die Adressen, mit denen man noch im Mai den König um die Erhaltung des Friedens bestürmt hatte — nur Schlesien redete eine männlichere Sprache — verloren sich; mehr und mehr erwachte

in vielen Tausenden der durch den Parteikampf Verbitterten das preußische Staatsgefühl und das vaterländische Pflichtbewußtsein und das Verständnis dafür, um was es sich in dieser ernstesten Stunde der deutschen Geschichte handle, — was ein Sieg Österreichs und des Bundestags für Deutschland und den Fortschritt in der Welt bedeuten würde. Wer aufmerksam die Manifeste las, in denen am 17. Juni der Kaiser von Österreich sich an seine Völker, der König von Preußen an sein Volk wandte, konnte es sich selber sagen. Das österreichische enthielt eine ausführliche Darlegung der kaiserlichen Politik und das mochte nötig sein, da mehr als einem dieser Völker das Interesse nicht einleuchtete, das Österreichs deutsche Stellung, die fernen Herzogtümer und der ganze Krieg für sie habe: Franz Joseph schloß mit einer Anrufung des allmächtigen gerechten Gottes, „dem sein Haus von seinem Ursprung an gedient habe". Wie dieser Gottesdienst zuzeiten geübt worden war, durfte man freilich nicht fragen. Das preußische Manifest war kürzer: es erinnerte an die gemeinsamen Taten des Befreiungskriegs und der jüngsten Zeit, an den unberechtigten Haß gegen Preußen. „Wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von Feinden umgeben und deren Kampfgeschrei ist Erniedrigung Preußens". Es stellte den Ausgleich der Verfassungsdifferenz in Aussicht: „Unsere Gegner täuschen sich, wenn sie Preußen durch innere Streitigkeiten gelähmt wähnen." Es zeigte als Kampfpreis die neue Gestalt Deutschlands, die der Reformantrag am Bunde wollte: „Verleiht uns Gott Sieg, dann werden wir auch stark genug sein, das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der Tat nach zusammenhielt und welches jetzt durch diejenigen zerrissen ist, welche das Recht und die Macht des nationalen Geistes fürchten, in anderer Gestalt fester und heilvoller zu erneuern."

In drei Monaten, Juni, Juli und August 1866, und auf drei Kriegsschauplätzen, dem südlichen oder italienischen, dem westlichen deutschen, dem östlichen böhmischen, vollzog sich die große Entscheidung.

Auf dem südlichen italienischen war ein Teil der österreichischen Macht, etwa hunderttausend Mann unter dem Erzherzog Albrecht,

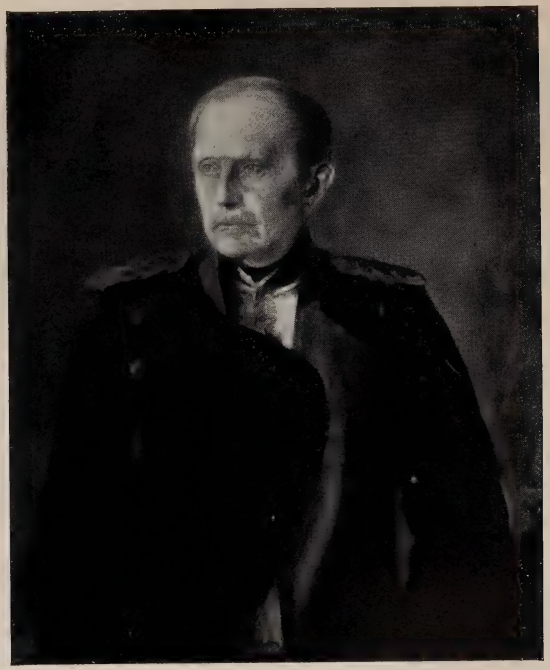
beschäftigt; für Italien wäre es von höchstem Wert gewesen, durch energische und glückliche Kriegführung zu beweisen, daß die Italiener ohne fremde, französische Hilfe etwas für die Befreiung ihres Landes leisten könnten. Der preußische Gesandte von Usedom legte dem König Viktor Emanuel und dem Minister La Marmora einen kühnen Plan angriffsweisen Verfahrens, einen Stoß ins „Herz" des gemeinsamen Feindes, mit dem Gedanken einer Vereinigung der beiden Verbündeten in Feindesland und dem Kriegsziel Wien vor. Allein der König, eine gewöhnliche und subalterne Natur, und der General La Marmora, ein tapferer und ehrlicher, aber beschränkter und mißtrauischer Mann, der alles Heil zudem nur von dem französischen Kaiser erwartete, gingen auf eine so kühne Idee nicht ein. Sie wollten nichts aufs Spiel setzen, da sie Venedig insgeheim ja sicher zu haben glaubten, und das Ergebnis dieser halben Kriegführung war denn auch, daß der unfähige Führer schon am 24. Juni bei Custozza eine schwere Niederlage erlitt, durch welche das italienische Heer auf mehrere Wochen zur Aktion unfähig gemacht wurde. Vier Wochen später, 20. Juli, erlitt auch seine Flotte bei Lissa einen Schlag, so daß die italienische Hilfe in dem ganzen Kriege sich darauf beschränkte, daß Österreich einen Teil seines Heeres auf dieser Seite im Felde zu halten gezwungen war.

Ganz andre, wunderbare Dinge, erlebte man auf den deutschen Kriegsschauplätzen. Hier war Preußen vom ersten Tage an im Vorteil, weil es mit einem klaren politischen Programm und nach einem wohldurchdachten militärischen Plan vorging, während Österreich ohne solches Programm in der deutschen Frage war und nur ein sehr allgemeines reaktionäres Ziel im Auge hatte. Das mußte sich alles finden, wenn man erst in Berlin als erstem und letztem Kriegsziel angelangt war. In der Tat griff auf preußischer Seite alles aufs beste ineinander, Politik und Krieg, ein entschlossener, charaktervoller, verständiger König, ein überlegener Politiker und ein ebenso unvergleichlicher Stratege, der Chef des Generalstabs Helmut von Moltke, der, in seiner Bedeutung

nur erst wenigen bekannt, bald eine europäische Berühmtheit werden sollte: als dritter der Kriegsminister Albrecht von Roon, der hervorragendste unter den vielen tüchtigen Männern des zweiten Ranges, über die das preußische Land verfügte, ein fleckenloser, in sich gefestigter Charakter, wissenschaftlich durchgebildet, fleißig, gewissenhaft, fähig sein großes organisatorisches Talent dem großen Gedanken einer genialen Politik dienstbar zu machen. Am 15., dem Tag nach der Entscheidung in Frankfurt, bot Preußen in gleichlautenden Noten in Hannover, Dresden und Kassel die Neutralität an mit Verbürgung des Besitzes und der Souveränität in den Grenzen des preußischen Bundesreformvorschlags: Erklärung bis nachts zwölf Uhr. Sie erfolgte nicht; da setzten sich pünktlich wie ein Uhrwerk die preußischen Truppen in Bewegung und der Krieg, der mit der „Beseitigung der Improvisation Friedrichs des Großen" hätte endigen sollen, begann mit einem dreifachen Erfolg der Preußen: am 17. war Hannover, am 18. Dresden, am 19. Kassel in preußischen Händen.

In Hannover hatte man noch am 15. den blinden König um die Neutralität bestürmt: er erwiderte der Deputation der städtischen Behörden, die ihn in später Nacht noch anriefen, daß er als Christ, Monarch und Welfe nicht nachgeben könne, und schlug mit dem noch ganz ungerüsteten Heer den Weg nach Süden ein. Er konzentrierte seine Streitmacht um Göttingen mit der Absicht, sich mit der bayerischen Armee zu vereinigen, die von Süden herankommen sollte. Die eine Möglichkeit, die viertausendachthundert Mann starke österreichische Brigade bei ihrem Abzug aus Holstein mit den eigenen Truppen zu vereinigen, die immerhin auf zwanzigtausend Mann anzuschlagen waren, hatte man sich entgehen lassen: und die bayerische Hilfe war sehr problematisch. „Mit neunzehntausend Mann schlägt man sich durch", hatte der bayerische Feldherr, der einundsiebzigjährige Prinz Karl, dem Abgesandten Hannovers geantwortet: es war aber noch ein anderes Hindernis. Bayern hatte am 19. Juni zu Olmütz mit Österreich einen Bündnisvertrag geschlossen, in welchem die bayerischen Truppen zwar in Gemeinschaft und nach den Direktiven des

Feldmarschall Graf Roon
Ausschnitt aus dem Gemälde von R. Graef (Nationalgalerie Berlin)



Feldmarschall Graf Moltke
Gemälde von Franz von Lenbach

Kronprinz Friedrich von Preußen
Photographie nach dem Leben

Prinz Friedrich Karl
Ausschnitt aus dem Gemälde von H. v. Angeli

österreichischen Oberbefehlshabers zu handeln angewiesen waren, aber zugleich stipuliert war, daß neben dem allgemeinen Kriegszweck auch darauf Rücksicht genommen werde, daß die Operationen stets im Einklang mit den Landesinteressen der einzelnen Staaten bleiben und die Deckung der Gebiete ihrer Kriegsherrn im Auge behalten sollten. Hiernach war es nicht wahrscheinlich, daß Bayern seine Truppen nach Hannover marschieren lassen werde. So vollendete sich rasch das Gottesurteil an dem unglücklichen Manne, der das Bestehen des Welfenreichs bis ans Ende aller Tage wie ein gutes Recht von der Vorsehung erwartete oder verlangte. Von Norden rückte General Manteuffel, unter Hinterlassung einer geringen Truppenmacht in den Herzogtümern, von Osten General Vogel von Falckenstein mit je einer Division gegen Hannover vor: am 17. wurde die Stadt besetzt und schon am 25. war es zu spät mit dem Durchbruch nach Süden für die hannöversche Armee. Es wurde mit Berlin unterhandelt: König Georg war bereit, seine Truppen ein Jahr lang nicht gegen Preußen fechten zu lassen, hatte aber den dummpfiffigen Gedanken, sie nach Italien zu schicken, um dort die Sache Österreichs zu unterstützen. Während dieser Unterhandlungen vollendete sich das Verhängnis, das alle, nur nicht Georg V kommen sahen. Bei Langensalza, am 27., erfocht er — der Blinde glaubte sich selbst mitten in der Schlacht — einen Sieg mit zwanzigtausend gegen die achttauseneinhundertfünfzig Mann, meist Landwehren, und zweihundertfünfundzwanzig Reiter des preußischen Generalmajors von Flies, der, glaubt man, das Opfer der Ungeschicklichkeit und Eigenwilligkeit seines Oberbefehlshabers Vogel von Falckenstein war: von elf bis vier Uhr hielt er der Übermacht stand, ehe er mit einem Verlust von achthundert Mann den Rückzug antrat. Allein schon am folgenden Tag schloß sich der Kreis um die hannöversche Armee und die Kapitulation war notwendig. Sie löste wie selbstverständlich diese Armee auf, gab aber ehrenvolle Bedingungen: der König konnte seinen Aufenthalt überall nehmen außerhalb Hannovers und blieb im Genuß seines Privatvermögens.

Wie Hannover, so war auch Sachsen und Hessen der Koalition verloren. Die sächsische Armee, zwanzigtausend Mann stark, in gutem schlagfertigem Zustande, war, glücklicher als ihre Vorfahren im Jahre 1756, mit ihrem König nach Böhmen abgezogen; den Kurfürsten von Hessen aber hatte der General Beyer, während die hessischen Truppen in der Nacht abgezogen waren, am 19. noch ruhig auf der Wilhelmshöhe abgefaßt und ihn zu großer Genugtuung selbst in den Kreisen der Gegner als Kriegsgefangenen in eine preußische Festung geschickt: in einer verständigen Proklamation stellte der General dem vielgeprüften Volke bessere Zustände und hellere Tage in Aussicht.

Binnen wenigen Tagen war so die ganze nördliche Hälfte von Deutschland in der Gewalt der Preußen. Die Kriegführung der Koalition war kläglich: das alte Deutschland zeigte sich in seiner ganzen Hilflosigkeit. Bei Schweinfurt sammelten sich die Bayern unter Prinz Karl, dessen Stabschef, General von der Tann, 1848/49 in Schleswig-Holstein mit Auszeichnung gefochten hatte; um Frankfurt zog sich das achte Bundesarmeekorps unter dem Prinzen Alexander von Hessen zusammen, bestehend aus Württembergern, Badenern, Hessen, Nassauern; auch die österreichische Besatzungsbrigade von Mainz, großenteils Italiener, stieß dazu. Die Kriegsbereitschaft dieses bunt zusammengesetzten Korps war arg im Rückstand: die Führer kannten sich untereinander nicht und waren auch dem Oberbefehlshaber nicht bekannt, die Gewehre waren von verschiedenem Kaliber, und was sonst eine zusammengewürfelte Armee charakterisieren mag: wie in tiefer Friedenszeit sah sich wohl der Wanderer von einem Hochkommandierenden auf dem Marsche von Frankfurt nach Hanau mit der Frage angesprochen: „Sie, wie weit rechnet man von Frankfurt nach Hanau?“ Der Plan war, die beiden Heere zu vereinigen, was den fünfundvierzigtausend Preußen gegenüber, die hier auch erst in der Ansammlung waren, die stattliche Macht von etwa neunzigtausend Mann mit zweihundertsiebzig Geschützen ergeben haben würde. Der erste Zusammenstoß fand am 4. Juli zu Dermbach an der Werra statt, einen Tag nachdem schon auf dem östlichen Kriegsschauplatz in Böhmen die große Entscheidung gefallen war.

Während die Preußen hier im Westen unter dem Oberbefehl General Vogels von Falckenstein, dem als Divisionsführer Manteuffel, Beyer und Goeben unterstellt waren, — man nannte die aus Landwehren und Garnisonstruppen zusammengestellte Armee die Mainarmee — ihre Operationen mit dem Kriegsziel Frankfurt fortsetzten, hatte die Hauptmacht, die der preußische Kriegsplan sehr weislich gegen den Hauptfeind, das österreichische Heer, richtete, den entscheidenden, alle Welt überraschenden Schlag vollführt.

Diese Hauptmacht war in drei Armeen geteilt worden, die sich in Schlesien um Neiße, in der Lausitz um Görlitz und in Sachsen um Torgau sammelten: den linken Flügel bildete die sogenannte „zweite" Armee, hundertfünfzigtausend Mann; sie war dem Oberbefehl des Kronprinzen Friedrich unterstellt, dem als Generalstabschef General von Blumenthal beigegeben war; das Zentrum, die „erste" Armee, sechsundneunzigtausend Mann stark, stand unter Prinz Friedrich Karl und endlich die „dritte" oder „Elbarmee", Rheinländer und Westfalen, einundsiebzigtausend Mann, den rechten Flügel bildend, kommandierte der Sieger von Alsen, Herwarth von Bittenfeld. Die österreichische Nordarmee, sieben Armeekorps in der Stärke von etwa zweihundertvierzigtausend Mann, immerhin also beträchtlich schwächer als die preußische, stand bei Olmütz: die österreichischen höheren Offiziere, vor allem der Oberfeldherr selbst, Benedek, teilten nicht die überschwenglichen Hoffnungen, mit denen man sich im Reich und auch in einzelnen ultramontanen Kreisen Preußens trug und täuschte. Er hatte sich auch gegen die Übernahme der Aufgabe gesträubt, für die er, ein tapferer und bescheidener Offizier, die Fähigkeit sich nicht zutraute: er bat, ihm den Oberbefehl gegen Italien zu geben, wo er jeden Stein kenne. Allerdings hatte er den Vorteil, in der Mitte des großen Kreises zu stehen und sich also mit Übermacht gegen eines der drei feindlichen, ziemlich weit voneinander getrennt marschierenden Heere wenden zu können. Die Siegeszuversicht der Anhänger im Reich, mit der der bisherige Gang der Dinge nicht so recht stimmen wollte, wurde angesichts der Langsamkeit der österreichischen und der Raschheit der preußischen

Bewegungen mit einem Gedanken kindlicher Strategie, nämlich einem geheimnisvollen Plane Benedeks beschwichtigt, der die Preußen nach Böhmen hineinlocken wolle, um ihnen da desto sicherer den Garaus zu machen, und sie erreichte von neuem eine fieberhafte Hitze, als, nachdem die preußischen Heere am 21. und den folgenden Tagen die böhmische Grenze überschritten hatten, Lügentelegramme von großer Schamlosigkeit, von dem Hauptorgan der österreichischen Partei im Reich, der Augsburger Allgemeinen Zeitung, in fetter Schrift verbreitet, von einer gewaltigen Niederlage des Kronprinzen berichteten, der auf Neiße zurückgeworfen sei, nebst allerlei wilden Zutaten. In Wahrheit sahen die Dinge ganz anders aus. Benedek hatte seine Stellung bei Olmütz verlassen und sich aus Mähren nach dem nordöstlichen Böhmen gezogen, ohne sich jenen Vorteil der inneren Linien zunutze zu machen. Dort, zwischen Reichenberg, Königgrätz, Josephstadt und Nachod in dem unregelmäßigen Viereck zwischen der Elbe im Osten und Süden, der Iser im Westen und dem Gebirge im Norden, hatten ihn die preußischen Heere, deren Bewegungen zunächst noch von Berlin aus geleitet wurden, zu suchen und sie wurden demgemäß angewiesen, ihre Vereinigung vorwärts bei Gitschin zu suchen. Der preußische Vormarsch führte zu einer Reihe von Gefechten und Schlachten: die Elbarmee stieß bei Hühnerwasser am 26. Juni mit den Österreichern zusammen, die zurückgeworfen wurden, worauf sie Fühlung mit der ersten Armee gewann, die am gleichen Tage bei Turnau und Podol erfolgreich kämpfte; am 28. operierten die beiden Armeen gemeinsam gegen Clam-Gallas bei Münchengrätz, am 29. bei Gitschin, das nach neunstündigem Fechten und nächtlichem Straßenkampf am frühen Morgen in den Händen der Preußen war. Die schwierigste und gefährlichste Aufgabe hatte die zweite Armee, die des Kronprinzen: sie hatte auch die weiteste Strecke zurückzulegen. Sie mußte darauf gefaßt sein, als sie in drei Kolonnen das Gebirge überschritt, beim Austritt aus den Pässen von einer Übermacht angegriffen zu werden. In der Tat hatte hier, bei Trautenau, am 27. ihre nördliche Kolonne unter General Bonin einen ziemlich schweren Miß-

erfolg: alle andern Gefechte aber, das des Gardekorps — es bildete die mittlere Kolonne — bei Soor am 28. und die ernsten und blutigen Gefechte der südlichen Kolonne unter dem alten General von Steinmetz, dem Kommandeur des fünften Armeekorps, — er hatte schon die Schlachten von Lützen und Bautzen mitgemacht — bei Nachod am 27., am 28. bei Skalitz und am 29. bei Schweinschädel endigten mit preußischen Siegen. Unzweifelhaft hatte sich die Überlegenheit des preußischen Heeres in diesen Zusammenstößen gezeigt und nicht bloß die der besseren Waffe, des Zündnadelgewehrs bei der Infanterie, sondern auch der Schulung der Truppen, ihrer Lenkung und Leitung im ganzen und im einzelnen; die Verluste der Österreicher waren unverhältnismäßig, wohl achtmal, größer als die preußischen und trotz der alten Tapferkeit bewies doch die Menge der Gefangenen, die sie in den Händen der Sieger zurückließen, daß die österreichische Armee noch ungefestigte Elemente in sich hatte. Den Oberfeldherrn selbst übermannte schon die Verzweiflung am Siege; er telegraphierte am 1. Juli an seinen Kaiser: „Katastrophe für Armee unvermeidlich“ und riet dringend zu ungesäumtem Friedensschlusse.

Dazu freilich war die Zeit noch nicht gekommen. Benedek faßte sich wieder und das Vertrauen der Soldaten zu ihm war unerschüttert. Er bezog mit seinen zweihunderttausend Mann eine schöne Verteidigungsstellung nordwestlich von der Festung Königgrätz. Mittlerweile war am 30. König Wilhelm auf dem Kriegsschauplatze eingetroffen, in seinem Gefolge Bismarck, Moltke und Roon; am 2. Juli hatte er sein Hauptquartier in Gitschin. Die Entfernung zwischen der Elbarmee und der Armee des Kronprinzen, dem rechten und linken Flügel des preußischen Aufmarsches, betrug nur noch fünf Meilen: schon vierzehn Tage nach Beginn des Krieges standen die Heere zur Entscheidungsschlacht sich gegenüber.

Diese Schlacht, durch welche der alte Streit um die Vorherrschaft in Deutschland, der große, seit Friedrich dem Großen anhängige Prozeß zwischen Österreich und Preußen, dem alten und dem neuen Deutschland ausgetragen und eine neue Epoche der deutschen Geschichte eröffnet wurde, erfolgte am 3. Juli in den

Stunden von morgens acht bis nachmittags vier Uhr. In einem Kriegsrat zu Gitschin, auf die Meldung, daß Benedek diesseits der Elbe sich stelle, nach Mitternacht, entschloß sich der König zur Schlacht und um vier Uhr morgens erreichten den Kronprinzen die Befehle: um acht Uhr bestieg der König sein Pferd, um die Leitung zu übernehmen.

Die Stellung Benedeks war wohlgewählt: für den Artilleriekampf noch besonders vorbereitet. Zwei kleine Zuflüsse, die in ziemlich geradem Lauf von Norden nach Süden der Elbe zuströmen, die Bistritz und die Trotina, grenzen mit ihrem Laufe westlich und östlich das Schlachtfeld ab, dessen Endpunkte — die Dörfer Ratschiz im Nordosten, Nechanitz im Südwesten — etwa zwanzigtausend Schritt auseinander lagen. Der zwischenliegende Raum wird in zwei Hälften geteilt durch die Chaussee, die in südöstlicher Richtung durch das Dorf Sadowa nach der Festung Königgrätz führt und zur Orientierung dienen mag: in der Mitte steigen zwei Höhen an, diejenige von Lipa westlich, die von Chlum östlich von der Straße und auf jener befand sich Benedek mit seinem Stabe; sie war der Schlüsselpunkt seiner Stellung. Er mußte seine Übermacht im Zentrum gegen die Armee des Prinzen Friedrich Karl benützen und womöglich hier den Sieg erzwingen, ehe die Armee des Kronprinzen von Osten her zur Stelle war, und auch bevor auf der anderen, der südwestlichen Seite, die Elbarmee, die nur eine Brücke über die Bistritz zur Verfügung hatte, wirksam in den Kampf eingreifen könnte. Er beging den Fehler, zwei ganze Armeekorps in Reserve zu halten, „nach der alten Tradition österreichischer Generale", sagt ein französischer Kritiker, „welche Truppen zur Deckung des Rückzugs sparen, statt sich ihrer zur Erringung des Sieges zu bedienen." Heftig wurde auf dem preußischen rechten Flügel und im Zentrum den ganzen Vormittag über gekämpft: die Elbarmee fand nach Überschreitung der Bistritzbrücke bei Nechanitz einen heftigen Widerstand der Sachsen bei den Dörfern Nieder- und Oberprim und Problus; im Zentrum war der Kampf am heißesten um den Swiepwald, der unter dem Feuer der auf der Höhe von Chlum aufgestellten österreichischen Batterien lag: immer wieder

in ihn zurückgeworfen, befanden sich die Thüringer Bataillone des Generals Fransecky gegen zwölf Uhr auf seinen nordöstlichen Winkel beschränkt, den sie nur mit Mühe noch hielten. Zum äußersten Widerstand entschlossen — „hier sterben wir!" hatte er seinen Leuten zugerufen — sammelte Fransecky den Rest seiner Truppen gegen einen letzten Angriff der Österreicher und auch beim übrigen Zentrum begann die Lage kritisch zu werden, als man Truppen von links her anrücken sah: der Kronprinz war da. Von fünf Uhr früh in Bewegung erreichte sein Heer das Schlachtfeld gegen ein Uhr, wie einst bei Waterloo nur durch das Wetter und den aufgeweichten Boden gehemmt, aber er kam noch eben zu guter Zeit. Benedek hatte durch ein Telegramm aus Josephsstadt die Nachricht vom Anmarsch des Kronprinzen schon am Vormittag erhalten und den Befehlshabern seines rechten Flügels den Befehl zugefertigt, eine Verteidigungsstellung gegen diesen zu erwartenden Feind, einen „defensiven Haken", zu bilden: dieser Befehl aber wurde durch die Führer ungenügend ausgeführt, die sich vielmehr am Kampf im Zentrum, gegen das preußische zweite Korps, beteiligten. So konnte es geschehen, daß eine Lücke in der österreichischen Aufstellung entstand und gegen drei Uhr der allerdings jetzt schon bei der fortschreitenden Umgehungsbewegung sowohl durch die zweite als auch durch die Elbarmee sicher zu erwartende Sieg auf höchst unerwartete und in der Kriegsgeschichte selten erhörte Weise errungen wurde. Zwölf Bataillone der preußischen Garde unter General Hiller von Gärtringen fanden zwischen Cistowes und Chlum den Weg nach dieser wichtigen Höhe und nahmen sie: man meldete es Benedek nach der gegenüberliegenden Höhe von Lipa: er will es nicht glauben, — „ach plauschen's nit, machen's uns nichts weis", sagt er dem meldenden Offizier — aber er muß sich von der Wahrheit rasch überzeugen und setzt nun alles daran, die Stellung Chlum und Rosberitz wieder zu nehmen. Vergebens: der Sturm der Österreicher auf Chlum, gegen vier Uhr unternommen, scheitert, der siegreiche preußische General Hiller zwar fällt bei dem heißen Ringen, die Schlacht aber ist verloren, der Rückzug der Österreicher notwendig. Er ward ermöglicht durch die

Artillerie, die sich rühmlich opferte. Der letzte Akt in dem Drama war ein großer Reiterkampf bei Langenhof, südwestlich von Chlum. Der Rückzug nach der Elbe brachte der zerrütteten österreichischen Armee weitere schwere Verluste und nur die Sachsen hatten ihn in guter Ordnung vollzogen: man glaubt, daß eine Verfolgung wie bei Waterloo das Heer vollends aufgelöst und den sofortigen Marsch auf Wien ermöglicht hätte. Allein die Natur verlangte auch bei den Siegern ihre Rechte und der Sieg war auch so groß genug. Der Verlust der Österreicher belief sich auf nicht weniger als vierundvierzigtausend Mann, darunter zwanzigtausend Gefangene, auf preußischer Seite auf etwa neuntausend. Die Entscheidung war durch den Kronprinzen gekommen, dem sein königlicher Vater am Abend, wo sie sich bei Problus trafen, den wohlverdienten höchsten Orden pour le mérite umhängte.

Der Schlag hallte in der ganzen Welt wieder und überall, in den Residenzen der deutschen Kleinfürsten wie in Paris und Rom fühlte man seine Bedeutung. „Die Welt geht unter", rief der Staatssekretär Pius' IX, der Kardinal Antonelli, aus, als ihn die ungeheure Nachricht erreichte, und nicht mit Unrecht, denn wenigstens *seine* Welt hatte an jenem Tag einen Schlag erlitten, von dem sie sich nie mehr völlig erholen sollte. Den größten Eindruck aber machte die Kunde von Königgrätz oder, wie man dort sagte, von Sadowa in Paris und diese Wirkung wurde verstärkt durch die besondere Wendung der Politik, welche die verzweifelte Niederlage in Wien hervorrief, — eine Wendung, ebenso beschämend für die damaligen Leiter der österreichischen Politik wie rühmlich für Bismarck, der hier bewies, daß seine Politik die vaterländisch-deutsche war und dem deutschen Interesse auch in schwieriger Lage nichts vergab.

Die niederschmetternde Kunde von der verlorenen Schlacht war nach Wien noch in der Nacht telegraphiert worden. In einem Ministerrat zu Schönbrunn am 4. morgens, dessen Vorsitz Kaiser Franz Joseph selbst führte und dem auch der sächsische Minister von Beust beiwohnte, wurde beschlossen, die Vermittlung des Kaisers Napoleon anzurufen, indem man ihm zugleich Venetien

abtrat. Abends neun Uhr kam das Telegramm in Paris an: es war die letzte Folge der Konsequenz der schmählichen Zustände des alten Deutschlands, daß Kaiser Franz Joseph zum zweitenmal, wie 1849, einen fremden Despoten zu Hilfe rufen mußte. Der Abtretung Venetiens an Napoleon lag der Gedanke zugrunde, daß, indem man Italien befriedige oder durch Napoleon befriedigen ließ, die siegreiche österreichische Südarmee unter dem Erzherzog Albrecht zum Schutze der Hauptstadt, zur Vereinigung mit dem Rest der Armee Benedeks und zur Fortsetzung des Kriegs, wenn es sein mußte, frei würde, wobei man vielleicht hoffen mochte, während man den Verbündeten Preußens matt setzte, selbst zugleich einen Helfer oder Alliierten an Frankreich zu gewinnen. Die Dinge nahmen aber nicht diesen Gang. Italien hatte jetzt Gelegenheit, einen rühmlicheren Sieg zu gewinnen, als auf dem Schlachtfelde. Der klug gesponnene Plan scheiterte an der Ehrenhaftigkeit der italienischen Staatsmänner, vor allem des Ministerpräsidenten Ricasoli; dieser erkannte wohl, welche Gefahr es brachte, wenn Italien ohne eigenes Verdienst zum zweitenmal Land als Gnadengeschenk aus Frankreichs Händen nahm und bei der Gelegenheit die viel wertvollere Freundschaft Preußens verscherzte, die allein ihm zu dem letzten Ziel seiner Sehnsucht, zum Besitze von Rom, verhelfen konnte. Er blieb den Verpflichtungen gegen Preußen treu und lehnte den Vorschlag eines Waffenstillstandes ab.

In Frankreich hatte das Telegramm, das dem Kaiser Napoleon die Vermittlerrolle darbot, bei diesem selbst und bei der Bevölkerung von Paris große Genugtuung erregt und man feierte das Ereignis durch eine Illumination der Stadt. Ohne das Schwert zu ziehen, schien nun doch Frankreich Herr der Lage. Aber als der französische Gesandte Benedetti am 14. Juli im preußischen Hauptquartier ankam, ward ihm zunächst die höfliche, aber feste Antwort, daß Waffenstillstand nur eintreten könne, wenn gleichzeitig die Friedenspräliminarien unterzeichnet würden. Die kriegerische Aktion wurde nicht unterbrochen und auf telegraphischem Wege ließen sich so wichtige Dinge nicht verhandeln. Erz-

herzog Albrecht, der jetzt zum Oberfeldherrn ernannt ward, zog vom Südheer nach Wien heran was möglich war und suchte der Bevölkerung und den Truppen durch eine Proklamation, welche die zuversichtlichen Worte nicht sparte, neuen Mut einzuflößen. Er schickte an Benedek, der das geschlagene und halb zertrümmerte Heer nach Olmütz gerettet hatte, den Befehl, mit seinen fünf Armeekorps nach Wien zu marschieren. Dies aber wurde verhindert durch das Gefecht bei Tobitschau am rechten Ufer der March und die Besetzung von Lundenburg durch Truppen der Armee des Kronprinzen, wodurch die Verbindung mit Wien unterbunden wurde. Unaufgehalten rückten die Preußen von Prag weiter gegen Wien und vom 20. an konnten ihre Vortruppen die erleuchteten Fenster der österreichischen Hauptstadt sehen: noch ein Kampf um die Donaulinie, die von Preßburg im Osten bis Krems im Westen die Heere trennte, schien bevorzustehen. Durch die Anrufung Napoleons hatte Österreich eine Lage geschaffen, die auch Bismarck berechtigte, keine Rücksicht mehr zu nehmen. Er hatte für den Fall, daß ihm die unerwünschte Fortsetzung des Kriegs aufgedrungen würde, bereits mit hervorragenden Männern der ungarischen Unabhängigkeitspartei Einverständnisse angeknüpft. Allein es kam nicht so weit: ein siegreich fortschreitendes Gefecht bei Preßburg am 22. wurde unterbrochen durch die Nachricht von einem Waffenstillstande, dem am 26. der Präliminarfriede von Nikolsburg folgte.

Die Lage hatte sich, obwohl im Lager ein tückischer Feind, die Cholera, aufgetaucht war, für Preußen durchaus günstig gestaltet. Der Kaiser Napoleon konnte seiner Vermittlung keinen Nachdruck geben, da selbst die fünfzigtausend Mann, die für eine Okkupation von Venetien notwendig gewesen wären, nicht disponibel waren, und man war im preußischen Lager über die unbefriedigende militärische Verfassung Frankreichs vollkommen unterrichtet; dagegen hatte Preußen nach der Schlacht bei Königgrätz nach Moltkes Darlegung mit den Landwehren noch reichlich sechshunderttausend Mann zur Verfügung.

Vor allem aber war Preußen auch auf dem westlichen Kriegs-

schauplatz siegreich geblieben. Hier erging ein sehr deutliches Gericht über die alte Ordnung der deutschen Welt, die Vielstaaterei, die in diesem Teile des Vaterlands ungebändigt gewaltet hatte. Die Vereinigung der bayerischen Truppen mit dem achten Armeekorps gelang erst, als alles sozusagen schon vorüber war. Nach jenem ersten Zusammenstoß bei Dermbach am 4. Juli, der mit der eiligen, teilweise panikartigen Rückwärtsbewegung der Truppen der Südstaaten geendet hatte, erfolgte ein ernsterer Kampf bei Kissingen, aber auch dieser endigte mit einem Rückzug der Bayern auf Würzburg. Während Manteuffel diesen Feind beobachtete oder zum Schein verfolgte, operierte General Goeben gegen das achte Armeekorps unter Prinz Alexander, schlug es in einem siegreichen Gefecht bei Aschaffenburg am 14. und zog am 16. in Frankfurt ein, wo die einrückenden Truppen aber den Rest des Bundestags nicht mehr vorfanden. Denn diesem hatte der Frankfurter Senat, als die Preußen näher kamen, selbst den Stuhl vor die Tür gesetzt, indem er ihn ersuchte, die Lage der Stadt nicht durch seine Anwesenheit zu erschweren: der Bundestag endigte sein Leben, nachdem er es auf knapp einundfünfzig Jahre gebracht hatte, in Augsburg in dem Gasthof zu den Drei Mohren. Der Oberbefehl über die Mainarmee hatte mittlerweile gewechselt. Vogel von Falckenstein, mit dessen Kriegführung man im preußischen Hauptquartier nicht zufrieden gewesen war, wurde abgerufen und durch Manteuffel ersetzt, der sich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, der Stadt die feindselige und gehässige Gesinnung einzutränken, die ihre Bevölkerung seit lange gegen Preußen an den Tag gelegt hatte. Er legte ihr eine Kontribution von sechs Millionen auf, die zum Entsetzen von ganz Deutschland einige Tage später sogar auf fünfundzwanzig gesteigert, jedoch als die Stadt preußisch geworden war, nicht eingetrieben wurde. Die preußischen Offiziere gefielen sich eine Zeitlang hier in Frankfurt in ihren Quartieren in der Rolle rauher Eroberer, bis sie allmählich sich darauf besannen, was der gebildete Mann selbst im Kriege sich selbst schuldig ist: dann gestaltete sich, wie überall, wo Preußen einquartiert waren, das Ver-

hältnis zwischen Wirten und Gästen auch in Frankfurt günstiger und zum Teil sogar sehr freundlich. Allmählich, im Kriege, lernten sich die Bevölkerungen und namentlich die Süddeutschen und die Preußen als Deutsche kennen, wie denn im allgemeinen der Krieg ohne Haß geführt wurde und nach und nach die Lehre, die er brachte, verstanden wurde: nämlich um wie viel es besser war, die Erkenntnis der Gefahren, die in dem unfertigen Zustande Deutschlands, seiner militärischen Zerfahrenheit und Rückständigkeit lagen, durch den kurzen Bruderkrieg zu erlangen als im Kriege mit einer auswärtigen Macht.

Sehr unnötigerweise dauerte der Krieg auf diesem südwestlichen Kriegsschauplatze noch einige Tage länger, nachdem auf dem Hauptschauplatz in Böhmen schon Waffenruhe eingetreten war. Die Vereinigung der beiden Hälften der verbündeten Streitmacht, des achten Armeekorps und der Bayern, hatte sich mittlerweile vollzogen und ein Heer von nicht viel weniger als hunderttausend Mann stand hier nun den Preußen gegenüber, die indessen gleichwohl im Vormarsch blieben. Noch einmal, am 25. und den folgenden Tagen, floß Blut in Gefechten bei Tauberbischofsheim, Gerchsheim, Helmstadt, Roßbrunn und fielen Schüsse um die Feste Marienberg bei Würzburg: aber schon waren die Minister des Auswärtigen von Bayern und Württemberg, von der Pfordten und Varnbüler, im Hauptquartier zu Nikolsburg friedesuchend eingetroffen und vom 2. August an ruhten die Waffen auch hier, wo sie nichts mehr zu suchen und zu tun hatten.

Denn das Schicksal Deutschlands war entschieden, der gordische Knoten, mit dem es gebunden war, zerhauen und also gelöst. Am 23. August wurde auf Grund der Präliminarien von Nikolsburg der Definitivfriede zu Prag geschlossen. Bismarck mußte ihn nicht etwa bloß Österreich, geschweige der französischen Vermittlung, sondern auch dem begreiflichen Selbstgefühl der Offiziere abringen, welche auf die Genugtuung eines Einzugs in Wien nicht verzichten wollten. Auch König Wilhelm, dem es noch nicht ganz klar war, welche hohe Bestimmung ihm bei der Neuordnung in Deutschland vorbehalten

war, bereitete seinem Minister schwere Tage, so daß dieser die Kabinettsfrage stellen mußte. Der König hatte sich ein ziemlich bescheidenes Friedensprogramm ausgedacht: Ausscheidung Österreichs aus dem Bunde, Einverleibung Schleswig-Holsteins in Preußen, Rückgabe der ehemals preußischen Länder Ostfriesland und Ansbach-Bayreuth an Preußen, andere kleine Teilabtretungen und Thronentsagung der Souveräne von Hannover, Kurhessen, Meiningen, Nassau zugunsten ihrer Thronfolger, einige Kriegskostenentschädigung: ein Friedensprogramm, wie man leicht sieht, das einen halben Zustand voll Erbitterung geschaffen und im wesentlichen doch die alten Übel belassen hätte. Größere Züge trug der Plan Bismarcks, der den gewaltigen Sieg zu gründlicher Heilung Deutschlands und, was dasselbe war, gründlicher Stärkung der Stellung Preußens nutzen und ganze Arbeit machen, zugleich aber auch zu einer zukünftigen Aussöhnung und Verständigung mit Österreich die Vorbedingungen schaffen wollte. Deshalb kam es ihm darauf an, Österreich jede Demütigung zu ersparen, wenn nur das Hauptziel seiner Politik erreicht würde: die Neugestaltung Deutschlands mit der preußischen Spitze, wobei dem weitschauenden Geiste des preußischen Staatsmannes schon jetzt der Gedanke eines weiteren Bündnisses mit Österreich vorschwebte. Der König fügte sich zwar schließlich und der Kronprinz, der ehedem gegen den Krieg gewesen war, unterstützte Bismarck bei der nicht ganz leichten Aufgabe, den charaktervollen und einsichtigen Monarchen, der später noch oft bewies, daß er nicht eigensinnig war, zur Einwilligung in die Gedanken Bismarcks zu bringen: es ist bemerkenswert und beweist, wie selbst hochstehende und sonst klar blickende Männer, von Impulsen des Augenblicks beherrscht, das verständige Urteil verlieren, daß der König eine Randbemerkung auf ein Aktenstück schrieb, in der er seiner üblen Laune den Ausdruck gab, daß er, da sein Ministerpräsident ihn im Stiche lasse, diesem nach den glänzenden Siegen schmählichen Frieden sich füge. In Wahrheit war es der glänzendste und heilsamste Friede, den Preußen bis dahin je geschlossen hatte. Dieser Friede, der in den nächstfolgenden Monaten durch die Friedens-

schlüsse mit den einzelnen Staaten des früheren Bundes ergänzt wurde, bestimmte in folgenden Bedingungen die Neugestaltung Deutschlands: Österreich schied aus dem politischen Verbande mit Deutschland aus, zahlte eine mäßige Kriegskostenentschädigung, verzichtete auf die im Wiener Frieden 1864 erworbenen Rechte in Schleswig-Holstein und erkannte die neue Gestaltung Deutschlands an, die sich aus Einverleibung von Schleswig-Holstein, Hannover, Nassau, Kurhessen, Hessen-Homburg und der freien Stadt Frankfurt in Preußen und der Bildung eines Norddeutschen Bundes auf Grund des in der letzten Sitzung des Bundestags am 14. Juni vorgelegten preußischen Bundesreformantrags ergab. Jener neue Bund umfaßte zunächst nur die Staaten nördlich vom Main, einschließlich der dort gelegenen Teile des Großherzogtums Hessen. Die südlich vom Main gelegenen Staaten Bayern, Württemberg, Baden, Großherzogtum Hessen bestätigte der Friede in ihrer Unabhängigkeit: im besonderen war bezüglich ihrer festgesetzt, daß sie eine besondere Verbindung, einen Südbund, untereinander schließen können und dieser sich mit dem Norddeutschen Bunde einigen könne; sie bleiben im Zollverein, auf sechsmonatliche Kündigung, zahlen mäßige Kriegskostenentschädigungen, treten aber — mit Ausnahme Bayerns, das eine bedeutungslose Grenzregulierung zugunsten Preußens trifft — kein Gebiet ab. Ein Paragraph bestimmte schließlich noch die Abtretung oder Rückgabe einiger nordschleswigischen Distrikte an Dänemark, wenn die Bevölkerungen in freier Abstimmung, also durch Plebiszit, diesen Wunsch zu erkennen geben würde. Dies und vielleicht die Erhaltung des Königreichs Sachsen, gegen das begreiflicherweise die Mißstimmung in Berlin sehr groß war, sowie die Beschränkung des neuen Deutschland auf die Länder nördlich vom Main und den „Südbund" konnte Frankreich sich als Frucht seiner Vermittlung gutschreiben oder einbilden. Aber das beste Werk des alten Deutschland, der Zollverein, blieb erhalten und noch ein anderes, das den Franzosen vorläufig verborgen blieb. Die süddeutschen Kabinette, mit Ausnahme von Baden, hatten Napoleon gebeten, sie bei den Friedensunterhandlungen in Berlin zu unterstützen.

Bismarck war in der Lage, ihnen zu beweisen, wie gut der französische Kaiser, auf den sie ihre Hoffnung gesetzt hatten, es mit der Integrität ihres Gebietes gemeint hatte: er legte ihnen den Entwurf eines geheimen Vertrages vor, den ihm Benedetti am 5. August im Auftrag seines Souveräns unterbreitet hatte, einen Vertrag, in dem Frankreich von Preußen das linke Rheinufer einschließlich der bayerischen Pfalz und der linksrheinischen Gebiete Hessens forderte. Die entschlossene Zurückweisung dieses Ansinnens mit der Erklärung, daß, wenn der Kaiser auf dieser Forderung bestehen bleibe, die noch auf dem Kriegsfuß befindliche preußische Armee sofort nach dem Rhein abschwenken werde, sowie die Entsendung Manteuffels nach St. Petersburg hatten ihre Wirkung getan; Napoleon sah sich veranlaßt, den Minister Drouyn de l'Huys als Sündenbock zu opfern und zu verabschieden. Der bayerische Minister von der Pfordten war bei Bismarcks Eröffnungen erschüttert und schlug ein in die Hand, die ihm jener darreichte. So kamen noch im August des großen Jahres mit Bayern, Baden und Württemberg die Schutz- und Trutzbündnisse zustande, in denen man sich gegenseitig seine Gebiete garantierte und zu deren Verteidigung im Kriegsfalle diese Staaten ihre Truppen unter preußischen Oberbefehl zu stellen sich verpflichteten. Auf das Großherzogtum Hessen ward der Vertrag und das Geheimnis nicht ausgedehnt, weil man des Landes sicher genug war, nicht aber des Ministers von Dalwigk.

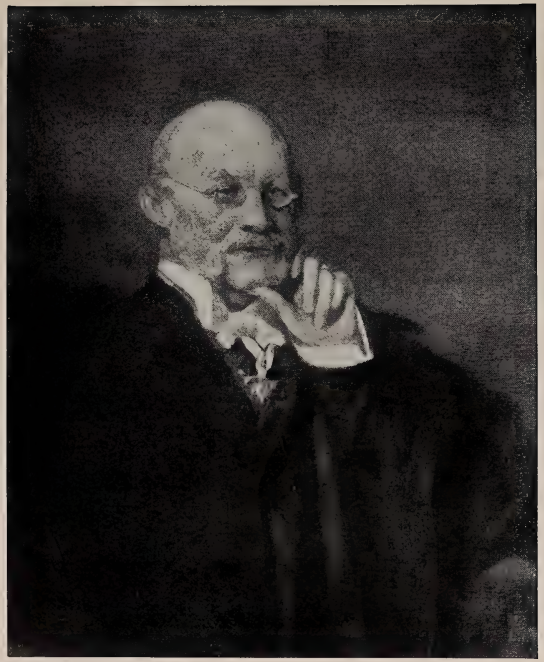
Am 3. Oktober war auch zwischen Österreich und Italien der Friede geschlossen: „der Kaiser von Österreich gibt seine Zustimmung zur Vereinigung des lombardisch-venetianischen Königreichs mit dem Königreich Italien". Am 21. und 22. Oktober fand das Plebiszit statt, das diese Vereinigung auf dem Umweg über Frankreich zum Überfluß bestätigte. „Italien ist gemacht, aber es ist nicht vollendet", sagte Viktor Emanuel der Deputation, die ihm am 4. November das Ergebnis überbrachte. Auch auf Deutschland konnte man das Wort anwenden: das Deutsche Reich war gemacht, aber es war nicht vollendet.

25. Deutschland nach 1866. Norddeutscher Bund und Zollparlament. Luxemburger Handel.

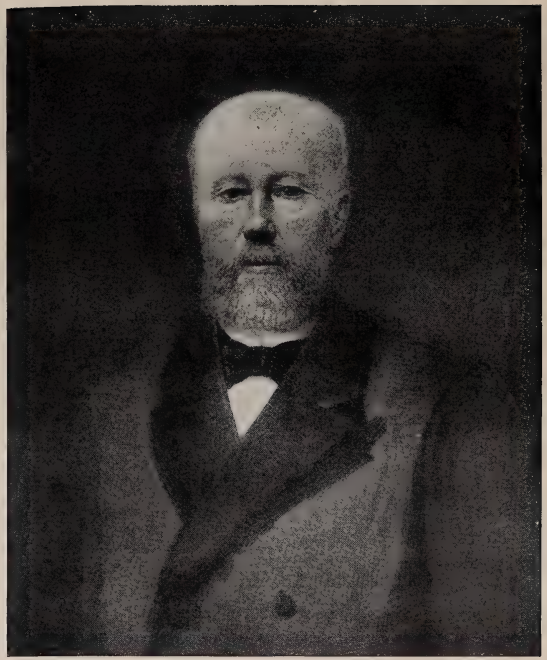
In drei Monaten, Juni, Juli, August des Jahres 1866 war dieses Ungeheure geschehen, das zwar in allen seinen Wirkungen und Folgeerscheinungen noch nicht zu übersehen war, jedoch, indem es die Mitte des europäischen Weltteils umgestaltete, schon jetzt darüber keinen Zweifel ließ, daß von ihm eine neue Epoche in der Entwicklung der Menschheit zu datieren sein werde. Daß die Krisis so rasch vorübergegangen war — sehr entgegen den Weissagungen von einem neuen dreißigjährigen Krieg, die einige verbrannte Köpfe im partikularistischen Lager ausgesprochen hatten, — und daß sie ebendeshalb verhältnismäßig wenig Menschenleben gekostet hatte, empfand man auch auf dem Boden der besiegten deutschen Länder als eine Wohltat, freute sich auch heimlich, daß die Karte von Deutschland um einige Nummern vereinfacht war. Überhaupt aber: es war in diesen Ländern zum ersten Male dem Volke ein Licht aufgegangen über das Grundwesen sowohl des preußischen als auch des österreichischen Staates und über die Mängel des eigenen; es zeigte sich die Möglichkeit, zu einer vernünftigen Staatsordnung in Deutschland zu gelangen: der Gedanke, der vor fünfzehn Jahren gescheitert und von der siegreichen Reaktion als Professorengedanke verspottet worden war, wurde wieder lebendig, seitdem ein großer Mann diesen Professorengedanken in die staatsmännische Tat umgesetzt hatte. Zuerst in dem siegreichen Staate, in Preußen, das jetzt auf sechstausend Quadratmeilen deutschen Landes und dreiundzwanzig Millionen fast ausschließlich deutscher Seelen angewachsen war, kehrte die Gesundheit zurück. Der Verfassungskonflikt fand hier von selbst sein Ende: gegenüber den ungeheuren Erfolgen, die durch verhältnismäßig geringe Opfer erkauft waren, verstummte die Widerrede gegen die Armeereorganisation

und der Umschwung der Stimmung hatte sich in den Wahlen für das neue Abgeordnetenhaus gezeigt, das an Stelle des im Sommer aufgelösten trat. Sie hatten am Tage von Königgrätz stattgefunden; die konservative Partei ging aus ihnen in sehr verstärkter Zahl hervor und die große Mehrzahl der Liberalen neigte jetzt der Regierung zu, die ja in der Tat den wichtigsten Teil ihres Programms, die Aufrichtung der preußischen Spitze, ausgeführt hatte; zumal in den neuerworbenen Ländern war sie auf die liberale Partei angewiesen. Der König imponierte jetzt der Menge ganz anders als die zuvor hochgefeierten Helden des Worts und der parlamentarischen Kämpfe und auch Bismarck, der als verhaßtester Störer der Ruhe ausgezogen war, kehrte am 4. August nach Berlin als plötzlich populär gewordener hochbewunderter Heros zurück. Und sowohl der König wie auch sein Minister verdienten die ihnen nun zuteil werdenden Ehren nicht bloß durch die Art, wie der Krieg und die Unterhandlungen von ihnen geführt worden waren, sondern vor allem durch die Weisheit und Mäßigung, mit der sie die weitere Politik leiteten. Der Sieg hatte in ihre Hand für den Augenblick eine ungeheure Macht gegeben: die Staatsmänner gewöhnlichen Schlags, übereifrige bornierte Konservative wie Kleist-Retzow drängten sich an den König heran mit dem Rat oder dem Begehren, die Verfassung und was daran hing wo nicht ganz zu beseitigen, doch in ihrem Sinn zu ändern. Auch unter den Ministern erhoben sich Stimmen, welche wenigstens die im Verfassungsstreit aufgekommene Theorie von der Lücke in der Verfassung festgehalten wissen wollten. Aber Bismarcks heller Verstand und weitschauender Geist und des Königs bescheidener, durch die Erfolge nicht berauschter Sinn erkannten die nie veraltende Weisheit, daß es an dem Sieger ist, versöhnlich zu sein. Als die Kammer wieder beisammen war, in der Thronrede vom 5. August, sprach er es aus, daß die Volksvertretung um Indemnität angegangen werden solle für die ohne Budgetgesetz geleisteten Ausgaben. Das Wort Indemnität, das während des Konflikts den Ministern nicht hatte über die Lippen kommen wollen, gewährleistete, da es nun aus dem Munde des siegreichen Königs kam,

die friedliche Entwicklung und schuf Vertrauen; es stärkte in den annektierten Ländern wie in Süddeutschland die preußische Partei. Und in der Tat, dies Wort im Augenblick eines Sieges ohnegleichen ist unter vielen guten und großen Handlungen wie des Ministers so des Königs Wilhelm die größte und beste. Die Indemnität wurde bewilligt, mit zweihundertdreißig Stimmen gegen fünfundsiebzig, eine zustimmende Antwort auf die Thronrede gegeben, nach vier Jahren zum erstenmal wieder das Budget genehmigt, den Annexionen zugestimmt. Sie vollzogen sich im allgemeinen ohne große Schwierigkeiten, wenn auch nicht so leicht wie in Italien im Jahre 1861; am leichtesten ging die Änderung in Kurhessen und in Nassau vor sich, wo das Kapital loyaler Anhänglichkeit an angestammte Fürstenhäuser schon bis auf geringe Reste aufgebraucht war; mit mehr Grollen und Schmollen in Frankfurt, wo ein engherziges Kaufmannspatriziat ein sehr exklusives Regiment geführt hatte, und in Hannover, wo die Bevölkerung ungern ihre Mittelstaatsunabhängigkeit mit der Stellung als preußische Provinz vertauschte. Überall fand man die allgemeine Dienstpflicht höchst unbequem, die sofort eingeführt wurde, und die reichen Kaufmannssöhne in Frankfurt wußten sich ihr durch ein sinnreiches Mittel, den nominellen Übertritt in den schweizerischen Staatsverband, zu entziehen. Daß aus der Annexion und ihren für den Augenblick lästigen Folgen keine dauernde Schwierigkeit erwuchs, dazu trug neben der Vernünftigkeit und Zeitgemäßheit der Maßregel ein Doppeltes bei: einmal das landesverräterische Gebaren der entthronten Souveräne, des Kurfürsten von Hessen und des Königs von Hannover, der in seinem Welfendünkel sich einredete, daß seine Wiedereinsetzung im Welfenreiche das höchste Ziel der Menschengeschichte sei, und seine Zuversicht auf Frankreichs Intervention und Österreichs Wiedererstehung setzte: mit den reichen Geldmitteln, die ihm geblieben waren, warb er eine welfische Legion, die in dem, wie er glaubte, nahen Krieg an Frankreichs Seite auf deutschem Boden gegen den „gemeinsamen Feind“ fechten sollte. Das zweite war, daß der Zollverein die politische Einheit in Wahrheit längst vorbereitet hatte,

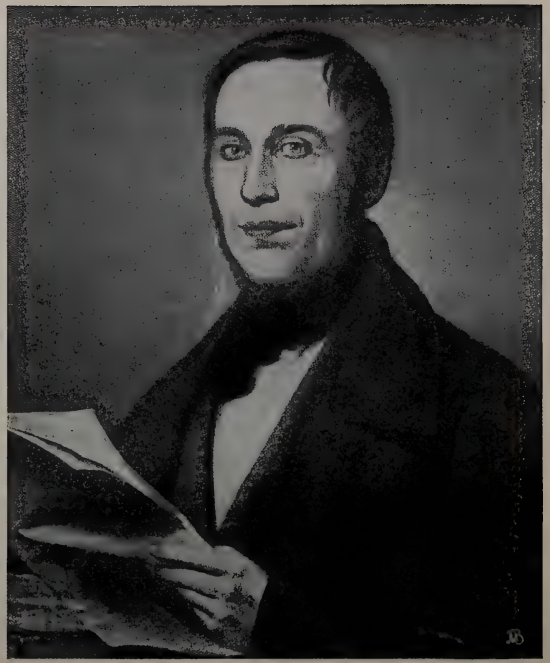


Rudolf von Gneist
Gemälde von R. Lepsius



Rudolf von Bennigsen
Gemälde von Harald Friedrich

Josef Völk
Photographie nach dem Leben



Karl Mathy
Gemälde von Brenzinger

und dies wirkte auch auf die Südstaaten mächtig. In ihm fand man das Mittel, in sehr wirksamer Weise die trennende Mainlinie zu überschreiten. Der „Südbund", den der Prager Friede voraussetzte, kam natürlich nie zustande. Es zeigte sich deutlich, daß nur in einem großen Ganzen und diesem Ganzen gegenüber die Verschiedenheit der Stämme ihren Stachel verlor. In Baden hatte noch vor dem Friedensschlusse, am 27. Juli, an Stelle des Freiherrn von Edelsheim der nationalgesinnte Karl Mathy, der schon im Frankfurter Parlament der erbkaiserlichen „kleindeutschen" Partei angehörte, den Vorsitz im Kabinett übernommen; das neue Ministerium strebte, je eher, je lieber, den Eintritt des Landes in den Norddeutschen Bund gemäß dem Willen des Großherzogs an. Und auch in Bayern wechselte noch vor Jahresschluß das Ministerium, indem von der Pfordten dem Fürsten Chlodwig von Hohenlohe Platz machte, der entschieden liberal und national gesinnt war. Nur Varnbüler in Württemberg und Dalwigk in Darmstadt blieben bis auf weiteres. Zwischen Württemberg und Bayern aber war schon in gewöhnlichen Zeiten wenig Verständnis und wozu in Wahrheit sollte ein solcher Südbund dienen?

Dagegen schritt die schöpferische Tätigkeit an dem neuen Bau oder Notbau der deutschen Einheit, dem Norddeutschen Bunde, rüstig weiter. In dieser Beziehung war es bedeutsam, daß sich in den Parteiverhältnissen eine Veränderung vollzogen hatte. Aus der Fortschrittspartei des preußischen Abgeordnetenhauses waren infolge der entgegenkommenden Haltung der Regierung in der Frage der Indemnität eine größere Anzahl Abgeordneter ausgetreten und hatten sich zu einer eigenen Partei konstituiert, die sich die nationalliberale nannte; die hervorragendsten Abgeordneten — von Forckenbeck, der zum Präsidenten des neuen Abgeordnetenhauses gewählt worden war, Twesten, von Sybel, Gneist, Lasker — schlossen sich dieser neuen regierungsfreundlichen Partei an, und diese Partei ging aus den Wahlen zum ersten Norddeutschen Reichstag, die am 12. Februar 1867 auf Grund des Wahlgesetzes der einstigen Frankfurter Reichsversammlung stattfanden, als die stärkste hervor, sie zählte achtzig Mitglieder und gewann in den aus den neuen

Provinzen hinzutretenden Abgeordneten Bennigsen und Miquel ihre künftigen Führer; die Zahl der konservativen Mitglieder des Reichstags betrug sechzig, dagegen war die eigentliche Fortschrittspartei auf zwölf Abgeordnete zusammengeschmolzen. Der Verfassungsentwurf wurde, nachdem er zuvor mit Bevollmächtigten der Regierungen der in dem Norddeutschen Bunde vereinigten zweiundzwanzig Staaten beraten worden war, dem am 24. Februar in Berlin zusammentretenden ersten Reichstag vorgelegt und von diesem mit geringen Änderungen am 16. April 1867 angenommen, mit zweihundertdreißig gegen dreiundfünfzig Stimmen. Diese Verfassung schuf Einheit im Notwendigen: das Bundeshaupt, das über Krieg und Frieden entscheidet, und in dessen Hand auch die Vertretung des Bundes gegenüber dem Ausland liegt, ist der König von Preußen, dem als dem Oberfeldherrn der Kriegsmacht zu Lande und zu Wasser von allen Angehörigen der Armee der Fahneneid geleistet wird; er übt die gesetzgebende Gewalt mit einem Bundesrat, der dreiundvierzig Stimmen, davon nur siebzehn preußische, zählt und einem Reichstag, der, alle drei Jahre wechselnd, durch allgemeine und direkte Volkswahl nach dem System der Reichsverfassung von 1849, je ein Abgeordneter auf hunderttausend Seelen, gewählt wird. Der Bundesrat, ein Oberhaus besonderer Art, bildet permanente Fachausschüsse aus Mitgliedern der einzelnen Staaten für die verschiedenen Gebiete der dem Bunde zugewiesenen Gesetzgebung: nur die Mitglieder der Ausschüsse für die Kriegsmacht zu Lande und zu Wasser ernennt der Bundesfeldherr. Und hier in diesen Ausschüssen war ein neues, eigenartiges und sehr wirksames Mittel der Einheit gegeben. Jeder Mann von Talent und Einsicht, er mochte einem großen oder kleinen und kleinsten Bundesstaat angehören, war hier willkommen; eine Schule von Staatsmännern war hier geschaffen, die dem Ehrgeiz und der Tüchtigkeit ein höheres Ziel setzte als das seitherige, in dem heimatlichen Krähwinkel der erste zu sein. Die Gesetzgebung beschränkte sich, umfaßte aber doch die weitesten Gebiete: außer dem gesamten Landesverteidigungswesen und allem was sich

auf die Vertretung nach außen bezieht, dem Gesandten- und Konsularwesen, — die Strafgesetzgebung und Gerichtsverfassung, die Freizügigkeits-, Auswanderungs-, Heimats- und Niederlassungsverhältnisse, die gesamte Handels-, Gewerbe- und Zollgesetzgebung, das Münz-, Maß-, Gewichtwesen, den Schutz des deutschen Handels im Ausland, das Post- und Telegraphenwesen und anderes: die gemeinsame Flagge schwarz-weiß-rot drängte bald die trübseligen Landesfarben und das idealistische Schwarz-rot-gold stark in den Hintergrund.

Die wichtigste Frage für diesen neugebildeten Bundesstaat war natürlich sein Verhältnis zu den noch außerhalb stehenden süddeutschen Staaten und sie wurde dem gesamten Volke nahegelegt durch ein Handelsgeschäft, das zwischen dem Kaiser Napoleon und dem König von Holland bald nach dem Friedensschluß in Gang kam. Es betraf das seit der Auflösung des Deutschen Bundes gleichsam in der Luft schwebende Großherzogtum Luxemburg, ein Ländchen von fünfundvierzig Quadratmeilen und zweihunderttausend Einwohnern. Es war, wenn man die diplomatischen Worte und Wendungen abrechnet, mit denen dergleichen umgeben wird, im Grunde ein ziemlich einfaches Geschäft. Das Land war seinem Souverän, der Geld brauchte, dem König Wilhelm II von Holland, feil, zumal es mit seinem Königreich Holland nur in Personalunion, nicht aber staatsrechtlich zusammenhing: dem Kaiser von Frankreich aber, der mit seiner Theorie, daß Frankreich für die Vergrößerung Preußens eine territoriale Kompensation gebühre, bis dahin kein Glück gehabt hatte, wäre es erwünscht gewesen, mit einer wenn auch kleinen Landerwerbung vor sein Volk treten zu können. Der König von Holland wollte und konnte aber das Geschäft nicht machen ohne die Zustimmung Preußens, das noch das Besatzungsrecht in der Festung Luxemburg besaß und eine Garnison dort hatte: an dieser Schwierigkeit hing die Sache, da Bismarck erklärte, daß er die Transaktion wohl geschehen lassen, nicht aber ihr zustimmen und sie ausdrücklich unterstützen könne: er dürfe die neue Ära in Deutschland nicht mit einem solchen Verzicht auf deutsches Land beginnen lassen. Eine Zeitlang schienen sich die Wolken schon zu einem neuen Krieg zu

sammeln und auch im Rate des Königs von Preußen wurde die Frage erwogen, ob man dieses kleine deutsche Land, dessen Bevölkerung selbst aber nicht das mindeste patriotische deutsche Gefühl hegte, selbst um den Preis eines Krieges festhalten solle. Die öffentliche Meinung in Deutschland regte sich stark auf, König Wilhelm und Bismarck aber betätigten ihre Friedensliebe und die Angelegenheit schloß im Mai 1867 mit einem Abkommen der Großmächte, nach dem die preußische Garnison die Festung räumte, die Werke auf Kosten des Königs von Holland geschleift, Luxemburg für neutral erklärt wurde, aber im deutschen Zollverein blieb — das einzige Interesse, welches das Ländchen selbst hatte.

Dieser Luxemburger Handel diente dazu, das deutsche Volk an die Gefahr zu mahnen, die von Frankreich drohte, und mehr noch leistete dies der Besuch, den das französische Kaiserpaar im August 1867 dem österreichischen machte. Es war der Form nach ein Kondolenzbesuch, da das Abenteuer in Mexiko, zu dem der Bruder des Kaisers sich hatte bestimmen oder verleiten lassen, mittlerweile einen tragischen Ausgang genommen hatte. Der unglückliche Kaiser Maximilian war schließlich in die Gewalt seines republikanischen Gegners gefallen und am 19. März des Jahres zu Queretaro erschossen worden. Die Zusammenkunft fand zu Salzburg statt und sie dauerte vom 18. bis zum 23. August: es mußte wohl Wichtiges hier insgeheim beraten worden sein, da die Monarchen von ihren Ministern begleitet waren und Bismarck diesen Augenblick für den richtigen hielt, nachdem schon während der luxemburgischen Sache die Schutz- und Trutzbündnisse bekannt gegeben waren, in einer Depesche vom 7. September seine deutsche Politik darzulegen und verständlich anzudeuten, daß die Regulierung der Beziehungen des Norddeutschen Bundes zu den südlichen Staaten eine innere Angelegenheit Deutschlands sei.

Die Genehmigung dieser Bündnisse erfolgte, soweit sie nötig war, in den süddeutschen Kammern ohne Schwierigkeit: und auch das noch Wichtigere, die Neuregelung des Zollvereins, gelang, nachdem der letzte Widerstand in der bayerischen Reichsrats- und in der württembergischen Zweiten Kammer aufgegeben war. Hier erreichte

die Politik Bismarcks einen glänzenden Erfolg, indem sie auf eine einfache und geniale Weise die letzte Stufe zur vollen Einigung überschritt. Da die Zollvereinsgesetzgebung künftighin unter unmittelbarer Mitwirkung einer Volksvertretung, des Norddeutschen Reichstags, geübt wurde, so mußte dies Prinzip auch auf die Staaten, die nicht zum Nordbund gehörten, angewendet werden und es geschah dies dadurch, daß für Zollvereinsangelegenheiten sowohl dem Bundesrat als auch dem Reichstag eine entsprechende Zahl von Mitgliedern aus jenen Staaten beitraten, die letzteren nach dem Wahlgesetz des Norddeutschen Bundes gewählt. Dieser verwandelte sich dann während einiger Wochen in ein Zollparlament, der Bundesrat in einen Zollbundesrat, woraus im Laufe der Zeit und voraussichtlich nicht allzu langer Zeit ganz von selbst das Vollparlament und der volle deutsche Staat hervorgehen mußte: wie jedermann und die Franzosen am besten sahen.

Diese Entwicklung zu fördern und zu beschleunigen, bildete einen Teil des Programms der neugebildeten Partei der Nationalliberalen: sie zu hindern, das der verschiedenfarbigen Gegner der werdenden Einheit; die letzteren schlossen sich in dem ersten Zollparlament, das am 23. April 1868 zusammentrat, in einer süddeutschen Fraktion zusammen. Die Wahlen in den süddeutschen Staaten beherrschte durchaus der politische, nicht der wirtschaftliche Gedanke. Aus Baden und auch aus Bayern wurde eine große Anzahl nationalgesinnter Abgeordneter nach Berlin gesandt; die hervorragendsten unter den Mitgliedern der im Jahre 1863 in Bayern gegründeten Fortschrittspartei, der Freiherr von Stauffenberg, Völk aus Augsburg, Marquard Barth aus Kaufbeuren, wurden ins Zollparlament gewählt, wo sie der nationalliberalen Partei beitraten. Einer der besten Männer Bayerns, der schon seit 1848 im „kleindeutschen" Lager stand und dieser seiner politischen Überzeugung schwere Opfer bringen mußte, Karl Brater, war schon zu leidend, um eine Wahl annehmen zu können. Aus Baden kam Bluntschli, aus Hessen Ludwig Bamberger. Den schwersten Stand hatte die deutsche Partei in Württemberg: in diesem Lande hatte einst im

Jahre 1831 Paul Pfitzer in seiner Schrift „Briefwechsel zweier Deutscher" zuerst in dem Anschluß Süddeutschlands an Preußen den Weg zur Lösung der deutschen Frage gezeigt. Nun aber herrschte in den breiteren Schichten des schwäbischen Volkes die demokratische Phrase und die partikularistische Selbstgefälligkeit, und es wurde kein einziger Nationalgesinnter gewählt. Indes machte diese Gesellschaft schlechte Geschäfte. Bismarck gab ihr zu Gehör, daß er es mit dem Eintritt der Südstaaten gar nicht so eilig habe, und warf einen ihrer Redner, der auf Kaiser Napoleon und Frankreich hinwies, „welche bei einer weiteren Ausdehnung der Einigung nicht ruhig zusehen würden", mit dem stolzen und treffenden Wort nieder, daß ein Appell an die Furcht in deutschen Herzen keinen Widerhall finde.

Indes die politische wie die innere Einigung schritt sicher fort: im Erwerbsleben und im Geistesleben waren eine Menge neuer Anregungen gegeben, die in den zahlreichen Parlamenten, der dieses Zeitalter beherrschenden Form, verarbeitet wurden. Wir können diesen parlamentarischen Verhandlungen, im Reichstag und im Zollparlament, in den preußischen, bayerischen, württembergischen und den übrigen Kammern, den Provinziallandtagen und den Volks- und Parteiversammlungen nicht im einzelnen folgen: wir gewahren nur das mehr und mehr für die ganze zweite Hälfte des Jahrhunderts Charakteristische, die zunehmende Macht der Öffentlichkeit: alle Bestrebungen, wissenschaftliche, politische, soziale, selbst kirchliche, bewegen sich in den Formen der öffentlichen Diskussion und Rede und die Zeitungen, die der Bürger ehedem mehr als ein Mittel der täglichen Unterhaltung und gelinden Aufregung gelesen hatte, wirken jetzt mit großer Kraft, die geistige Sphäre, die Gedankenwelt wie die materielle in steter und lebhafter Bewegung zu erhalten. Der geistige Horizont hatte sich in diesen letzten Jahrzehnten ungemein erweitert und das politische Interesse erstreckte sich weit über die Fragen des eigenen Landes auf das ganze Getriebe der europäischen Welt. Vor allem aber machte der Gedanke der deutschen Einigung unaufhaltsame Fortschritte und auch außerhalb der deutschen Welt begannen sich die Politiker an ihn zu gewöhnen.

Der Ausgang des Krieges — die Erhebung Preußens und die Umgestaltung Deutschlands — war für Europa immerhin sehr überraschend gekommen: man hatte überall mit einer Niederlage oder einem Mißerfolg Preußens gerechnet und so müssen wir ein Wort darüber sagen, wie die europäische Welt sich zu der neuen Lage stellte: dies bildet einen wesentlichen Bestandteil der deutschen Geschichte.

Die Beziehungen Deutschlands zu den nördlichen, skandinavischen, und den östlichen Ländern, zu Rußland und der Balkanwelt, wurden von den Ereignissen nicht weiter berührt: den Dänen frommte der Paragraph des Prager Friedens wenig, der ihnen Rückerstattung der nördlichen Teile von Schleswig in Aussicht stellte: er blieb einstweilen unausgeführt, da die Dänen die Garantien für die dort wohnenden Deutschen, die man von ihnen verlangte, nicht geben wollten und der Artikel, ohne Bestimmtheit gefaßt, Preußen nur Österreich gegenüber verpflichtete, das an seiner Geltendmachung vorläufig und überhaupt kein Interesse hatte. In England sah man dem neuen politischen Phänomen neugierig, aber ohne größere innere Teilnahme zu; man hatte mit eigenen Angelegenheiten, der unbehaglichen Entschädigungsforderung der Union in der sogenannten Alabamafrage, den Anschlägen der Fenier, einer neuen Blüte des nie verlöschenden Hasses der Iren, mit Parlamentsreform und Abschaffung der anglikanischen Staatskirche in dem katholischen Irland, eines alten Unrechts, und anderem zu tun und hielt sich geflissentlich so viel irgend möglich von den festländischen Händeln fern. Ebenso blieb die Schweiz unberührt, auch Holland, wenngleich hier dem phlegmatischen Volk, das seine frühere große Rolle in der Welt längst vergessen hatte, einigermaßen der Schlaf gestört wurde durch die — freilich gänzlich ungegründete — Furcht, es könne eines Tages auch wie Nassau oder Hannover von Preußen annektiert werden. Mehr Grund unruhig zu sein, hatte man in Belgien, auf das als eine mögliche Kompensation Frankreich den Blick gerichtet hielt. Von den unmittelbar an der neuen Lage und dem, was sie hervorgerufen, beteiligten Staaten, Österreich, Italien, Frankreich, hatte Österreich, das

besiegte, bei Licht betrachtet doch kein so ganz schlechtes Geschäft gemacht. Von seinen drei Weltstellungen war es der deutschen und der italienischen entledigt: und die letzten Jahrzehnte hatten doch deutlich gezeigt, wie unfruchtbar, ja schädlich und kostspielig diese Stellungen waren. Es war jetzt auf seine dritte, die Donaustellung, gewiesen und innerhalb dieser traten nun die inneren Fragen in den Vordergrund. Die deutsche Geschichte hat von jetzt an mit Österreich nur in zweiter Linie sich zu befassen.

Man mußte jetzt, wo auch der leitende Minister Belcredi nicht weiter gekommen war, neue Wege einschlagen. Zentralismus und Föderalismus hatten gleichmäßig versagt und es blieb nichts übrig als der Dualismus, das hieß die Verständigung der beiden mächtigsten Elemente der habsburgischen Monarchie, der deutschen und der magyarischen Hälfte: und dies wurde die Politik des neuen Mannes, den man sich von Sachsen hatte kommen lassen, des Freiherrn von Beust, der nach Entlassung Belcredis und Einsetzung eines neuen Ministeriums von bürgerlicher Färbung als Reichskanzler seit Juni 1867 die Geschäfte leitete. Den Ungarn wurden nun ihre Wünsche gewährt: es wurde die Verfassung ihres Landes hergestellt und im Juni 1867 Franz Joseph als König in der alten Weise feierlich gekrönt. Auch in der westlichen Hälfte lenkte man in die konstitutionelle Bahn zurück und bequemte sich, nicht einen außerordentlichen, sondern den ordentlichen Reichsrat der Februarverfassung wieder einzuberufen. Der Absolutismus war definitiv beseitigt, da bald andere Sorgen dieses künstliche Staatsgebäude beschäftigen sollten. Der „Ausgleich" zwischen den beiden Reichshälften gelang: die beiden Hälften der „Österreichisch-Ungarischen Monarchie" — das wurde nun die offizielle Bezeichnung — lebten unabhängig nebeneinander und die Einheit war nur noch gewahrt durch die Person des Herrschers, durch das gemeinsame Heer und durch drei gemeinsame Minister für Auswärtiges, Krieg und einen Teil der Finanzen sowie endlich durch zwei parlamentarische Körper, die Delegationen, vierzig Deputierte der ungarischen, vierzig der zisleithanischen Hälfte, die regelmäßig das eine Mal in Wien, das

andere Mal in Pest zusammentraten. Um diese Neuordnung erwarb sich der an Worten und Auskunftsmitteln reiche, aber eitle und oberflächliche Mann ein wirkliches Verdienst: dagegen in der auswärtigen Politik und dem neuen Deutschland gegenüber zeigte Beust den kleinen Geist des diplomatischen Intriganten und nichts von der großen Anschauung des wirklichen Staatsmanns und noch weniger war er wirklicher, sei es deutscher, sei es österreichischer Patriot. Er sah in seiner neuen Stellung nur die Gelegenheit, von sich reden zu machen. Die unwiderrufliche Wendung in Deutschland anzuerkennen, sich ihr zu fügen, hätte ja geheißen, den preußischen Minister als den größern anerkennen. So lehnte er einen wohlgemeinten Plan des bayerischen Ministerpräsidenten von Hohenlohe, der auf den alten Gagernschen Gedanken der Vereinigung des neuen Deutschlands in einem „völkerrechtlichen Bunde" mit Österreich hinauslief, in einer sehr selbstgefälligen Antwort ab; bald bei dieser, bald bei jener Gelegenheit, bald Frankreich, bald Rußland gegenüber, — jenem in der Luxemburger und der belgischen Eisenbahnfrage, diesem in einer noch heikleren Sache, die noch gar nicht auf der Tagesordnung stand, einer Revision des Pariser Vertrags vom Jahre 1856 und der Beseitigung der Beschränkungen, die er Rußland auferlegte, — drängte er sich mit unerbetenem Rate vor. Insgeheim spann er eine große Intrige an, um im Bund mit Frankreich und mit Italien das neue Deutschland zu zertrümmern und Österreichs Stellung zurückzugewinnen. Dieser „verwünscht gescheite" Plan aber blieb vorläufig in Napoleons Pulte liegen, da man dort noch Bedenken in einer Hauptsache hegte, nämlich in der Frage, inwieweit man den Italienern entgegenkommen könne hinsichtlich ihrer Forderung von Rom als Hauptstadt Italiens. Beust — er war Protestant — nahm diese Sache leicht und der König Viktor Emanuel war Tor genug, in der eitlen Hoffnung, auf diesem Wege Rom zu gewinnen, dem luftigen Plane beizustimmen, der einen Machtfaktor ganz außer Betracht ließ — den römischen Papst.

Daß der Papst, wenn auch der Kirchenstaat bis auf den kleinen Rest verschwunden war, noch immer eine Großmacht in

seiner Art war, sollte sich bald zeigen. In Italien selbst steigerte sich nach dem Ausgang des Krieges die Sehnsucht, nun auch noch in den Besitz der natürlichen Hauptstadt des Landes zu gelangen, und Garibaldi unternahm 1867 im November auf eigene Hand einen Freischarenzug, der ihn bis auf wenige Meilen vor Rom brachte. Allein die französische und kaiserliche Politik, an die Unterstützung der klerikalen Partei gebunden, gestattete weiteres Vordringen nach dem Ziele nicht und schützte den Papst in seiner letzten hochgefährdeten weltlichen Position. Das Papsttum aber griff jetzt kühn zu seinen geistigen Waffen, in Kraft jener Politik, die es mit der Enzyklika und dem Syllabus von 1864 eingeleitet hatte. Am 29. Juni 1868 erschien eine päpstliche Bulle, Aeterni patris, welche auf den 8. Dezember des folgenden Jahres ein ökumenisches Konzil nach Rom berief. Der Zweck war, den letzten Stein einzusetzen in das Gebäude des katholischen Systems: die Unfehlbarkeit des römischen Papstes in Sachen des Glaubens und der Moral, ex sese, non ex consensu ecclesiae, zur allgemein anerkannten, zweifellosen Kirchenlehre zu erheben. Zu diesem Zwecke sammelten sich die Bischöfe der katholischen Welt im Vatikan zu Rom. Das Ziel wurde erreicht: am 13. Juli 1870 wurde gegen eine Minderheit von nur achtundachtzig Stimmen das Dogma angenommen, daß der Papst, wenn er als oberster Lehrer ex cathedra spreche, unfehlbar sei aus sich selbst, und nicht nur in Kraft der Zustimmung der Kirche, und am 18. Juli wurde es verkündigt. In Italien und den romanischen Ländern überhaupt nahm man diesen kirchenhistorischen Vorgang, einen siegreichen Feldzug des Jesuitenordens, nicht besonders ernsthaft. Der weitaus größte Teil der Bischöfe aus diesen Ländern hatte dem Beschlusse zugestimmt, in dem der letzte Rest der Freiheit und selbständigen Überzeugung in dieser Kirche, der Episkopalismus, durch die Bischöfe selbst vernichtet und die Regierung der Kirche in einen reinen Absolutismus verwandelt wurde: von großer Bedeutung aber sollte er für Deutschland werden und wir müssen ihn im weiteren Verlauf der Geschichte unseres Volkes würdigen. Für den Augenblick aber trat die Aufregung, die schon durch seine Vor-

bereitung und die Scheinberatungen des vatikanischen Konzils hervorgerufen war, in den Hintergrund gegenüber der Wendung, welche in den Beziehungen zu Frankreich eingetreten war.

Dort hatte die Nachricht von dem preußischen Siege bei „Sadowa" dieselbe Überraschung gebracht wie überall: und die ihr alsbald folgende Anrufung der französischen Hilfe durch den Kaiser von Österreich erweckte doch nur eine sehr kurze Befriedigung der nationalen Eitelkeit, die, nachdem man das Ereignis in Paris durch eine Illumination gefeiert hatte, vor der geringen Bedeutung verschwand, welche die französische Schiedsrichterrolle in Wirklichkeit spielte. Zudem hatten die schnellen Erfolge des preußischen Heeres die Eifersucht und den Neid der eitlen Nation erregt. „Sadowa war für mich ein großer Schmerz", rief ein Minister aus, und diesen Schmerz teilte nicht bloß der geistvolle Gegner der deutschen wie der italienischen Einheit, der in dieser schon die deutsche kommen sah, Thiers, sondern mit wenigen Ausnahmen die ganze Nation. Der Kaiser selbst war vernünftiger: in einem von ihm verfaßten Rundschreiben an die auswärtigen Vertreter Frankreichs gewann er der Sache die günstigste Seite ab, entnahm ihr aber doch die Lehre von der Notwendigkeit, das Heer zu verstärken, was denn auch in Angriff genommen wurde. In Wirklichkeit sah das Deutschland, das der Prager Friede schuf, freilich wesentlich anders aus als dasjenige, das Napoleon in diesem optimistisch gefärbten Rundschreiben schilderte. Im stillen verhehlte sich der Kaiser nicht, daß eine Kompensation für die Verluste, die Frankreich indirekt durch den Machtzuwachs Preußens erlitten zu haben glaubte, im Interesse der Erhaltung seiner Dynastie notwendig oder sehr wünschenswert sei: allein die Versuche, erst den preußischen Minister mit der Alternative, Abtretung von Mainz oder Krieg, zu brüskieren, dann wenigstens das kleine Luxemburg oder Belgien zu erwerben, endigten alle in nichts und bedeuteten ebensoviele Niederlagen des Kaiserreichs, das schon durch den Mißerfolg in dem mexikanischen Abenteuer und durch die Demütigung vor der Drohung der Vereinigten Staaten kompromittiert war. Zugleich traten Anzeichen zutage, daß die Fran-

zosen allmählich des herrschenden Systems müde wurden und wieder nach mehr Freiheit verlangten: und so begann Napoleon, und seit den Wahlen zum Gesetzgebenden Körper vom Januar 1869 entschiedener, sich wieder den konstitutionellen Formen zuzuwenden. Er fand dafür ein geeignetes Werkzeug in einem geistvollen Politiker, Emile Ollivier, der denn auch im Januar 1870 mit einem neuen Ministerium die liberale und konstitutionelle Ära des Kaiserreichs mit leichtem Herzen und ehrlichem Glauben begann. Allein er stieß auf Widerstand, sowohl von der seitherigen kaiserlichen Partei — man nannte sie die Mameluken — wie von der radikalen Opposition der republikanisch Gesinnten, die wieder auf dem Kampfplatz erschienen waren. Der Kaiser aber, von seinem früheren Vertrauten Rouher beraten, machte jetzt einen Meisterstreich, indem er die Bestätigung der neuen Institutionen durch ein Plebiszit verlangte. Dafür ließ sich auch der ehrliche Ollivier gewinnen. Die allgemeine Abstimmung, mit Klugheit vorbereitet und ins Werk gesetzt, brachte über sieben Millionen Ja für das bonapartistische Kaisertum, dessen Macht verjüngt schien. Dieser glänzende Erfolg hob den Einfluß jener kaiserlichen Partei, welche zugleich die Kriegspartei war; sie stützte sich vornehmlich auf die Kaiserin Eugenie, die mit der ganzen Unbefangenheit und Unwissenheit einer vornehmen und hochmütigen Mutter der Ansicht war, daß ein siegreicher Krieg ihrem Sohne zugute kommen würde, während Napoleon selbst bedenklich war. Doch ließ er sich von der an seinem Hofe herrschenden Strömung fortreißen. Es galt nur einen passenden Vorwand zu finden, und wenigstens einen Minister von der nötigen Skrupellosigkeit und Unfähigkeit hatte man dafür gefunden in dem Herzog von Gramont, den man von seinem Gesandtschaftsposten in Wien an die Spitze des Auswärtigen Amtes geholt hatte. Ollivier merkte von dieser kriegerischen Atmosphäre nichts, auch nicht als im Februar der Erzherzog Albrecht inkognito in Paris war und in den eingeweihten Kreisen der gemeinsame Kriegsplan besprochen wurde. Noch am 30. Juni schloß er eine Rede im Gesetzgebenden Körper mit den zuversichtlichen Friedensworten: „Wohin man blickt, kann man nirgends eine Frage entdecken, die vielleicht Gefahren in sich tragen könnte."

26. Deutschland und Frankreich im Sommer 1870. Anlaß und Ausbruch des Krieges.

In der Tat nahm sich die Oberfläche des europäischen Lebens so friedlich aus, als bei seinen verwickelten Verhältnissen überhaupt möglich ist. Die Wogen, die im Jahre 1866 so hoch gegangen waren, hatten sich, so schien es, einigermaßen geglättet. Die heikle Luxemburger Frage war beigelegt und im Sommer 1867 hatte König Wilhelm und sein gefürchteter Minister sogar wie andere Monarchen die Weltausstellung in Paris zu besuchen wagen können, die für Napoleon eine gute Gelegenheit war, die Gedanken seines Volks von den Aufregungen und Enttäuschungen des Jahres 1866 abzulenken. Die Neugestaltung Deutschlands vollzog sich ohne andere als parlamentarische Aufregungen und das Verhältnis der süddeutschen Staaten zum Norddeutschen Bund hatte zwar etwas Unfertiges und Unbehagliches, konnte aber, da doch das Wesentliche der Einheit erreicht war, wohl einige Zeit getragen werden, und Bismarck handelte richtig, indem er es vermied, diese Staaten zum Eintritt in den Norddeutschen Bund zu drängen, so daß er den Franzosen keinen Vorwand zu kriegerischem Gebaren gab. „Preußen tut alles", konnte ein französischer Minister mit Genugtuung konstatieren, „um unsere Suszeptibilitäten" — so bezeichnete er die Volksstimmung seit Sadowa — „zu schonen". Gleichwohl bildeten diese Suszeptibilitäten die ständige Gefahr für den Frieden der Welt und Bismarck kannte die französischen Zustände und den Charakter des Volks genau genug, um zu wissen, daß eine schließliche Abrechnung mit Frankreich nicht zu vermeiden sein werde.

In Frankreich gab es einige vernünftige Männer, zu denen auch eine Zeitlang Ollivier gehörte, welche der Meinung waren,

daß man die Deutschen nicht hindern dürfe, Deutsche zu sein: im allgemeinen aber ging die Stimmung auch bei besonnenen und weltkundigen Männern, wie Thiers, dahin, daß, wofern irgend eine günstige Gelegenheit, ein plausibler Vorwand sich biete, diese zu benutzen seien, um die Errungenschaften, die das Jahr 1866 Deutschland gebracht habe, rückgängig zu machen, oder zum mindesten zur Entschädigung für Frankreich die Rheingrenze zurückzugewinnen. Vielleicht war der Kaiser Napoleon selbst im Herzen der am wenigsten kriegerische, aber seine Umgebung, die zu der neuen liberalen Wendung wenig Vertrauen hegte, glaubte, daß die Stärkung des Kaisertums und die Erhaltung der napoleonischen Dynastie einen siegreichen Krieg verlange; daran daß ein Krieg Frankreichs mit Preußen siegreich ausfallen werde, zweifelten sie und alle Welt um so weniger, als sie sicher auf Österreich als Verbündeten Frankreichs rechneten. Auf die Kaiserin übte noch ein anderes Motiv Einfluß, das bei der ganzen großen klerikalen und ultramontanen Partei eine Rolle spielte, — die Hoffnung, durch einen Sieg Frankreichs dem Protestantismus einen Schlag zu versetzen; denn die Erfolge Preußens schienen dieser Partei identisch mit Erfolgen des Protestantismus. Die Legende von der Unüberwindlichkeit des französischen Heeres, die mit Österreich und Italien eingefädelten Bündnisse, von denen wenigstens die Eingeweihten einige Kunde hatten, die vorausgesetzte Unzufriedenheit und der als sicher angenommene Preußenhaß in den durch den letzten Krieg vergewaltigten deutschen Staaten bildeten für diese Kriegspartei weitere Bürgschaften unfehlbaren Sieges.

Den Vorwand zu diesem Kriege, der die deutsche Nation auf die Höhe ihrer Bestimmung in der Welt bringen sollte, lieferte ein Land, das gänzlich außerhalb des Interesses unserer Nation lag und dessen Schicksale selbst nur oberflächlich die Neugier des Zeitungslesers beschäftigten, Spanien. Dort hatte die Mißregierung und der ärgerliche Lebenswandel der Königin Isabella im Jahre 1868 einen Aufstand hervorgerufen, der diesmal nicht vor dem Thron Halt machte, sondern mit dem Programm „Nieder mit den Bour-

bonen" die Königin zwang, mit ihrer heiligen und profanen Gesellschaft über die französische Grenze zu flüchten und die Gastfreundschaft des Kaisers Napoleon anzunehmen. Die Revolution vollendete sich und da deren Führer an der Monarchie festhielten, so suchte man einen König für den leerstehenden Thron. Nachdem die Versuche mißglückt waren, einen solchen in Portugal, in Italien oder sonstwo zu gewinnen, kam man auf den an sich sehr glücklichen Gedanken, die Krone dem Erbprinzen der katholischen Linie des Hohenzollernhauses, Leopold, dem Bruder des im Jahre 1866 zum Fürsten von Rumänien gewonnenen Prinzen Karl, anzubieten, einem Manne, den persönliche Tüchtigkeit, die Stellung seines Vaters und die verwandtschaftlichen Beziehungen des großen Hauses, die auch in die Familie Bonaparte hineinreichten, ein jugendkräftiges Alter und das katholische Bekenntnis empfahlen. Die Unterhandlungen über diese Kandidatur wurden natürlich zunächst geheim geführt; sie blieben aber nicht lange ein Geheimnis. Sie berührten anscheinend nur die Familie Hohenzollern und den König Wilhelm nur als Haupt und erste Autorität der Familie, nicht aber den Staat Preußen und seine Regierung, denn ein Erbrecht in Preußen stand diesem katholischen Zweig der Familie Hohenzollern nicht zu. König Wilhelm war gegen das Projekt, Bismarck und der Vater des Prinzen dafür. Dieser selbst entschloß sich endlich und König Wilhelm gab seine Zustimmung. Der leitende Staatsmann in Spanien, der Marschall Prim, setzte am 3. Juli den spanischen Gesandten in Paris in Kenntnis, daß der Prinz annehme mit dem Auftrag, dies der französischen Regierung offiziell mitzuteilen.

Diese Kandidatur oder eigentlich, da die Wahl von seiten der spanischen Cortes noch gar nicht erfolgt war, nur der Name Hohenzollern gab der Kriegspartei in Paris den ersehnten Vorwand: und sie konnte dabei auf die Stimmung der Nation zählen, in der sich mit dem Namen eines preußischen Prinzen das Kriegsfeuer leicht entzünden ließ, das in der Presse auch sofort aufflackerte. Der Haß einer vaterlandslosen Partei, der das Wort Nation und Nationalehre

ein leerer Schall ist, hat in Deutschland nachträglich die Schuld an dem Kriege auf Bismarck bringen wollen, der ihn von Anfang an gewollt und darum jene Kandidatur begünstigt, wo nicht angezettelt habe: und diese Ansicht hegt sehr begreiflich, nachdem dieser Krieg so unglücklich für sie abgelaufen, die gedankenlose Mehrheit der Besiegten. Sie verdient keine Widerlegung angesichts der offenkundigen und schreiend deutlichen Tatsachen: nur das ist richtig, daß Bismarck diesen Krieg, den er seit Jahren kommen sah, nicht fürchtete, wie der deutsche Spießbürger zu tun sich gefiel, und daß er und mit ihm jeder Mann von deutschem Ehrgefühl ihm nicht auswich, wo er unserm Lande so frech und, muß man hinzusetzen, so maßlos ungeschickt geboten wurde, — daß er vielmehr, nachdem ihm die Unabwendbarkeit der Auseinandersetzung mit Frankreich klar geworden war, pflichtgemäß das Seinige tat, um diese Auseinandersetzung unter den für Deutschland günstigsten Bedingungen herbeizuführen und vor aller Welt Frankreich als den Friedensstörer ins Unrecht zu setzen. Die französische Regierung erleichterte ihm durch ihre Ungeschicklichkeit und ihren Kriegsfanatismus diese Aufgabe. Eine Interpellation über die spanische Angelegenheit im Gesetzgebenden Körper beantwortete der Herzog von Gramont, obschon dem französischen Geschäftsträger am 4. in Berlin bedeutet worden war, daß die preußische Regierung mit der ganzen Sache nichts zu tun habe, am 6. mit einer hochmütigen und beleidigenden Erklärung: „Wir glauben nicht, daß die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolks uns verpflichtet, zu dulden, daß eine fremde Macht, indem sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V setzt, dadurch zu ihrem Vorteil das Gleichgewicht der Mächte Europas stören und so die Ehre und die Interessen Frankreichs gefährden könne.“ Ein Beifallssturm und Kundgebungen in der Presse, wo eine vernünftige und maßvolle Erwägung kaum mehr eine Stelle fand, begleitete diese stolzen und dreisten Worte: man gab sich aber die Miene und machte die englische Regierung, die ihre guten Dienste anbot, glauben, daß ein freiwilliger Verzicht des Prinzen die Sache beilegen werde. Und dies war auch im allgemeinen die Stimmung in Deutsch-

land, wo man, aus tiefem Frieden aufgeschreckt, die Aufwallung bei dem Nachbar anfangs gar nicht verstand und nach der ersten Überraschung glaubte, daß durch eine solche Verzichtleistung diese Aufregung sich legen und der Friede hergestellt werden würde.

Seit dem 9. befand sich der französische Botschafter Benedetti, der auch seinerseits eines der deutschen Bäder, Wildbad, aufgesucht hatte, in Ems, wo der König von Preußen, wie alljährlich, die Kur gebrauchte. Der Gedanke der Kriegsverschwörung in Paris ging offenbar dahin, erst den König von Preußen zu demütigen und dann dennoch den Krieg zu erklären: man sprach dort jetzt von einem Rücktritt des Prinzen auf den Rat oder nach einem Verbot des Königs. Am 12. erhielt der spanische Gesandte in Paris ein Telegramm des Fürsten Anton von Sigmaringen, in welchem dieser im Namen seines Sohnes von der Kandidatur zurücktrat; am Nachmittag teilte der Minister Ollivier die Freudenbotschaft vom gesicherten Frieden aller Welt vor dem Gesetzgebenden Körper mit. Er beschwichtigte auch den klugen Thiers, der, die wahre Situation durchschauend, ihn zum Festhalten ermahnte, mit der Versicherung, daß der Friede ihnen nicht mehr entschlüpfen solle: und überall, auch in Deutschland, glaubte man den seltsamen Handel beigelegt. Am Vormittag jenes 12. hatte in Paris ein merkwürdiges Gespräch zwischen dem Herzog von Gramont und dem preußischen Gesandten v. Werther stattgefunden. Jener stellte das Ansinnen, daß der König von Preußen eine Art Entschuldigungsbrief, zur Veröffentlichung geeignet, an den Kaiser von Frankreich schreiben solle, und präzisierte genau, was dieser Brief enthalten und was er nicht enthalten solle: er bedürfe das, hatte er die Dreistigkeit zu sagen, für seine ministerielle Stellung, und verlangte telegraphische Behandlung der Sache. Die Enthüllung der eigentlichen Absicht und die Entscheidung brachte der folgende Tag, der 13. Juli, einer der größten Tage in der Geschichte unserer Nation und einer der rühmlichsten in der Geschichte des hohenzollernschen Hauses. Am Morgen auf der Brunnenpromenade zu Ems zeigte der König dem französischen Gesandten, der sich an ihn herandrängte, das soeben empfangene Extrablatt der Kölnischen Zeitung mit der

Nachricht von dem Verzicht: damit sei ja nun wohl die Angelegenheit erledigt. Benedetti aber, seiner in der Nacht erhaltenen Instruktion gemäß, erhob nun den neuen Gesichtspunkt, die Forderung, daß der König die Versicherung gebe, niemals seine Einwilligung zu erteilen, wenn die Kandidatur wieder auflebe. Und als der König diese in Wahrheit unsinnige Zumutung, ja, näher betrachtet, freche Herausforderung mit den Worten zurückwies, daß es unmöglich sei, eine derartige Verpflichtung einzugehen, wurde der Botschafter „zuletzt etwas zudringlich", wie der gutmütige Herrscher sich ausdrückte; in seinem geraden und ehrenhaften Sinn und da er keine Kenntnis hatte von dem, was Tags zuvor zwischen Gramont und dem preußischen Gesandten in Paris vorangegangen war, war er gar nicht imstande, die volle Tragweite dessen, was ihm hier angesonnen wurde, zu erfassen. Er ging aber soweit, als ein christlicher Herrscher gehen darf, um seinem Volke und der Welt das Unglück eines Krieges zu ersparen, indem er, als mittags ein Uhr die authentische Nachricht vom Rücktritt bei ihm angelangt war, dem Botschafter sagen ließ, er billige diesen Rücktritt in demselben Sinne, wie er seinerzeit die Annahme gebilligt habe, und erst als der bedauernswerte Unterhändler darauf nochmals, und zwar wiederholt, um eine Audienz bat, ließ er ihm durch den Flügeladjutanten Fürst Radziwill sagen, daß er sein letztes Wort in dieser Sache gesprochen habe.

Das Telegramm, das auf Befehl des Königs von dem Ereignis des Tages dem Auswärtigen Amte in Berlin Kenntnis gab, traf Bismarck in Gesellschaft von Moltke und Roon, die der Kanzler zu sich zu Tisch geladen hatte. Bismarck hatte am 12. seinen Sommeraufenthalt in Varzin unterbrochen und wollte über Berlin nach Ems reisen, um dem König über die politische Lage zu berichten. Mit Entrüstung vernahm er hier von der Zumutung, die der französische Minister an den preußischen Gesandten soeben gerichtet hatte, und sandte unverzüglich an Werther den Befehl, daß er sofort aus Gesundheitsgründen Paris zu verlassen habe. Bismarck und die Generale fürchteten, daß der gutmütige König den Impertinenzen der Franzosen gegenüber sich zu langmütig zeigen möchte: durch die beleidigenden

Erklärungen Gramonts im Gesetzgebenden Körper sowie durch dessen Zumutungen an Werther erschien ihnen Deutschlands Ehre bereits schwer bedroht, ein Krieg schon kaum mehr vermeidlich. Da kam nun das Telegramm aus Ems, das, lang und objektiv gehalten, die Stimmung Bismarcks und seiner beiden Gäste nicht verbesserte, jedoch, indem es die Befugnis enthielt, die neue Forderung des Versprechens für alle Zukunft und deren Zurückweisung durch den König den preußischen Gesandten im Ausland und durch die Presse mitzuteilen, dem Kanzler die erwünschte Handhabe bot, Frankreich die gebührende Antwort zu geben. Die Depesche selbst war zur Veröffentlichung zu lang; Bismarck brachte in Gegenwart der beiden Generale, wie er selbst in seinen Erinnerungen feststellt, „ohne ein Wort hinzuzusetzen oder zu ändern" den Inhalt in knappere Form, und so erhielt sie folgenden Wortlaut: „Nachdem die Nachricht von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung und der königlich spanischen amtlich mitgeteilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an S. M. den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphiere, daß S. M. der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. S. M. der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Seine Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe." Indem diese gekürzte Fassung der Depesche aus Ems, deren Schlußworte über die Weigerung des Königs, den Botschafter nochmals zu empfangen, mehr in den Vordergrund treten ließ, gewährte sie dem ehrwürdigen, greisen König eine glänzende Genugtuung gegenüber den ihm angesonnenen beleidigenden Zumutungen, so daß Moltke trocken bemerken konnte: „Vorhin war's eine Chamade, jetzt ist es eine Fanfare!" Die Veröffentlichung tat denn auch ihre Wirkung: es war nun für jedermann deutlich und konnte niemand im weiten Vaterlande, der etwas von Mannesmut und vaterländischem Ehrgefühl besaß, verborgen bleiben, daß Frankreich den Krieg mit

Demütigung des greisen Königs habe beginnen wollen, der in diesem Augenblick die Ehre der Nation vertrat und sie würdig gewahrt hatte. Mit elementarer Gewalt als unwiderstehliche Naturkraft machte der Gedanke sich geltend, daß jetzt die große Stunde der deutschen Nation gekommen, daß jetzt die Kraft ihres Einheitsgefühls sich bewähren müsse. Mit Ungestüm gab sich, als der König am 15. nach Berlin zurückreiste, auf allen Stationen, die der Zug berührte, die patriotische Begeisterung der zuströmenden Menge kund und sie erreichte ihren Höhepunkt bei der Ankunft in Berlin: wer diese Stunde erlebt hat, ist glücklich zu preisen, er hatte erfahren und in unmittelbarer Offenbarung erlebt, was ein großer Dichter vor dreitausend Jahren ausgesprochen hat, daß es kein heiligeres Wahrzeichen unter Menschen gibt, als für ein Vaterland einzustehen und zu kämpfen.

Der Kronprinz, Bismarck, Moltke und Roon waren dem König bis Brandenburg entgegengefahren. Bismarck entwickelte ihm die Notwendigkeit der sofortigen Mobilmachung, doch gab der König die Hoffnung noch nicht auf, dem Lande den Frieden erhalten zu können. In Berlin angelangt aber erfuhr er und am folgenden Tage erfuhr es die Welt, was am gleichen Tage in Paris geschehen war. Der Kaiser, krank und schwankend, hatte endlich am 14. im Ministerrat den Entschluß gefaßt oder sich entreißen lassen, den kriegerischen Weg zu wandeln, und das Dekret unterzeichnet, das die Reserven einberief. Am 15. gegen zwei Uhr hatte Ollivier im Gesetzgebenden Körper Bericht erstattet über das ernste Ereignis und hinzugefügt, daß die preußische Regierung die Weigerung des Königs, den französischen Gesandten zu empfangen, offiziell den europäischen Kabinetten mitgeteilt habe: „seit gestern haben wir unsere Reserven einberufen — —", es gelte, die Interessen, die Sicherheit, die Ehre Frankreichs zu wahren. Die Opposition, der Deputierte Gambetta, verlangte diese Depesche an die europäischen Kabinette zu sehen, und Ollivier half sich, da eine solche in Wahrheit nicht existierte, mit zweideutigen Worten und dem Schlußtrumpf, nachdem eine Kommission zur Prüfung der Schriftstücke beauftragt war, welche diese gar nicht eingesehen und einen lächerlichen Bericht er-

stattet hatte: „Wir versichern die beleidigende Tatsache auf unsere Ehre, der Worte sind genug gewechselt, es gilt zu handeln." Vergebens hatte auch Thiers seine Stimme erhoben: er wurde niedergelärmt, der verlangte erste Kredit von fünfzig Millionen genehmigt. Im Senat fand man noch zierlichere Worte. Der Präsident Rouher, der klügste der klugen Ratgeber des Kaisers, redete diesen, als am folgenden Tage die gesamte Körperschaft in St. Cloud ihm huldigte, mit den sehr zuversichtlichen Worten an, in denen der ganze Hochmut vor dem Fall sich ausspricht: „Bald wird das Vaterland seinen Kindern die Ehre des Triumphs zuerkennen — bald, wenn Deutschland befreit ist von der Herrschaft, die es unterdrückt, wenn der Friede Europa zurückgegeben ist durch den Ruhm unserer Waffen — dann wird der Kaiser zu seinem großen Werk der Reformen zurückkehren, das keine andere Verzögerung erleiden wird als die Zeit, die Sie gebrauchen, um zu siegen."

In Berlin war noch in der Nacht vom 15. auf den 16. die Mobilmachungsordre für das Heer des Norddeutschen Bundes unterzeichnet und der Reichstag auf den 19. berufen worden. Und auch die noch außerhalb stehenden süddeutschen Staaten, Baden, Württemberg, Bayern, Hessen, erfüllten ihre Pflichten gegen die Nation mit einmütiger Begeisterung und ohne Zögern. Die Kinderkrankheit des Preußenhasses und die sonstigen Schäden des Partikularismus verschwanden vor der Erhabenheit des Augenblicks, der das große Volk der Deutschen zur größten Tat seiner Geschichte aufrief. Nur wenige Stimmen, einzelne Radikale oder Römlinge, wagten sich noch hervor: die Mittel zur Mobilmachung in Gemäßheit der Bundesverträge wurden überall bewilligt — in der bayerischen Abgeordnetenkammer mit hundertein gegen siebenundvierzig Stimmen, in der bayerischen Reichsratskammer einstimmig, in Württemberg lediglich gegen den Einspruch weniger halbnärrischer Radikaler oder Sonderlinge: es war kein Zweifel, Deutschland war einig.

Die beiden Nationen standen sich, allein auf die eigene Kraft angewiesen, ohne Verbündete, mit erhobenem Schwert gegenüber. Es ist der Mühe wert, einen Blick auf die Stimmung und Stel-

lung der übrigen Länder Europas bei der binnen wenigen Tagen so gänzlich verwandelten Lage zu richten. Eine einigermaßen klägliche Figur machte Spanien, dem von Frankreich eine Beschimpfung zugefügt war, die, wenn es sich um Vorgänge des Privatlebens gehandelt hätte, nicht empörender gedacht werden konnte: was das spanische Volk vermöge seines souveränen Willens zu tun im Begriffe war oder vielleicht zu tun sich entschloß, wurde von dem Nachbarlande zum Grund eines Krieges gegen einen Dritten gemacht, der mit Spanien so wenig zu tun hatte als Spanien mit ihm. Spanien hatte die Ehre, den Franzosen den Vorwand zu diesem Kriege zu liefern: indes, man liest nicht, daß dort eine lebhafte Empfindung dieser seiner Souveränität angetanen Schmach vorhanden gewesen sei, und in jedem Fall war es in eine absolute Neutralität, eine neue Art von Neutralität von nie dagewesener Art versetzt. Von den Großmächten war Rußland gänzlich unbeteiligt, und von einer Volksstimmung und öffentlichen Meinung konnte man dort im allgemeinen nicht sprechen, sein Kaiser war Deutschland günstig gesinnt. In einer besonderen Lage waren dagegen Italien und Österreich. Die Franzosen rechneten sie, wie ihr Minister, der Herzog von Gramont, andeutete, sich als demnächstige Verbündete zu: indes trotz der halbfertigen Abmachungen und Ränke des letzten Jahres nicht ganz mit Recht. Die italienische Politik hatte sich Frankreich nach 1866 genähert, in der Hoffnung, Napoleon zur Zurückziehung der französischen Garnison aus Rom zu bewegen, und dieses zur Hauptstadt zu gewinnen. Aber diese Politik war von dem König Viktor Emanuel hinter dem Rücken seines Ministeriums gemacht, und sie lief sehr gegen die Stimmung des Volks, erwies sich auch als eitel und unfruchtbar, denn Napoleon war durch seine Abhängigkeit von dem französischen Klerikalismus außerstande, die italienischen Wünsche zu erfüllen. Zunächst war man in Italien auf eine zuwartende Haltung angewiesen und man ließ die französische Regierung nicht im Zweifel, daß man sechs bis acht Wochen brauche, um gerüstet zu sein. Eine ähnliche Politik der Verlegenheit, die auf die Ereig-

nisse wartete, die ihr die bestimmte Richtung geben sollten, verfolgte auch Österreich. Die Politik des Freiherrn von Beust ist in ihrer ganzen Jämmerlichkeit und Hinterhaltigkeit charakterisiert in einem Briefe, den er, nachdem inzwischen der Krieg begonnen hatte, am 20. Juli an den österreichischen Gesandten in Paris, Fürsten Metternich, zur Kenntnisnahme der französischen Regierung schrieb. Dieser Brief zeigt, welchen Menschen die Sache Deutschlands in den Zeiten vor 1866 anheimgegeben war, und er gehört der deutschen Geschichte an, da er uns den Tiefstand des Lebens der Nation in einem der begabtesten vaterlandslosen und charakterlosen Streber jener Zeit vor Augen stellt. Er spreche, sagte Beust, nicht ohne Bedauern das Wort Neutralität aus, die Österreich gleichwohl durch eine logische Würdigung seiner Lage geboten sei: es geschehe aber nur, „um uns den wahren Zielen unserer Politik zu nähern", unsere Rüstungen zu vervollständigen: er bittet, dem Kaiser und den Ministern zu wiederholen, „daß wir, den Verpflichtungen vom vorigen Jahre getreu, die Sache Frankreichs als die unsere betrachten und daß wir zum Erfolg seiner Waffen in den Grenzen des Möglichen beitragen werden". „Wir denken an ihn, Napoleon, ebensoviel wie an uns." Als Gründe für die vorläufige Neutralität führt er die Haltung Rußlands an, die zu warten zwinge, wenigstens bis der Winter die moskowitischen Heere bei einem Angriff auf Österreich hemme, und die Rücksicht auf „unsere zehn Millionen Deutscher"; indem er zugleich der französischen Regierung den Rat gibt, den Italienern ihren „römischen Dorn" auszuziehen und die Initiative dazu Österreich zu überlassen, spricht er von den „teutonischen Aufwallungen", „die Preußen als wesentlich protestantische Macht in Deutschland hervorzurufen verstanden hat und die wir wegen der Ansteckung doppelt fürchten".

Unterdessen war am 19. der Norddeutsche Reichstag zusammengetreten und nach einem feierlichen Gottesdienst im Dom vom König im Weißen Saal des Schlosses mit einer eindrucksvollen Thronrede eröffnet worden: „Hat Deutschland derartige Vergewal-

tigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahren schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war." Eine Adresse des Reichstags erwiderte ebenso würdig, einstimmig und ohne Diskussion: „Eure Majestät und die verbündeten deutschen Regierungen sehen uns wie unsere Brüder im Süden bereit." Bismarck teilte im Reichstage die eben bei ihm eingetroffene französische Kriegserklärung mit: es war das erste amtliche Aktenstück in der ganzen Angelegenheit, das die preußische Regierung erhalten hatte, ein Beweis der kopflosen Art, mit der die französische Regierung sich in diesen Krieg stürzte. Schon am 21. Juli schloß der Reichstag seine Arbeiten, nachdem er die Kriegsanleihe von hundertzwanzig Millionen Talern fast einstimmig genehmigt hatte. Nun wurde auch ein Erlaß König Wilhelms vom 19., dem Todestag der Königin Luise, seiner Mutter, bekannt, worin er die Erneuerung des Ordenszeichen des Eisernen Kreuzes verkündete.

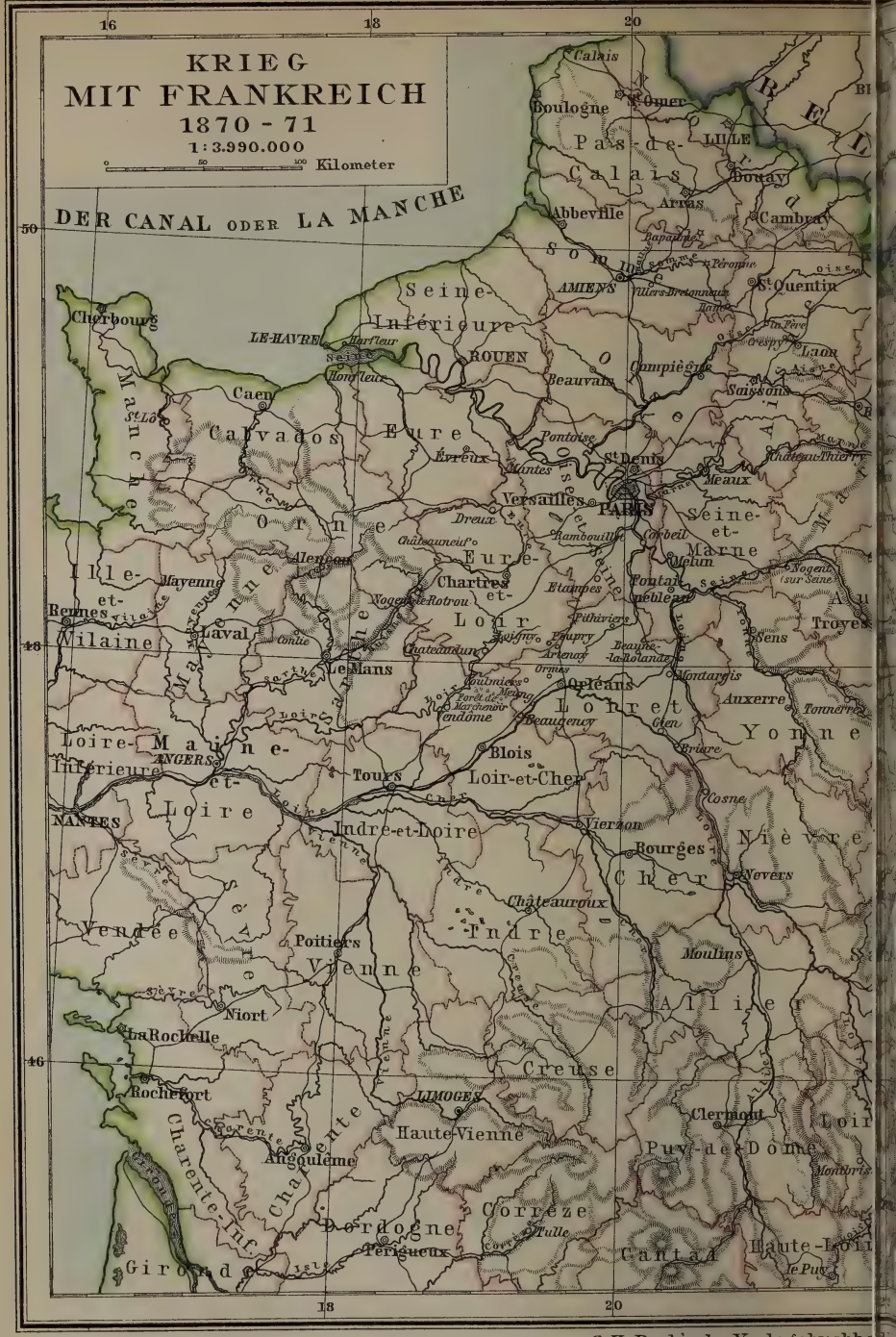
Ein großes Bild bot in jenen Tagen das deutsche Land. Während die organisierte Staatskraft, eine gewaltige Streitmacht, sich sammelte und der Aufmarsch der Heere planmäßig in zehn Tagen sich vollzog — die ungeheure Arbeit des Transports und der Eisenbahnzüge geschah ohne nennenswerten Unglücksfall —, organisierte gleichzeitig das Volk sich selbst in zahllosen Vereinigungen zum Dienste an den Verwundeten und Kranken und jeder suchte die Stelle auf, wo er sich dem Vaterlande nützlich machen konnte. Der Hader der Konfessionen und der Parteien verstummte, der partikularistische Gegensatz der Stämme und Einzelstaaten verwandelte sich in rühmlichen Wetteifer im Dienst der gemeinsamen vaterländischen Sache und die Unterschiede des Ranges, Alters, Geschlechts traten zurück — wie einst im Jahre 1813 auf einem Teil des deutschen Bodens, so jetzt über das ganze deutsche Land hin und mit den Mitteln eines nach jeder Richtung reicher gewordenen Lebens; und vor dem neuen Kampf verschwanden die bitteren Erinnerungen des letzten Krieges, bei dem Deutsche gegen Deutsche hatten stehen müssen.

Auch das „deutsche Lied" trug bei zur Bekräftigung der Einigkeit der Nation und hielt die Flamme der vaterländischen Begeisterung lebendig, die alle Schichten des deutschen Volkes in seiner Gesamtheit wie noch nie erfaßt hatte. Dreißig Jahre war es, daß ein junger Württemberger, Max Schneckenburger, sein machtvolles Lied von der „Wacht am Rhein" ersonnen und ein Kapellmeister in der Stadt Schmalkalden, Karl Wilhelm, dazu eine stimmungsvolle Melodie erfunden hatte. Dieses Lied, das bisher ein ziemlich unbemerktes Dasein in den Gesangvereinen und Liedertafeln geführt hatte, wurde gleichsam über Nacht zum deutschen Nationalgesang, und erfüllte in dem großen Krieg eine ähnliche Mission wie einst Luthers Schlachtgesang der Reformation. Und wie in der Zeit des Befreiungskriegs, so erklang bald ein vielstimmiger Chor von Vaterlandsliedern zeitgenössischer Sänger, Emanuel Geibel, Karl Gerok, Felix Dahn, Wilhelm Hertz, und auch ein Veteran der „vormärzlichen" Zeit, Freiligrath, der wegen seiner Beteiligung an der 1848er Revolution einst das Vaterland hatte meiden müssen, ließ nun sein Jubellied ertönen: „Hurra Germania!"

Es wurden auf deutscher Seite drei Heere aufgestellt. Die erste Armee, die der General Steinmetz kommandierte, Westfalen und Rheinländer, sammelte sich in Koblenz als rechter Flügel; die zweite, das Zentrum, unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl, preußische Garde, Brandenburger, Thüringer, Schleswig-Holsteiner, Hessen, Hannoveraner, Oldenburger, Braunschweiger und das königlich sächsische Armeekorps unter dem Kronprinzen Albert, vollzog seinen Aufmarsch in der Gegend zwischen Bingen und Mainz; die dritte Armee, der linke Flügel, zog sich bei Mannheim und Maxau zusammen. Ihr hatte der Königliche Oberfeldherr seinen Sohn, den Kronprinzen Friedrich, zum Führer gegeben und der schöne, ritterliche, liebenswürdige Mann, der nicht bloß als Prinz, sondern auch als Soldat im letzten Kriege treffliche Feldherrntugenden bewiesen hatte, war bald die populärste Gestalt bei Heer und Volk: im Fluge eroberte er sich die Herzen der Süddeutschen in München, Stuttgart, Karlsruhe, wohin immer der Weg zu seiner Bestimmung ihn führte.

Die Mischung dieses Heeres war besonders glücklich: die zwei bayerischen Armeekorps, die Württemberger und Badener, Kurhessen, Nassauer, endlich Posener und Niederschlesier. Es war eine Gesamtmacht von im ganzen vierhundertfünfzigtausend Mann mit zwölfhundert Geschützen; dreieinhalb Armeekorps, Ost- und Westpreußen, Pommern und Schlesier, mit der Masse von Landwehren und Ersatztruppen blieben noch in Deutschland zurück, falls sie etwa gegen einen anderen Feind nötig werden sollte. Der Schutz der Küsten beschränkte sich, da die kleine deutsche Flotte den Kampf gegen die große französische noch nicht aufnehmen konnte, auf die Verteidigung, die dem General Vogel von Falckenstein anvertraut wurde. In den Tagen, welche dem ersten Zusammenstoß voraufgingen, hatte Bismarck noch einen glücklichen diplomatischen Feldzug gemacht und den Gegner vor ganz Europa ins Unrecht gesetzt. Er veröffentlichte am 29. Juli den Entwurf eines Bündnisvertrags vom Jahre 1867, der Luxemburg und Belgien für Frankreich forderte: auf Papier der französischen Gesandtschaft und von dem Gesandten Benedetti geschrieben, so daß über den Ursprung kein Zweifel sein konnte.

Die Spannung auf die ersten Nachrichten vom Zusammenstoße war groß, aber die Zuversicht wuchs, als Tag um Tag verstrich, ohne daß man von einer französischen Aktion hörte: während man doch voraussetzen mußte, daß ein bestimmter Plan für den längst gewollten und also längst vorbereiteten Krieg existiere, wie denn auch der französische Kriegsminister in der Kammer auf die Frage, ob man gerüstet sei, mit dem Worte archiprêt erwidert hatte. Dieses „vollkommen gerüstet" hatte er dahin erläutert, daß man, selbst wenn der Krieg ein Jahr daure, keinen Gamaschenknopf zu kaufen brauche. Man setzte voraus, daß der Krieg auf deutschem Boden spielen werde; die französischen Offiziere, wie sich nachher herausstellte, waren nur mit Karten deutschen Bodens versehen. Am 28. ging der Kaiser, nachdem er die Kaiserin als Regentin zurückgelassen, mit seinem vierzehnjährigen Knaben zum Heere ab, das sich in einer Gesamtstärke von zunächst zweihundertzehntausend Mann auf der Linie von Belfort bis Thionville sammelte.



C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung

ung (Oscar Beck) in München

Geograph. Anstalt v. Wagner & Debes, Leipzig

27. Der deutsch-französische Krieg bis zur Schlacht bei Sedan.

Endlich am 3. August kam die Nachricht von einer großen Aktion, mit der der Kaiser Napoleon am Tage zuvor den Kampf eröffnet hatte; mit drei Divisionen vom Korps Frossard hatte er sich am 2. gegen die Höhen von Saarbrücken in Bewegung gesetzt. Hier stand der Oberstleutnant von Pestel mit den dort garnisonierenden Ulanen und einigen Kompanien Fußvolk und diese Macht war es, gegen die drei Divisionen heranrückten: die drei Kompanien der Hohenzollern-Füsiliere nahmen den Kampf an und wehrten sich, solange es kriegsmäßig zulässig und vernünftig war; schulmäßig korrekt nahmen sie alsdann den Rückzug, sobald es der Überzahl gegenüber notwendig wurde. Napoleon aber telegraphierte nach Hause, daß die französische Armee die Offensive ergriffen habe, und schrieb von der Stärke der feindlichen Stellung, sowie dem Angriffsfeuer und dem Elan der französischen Soldaten: „die Truppen lagern in den eroberten Positionen". In Saarbrücken erfuhr der siegreiche Führer, General Frossard, nicht ohne Befremden, daß es drei Kompanien gewesen, die ihm gegenüber gestanden hätten. In der Pariser Presse aber wußte man von einem großen Siege und den Wundern der neuen Waffen, des Chassepotgewehrs und der Mitrailleusen, zu erzählen.

Aber am 4. August wurden die Dinge ernsthafter. Die Spitze der Armee des Kronprinzen, die bis an die Lauter gekommen war, besiegte in einem ersten größeren Gefecht bei Weißenburg eine vom rechten Flügel der französischen Armee vorgeschobene Division unter General Abel Douay: bayerische und preußische Truppen nahmen die Stadt und machten die ersten vierhundert Gefangenen; der französische Führer selbst, General Abel Douay, war

gefallen, und auch der Sturm auf den eine Stunde von der Stadt entfernten Gaisberg gelang. Man hatte bei dieser Affäre auch die Bekanntschaft mit den afrikanischen Truppen Frankreichs gemacht, den Turkos, die freilich nicht alle echt waren, und hatte sie nicht unüberwindlich gefunden. Schon zwei Tage später, am 6., fiel eine doppelte große Entscheidung. Der rechte Flügel der französischen Stellung unter dem Befehl Mac Mahons, des ersten militärischen Namens des kaiserlichen Frankreichs, war bis zu dem elsässischen Dorfe Wörth, fünf Stunden von Weißenburg, vorgerückt und hatte eine Stellung westlich von dem Dorfe bezogen. Das Tal des Sauerbachs trennte ihn von dem herannahenden Heere des Kronprinzen von Preußen: seine Stellung wird durch das Dreieck bezeichnet, das die Dörfer Wörth in der Mitte, Elsaßhausen im Südwesten und Fröschweiler im Nordwesten bilden. Am frühen Morgen des 6., während die meisten Truppen noch auf dem Marsche waren, getreu der einfachen Weisung des Moltkeschen Kriegsplans, den Feind aufzusuchen und wo man ihn findet anzugreifen, begann das Kämpfen: die Bayern im Norden auf dem rechten Flügel, das fünfte preußische Korps im Zentrum bei Wörth, das elfte bei Gunstett auf dem linken Flügel: es waren fürs erste nur einzelne Gefechte, da man erst den folgenden Tag, wenn alle Truppen beisammen wären, zur Schlacht bestimmt hatte. Um ein Uhr erschien der Kronprinz, man entschloß sich, die Schlacht, die mehr und mehr in Gang gekommen war und sich nicht mehr abbrechen ließ, heute durchzuführen, und der Angriff belebte sich auf der ganzen Linie: das Dorf Wörth ward genommen, um halb drei Uhr gelang der Sturm auf das brennende Elsaßhausen auf dem rechten Flügel der Franzosen, und dieser Verlust machte Mac Mahons Stellung unhaltbar. Vergebens versuchte er es wieder zu nehmen: der Reiterangriff der Kürassierdivision Bonnemain zerschellte an dem Schnellfeuer der preußischen Infanterie; um vier Uhr schickte man sich zum Angriff auf Fröschweiler an, während die Württemberger schon auf die Rückzugsstraße der Franzosen, das Dorf Reichshofen west-

lich von Fröschweiler, gerichtet wurden. Der Marschall mußte die Schlacht, die er schon zu lange fortgesetzt hatte, verloren geben. Um viereinhalb telegraphierte der Kronprinz „Siegreiche Schlacht bei Wörth, Mac Mahon mit dem größten Teil seiner Armee vollständig geschlagen“: der Gegner verlor neuntausend Gefangene, achtundzwanzig Geschütze, einen Adler und vier Fahnen, sein rechter Flügel war nach Süden abgedrängt und befand sich in regelloser Flucht in der Richtung nach Hagenau und Straßburg: nur noch etwa fünfzehntausend Mann hatte Mac Mahon am 7. bei Zabern zusammen. Der Sieg war mit einem Verlust von zehntausend Mann an Toten und Verwundeten auf deutscher Seite nicht zu teuer erkauft.

Der schöne Erfolg wurde noch spät am Abend durch eine zweite Siegesnachricht ergänzt, die vom rechten deutschen Flügel herkam. Südlich von Saarbrücken erhebt sich ein Berg, auf dessen Höhe man gegenüber durch einen fünfzehn Minuten breiten Talraum getrennt einen parallel jenem, dem Winterberg und dem Exerzierplatz, ansteigenden Bergzug, die Spicherer Höhen, erblickt. Dorthin, auf französischen Boden, war das französische Heer nach seinem so glorreichen Siege vom 2. zurückgegangen und nahm auf diesen Höhen eine feste Stellung zwischen Stiring im Westen und Spichern im Osten. Hier wurde von Truppen der ersten und zweiten Armee vom Mittag bis zum späten Abend die blutige Schlacht geschlagen, welche den Deutschen mehr als viertausend Mann an Verwundeten und Toten, darunter zweihundertdreiundzwanzig Offiziere, kostete. Der General Kameke, in der Besorgnis, die Franzosen möchten abziehen, und in sicherer Erwartung von Verstärkungen, schritt zum Angriff: bis drei Uhr standen nur zwölf preußische Bataillone, Niederrheiner, Hannoveraner, Westfalen, gegen neununddreißig französische des Korps Frossard. Mit höchster Tapferkeit wurde um diese Zeit der Höhenrand erstiegen, wobei auf deutscher Seite in diesem Krieg der erste General, v. François, fiel: auf der Hochebene selbst wogte der Kampf weiter Stunde um Stunde hin und her, ohne daß eine Entscheidung erzielt wurde, bis endlich spät am Abend

die Einnahme von Stiring auf der Forbacher Chaussee auf dem linken Flügel ihrer Stellung den Rückzug der Franzosen entschied. Diese zweite Siegesnachricht und was man von der Schwierigkeit der Aufgabe hörte, — es galt die Eroberung einer festungsartigen, mit Kunst noch verstärkten Stellung, bei der unter dem Feuer der vervollkommneten Schußwaffe der französischen Infanterie erst ein nackter Raum von einer Viertelstunde zu durchschreiten war, — machte fast noch einen größeren Eindruck als der Sieg von Wörth; „nun ist nichts mehr unmöglich", war der Eindruck bei den Siegern von Wörth, als am 7. früh sie die Nachricht erreichte. Den Befehl hatten nacheinander die Generale von Goeben und von Zastrow, zuletzt der Oberkommandierende der dritten Armee, Steinmetz selbst, geführt.

In Deutschland erregten diese ersten Siege in einem Kriege, bei dem in der Tat alles Recht auf deutscher Seite und alles Unrecht auf französischer war, eine unermeßliche Genugtuung und der Eindruck verstärkte sich durch die Menge der Gefangenen, deren man auch bei Spichern eintausendfünfhundert gemacht hatte; sie wurden in den deutschen Städten, durch welche sie kamen, und die sich von ihrer Furcht befreit fühlten, mit großer und in einzelnen Fällen übertriebener Gutmütigkeit behandelt. In Paris hatte am 6. August eine an der Börse mit großer Bestimmtheit auftauchende und verbreitete Nachricht von einem großen, vernichtenden Siege über die Armee des Kronprinzen die Stadt in einen Freudentaumel versetzt. Als man dann bald inne ward, daß man das Opfer eines frechen Betrugs und eigener Leichtgläubigkeit gewesen war, verwandelte sich die Freude in grimmige Entrüstung: am folgenden Morgen kam dann die Wahrheit, ein Stück der Wahrheit, in einem Telegramm des Kaisers: „Mac Mahon hat die Schlacht verloren, Frossard ist gezwungen, sich auf die Saar zurückzuziehen". „Alles kann wieder gut werden", setzte er hinzu. Diese Hoffnung aber war ausgeschlossen bei einem Volke, das verlernt hatte, die Tatsachen zu sehen, wie sie wirklich waren, und das während des ganzen Krieges nur in Selbsttäuschungen sich bewegte, auch von keinem

seiner Führer oder Gewalthaber schlichte Wahrheit zu hören bekam. Die Regierung berief die Kammern ein: auf den 11., dann schon auf den 9., und eine Proklamation der Kaiserin erklärte Paris in Verteidigungszustand, „um die Ausführung der militärischen Vorkehrungen zu erleichtern".

Das erste Opfer der Niederlage war das Ministerium Gramont-Ollivier, das sich in der Kammer alsbald Insulten ausgesetzt sah: die Opposition benützte die Gelegenheit und beantragte „in Erwägung, daß die Unfähigkeit des Staatsoberhaupts Frankreich in Gefahr gebracht und bewirkt habe, daß unsere Soldaten trotz ihrer heldenmütigen Tapferkeit zwei große Schlachten verloren", an Stelle der bestehenden Gewalten die Niedersetzung einer Kommission von fünfzehn Mitgliedern, die sofort alle Bürger unter die Waffen rufen solle. Dieses Äußerste ward diesmal noch abgewendet. Die Regierung verlangte ein Vertrauensvotum und nahm, als sie dies begreiflicherweise nicht erlangte, ihre Entlassung: sie wurde durch eine nicht bessere ersetzt, an deren Spitze die Regentin einen Greis von dreiundsiebzig Lebens- und sechsundfünfzig Dienstjahren, den Grafen Montauban stellte, der sich in einem Feldzug gegen die Chinesen den Titel eines Grafen von Palikao verdient hatte. Die Niederlage war aber noch weit größer, als man sich gestand. Sie hatte mit dem einen Tage ganz Europa die Schwäche des französischen Heeres und die Ungesundheit des Kaiserreichs enthüllt und vor allem für Frankreich jede Hoffnung, ja jede Möglichkeit eines Bündnisses zerstört. Dänemark, an das man zunächst hätte denken können, war froh, sich nicht tiefer eingelassen zu haben; der österreichische Reichskanzler, der Freiherr von Beust, erkannte jetzt, daß er die Segel anders stellen mußte: er suchte mit England eine Vereinigung der neutralen Mächte, auf welche jenes aber nicht einging; Italien vollends hatte bereits Ursache, sich der deutschen Siege zu freuen, da Frankreich genötigt war, seine Truppen aus Civita Vecchia zurückzuziehen, die man jetzt in ihrer Heimat sehr viel nötiger hatte.

Die deutschen Armeen setzten ungesäumt ihren Marsch fort: sie wurden jetzt durch die vorerst noch in der Heimat zurückgelassenen

Truppen, das erste Korps, Ost- und Westpreußen unter General Manteuffel, und das zweite pommerische Korps unter Fransecky verstärkt, da man diese Streitmächte in der Heimat nicht mehr nötig hatte. Das Heer des Kronprinzen zweigte eine Abteilung, dabei die badische Division, gegen Straßburg ab, dessen Belagerung sofort in Angriff genommen wurde. Seine Hauptmacht setzte die Verfolgung Mac Mahons fort, der bis auf Chalons an der Marne zurückging, das seine Truppen in sehr zerrüttetem Zustande erreichten. Der bei Spichern geschlagene linke Flügel des französischen Heeres, der den stolzen Namen der Rheinarmee führte, nahm seinen Rückzug in guter Ordnung auf Metz. Der Kaiser hatte den Oberbefehl, dem weder seine physische noch seine geistige Kraft mehr gewachsen war, an den Marschall Bazaine abgegeben, einen zweiten, der sich in der weiten Ferne, bei dem mexikanischen Abenteuer zweifelhafte Lorbeeren erworben, aber sich einen großen Namen gemacht hatte und von dem nun die Franzosen die Wunder erwarteten und verlangten, die „alles wieder gut machen konnten". Am 11. waren die sämtlichen Korps der Rheinarmee, mehr als zweihunderttausend Mann, um Metz vereinigt. Seit vierzehn Tagen hatten die Feindseligkeiten begonnen und schon lagen die Dinge so, daß es für die Franzosen einen großen Erfolg bedeutet haben würde, wenn es dem Marschall gelungen wäre, seine Armee ungehindert und ohne Verlust nach Paris zurückzubringen. Er entschloß sich zum weiteren Rückzug auf Verdun, aber verhehlte sich nicht, daß eine Umgehung seiner Stellung im Süden von Metz drohe, welche seine Lage bedenklich gemacht haben würde: am 14. wurden die Anstalten zum Rückmarsch getroffen. Die Zeit drängte und es war ein sehr schwieriges Werk, der Rückmarsch einer Armee von einhundertachtzig bis zweihunderttausend Mann durch die Straßen der Stadt mit ihren engen Festungstoren und über die Mosel, den nachdrängenden Feind im Rücken und vielleicht bald — denn bereits hatten die deutschen Reiter ihre Rekognoszierungen bis zu den Flußübergängen südlich von Metz erstreckt und sie unverteidigt gefunden — auch auf der Flanke. In drei großen Schlachten um

Metz vollzog sich am 14., 16. und 18. August der zweite Akt in dem gewaltigen Kriegsdrama.

Die erste, welche die Deutschen die Schlacht von Colombey-Nouilly nennen, wurde am Nachmittag des 14. noch diesseits von Metz geschlagen. Die Truppen der ersten deutschen Armee, welche bis zu den Dörfern östlich von Metz gekommen waren, bemerkten den Abzug feindlicher Kolonnen in der Richtung auf Metz, und mit richtigem Blick erkannte ihr Führer, General von der Goltz, daß man den Rückzug aufhalten müsse: die französischen Truppen nahmen gegen den ausdrücklichen Befehl der Oberleitung das Gefecht an und zogen Verstärkungen von den schon in die Rückzugsbewegung Eingetretenen aus Metz heran: die Schlacht dauerte bis zum späten Abend. Es war kein entschiedener Sieg der deutschen Waffen, aber ein großer Erfolg: der Rückzug des französischen Heeres war um einen unersetzlichen Tag verzögert.

Von Metz nach Verdun führen drei Straßen, von denen zwei, die südliche und die mittlere, dem Marschall zur Verfügung standen. Der Abmarsch wurde am 15. auf der südlichen aufgenommen, die direkt auf Verdun führt. Schon aber hatten Teile der zweiten deutschen Armee, der Armee Friedrich Karls, die Mosel südlich von Metz überschritten und schickten sich an, sich auf jener südlichen Straße den abziehenden Franzosen vorzulegen. Am 16. gelang dies bei Mars-la-Tour und Vionville und dies führte zu der zweiten Schlacht, wo sechzigtausend Mann deutscher Truppen, nach und nach eintreffend, in einem zwölfstündigen Kampfe die doppelte Zahl Franzosen aufhielten: es waren Brandenburger, Hannoveraner, Westfalen, Oldenburger, später Rheinländer und Hessen; seit vier Uhr war der Oberfeldherr selbst nach einem Gewaltritt von Pont à Mousson her zur Stelle. Eine Stunde vorher hatte die unvergleichliche Reitertat, der „Todesritt" der Magdeburger Kürassiere und des altmärkischen Ulanenregiments stattgefunden: sie hatten in dem gefährlichsten Moment, als die noch verfügbaren Truppen einem Stoß der weit überlegenen feindlichen Macht nicht mehr gewachsen waren, durch einen tollkühnen Reiterangriff das feindliche Fußvolk

durchbrochen und dadurch die drohende Durchbrechung des eigenen durch die französische Übermacht aufgehalten und so eine kurze Zeit gewonnen, bis die ersten Verstärkungen anlangten. Nur zwei Drittel der sechs Schwadronen der Magdeburger Kürassiere bahnten sich den Rückweg durch die Infanteriemassen, die sie eben durchrissen und die sich hinter ihnen wieder gesammelt hatten. Auch hier blieb die Schlacht am Abend unentschieden, wie am 14. Aber die südliche Rückzugsstraße war von den Deutschen behauptet und also für die Franzosen gesperrt: Bazaine hatte sich nicht entschließen können, seine ganze Übermacht einzusetzen, um in kräftigem Angriffstoß die Straße sich freizumachen. Er hatte die fixe Idee, sich nicht „von Metz abdrängen" zu lassen, und so kam es zur dritten, der größten und entscheidenden der drei Schlachten um Metz, die wieder näher bei Metz stattfand; sie trägt ihren Namen von dem südlichsten Punkte der Aufstellung, dem Dorfe Gravelotte.

Bazaine benützte den 17., um mit dem ganzen Heere eine sehr feste Stellung westlich von Metz zu beziehen, die sich, östlich von dem in tiefer Schlucht der Mosel zueilenden Mancebach, von Gravelotte im Süden bis St. Privat im Norden in einer Ausdehnung von eindreiviertel Meilen erstreckte. Der königliche Oberfeldherr mit dem Großen Hauptquartier, Moltke, Roon, Bismarck, war in Pont à Mousson angelangt. Es wurde beschlossen, nachdem am 17. die erste und zweite Armee auf dem Schauplatz des 16. beisammen waren, den Gegner in seiner Stellung vor Metz, und zwar mit der Gesamtmacht der Truppen anzugreifen. Die Entscheidung sollte durch die Umfassung des rechten nördlichen feindlichen Flügels bei St. Privat herbeigeführt werden, zu der das königlich sächsische Korps in langem Marsche ausholte, während die Truppen des rechten Flügels und des Zentrums den Feind beschäftigten und festhielten. Auf der Höhe von Flavigny, eine halbe Stunde südöstlich von Gravelotte, befand sich der König: erst um zwölf, noch zu früh wie es scheint, begann die Schlacht durch einen Artillerieangriff der Hessen und Schleswig-Holsteiner auf das französische Zentrum, und der Kampf breitete sich, mit schweren Verlusten der Deutschen, über die ganze

Linie aus. Nachmittags fünf Uhr, ehe die Sachsen ihren Marsch nach ihrem Bestimmungsort auf dem äußersten linken Flügel vollendet haben konnten, unternahm die preußische Garde unter dem Prinzen August von Württemberg das furchtbare Wagnis eines Sturms auf St. Privat. Von St. Marie aux Chênes setzen sich die Garderegimenter Kaiser Franz und Königin Augusta in Bewegung nach dem auf der Höhe gelegenen St. Privat, dessen Häuser die Franzosen in eine Festung verwandelt haben und von wo ein Hagel aus Kanonen, Mitrailleusen, Chassepots auf die unvergleichliche Truppe fällt, die, bei jedem Schritt gezehntet, immer aufs neue sich zusammenschließt und vorwärts dringt; sie muß ablassen nach ungeheuren Verlusten. Erst als gegen sechs Uhr die Sachsen Roncourt erreicht hatten und nun von Norden gegen St. Privat vorgingen, konnte von der ersten Gardedivision der Angriff auf St. Privat wieder aufgenommen werden; nach einem wütenden Kampf, um acht Uhr, räumten die Franzosen ihre Stellung, und da um dieselbe Zeit auf dem entgegengesetzten Flügel eine kraftvolle Angriffsbewegung der Franzosen gegen Gravelotte, das man preußischerseits schon zur Verteidigung einrichtete, zum Stehen kam und das eben nach langem Marsche angelangte zweite pommersche Korps hier mit frischen Kräften angriff und die Franzosen zurückdrängte, konnte die Schlacht als gewonnen gelten. Der König faßte das wichtige Ergebnis in dem Telegramm zusammen: „Die französische Armee in sehr starker Stellung westlich von Metz heute unter meiner Führung angegriffen, in neunstündiger Schlacht vollständig geschlagen, von ihren Verbindungen mit Paris abgeschnitten und gegen Metz zurückgeworfen.“ Am folgenden Morgen sahen die Bewohner von Metz die geschlagene Armee in langen Zügen zurückfluten und sie konnten sich die Rechnung selbst machen: sie gingen einer langen Belagerung entgegen. Aber auch in Deutschland erfuhr man jetzt den schweren Ernst und die Furchtbarkeit des Krieges: neunzehntausend Mann und neunhundert Offiziere tot oder verwundet, davon mehr als ein Drittel von der preußischen Garde. Der Verlust der Franzosen belief sich auf elftausend Mann und sechshundert Offiziere.

Sieben Armeekorps, etwa hundertsechzigtausend Mann von der ersten und zweiten Armee, blieben unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl vor Metz zurück, um die jetzt in die große Moselfeste eingesperrte französische Rheinarmee festzuhalten, bis der Hunger sie zwinge, sich und die Festung zu überliefern. Durch Nachschub aus Deutschland verstärkt, reichten sie völlig aus, um Ausfälle, Befreiungsversuche der Eingeschlossenen zu verhindern oder zu vereiteln. Aus der preußischen Garde und dem königlich sächsischen Korps wurde eine vierte Armee, die Maasarmee gebildet und unter den Oberbefehl des Kronprinzen Albert von Sachsen gestellt; Steinmetz legte wegen hohen Alters und aus Gesundheitsrücksichten den Oberbefehl nieder. Die Maasarmee zusammen mit der dritten Armee des Kronprinzen von Preußen, beide zusammen eine Macht von zweihundertvierzigtausend Mann bildend, war bestimmt, den Marsch gegen Paris weiter fortzusetzen.

In Paris schritt die Desorganisation weiter und die Regierung speiste die Kammer und die Bevölkerung mit Worten ab, wie: daß der „Plan Bazaines" noch nicht zur Ausführung gekommen und Bazaine zu beschäftigt sei, um ausführliche Nachrichten zu geben, und ähnlichen Torheiten, während das Ausbleiben der Nachrichten von Bazaine nach dem Tage von Gravelotte die Lage für solche, die sehen wollten, genügend kennzeichnete und ganz Europa über den Ausgang und die Bedeutung jener Kämpfe im reinen war. Einen wahrhaft kläglichen Eindruck macht, was der Kriegsminister Graf Palikao von den Schlachten um Metz der Kammer zu erzählen wußte; am 18: „Die Nachrichten vom Kriegsschauplatze lauten gut — — endlich ist es auch gewiß, daß ein ganzes Kürassierkorps, das des Grafen Bismarck, vernichtet ist"; am 19. wußte er, daß am 18. drei preußische Korps vereint den Marschall Bazaine angegriffen haben und daß der Feind „in die Steinbrüche von Jaumont zurückgeworfen ist".

Man bezahlte sich, Regierung und Opposition, gegenseitig mit Worten. Am 16. hatte sich der Kaiser Napoleon mit seinem Knaben nach Chalons begeben, wo Mac Mahon wieder ein Heer

von etwa hundertzwanzigtausend zusammengebracht hatte. Hier wurde am 17. ein Kriegsrat gehalten. Der Kaiser und Mac Mahon, der Prinz Napoleon und drei Generale, unter denen ein neuer Name jetzt plötzlich zu Ehren kam, Trochu, der sich durch freimütige Kritik und militärische Einsicht im Volk bekannt gemacht hatte, berieten. Es wurde beschlossen, daß der Kaiser nach Paris zurückkehren und die Regierung wieder übernehmen und daß Mac Mahon ebendahin sich zurückziehen solle; General Trochu wurde zum Gouverneur von Paris ernannt. Allein dieser einigermaßen vernünftige Plan scheiterte, da man in den Tuilerien von der Rückkehr des Kaisers nichts wissen wollte, weil man bei seiner augenblicklichen Unpopularität einen revolutionären Ausbruch fürchtete. So blieb er beim Heere Mac Mahons und auch der General Trochu wurde an dem Ort seiner Bestimmung von der Kaiserin schlecht empfangen, da sie ihm mißtraute. Auch der Rückzug Mac Mahons auf Paris, das unzweifelhaft Richtige, ja, sollte man denken, einzig mögliche, erfolgte nicht. In den unklaren und verworrenen Köpfen, die in Paris regierten, setzte sich der Gedanke fest, daß Mac Mahon Bazaine „zu Hilfe kommen" solle: ob dieses überhaupt möglich sei, und was „die Preußen" in der Zeit seit dem 18. getan, wußte man nicht und fragte man nicht; vergebens remonstrierte Mac Mahon, der die Lage, wenn auch nicht vollständig, doch klarer durchschaute als die Pariser Strategen. Er mußte fürchten, bei dem Marsche auf Metz auf Teile der ersten und zweiten feindlichen Armee zu stoßen und zugleich von der dritten von Süden her in seiner Flanke angegriffen zu werden; widerwillig gehorchte er dem Andrängen der Pariser Regierung, in deren Auftrag ihn noch ein hervorragendes Werkzeug des Kaiserreichs, Rouher, heimsuchte, räumte am 21. das Lager von Chalons und schlug den Weg nach Norden zunächst nach Reims, ein, einem unermeßlichen Verderben entgegen. Am 24. brachte die rekognoszierende deutsche Reiterei die bedeutungsvolle Nachricht, daß die französische Armee das Lager von Chalons verlassen habe und nach Reims abmarschiert sei. Im Großen Hauptquartier erkannte man die Absicht und auch, daß ein

ungeheurer Erfolg möglich geworden sei: man konnte Mac Mahon mit der Maasarmee den Weg nach Metz verlegen und ihm zugleich mit der des Kronprinzen, der dritten, den Rückzug nach Paris abschneiden: und sofort wurde der Marsch auf Chalons sistiert. Die dritte Armee vollzog die große Rechtsschwenkung in anstrengenden Märschen und schon am 26. hatten die zwei bayerischen Korps Fühlung mit der Maasarmee gewonnen. Der französische Marschall stellte noch einmal den Pariser Machthabern die Lage vor, vergebens: er richtete seinen Marsch, schon von deutschen Truppen beunruhigt, die eine seiner Kolonnen bei Beaumont überraschten und ihr dreitausend Gefangene abnahmen, nach der Festung Sedan an der Maas, wo er einen Ruhetag für seine stark erschütterte Armee zu finden hoffte. Hier zog er am 31. August seine Truppen zusammen, während die deutschen Heere an diesem Tage ihren Aufmarsch vollendeten.

Schon am Abend dieses Tages war dem französischen Heer der Weg nach Osten wie nach Westen, nach Mézières, verlegt und es blieb ihm im unglücklichen Fall nur der Übertritt über die nahe belgische Grenze frei. So brach der 1. September an, einer der großen Tage der deutschen Geschichte, und in gewisser Beziehung der größte, war doch die gesamte Kraft Deutschlands kaum je in gleicher Weise auf einem Schlacht- und Kriegsfeld vereinigt wie hier vor Sedan und Metz: was hier und dort geschah, stand in engstem Zusammenhang.

Die Festung Sedan, eine Stadt von zwanzigtausend Einwohnern, liegt an der Maas, die, von Südosten nach Nordwesten fließend unterhalb der Stadt einen großen Bogen gerade nach Norden bildet, der sich dann in ihrem weiteren Lauf wieder nach Süden zurückwendet: dies war der Weg, den die Armee des Kronprinzen nahm; im Osten, von wo die Maasarmee herankam, bezeichnet der Givonnebach, in geradem Lauf von Norden nach Süden der Maas zuströmend, die er beim Dorf Bazeilles erreicht, das Schlachtfeld. Hier, bei diesem Dorf, begann frühmorgens vier Uhr die Schlacht mit einem langen und blutigen Kampfe der Bayern von der dritten

Armee gegen das französische Korps Lebrun; der Marschall Mac Mahon selbst erschien hier gegen sieben und hatte das Glück, durch einen Granatsplitter verwundet zu werden, der ihn der Aufgabe entledigte, diese von allem Anfang an verlorene Schlacht zu leiten. An seine Stelle trat der General Wimpffen, der eben erst aus Afrika angelangt war. Hier im Osten ward den Vormittag über um die Dörfer am Givonnebach, Bazeilles, La Moncelle, Daigny, Givonne, von den nacheinander sich entwickelnden Korps der Maas- und des rechten Flügels der dritten Armee heiß gestritten, und während sie allmählich von den Deutschen genommen wurden, vollendete im Westen deren linker Flügel seinen Umgehungsmarsch und trat bei St. Menges und Floing östlich des Maasbogens mit überlegener Artillerie in den Kampf ein. Der Versuch der Verzweiflung, durch einen großen Reitersturm die Deutschen von der gewonnenen Stellung wieder herabzustürzen, zu dem nicht weniger als elf französische Reiterregimenter unter General Gallifet aufgeboten wurden, zerschellte an dem furchtbaren Schnellfeuer der deutschen Infanterie und gegen drei Uhr, als die von Givonne im Osten herdringende preußische Garde mit dem von Westen, von Illy her, kommenden fünften Korps zusammentraf und so die beiden Armeen, die des Kronprinzen von Sachsen und des Kronprinzen von Preußen, auch im Norden von Sedan Fühlung gewannen, war der Ring geschlossen und jede Hoffnung für das französische Heer geschwunden. Noch hatte General Wimpffen zwischen zwei und drei Uhr den ganz aussichtslosen Versuch gemacht oder den Gedanken gehegt, mit dem, was er an Mannschaft zusammenraffen konnte, nach Osten durchzubrechen: sein Geleit löste sich auf, ehe noch diese romantische Idee Leben gewann und ein ernstlicher Kampf begonnen hatte. Der Kaiser Napoleon war, nachdem er sich bald hier bald dort dem feindlichen Feuer ausgesetzt hatte, vom Schlachtfeld nach Sedan zurückgekehrt. Die Ordnung löste sich allmählich, und bald bot, während die deutschen Granaten von rechts und von links über dem Gehölz von Garennes zwischen Givonne und Floing sich kreuzten, das Schlachtfeld und dann die

Stadt, in die alles zurückflutete, den Anblick der vollkommensten Niederlage, ein Chaos von Verwundeten und Toten, Geschützen, ledigen Pferden, weggeworfenen Waffen. Gegen fünf Uhr waren die deutschen Kanonen der Stadt Sedan schon so nahe gekommen, daß ihre Kugeln mehrere Gebäude trafen und ein Strohmagazin in Brand steckten. Die Lage war hoffnungslos, und der König von Preußen schickte nunmehr einen Offizier in die Festung — es war der Oberst Bronsart von Schellendorf — mit der Aufforderung zur Kapitulation. Bronsart war überrascht, als er in der Unterpräfektur den Kaiser Napoleon vorfand, der nunmehr die weiße Fahne aufziehen ließ und seinen Generaladjutanten Reille mit einem Brief an den König von Preußen absandte, um diesem seinen Degen zu überliefern: „Da ich nicht inmitten meiner Truppen habe sterben können, bleibt mir nichts übrig als meinen Degen in die Hände Eurer Majestät zu legen.“ Es war sieben Uhr abends, als General Reille bei Frénois, eine kleine Strecke von Sedan entfernt, den König Wilhelm, umgeben von Moltke, Roon, Bismarck, dem Kronprinzen und den im Heere anwesenden deutschen Fürsten, erreichte: König Wilhelm ließ in würdigen Worten den Kaiser bitten, einen Offizier mit den nötigen Vollmachten zu Verhandlungen über eine Kapitulation zu entsenden.

Zu Donchery im Quartier Bismarcks fand in der Nacht vom 1. zum 2. September die Konferenz statt, in der der Kanzler und Moltke in Verhandlung mit dem Oberkommandierenden der französischen Armee, General Wimpffen, die Bedingungen der Kapitulation der französischen Armee im einzelnen regelten. Diese Bedingungen diktierte die grausame militärische Lage: die französische Armee lag aufgelöst unter dem Feuer von sechshundert Geschützen, hinter denen sieben deutsche Armeekorps in voller Bereitschaft standen. So lautete die Konvention, welche Moltke um halbzwölf Uhr in der Nacht dem König überbrachte, dahin, daß Stadt und Festung Sedan mit allem Kriegsmaterial übergeben, die gesamte Armee, „da sie gegenwärtig von überlegenen Truppen eingeschlossen ist“, kriegsgefangen, den Offizieren die Entlassung auf Ehrenwort „in

Rücksicht auf die tapfere Verteidigung dieser Armee" zugestanden wurde. Es war ein ungeheurer Erfolg: achtzigtausend Mann mit 2800 Offizieren, darunter der Kaiser, ein Marschall von Frankreich und vierzig Generale streckten die Waffen, nicht gerechnet fünfundzwanzigtausend Gefangene, die sich schon während der Schlacht ergeben hatten, und dreizehntausend Tote und Verwundete, die die Schlacht die Franzosen kostete: was sich über die belgische Grenze rettete, waren dreitausend, über zehntausend Flüchtige, die entkamen, zählte man bei Mézières; außerdem fielen dem Sieger 184 Festungs- und 350 Feldgeschütze und 70 Mitrailleusen in die Hände. Es war die vollkommenste Lösung einer großen militärischen Aufgabe, die dem geeinigten Deutschland hier gelungen war, das den Sieg seinerseits mit einem Verlust von nicht ganz zehntausend Toten und Verwundeten erkauft hatte.

Am Morgen des 2. September hatte Napoleon in Donchery in einem bescheidenen Arbeiterhäuschen, das am Eingang des Dorfes lag, eine Unterredung mit Bismarck, der den Kaiser wegen des Friedensschlusses befragte; Napoleon wies, da er als Gefangener nichts zu beschließen habe, an die Regentschaft. Die Unterredung des Kaisers Napoleon mit König Wilhelm fand dann in dem Schlößchen Bellevue zwischen Sedan und Donchery statt: dem gefangenen Kaiser wurde das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel als Aufenthalt angewiesen.

Der Eindruck in Deutschland, als am Vormittag des 2. die allenthalben an den Straßenecken angeschlagenen Telegramme das Ereignis verkündeten, war überwältigend und man würde vergebens versuchen, ihn den Nachgeborenen zu schildern. Mit tiefer Freude empfand man, nachdem der erste Sturm der Begeisterung vorüber war, daß bei dieser militärischen Großtat, die ihresgleichen in der Geschichte unseres Volkes und vielleicht aller Zeiten nicht hatte, keine fremde Hand beteiligt war, wohl aber nahezu alle deutschen Stämme, Franken und Sachsen, Hessen und Schleswig-Holsteiner, Württemberger und Bayern und Preußen, mitgewirkt hatten. Indem man die Folgen bedachte, kam man zu dem Schlusse, daß nun für

Deutschland eine neue Epoche beginne, daß die Schlacht von Sedan nicht nur die Einigung Deutschlands vollenden, sondern auch das ihm in den Zeiten seiner Schwäche entrissene Straßburg samt dem Elsaß zurückgewinnen müsse.

Und in denselben Tagen, am 31. August und 1. September, war auch für die in Metz eingeschlossene Rheinarmee ein erster Versuch, den eisernen Ring der Umklammerung zu sprengen, mißlungen. Die Deutschen hatten seit dem 19. daran gearbeitet, ihre Stellungen durch Schützengräben, Schanzen, Brückenverbindungen der beiden Moselufer, zu verstärken. Der französische Marschall, von dem, was gleichzeitig im Westen geschah, ungenügend unterrichtet, kam zu spät, als er am 31. August nachmittags vier Uhr seinen Ausfall gegen Osten nach der Seite Deutschlands begann. Vier Korps und die Garde richtete er gegen das erste ostpreußische Korps, und gegen die Landwehrdivision des Generals Kummer und gewann einigen Boden: am folgenden Tage aber waren auf deutscher Seite genügende Kräfte an die entscheidenden Stellen herangezogen und um vier Uhr, nach vierundzwanzigstündigem Fechten, kehrten die Franzosen in ihre früheren Stellungen und in die Festung zurück.

Auch zur See hatten sie schlechte Geschäfte gemacht. Die kleine deutsche Flotte hatte sich in Sicherheit gebracht. Die dänische Mitwirkung, wie erwähnt, kam nicht zustande, die beiden französischen Flotten, denen die Landungstruppen fehlten, weil man sie nach den ersten Niederlagen im eigenen Lande brauchte, fanden überall die Küsten wohlgehütet, und nach der Schlacht bei Sedan ward erst die Nordsee- und dann auch die Ostseeflotte wieder nach Cherbourg zurückberufen: ohne andern Erfolg als die Aufbringung einiger deutschen Schiffe, die zu der großen Übermacht der französischen Flotte in einem beinahe lächerlichen Gegensatze standen.

28. Der deutsch-französische Krieg bis zum Friedensschluß. Aufrichtung des neuen Deutschen Reiches.

Erst am Nachmittag des 3. September kam die Kunde, von der schon die weite Welt widerhallte, nach Paris. Noch bis zuletzt hatte man sich nach der Art des sanguinischen Volkes hier mit großen Worten getäuscht und betrogen. Um Mitternacht trat der gesetzgebende Körper zusammen und diesem machte Palikao die ersten allgemein und unbestimmt gehaltenen Mitteilungen. Nun trat die unvermeidliche Folge des großen Schlages zutage: die Opposition, an ihrer Spitze die Abgeordneten von Paris, Jules Favre und Léon Gambetta, legte einen Antrag vor, daß Louis Napoleon und die napoleonische Dynastie ihrer Befugnisse für verlustig erklärt, eine Kommission zur Verteidigung des Vaterlandes gewählt und General Trochu als Generalgouverneur von Paris bestätigt werde. Man trennte sich schweigend: am Morgen las man an den Straßenecken eine Proklamation der Regierung, die von der nach heldenmütigem Kampf gegen dreihunderttausend Feinde notwendig gewordenen Kapitulation der Festung Sedan und vierzigtausend Mann berichtete, die die Waffen strecken mußten. Am Mittag des 4. September trat der Gesetzgebende Körper wieder zusammen und der Graf Palikao brachte den Antrag der Regierung ein auf Niedersetzung eines aus fünf Mitgliedern bestehenden Conseils der Verteidigung, er selbst als Generalstatthalter an dessen Spitze; die Linke bestand auf ihrem Antrag. Mittlerweile aber hatte das, was man in Frankreich in solchen Fällen das Volk nennt, sich der Lösung der Frage bemächtigt, drang in das Palais Bourbon, das Lokal der Kammer, ein und wälzte sich von hier, wo eine geordnete Beratung nicht mehr möglich war und die Deputierten sich verloren, nach dem Hotel de Ville. Hier wurde in der in solchen Lagen üblichen Weise eine provisorische

Regierung, ein „Gouvernement der nationalen Verteidigung“, aus den Deputierten von Paris bestehend, gewählt: dieser neuen Regierung traten noch Rochefort und Trochu bei, an den jetzt die Hoffnung sich hängte, während Thiers sich fernhielt. Im Laufe des Nachmittags vollendete sich der Umschlag. Die Kaiserin ward flüchtig, der Senat ging auseinander, ohne daß ihm ein revolutionärer Volkshaufe den Gefallen getan hätte, mit einer letzten Theaterszene verschwinden zu können, und am Abend erschienen einige Männer der neuen Regierung im Gesetzgebenden Körper und kündigten diesem die neue Gewalt an. Noch am gleichen Abend des 4. September erschien die Proklamation, in welcher dem Volk von Frankreich mitgeteilt wurde, daß das Volk von Paris eine neue Regierung eingesetzt habe und daß die Republik proklamiert sei, dieselbe Republik, die im Jahre 1792 die Invasion besiegt habe. Einige Tage erging man sich im Genusse der neuen Freiheit und der neue Minister des Auswärtigen, Jules Favre, richtete am 6. ein Rundschreiben an die diplomatischen Agenten Frankreichs, in dem er sich in Phrasen erging, die jeder verständigen Auffassung der wirklichen Lage widersprachen, und stolz erklärte: „Wir treten keinen Fuß breit Erde, keinen Stein unserer Festungen ab.“ Er zählte die Streitmittel auf, die dem „erwachenden freien Frankreich“ zu Gebote stünden: „nach den Forts die Brustwehren, nach den Brustwehren die Barrikaden“ und zuletzt würde ganz Frankreich sich erheben; er fälschte eine Wendung in der Proklamation, mit der König Wilhelm, als er den französischen Boden betrat, die Bevölkerung beruhigt hatte — „er führe Krieg mit den französischen Soldaten, nicht mit den französischen Bürgern“ — dahin, der König habe erklärt, er mache nicht Frankreich, sondern der Dynastie den Krieg. Im übrigen verbarg sich in dem hochtrabenden Gerede viel Furcht; seine Hoffnung setzte das republikanisch gewordene Frankreich vielmehr auf Europa, und am 12. trat Thiers eine Reise an die europäischen Höfe Petersburg, Wien, Turin, London an, um diese Hilfe flüssig zu machen.

Das deutsche Heer hatte ohne Zögern den Marsch wieder aufgenommen, seinem letzten Kriegsziel, Paris, zu und man scheute

hier nicht vor der gewaltigen Aufgabe der Belagerung und Bezwingung der riesigen Festung, die mit den Außenforts eine Linie von siebeneinhalb deutschen Meilen bildete und die unermeßlichen Hilfsquellen einer Riesenstadt zur Verfügung hatte. In Wahrheit läßt sich der zweite Teil dieses Krieges als der Kampf um Paris bezeichnen und er ist für die deutsche Nation nicht weniger rühmlich als der erste. Indes auch der besiegten Nation darf der Ruhm nicht geschmälert werden, daß sie, ihrer Vergangenheit eingedenk, in einer fast schon verzweifelten Lage den Kampf aufnahm und den Widerstand unter Opfern und Leiden aller Art bis zum Äußersten fortsetzte. Die Fehler und Verkehrtheiten im einzelnen ändern daran nichts. Die Aufgabe der Franzosen war nun, die Deutschen zur Aufhebung der Belagerung von Paris zu zwingen, mit andern Worten Paris zu entsetzen; die Aufgabe der Deutschen war die Verhinderung dieses Entsatzes und die Durchführung der Belagerung allen Schwierigkeiten zum Trotz.

Der erste Teil dieses neuen Abschnitts des großen Krieges geht bis zur Kapitulation von Metz, die am 27. Oktober erfolgte. Am 19. September war die Einschließung von Paris durch die deutschen Armeen vollendet, aber der Zernierungsgürtel war noch sehr dünn und er vervollständigte sich nur sehr allmählich. Paris war mit Lebensmitteln auf längere Zeit reichlich versehen. Trochu bildete drei Armeen aus der Masse der Kampffähigen, die ihm in Paris zur Verfügung standen: dem Korps des Generals Vinoy, das in die Katastrophe von Sedan nicht verwickelt worden war, den Depottruppen für eine Anzahl von Linienregimentern, den Marinetruppen, endlich den militärisch geschulten Elementen, die aus den Departements zugezogen waren, sowie der Mobilgarde, der ansässigen Nationalgarde und einigen Freikorps: zusammen über vierhunderttausend Mann, von denen allerdings nur das Hunderttausend wirklicher Soldaten zuverlässig und zum Kampf brauchbar war. Die Diktatur und scharfe Disziplin, die hier nötig gewesen wäre, war Trochus Sache nicht: und die Regierung der nationalen Verteidigung, Advokaten und große Redner, blieben in Paris, wo sie

wenig zu tun hatten, und begnügten sich, zwei ihrer Mitglieder, Cremieux und Glais-Bizoin, nach Tours zu delegieren, um den nationalen Widerstand in den Departements zu organisieren, statt umgekehrt selbst zu gehen und eine Kommission zurückzulassen. Erst vom 7. Oktober an, wo der fähigste von ihnen, der Minister des Innern, Gambetta, in einem Luftballon die Stadt verlassen hatte, kam Leben und Feuer in die Bewegung. Am 9. begann er zu Tours seine Tätigkeit.

Vor Paris hatte die deutsche Armee sich mittlerweile eingerichtet und nach Möglichkeit verschanzt. Der königliche Oberfeldherr hatte sein Hauptquartier in Ferrieres, einer Besitzung des Barons Rothschild. Hier suchte der französische Minister des Äußern, Jules Favre, mit dem Grafen Bismarck am 20. September eine Unterredung, die freilich zu nichts führen konnte: der Advokat sprach von der Friedensliebe Frankreichs, für die er einstehe, sagte, daß sie, die Männer der jetzigen Regierung, gegen den Krieg gewesen seien, „selbst um den Preis ihrer Popularität", wie er sehr naiv hinzusetzte; er redete von einem dauernden Frieden, ohne irgendwelche Bedingungen zu nennen. Bismarck entgegnete mit der Ruhe der Überlegenheit des Staatsmanns über den Rhetor, daß er einen solchen Frieden sofort unterzeichnen würde, wenn er ihn für möglich hielte. Er nannte die Bedingungen, nämlich die Abtretung des Elsasses mit Straßburg und eines Teiles des Moseldepartements mit Metz als zur Sicherung Deutschlands gegen die Angriffe Frankreichs nötig. Als am folgenden Tage über einen Waffenstillstand gesprochen wurde und Bismarck als Bedingung die Übergabe von Straßburg nannte, sprang der Franzose auf: „Sie vergessen, daß Sie zu einem Franzosen sprechen" und fügte die Impertinenz hinzu: „Ich verspreche Ihnen, nicht zu sagen, daß Sie mir eine solche Bedingung gestellt haben." „Es ist eine Artilleriefrage, binnen wieviel Tagen Straßburg fallen wird", entgegnete Bismarck. Favre kehrte zurück und gab von der Unterredung einen stark gefärbten Bericht, den die Außenregierung von Tours in einer Proklamation vom 29. noch weiter färbte und mit Lügen versetzte: man ist versucht zu glauben, daß das Material

zu solchen Phrasen sich zu holen der eigentliche Zweck der nachgesuchten Unterredung gewesen sei. Auf dieses Gerede glaubte Bismarck in einem Zirkular vom 1. Oktober antworten zu müssen, in dem er die Sache richtig stellte: eine Landabtretung, die Frankreich, im Falle es gesiegt hätte, Deutschland auferlegt haben würde, habe auch für Frankreich nichts Ehrenrühriges, da die Ehre Frankreichs nicht von anderer Beschaffenheit sei als die anderer Länder; er verwies auf die Erwerbung von Savoyen und Nizza, die Frankreich im Jahre 1859 gemacht und die Frankreich um ebensoviel vergrößert habe, als die verlangten Abtretungen an Deutschland es verkleinern würden, und daß es mithin eine bloße Redensart sei, wenn die Proklamation von einer Herabsetzung Frankreichs zu einer Macht zweiten Ranges spreche.

Straßburg fiel in der Tat schon wenige Tage nach jener Unterredung mit Jules Favre, am 27. September: aufs neue wurden siebzehntausend Kriegsgefangene gemacht, tausend Kanonen erbeutet. Weit größer und dauernder als dieser militärische Erfolg war die Genugtuung, daß die Stadt, die hundertneunundachtzig Jahre früher mit List und frecher Gewalt dem Deutschen Reich entwendet war, nunmehr an Deutschland zurückfiel: ob gern oder ungern, das ist eine Frage, für deren Beantwortung in weitern hundertneunundachtzig Jahren die Zeit gekommen sein wird. Die freigewordene Belagerungsarmee bildete eine willkommene Verstärkung der Zernierungslinie um Paris.

Der Krieg ging nun auf seinen verschiedenen Schauplätzen weiter, deren die Erzählung fortan vier, den um Paris, den um Metz, einen südlichen gegen die Loire, und weiterhin einen nordwestlichen, zu unterscheiden hat.

Vor Paris erfolgte am 30. September, an demselben Tage, an dem die deutschen Truppen in Straßburg einzogen, der erste Ausfall, gegen Süden, wo die Bayern standen: er endigte unglücklich und mit namhaftem Verlust für die Franzosen, ebenso wie die neuen Ausfälle, die am 13., am 21., am 28. Oktober folgten: nur der letztere, der nach Norden gerichtet war, bei Le Bourget war von einiger Bedeutung und momentanem Erfolge. Hier, an der verwundbarsten Stelle, stand

die preußische Garde: eine ihrer Kompagnien wurde aus dem Ort verdrängt und dieser am 29. von den Franzosen behauptet, am 30. aber von der zweiten Gardedivision in vierstündigem Kampfe zurückerobert. Die Hoffnung der Eingeschlossenen stand auf der Befreiung durch die Provinz und auf Einmischung des Auslands, das unmöglich der Belagerung und Vernichtung ihrer Stadt gleichgültig zusehen könne, hatte diese doch ein Großer unter den Dichtern Frankreichs, Victor Hugo, in einem bombastischen Manifest als den Mittelpunkt der Welt, als die heilige Stadt Europas verherrlicht. Gambetta hatte seine Arbeit am 9. Oktober mit einer Proklamation derselben Art begonnen, entfaltete aber zugleich eine fieberhafte Tätigkeit, indem er durch ein Dekret alle dienstfähigen Männer zwischen einundzwanzig und vierzig Jahren aufbot: mit diktatorischer Gewalt, die in diesem Augenblick und unter diesem Volke willig Anerkennung fand, verfügte er über die so gewonnenen Streitkräfte. Die Armeen entwuchsen dem Boden und wurden eilends notdürftig organisiert. Am weitesten vorgeschritten war diese Organisation auf dem südlichen Kriegsschauplatze, an der Loire, wo sich unter dem Befehl des Generals Motterouge eine Loirearmee zusammenfand, gegen die von der deutschen Belagerungsarmee das erste bayerische Korps unter General von der Tann, etwa dreißigtausend Mann mit hundertsechzig Geschützen, entsandt wurde. Am 9. und 11. Oktober kam es hier zu Kämpfen, die man die erste Schlacht bei Orleans nennt, und am Abend des 11. zum siegreichen Einrücken der Deutschen in diese berühmte Stadt. Die Deutschen machten hier halt, die französische Armee ging zurück: der General, der die Schlacht verlor, wurde durch den Diktator abgesetzt, dessen Kriegführung bei aller Energie etwas Knabenhaftes anhaftet, und der Befehl einem andern Veteranen, Aurelles de Paladine, übergeben. Am 18. aber mußte die Stadt Chateaudun, wo die Bevölkerung an dem Kampfe sich beteiligte, diese heroische Kriegführung nach dilettantischen Begriffen schwer entgelten. Die Formationen jedoch schritten fort und die Lage der deutschen Belagerungsarmee vor Paris würde angesichts der sich sammelnden Massen nicht ungefährdet gewesen sein, wenn nicht

bei Metz jetzt die längst erwartete zweite große Entscheidung, das Seitenstück zu der von Sedan, eingetreten wäre.

Noch am 7. Oktober hatte vor Metz ein größerer Ausfall stattgefunden, ohne Erfolg, und die Lage der Franzosen verschlimmerte sich von Tag zu Tag, während die Kräfte der Deutschen sich verstärkten. Die Verpflegung bei einer eingeschlossenen Armee von hundertsiebzigtausend Mann konnte nur ungenügend sein, und als man allmählich zum Pferdefleisch greifen mußte, ging der Armee, da die Reiterei und die Bespannung der Geschütze fehlte, die Manövrierfähigkeit verloren, während bei den Deutschen, obgleich auch sie von Krankheiten zu leiden hatten, eine geordnete Verpflegung vorhanden war und ihnen auch reichliche Sendungen aus der Heimat zukamen. Man ermittelte, daß die Lebensmittel der in Metz eingeschlossenen Armee nicht weit über den 20. ausreichen konnten. Vom 13. Oktober an begannen Unterhandlungen über eine „Konvention", die aber an den unerfüllbaren Bedingungen der Franzosen, Abzug mit Waffen und Gepäck gegen die Verpflichtung, während des Krieges nicht mehr gegen Deutschland zu dienen, scheiterten. Es schien nur ein Mittel zu geben, die Armee zu befreien, die ja noch immer eine kaiserliche war: wenn nämlich die Kaiserin-Regentin, die in England Zuflucht gefunden hatte, sofort einen Friedensschluß unter den Bedingungen unterzeichnen würde, wie sie Deutschland forderte, wenn dann die Rheinarmee das Kaisertum zurückführte und das Land zum Gehorsam zurückbrächte. Und in der Tat begab sich mit Erlaubnis der deutschen Kriegsleitung der General Boyer nach Chislehurst zur Kaiserin. Aber die Kaiserin erkannte — und es gehörte dazu kein besonderer Scharfsinn — die moralische und faktische Unmöglichkeit einer solchen Lösung, und mit leeren Händen kehrte der General nach Metz zurück. Und nun war es die höchste Zeit. Am 24., nach Abhaltung eines Kriegsrats, begab sich der alte General Changarnier zum Prinzen Friedrich Karl, und am 26. und 27. kam die „Konvention" in Frescaty, einem Schloß südlich von Metz, auf die Bedingungen von Sedan zustande: der Punkt, ob die Offiziere den Degen behalten sollten, machte

einige Schwierigkeit, da nicht wenige der in den seitherigen Kapitulationen gefangenen sich des Bruchs ihres Ehrenworts schuldig gemacht hatten. Indes der König gab nach und am 29. Oktober zog die ungeheure Masse der Gefangenen waffenlos an dem Prinzen vorüber, um in Deutschland in den Gefangenenlagern verteilt zu werden, wo sie eine bessere Behandlung fanden als die wenigen Deutschen, die das Unglück gehabt hatten, in französische Gefangenschaft zu fallen und an denen die Bevölkerung vielfach eine feige Rache nahm für die eigenen Niederlagen. Jener 17. Oktober 1805, wo fünfundzwanzigtausend Österreicher bei Ulm die Waffen vor Napoleon gestreckt hatten, und die Kapitulationen der preußischen Festungen im Jahre 1806, und was sonst die deutsche Geschichte von schmählichen Demütigungen zu erzählen hatte, verschwanden vor dieser ungeheuren Waffenstreckung, der größten, von welcher die Weltgeschichte zu berichten weiß: drei Marschälle und siebzig Generale, mehr als viertausend Offiziere und hundertsiebzigtausend Mann, 56 Adler, 694 Feldgeschütze und 876 Festungsgeschütze nebst 300 000 Infanteriegewehren fielen in die Hände der Deutschen.

Dadurch wurde die Armee des Prinzen Friedrich Karl, zweihunderttausend Mann, für die Operationen im Felde frei. In denselben Tagen kam Thiers von seiner Reise an die europäischen Höfe zurück. Er hatte überall einen höflichen Empfang, wie er einem hervorragenden Staatsmann und einstigen Minister gebührte, aber sonst nur leere Worte gefunden. In Wien redete Beust, als ihm Thiers von europäischer Intervention sprach, in seiner preziösen Weise davon, daß er „überhaupt von Europa nichts sehe“; daß Österreich nicht vorgehen könne, war nicht schwer darzulegen. Fast komisch wirkte, daß er den französischen Staatsmann mit den besten Gründen versah, welche Italien bewegen müßten, voranzugehen: dann müsse Österreich von selbst auch in den Krieg gehen, der Krieg werde allgemein und Frankreich gerettet sein. In Florenz schlug diese Weisheit nicht an: hier in Italien hatte die Schlacht bei Sedan vielmehr die weltgeschichtliche und ganz besonders auch für Deutschland wichtige Folge, daß der

weltlichen Herrschaft des Papsttums vollends ein Ende gemacht und der italienische Nationalstaat mit seiner Hauptstadt Rom vollendet wurde. Der deutsche Sieg von Sedan hatte das Papier, das noch auf dem Wege nach Rom lag, weggeblasen — jenen Vertrag mit Frankreich vom 15. September 1865, welcher Florenz zur Hauptstadt erklärt und den Rest des Kirchenstaats dem Papste garantiert hatte. Die kaiserliche Regierung war unter jenem Schlage zusammengebrochen, die Italiener faßten das Glück an der Stirnlocke und am 20. September zogen die italienischen Truppen in Rom ein. Hier also war noch weniger zu machen als selbst in Österreich, und was Rußland und England betraf, so war der Zar Preußen günstig und hatte nicht den mindesten Grund, der französischen Republik — und ihrer revolutionären Regierung ohne Rechtstitel — zu helfen: in England aber, wo man nicht ungern sah, wenn die Festlandsmächte sich balgten, gönnte man der Macht, die in barem Mutwillen den europäischen Frieden gestört hatte, die empfangene Strafe, während allerdings in der Bevölkerung, die anfangs Sympathien für Deutschland gehabt hatte, jetzt diese Stimmung umzuschlagen begann: auch das kaufmännische Motiv — daß man der Republik und ihrer Not gegenüber mit Waffen und Kriegsmaterial ein gutes Geschäft machen konnte — hatte einiges Gewicht. Man war also hier geneigt, zur Herstellung des Friedens mitzuwirken, wenn sich eine Aussicht bot: selbst eine Initiative zugunsten Frankreichs zu ergreifen, hatte man keinen Grund. Gleichwohl erschien Thiers, mit Geleitsbriefen der Regierung von Tours versehen, in Versailles, wo der König Wilhelm mit dem Hauptquartier sein Quartier genommen hatte, und hatte dann, nachdem er sich in Paris die Instruktionen der Regierung geholt hatte, einige Unterredungen mit dem deutschen Bundeskanzler, wobei es sich zunächst um die Frage eines Waffenstillstands handelte. Bismarck erklärte sich zu einem solchen bereit, auf fünfundzwanzig Tage, Stellung der beiderseitigen Truppen, wie sie am Tage der Unterzeichnung sei; während dieser Zeit wird eine Nationalversammlung gewählt und für die Wahlen von deutscher

Seite jede Erleichterung gewährt, auch im Elsaß: außer diesem Zugeständnis, das die Deutschen allerdings um so leichter gewähren konnten, da sie dabei dasselbe Interesse hatten wie die Franzosen, nämlich die Möglichkeit der Einsetzung einer einigermaßen legitimierten Regierung, mit der man verhandeln könnte, wie mit vernünftigen Männern, verlangte Thiers, seiner Instruktion gemäß, noch die Verproviantierung von Paris während jener fünfundzwanzig Tage, ohne dafür ein „militärisches Äquivalent" bieten zu können. Die Unterhandlungen wurden abgebrochen und der Krieg ging weiter.

Eben in diesen Tagen, am 31. Oktober, waren die Männer dieser Regierung, die so hohe Ansprüche machte, Trochu, Arago, Ferry, Picard, einen langen Nachmittag auf dem Stadthause die Gefangenen einer radikalen Menge, die unter wildem Tumult und allerlei grimmiger und unsinniger Rednerei ihr Leben bedrohte und die eine nach der bekannten Weise aus den schlimmsten Geschöpfen des Tages, Flourens, Blanqui, Felix Pyat und anderen, zu bildende provisorische Regierung verlangte oder eine solche sogar, soweit in dem Wirrwarr eine Wahl möglich war, wählte. Erst als das Mitglied des Gouvernements der nationalen Verteidigung, Picard, in dem wilden Durcheinander entwischte und eine Anzahl Bataillone der Nationalgarde zusammenbrachte, wurde die Regierung befreit und man wurde der Radikalen Meister. Aber man benutzte die Gelegenheit nicht, mit diesen Elementen reine Bahn zu machen. Auch Trochu war im letzten Grunde ein Mann der Phrase und nicht der Tat: statt jene gefährlichen Volksverführer beim Kragen zu nehmen und eine feste und strenge Ordnung in der belagerten Stadt durchzuführen, ließ er sie das aufgeregte Volk weiter betören. Diese Regierung der nationalen Verteidigung konnte nicht wagen, einen Waffenstillstand zu schließen, da ein solcher dem für Frankreich so verhängnisvollen Wort von Verrat und Verrätern Nahrung gegeben hätte.

Dieses Wort war auch das Kriegsmittel der Außenregierung Gambettas, der alsbald laut den Fall von Metz dem Verrat Bazaines zuschrieb: „Soldaten, ihr wurdet verraten, aber nicht ent-

ehrt". Und mit diesem unsinnigen Wort, wie mit den Schimpf- und Kraftworten, mit denen er und seinesgleichen von ihren Besiegern als von Barbaren, von Bismarck als dem Ungeheuer (le monstre), von König Wilhelm als einem neuen Attila sprachen, setzte er den Kampf und, von einem zweiten sehr fähigen Dilettanten, Freycinet, unterstützt, seine Strategie fort, welche die Wirklichkeit überflog und ignorierte. Am 9. November, ehe noch die vor Metz freigewordene Armee des Prinzen Friedrich Karl wirksam hatte eingreifen können, gönnte das Schicksal den Franzosen noch die Gelegenheit, einen Siegesruf auszustoßen. General von der Tann sah sich mit seiner geringen Macht genötigt, Orleans zu räumen gegenüber den Massen der in ihrer Organisation am weitesten vorgeschrittenen Loirearmee, die ihn in seiner rechten Flanke bedrohte; er sammelte nordwestlich von dort bei Coulmiers seine Streitmacht, zwanzigtausend Mann, hielt die Stellung bis zum Abend gegen die siebzigtausend des General Aurelles de Paladine und setzte dann seinen Rückzug unverfolgt weiter fort mit Verlust von etwa achthundert Mann und zwei verirrten Kanonen. Der bescheidene Erfolg wurde natürlich in Tours und in Paris, wohin die Nachricht durch Brieftauben, das Mittel des Zusammenhangs zwischen der belagerten Stadt und der Außenwelt, getragen wurde, zu einem großen Siege. Auch der Bischof von Orleans, Dupanloup, ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, in einem Hirtenbrief die Phrase schäumen zu lassen und an die Legende aus alter Zeit zu erinnern, wo gleichfalls auf die Gebete des Bischofs die Barbarenhorden Attilas vor Orleans Halt gemacht hätten, um dann nach den katalaunischen Feldern in ihr Verderben geführt zu werden.

Diese Weissagung war eine fromme, aber leere Phrase und die Entscheidung folgte nun in den Tagen vom 27. November bis 4. Dezember auf den vier Schauplätzen des Krieges. An der Loire, vor Paris, im Norden und im Osten scheiterten die französischen Angriffe an der unentwegt sicheren Führung und an der Tapferkeit und Disziplin der deutschen Heere. Auf dem südlichen Kriegsschau-

platz an der Loire hatte nach der Schlacht bei Coulmiers von der Tann seine Truppen mit der neugebildeten Armee des Großherzogs von Mecklenburg vereinigt und hielt sich, bis auch die sehnlich erwartete Armee des Prinzen Friedrich Karl von Metz herankommen konnte, in der Verteidigung, trieb aber doch die Franzosen, die sich bis sechs Meilen von Versailles gezeigt hatten, zurück. Der Großherzog bildete den rechten Flügel der Gesamtstellung an der Loire; den linken bildete die zweite Armee des Prinzen Friedrich Karl, die nun mit jenem Fühlung gewann. Am 28. wurde deren Spitze bei Beaune la Rolande, wo die Franzosen mit großer Übermacht angriffen, in einen überaus rühmlichen Kampf verwickelt. Zwei preußische Regimenter, das sechzehnte und siebenundfünfzigste, verteidigten fast bis zur letzten Patrone das Städtchen gegen die Stürme des französischen Korps, das am Abend mit einem Verlust von siebentausend Toten und Verwundeten sich zurückzog. Sechzehnhundert Gefangene ließ es bei den Deutschen zurück, erst um drei Uhr des Nachmittags war Ablösung für die fünfzehnhundert gekommen, die von zehn Uhr an standgehalten hatten. Die deutsche Loirearmee war nun hundertzwanzigtausend Mann stark, und in den Tagen vom 1. bis 4. Dezember kam es hier zu den hartnäckigen, aber nicht sehr blutigen Gefechten gegen die hundertfünfzigtausend oder mehr des Generals Aurelles de Paladine, die man die zweite Schlacht von Orleans nennt. Am 3. spät abends zogen die Deutschen in die Stadt ein, die der französische General, um das Bombardement zu vermeiden, zu räumen versprochen hatte. Auch hier fielen zwölftausend Gefangene in deutsche Hände, eine unverhältnismäßig große Zahl, die Gambetta hätte zu denken geben können, wenn hier von nüchternem Denken und Erwägen der Beschaffenheit der eigenen und der feindlichen Streitkraft noch die Rede gewesen wäre.

In Paris verlangte die radikale Partei und die Elemente, welche am 31. Oktober ihre Kraft gezeigt hatten, mit Ungestüm die Fortsetzung des Krieges, bei der die Arbeiterbataillone sich nicht schlecht standen und bei geringem und nachlässig geleistetem Dienst

sich in Soldatenspielerei und erhitzten Reden in revolutionären Versammlungen ergehen konnten. Die Regierenden, die sich vor ihnen fürchteten, taten ihnen den Willen. Nach den nötigen Vorbereitungen durch Proklamationen von Trochu und Ducrot, der vor der ganzen Nation schwur, entweder tot oder als Sieger zurückzukehren, erfolgte am 29. und 30. November ein großer Ausfall gegen Süden, gegen die Stellung der Sachsen und der Württemberger, denen diesmal die Gelegenheit wurde, sich auszuzeichnen. Bei Brie und Champigny wurde gekämpft und da die Franzosen es in der Hand hatten, an dem gewählten Punkte mit großer Übermacht aufzutreten, auch mit einigem Erfolg: am Abend des 2. waren Brie und ein Teil von Champigny in ihren Händen. Allein am folgenden Tag, als deutsche Truppen in genügender Zahl zur Stelle waren, geschah der Rückzug, und der Gedanke, eine Verbindung mit dem Entsatz von außen zu gewinnen, mußte unausgeführt bleiben. Der General Ducrot, der noch lebend zurückkehrte, zog sich gut aus der fatalen Lage mit der Wendung, daß der Kampf nur augenblicklich unterbrochen sei, und daß er „ihn mit Entschlossenheit wieder aufnehmen" werde.

Auch von Norden her sollte der Entsatz versucht werden. Hier hatte sich unter dem Befehl eines tüchtigen Führers, General Faidherbe, eine Nordarmee gebildet, gegen die ein Teil der deutschen Streitkräfte von Friedrich Karls Heer abgezweigt und unter den Befehl des Generals von Manteuffel gestellt wurde. Die französische Armee konnte sich hier auf eine Anzahl Festungen, La Fère, Peronne, Arras, Douai, Lille, stützen: aus Garnisons- und Depottruppen der Festungen, Mobilgarden und Freikorps war sie zusammengesetzt. Am 27. November wurde sie von Manteuffel in der Schlacht von Amiens geschlagen, der die Kapitulation von La Fère mit neuen Gefangenen folgte. Überhaupt hatten in der Zeit vom 16. Oktober bis zum 30. November eine große Anzahl französischer Festungen kapituliert: am 16. Oktober Soissons, am 29. Schlettstadt, am 8. November Verdun, am 10. Neubreisach, am 25. Thionville und am 30. die Zitadelle von Amiens, und neue Mengen

von Gefangenen füllten die deutschen Städte und Barackenlager, wo man sie nach Möglichkeit beschäftigte. Die gefangenen Franzosen wurden äußerst human behandelt und die Lager boten keinen trübseligen Anblick. Die Mannschaften lernten selbst etwas von deutscher Disziplin, fanden sich mit dem glücklichen Temperament des Franzosen in die Situation, spielten Komödie und unterhielten sich sonst. Viele fanden auch Arbeit und Anschluß in deutschen Häusern.

Im Osten ging dieser Festungskrieg und die Bekämpfung des Franktireurwesens, einer dem französischen Wesen zusagenden, wenig ritterlichen Art von Volksbewaffnung, die nichts entschied, aber sich doch sehr lästig machte, ihren Gang weiter. Die großen Taten und Erfolge waren hier dem Schlußstadium des Krieges vorbehalten.

In Deutschland beschäftigte man sich jetzt lebhaft mit den Bedingungen, die den Franzosen im Frieden auferlegt werden sollten, der aber noch nicht erkämpft war. Es fehlte nicht an kleinmütigen Philisterseelen, welche im Angesicht der von ein Paar Dutzend deutscher Soldaten bewachten Tausende eine Landabtretung des Elsaß abwiesen — „sie könnten es doch sehr übel nehmen", hörte man wohl einen und den andern dieser Philister sagen —, und auch an demokratischen Sentimentalen und radikalen Querköpfen war kein Mangel, welche das Verlangen der Abtretung des Elsaß als gegen das Dogma von der Selbstbestimmung der Völker gerichtet bekämpften. Im allgemeinen aber war man doch in Deutschland so weit in der Politik der wirklichen Welt fortgeschritten, um über die Rückgewinnung des Elsaß und eines Teils von Lothringen, soweit er zum Schutze des eigenen Landes im militärischen Interesse nötig war, also von Straßburg und Metz, im reinen zu sein. Auch darüber bestand im allgemeinen kein Zweifel mehr, daß der Einigung der deutschen Kraft, deren Wirkungen man zum erstenmal in all den Jahrhunderten der deutschen Geschichte in den großen Siegen vor Augen sah, eine dauernde Form gegeben, mit anderen Worten, daß der Norddeutsche Bund und seine Bündnisse mit den süddeutschen Einzelstaaten zu einem neuen Deutschen Reich ausgestaltet werden müßten. Seit Oktober wurde darüber im Haupt-

quartier zu Versailles mit den Südstaaten verhandelt. Es traf sich glücklich, daß der Großherzog Friedrich von Baden längst dem nationalen Lager angehörte, der jugendliche König von Bayern, Ludwig II, in anderen und höheren Regionen als den realistischen der Politik lebte und der Ehrgeiz des Königs von Württemberg keinen hohen Flug nahm; der Partikularismus, die alte Krankheit unseres Volkes, feilschte nur noch um Einzelheiten ohne große Bedeutung. Am 25. November waren die Verträge unterzeichnet, welche den Eintritt der Staaten Bayern, Württemberg, Baden, Hessen in den Norddeutschen Bund aussprachen und diesen Staaten nur noch auf Wunsch einige nicht sehr wertvolle „Reservatrechte" vorbehielten. Das Werk mußte aber gekrönt und zum Abschluß gebracht werden durch den Titel des Oberhaupts und so richtete der König Ludwig von Bayern, den Bismarck mit einsichtiger Klugheit zu behandeln verstand, Schreiben an die deutschen Souveräne und freien Städte, daß der König von Preußen ersucht werden solle, seine Rechte als Präsident des nun vollständigen Bundes mit dem Titel eines Deutschen Kaisers zu üben. Am 6. Dezember wurden die Verträge vom Reichstag des Norddeutschen Bundes, der am 24. November zusammengetreten war, in dritter Lesung angenommen und eine Deputation nach Versailles geschickt, welche, diesmal „vereint mit den Fürsten Deutschlands" den König Wilhelm bat, durch Annahme des Kaisertitels das Einigungswerk zu weihen. An der Spitze dieser Gesandtschaft stand derselbe hervorragende Mann, Eduard Simson, der im Jahre 1849 die Abordnung nach Berlin geführt hatte, als der unrechte Mann an der rechten Stelle saß, der den einen kühnen Entschluß nicht zu fassen verstand: jetzt, wo der rechte Mann an der rechten Stelle stand, brauchte Simson und das deutsche Volk keine so unglückliche Antwort wie damals zu fürchten.

Nicht mehr um den Sieg, der nicht mehr zweifelhaft war, sondern um den Frieden hatte man noch zu kämpfen. In weitem Bogen um Paris, der durch die Punkte Amiens, Rouen, Evreux, Dreux, Chartres, Orleans bezeichnet wird, beherrschten die Deutschen das französische Land und die Entsatzversuche waren vereitelt worden.

Am 27. Dezember, nachdem die Belagerungsgeschütze schweren Kalibers endlich aus Deutschland herbeigeschafft worden waren, begann der unmittelbare Angriff auf Paris, die Beschießung durch die schweren Geschütze, deren sechsundsiebzig jetzt zur Stelle waren. In der Heimat erwartete man sie längst mit Verlangen: vor Paris selbst stritten sich die Parteien über die Zweckmäßigkeit einer solchen Beschießung und die Differenz der Meinungen läßt sich noch lange erörtern. Moltke hat geurteilt, daß es irrig sei, wenn man glaube, daß nur aus zarter Rücksicht auf Paris oder gar auf Verwendung hoher Persönlichkeiten nicht geschossen werde: „es geschieht, was zweckmäßig und ausführbar". Der Angriff richtete sich zunächst auf das Plateau des Mont Avron im Osten und am 28. mußte das Fort geräumt werden. Die Wirkung des Bombardements war bei den riesigen Erstreckungen nicht allzu groß. Man fuhr ruhig fort, wie eines der geflügelten Worte Bismarcks sagte, die Pariser in ihrer eigenen Sauce kochen zu lassen. Die Franzosen betrachten dieses Bombardement als eine ganz besondere Barbarei: die Gemeinheit, zu der sich der General Trochu erniedrigte, daß die Preußen es dabei besonders auf die öffentlichen Wohltätigkeitsanstalten abgesehen hätten, erwiderte Moltke ruhig und geschäftsmäßig mit den Worten, daß bei klarerer Luft und geringeren Entfernungen sich auch die zufälligen Beschädigungen würden vermeiden lassen.

Während dieser Artillerieangriff seinen gemessenen Gang ging, hatte nach Süden der Prinz Friedrich Karl die Offensive ergriffen: die französische Loirearmee hatte sich getrennt, der rechte Flügel ging nach Osten, der linke unter General Chanzy — da Aurelles de Paladine bei Gambetta in Ungnade gefallen war, seitdem er nicht gesiegt hatte — ging westwärts auf Blois und Tours zurück. Von Tours war die Regierung bereits am 9. nach Bordeaux übergesiedelt und am 19. zog jenes vor einer deutschen Division, die bis dahin vorgedrungen war, die weiße Fahne auf. Die zweite Armee unter Prinz Friedrich Karl und was sich von den Truppen des Großherzogs von Mecklenburg mit ihr vereinigt hatte, — das sehr geschwächte bayerische Korps von der Tann war

der Belagerungsarmee zugeteilt worden — nahm, nachdem ihr eine kurze Rast gegönnt war, im tiefsten Winter am 1. Januar 1871 ihren beschwerlichen Marsch gegen Westen wieder auf. Unter beständigem Fechten drängte sie den Feind zurück, dessen Reihen mehr und mehr auch durch solche sich lichteten, die des aussichtslosen Krieges müde selbst die Gefangenschaft suchten: und am 11. Januar erfolgte hier bei Le Mans die letzte Niederlage, die von dem Heere Chancys keine kampffähige Macht mehr übrig ließ.

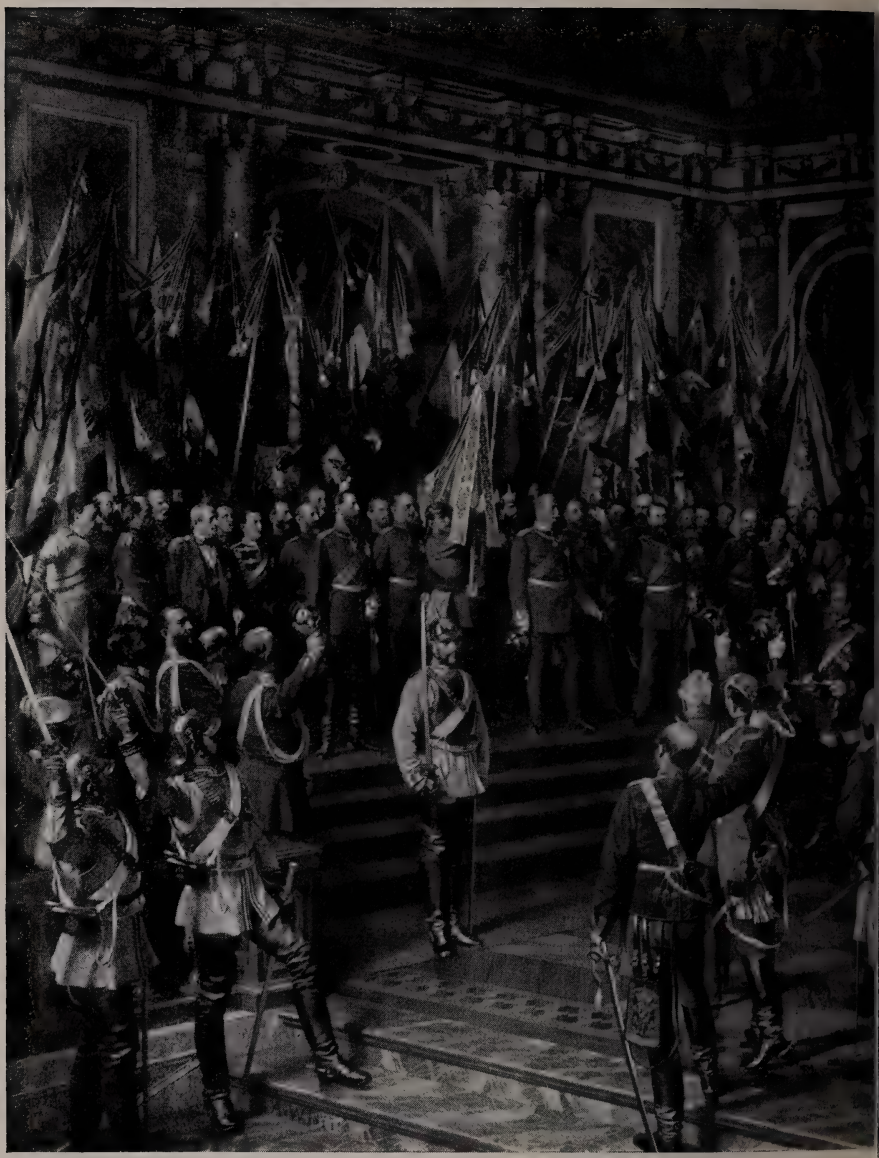
Wenige Tage später fanden auch die Entsatzversuche von Norden her ihr Ende. Dort, an der Somme, stand Manteuffel mit sechsundvierzigtausend Mann der ersten Armee gegen Faidherbe: am 23. Dezember wurde an der Hallue, einem rechten Nebenfluß der Somme gekämpft und der Gegner zurückgedrängt: am 3. Januar bei Bapaume widerstand Goeben mit wenig über zehntausend Mann einer großen Überzahl und war in der Lage, am folgenden Tag ihr weichen zu müssen: in der Nacht aber waren die Franzosen nach der Festung Arras abmarschiert. Goeben erhielt jetzt, da Manteuffel zu einer anderen Aufgabe abgerufen war, den Oberbefehl und am 18. Januar erfolgte hier die letzte Schlacht auf diesem Teil des Kriegsschauplatzes. Die französische Armee war bei ihrem erneuten Versuch, auf Paris vorzudringen, vierzigtausend Mann stark, bis St. Quentin gekommen: sieben Stunden wurde gefochten, aber wie nach Le Mans die Südarmee, war nach der Schlacht von St. Quentin und beim Rückzug in den Festungsbereich auch die Nordarmee in einem Zustand, der sie zu weiteren Operationen unbrauchbar machte: wiederum vermehrte sich die Zahl der französischen Gefangenen um zehntausend.

An diesem Tage, den 18., geschah vor Paris der Akt, welcher das große Ergebnis dieses Krieges, den Zusammenschluß des preußischen Staates und der deutschen Nation, in einer eindrucksvollen Zeremonie vollendete: die Proklamation des siegreichen Oberfeldherrn der Deutschen, Königs Wilhelm von Preußen, als Deutschen Kaisers. Sie vollzog sich in Feindesland vor einer überwiegend militärischen Umgebung im Spiegelsaal des Versailler Schlosses, wo

einst die Eroberungskriege Ludwigs XIV ausgeheckt worden waren. Der 18. Januar war sehr passend gewählt — der Tag, an dem der brandenburgische Kurfürst zu Königsberg als König gekrönt worden war. Über den Titel, Kaiser von Deutschland, Kaiser der Deutschen, Deutscher Kaiser, war man nach deutscher Weise längere Zeit nicht im reinen: man blieb bei dem einfachsten, dem Titel „Deutscher Kaiser" stehen: der Mann selbst, an dem in diesem Akt ein großes Geschick sich erfüllte, die Verschmelzung Preußens und Deutschlands, die geschichtliche Arbeit von Jahrhunderten sich vollendete, Kaiser Wilhelm, hatte keine Freude an dem neuen Titel und sah ungern den „König von Preußen", den Inhalt und Stolz seines Lebens, zurückgedrängt. Er scheute in seinem gemäßigten und bescheidenen Sinn die neuen unbestimmten Aufgaben, vor die der neue Titel ihn stellte. Es gibt eine Nachricht, daß auch Karl der Große einst an einem ähnlichen Wendepunkt seines Lebens, vor der Krönung als römischer Kaiser, mit der ihn am Weihnachtstage des Jahres 800 in der Peterskirche zu Rom der Papst überraschte, sich wenig erfreut geäußert habe: er würde, wenn er dies geahnt hätte, die Kirche an diesem Tage nicht betreten haben. Er mochte wohl denken, daß seine Machtstellung als König der Franken mehr bedeute als der Imperator Romanus, und so gehörte auch Wilhelm I zu den Männern, denen die Gegenwart genügt; sein Leben bestimmte und regierte nicht der gemeine Ehrgeiz, der an äußeren Würden und Titeln hängt, sondern ein tiefes Pflichtgefühl, das seine Aufgaben klar erkennt und redlich in der gewohnten Form zu lösen sich bemüht, nicht aber nach neuen Formen und Namen für sie sucht. Hier wie dort aber war der Kaisername weit mehr als ein Wort: er bedeutete den Abschluß einer geschichtlichen Entwicklung und also eine Zukunft. Es war in die Hand seiner Träger und der Nation gelegt, ihm einen Inhalt zu geben.

Jeder war ergriffen von der Umgebung, in der dieser welthistorische Vorgang sich vollzog, den der Schall der feindlichen Geschütze vom Fort des Mont Valerien begleitete. Und eben hier, im Westen der Stadt, wurde am folgenden Tage, am

Bismarck im Jahre 1871
Photographie nach dem Leben



Die Kaiserproklam
Ausschnitt aus dem Gemälde von A

in Versailles
n Werner (Kgl. Schloß, Berlin)

Moltke in Versailles
Gemälde von Anton von Werner

19. Januar, noch einmal ein Ausfall in großem Stil unternommen, wobei es zu einem letzten Kampf kam, der Schlacht am Mont Valerien, wie die Franzosen diesen Kampf nennen. Die Lage in der eingeschlossenen Stadt war düsterer und düsterer geworden. Das Bombardement, der Mangel an Beleuchtungs- und Erwärmungsmitteln, die vermehrte Sterblichkeit, der Hunger machte sich geltend. Aber noch wagte sich das Wort Kapitulation nicht hervor: noch am 6. hatte Trochu in einer seiner Proklamationen das große Wort gesprochen: „Der Gouverneur von Paris wird nie kapitulieren." Man fürchtete den aufgereizten Pöbel, dem es allerdings, wie sich bald zeigen sollte, um ganz andere Dinge als um Frankreich zu tun war, und für den der Vorrat an berauschenden Phrasen und, setzt ein französischer Beobachter hinzu, von Branntwein noch nicht ausgegangen war. Die Furcht vor diesen Elementen war nicht ohne Anteil an jenem letzten und äußersten Versuch, die Kette der Einschließung zu sprengen; die militärische Einsicht der Führer konnte wohl kaum sich einen Erfolg mehr davon versprechen. Das Unternehmen, zu dem sich die Truppen, etwa hunderttausend Mann, im Südwesten der Stadt, auf der Halbinsel Nanterre sammelten, verlief wie die früheren ähnlichen: die große Zahl gewann gegenüber den dreiunddreißigtausend Mann, die die Deutschen gegen den unerwarteten Stoß beisammen hatten, einigen Boden. Am Abend bezogen die deutschen Vorposten jedoch wieder ihre alten Stellungen, und der Versuch, der den Franzosen sechstausend, den Deutschen aber nur sechshundert Tote und Verwundete gekostet hatte, wurde nicht erneuert und man war nun wirklich am Ende. Am 23. Januar, dem 129. Tag der Belagerung, stellte sich Jules Favre in Versailles ein und das Geschützfeuer verstummte.

Noch aber hatte man mit der Außenregierung Gambettas zu rechnen, der sich noch große Dinge von dem Gang der Ereignisse im Osten versprach oder zu versprechen vorgab und vorspiegelte. Hier lauteten die Nachrichten am Ende des Dezember bedrohlich für die Deutschen. Die Belagerung der Festung Belfort machte keine Fortschritte und der General Werder hatte Dijon

aufgeben müssen. Er zog sich weiter zurück, da eine französische Südarmee gegen ihn heranrückte, die sich inzwischen aus dem rechten Flügel der einstigen Loirearmee und weiteren Kräften zu einer Heeresmasse von hundertfünfzigtausend Mann unter Bourbaki entwickelt hatte. Gambetta hatte einen neuen großen Plan, den er auch naiv genug war, schon am 20. Dezember der Welt zu verkünden: es handelte sich darum, die „Ostlinie zu gewinnen", Belfort zu entsetzen, den Deutschen ihre Verbindungen im Rücken, mit der Heimat, zu unterbrechen und sie so zu zwingen von Paris abzulassen: dort im Osten liege die Rettung. Und einmal in Schwung gesetzt, malte sich die Selbsttäuschung, die Rhetorik und die Lüge die kühnsten Siegesbilder vor. In ihren Schreiben verlangten Gambetta und Freycinet in dringenden Wendungen „immédiatement et sans perdre une minute" das Unmögliche: von deutscher Seite aber hatte man „ohne eine Minute zu verlieren" aus dem zweiten pommerschen und dem siebenten westfälischen Korps eine Südarmee gebildet, die nun, unter die Befehle des Generals von Manteuffel gestellt, in raschem und beschwerlichem Marsche auf dem winterlichen Boden, diesem südlichen Kriegsschauplatze zuzog. Allein noch ehe die Armee Manteuffels herangekommen war, hatte General Werder eine Stellung am Lisainebach bezogen, wo er, südlich von der belagerten Festung Belfort, der vordringenden Armee Bourbakis in einer Stärke von fünfzigtausend Mann sich entgegenwarf. Hier deckten die Braven — es war das aus der badischen Division von Glümer und preußischen Truppen, hauptsächlich Landwehren, unter General von Tresckow neugebildete vierzehnte Armeekorps — den Zugang zur Heimat: in dreitägigen Kämpfen, am 15., 16. und 17. Januar, auf hartgefrorenem Boden, unter den größten Strapazen, in Kälte, unter Hunger und Durst, hielten sie aus und wiesen nach der Losung „Hier kommt keiner durch" die Angriffe der Franzosen zurück, die am dritten Tage ermatteten; am 18. trat Bourbaki den Rückzug an, er ließ siebentausend Tote und Verwundete und viertausend Gefangene zurück. Die glorreiche Verteidigung, die der königliche Oberfeldherr selbst in einem Tele-

gramm an General Werder am 20. als „eine der größten Waffentaten aller Zeiten" bezeichnete, hatte dem vierzehnten Korps zweitausend Mann gekostet.

Die Südarmee unter Manteuffel war unterdessen so weit herangekommen, um mit dem Korps Werders als ihrem rechten Flügel zusammenoperieren zu können. Sie hätte von Dijon aus, wo General Kettler mit geringer Macht gegen eine französische Streitmacht von zwanzig- bis dreißigtausend operierte, in der Flanke beunruhigt und aufgehalten werden können, und der italienische Freischarenführer Garibaldi, den sein tapferes Herz und seine schwache Urteilskraft in den Dienst der französischen Republik gelockt hatte und dem dann auch allerlei zweideutiges Volk zugelaufen war, hätte hier Gelegenheit gehabt zu zeigen, was er mit seinen Freischaren in einem ernsthaften Krieg gegen ein disziplíniertes Heer leisten könne. In lächerlichen Proklamationen beglückwünschte er die „Tapferen der Vogesenarmee" als die Sieger, welche „die Fersen der furchtbaren Soldaten Wilhelms gesehen", als General Kettler, der mit großer Kühnheit angegriffen hatte, um ihn über seine eigene geringe Zahl zu täuschen, eine rückgängige Bewegung machte: unterdessen ging der Anmarsch Manteuffels gegen die Bourbakische Armee, den Garibaldi hätte verhindern sollen, ungestört weiter.

In Paris hatte die Regierung im letzten Augenblick die Verantwortung für die Übergabe den Maires der Stadt Paris zuschieben wollen, die sich aber weigerten sie zu übernehmen: Trochu legte seinen militärischen Posten nieder, behielt aber den als Präsident der Regierung bei, die nunmehr einige Energie gegen die Unsinnigen zeigte, die sich gegen Unterhandlungen auflehnten. Zunächst kam ein Waffenstillstand in Frage; als der französische Minister Jules Favre davon sprach, daß Paris noch immer zum äußersten Widerstand entschlossen sei, und er auch nur Paris, aber nicht Frankreich verpflichten könne, nahm Bismarck eine strenge Miene an: Jules Favre komme zu spät, man habe mit dem Kaiser Napoleon unterhandelt und beabsichtige, den Gesetzgebenden Körper einzuberufen; und diese Andeutung, die Furcht vor einer Herstellung

des Kaiserreichs, machte den Franzosen alsbald zugänglicher. Am 28. kam die Waffenstillstandskonvention von Versailles zustande, und zwar mit dem Endzweck, die Einberufung einer Nationalversammlung nach Bordeaux zu ermöglichen, welche über Krieg oder Frieden entscheiden werde. Ein Waffenstillstand von einundzwanzig Tagen wurde vereinbart unter Festsetzung einer Demarkationslinie für die beiderseitigen Stellungen, und der Bedingung der Übergabe der Forts mit allem Kriegsmaterial: die Armee von Paris, mit Ausnahme einer Division von zwölftausend Mann, die zur Aufrechthaltung der Ordnung dienen sollte, wurde für kriegsgefangen erklärt, doch wurde von ihrer Abführung nach Deutschland abgesehen; die Auflösung der Franktireurkorps wurde von den Pariser Machthabern zugestanden, der Nationalgarde aber auf besonderen Wunsch ihre Bewaffnung belassen. Die Warnung Bismarcks hatte der Advokat mit der stolzen Phrase abgelehnt, daß es in Paris keinen Pöbel, sondern nur eine ergebene und patriotische Bevölkerung gebe; den 31. Oktober, wo er und seine Kollegen lange Stunden diesem nicht vorhandenen Pöbel preisgegeben waren, hatte er vergessen. Die Unverbesserlichkeit dieser Staatslenker bewies die weitere Bestimmung, daß der Waffenstillstand sich nicht auf die Departements der Côte d'Or, des Doubs und des Jura erstrecken solle: die Pariser Regierung schien also die Träume Gambettas zu teilen und von den Operationen in jener Gegend noch eine günstige Wendung zu erwarten.

Zunächst aber handelte es sich für die Regierung der Nationalverteidigung darum, die „Konvention" — das Wort Kapitulation vermied man — der Bevölkerung und dem in Bordeaux schaltenden Gambetta annehmbar zu machen. Das erstere war nicht allzu schwierig, da die Millionen im Lande des „Kriegs bis aufs Messer" (à outrance) überleid waren: es geschah in einer würdigen Proklamation, in der gesagt war, daß Paris alles tat, was eine belagerte Stadt tun kann, und diesen Ruhm durfte ihr auch der Sieger gerne und in vollem Maße zugestehen. Um mit Gambetta fertig zu werden, bedurfte es einiger Nachhilfe von deutscher Seite. Es bestätigte sich bei diesem die alte Wahrnehmung, daß die Menge

und das was sich als das Urteil einer Nation in späterer Geschichtsdarstellung niederschlägt, denen, die es einmal als Günstlinge auf den Schild gehoben hat, alles verzeiht. Auch dies hat sie verziehen, daß der Wahnwitz dieses Mannes seinem Lande die letzte Demütigung zufügte und daß jenem sein Recht — jenes berühmte Recht der Selbstbestimmung der Völker, das die Demokratie stets im Munde führt, — diesmal durch den siegreichen Feind und durch Bismarck gewahrt werden mußte. Gambetta hatte zunächst die Mitteilung von der Kapitulation durch Favre mit einer Proklamation erwidert, in der er unter Schmähungen auf die deutschen Horden und Barbaren aufs neue das Volk zu den Waffen aufstürmte; wahrscheinlich tat er auch nur so im Interesse seiner eigenen Zukunft, die er auch seither und nicht uneigennützig immer im Auge gehabt hatte. Als er sah, daß diese feurigen Worte glatt zu Boden fielen und nicht mehr zündeten, fügte er sich zwar, erließ aber, als die Regierung in Paris die Wahlen für die vereinbarte Nationalversammlung ausschrieb, am 31. Januar ein Dekret, das alle diejenigen für nicht wählbar erklärte, die vom 2. Dezember 1851 bis zum 4. September 1870 — also im Verlauf von nicht weniger als neunzehn Jahren — in irgend einer höheren Stellung als Minister, Senatoren, Staatsräte, Präfekten oder offizielle Kandidaten dem Kaiserreich gedient hatten. Dieses Dekret enthüllte deutlich den Grund, weshalb sich schon seither die Partei, die sich des Ruders bemächtigt hatte, gegen die Berufung einer Nationalversammlung gewehrt hatte; sie fürchtete, daß eine solche antirepublikanisch ausfallen könnte. Allein diesmal machte Bismark der unerhört frechen Usurpation ein Ende, indem er unmittelbar an den Diktator ein Telegramm richtete, in dem er ihm zu wissen tat, daß eine Versammlung unter solchen Beschränkungen nicht die Rechte einer freigewählten haben und üben würde. Die Regierung in Paris annullierte denn auch das Dekret und die Laufbahn Gambettas war, vielleicht ihm nicht unwillkommen, zunächst abgeschlossen.

Noch aber war der Krieg nicht zu Ende. Der Waffenstillstand — so hatten es ja die Franzosen gewollt — erstreckte sich, wie

erwähnt, nicht auf die östlichen Departements Côte d'Or, Doubs und Jura: hier aber war, sehr entgegen den vagen und in Wahrheit sinnlosen Hoffnungen der Politik, welche Thiers mit Recht als eine Politik von Tollhäuslern (fous furieux) bezeichnete, die sehr zerrüttete Armee Bourbakis auf dem Rückzug vor der jetzt vereinigten Macht Manteuffels und Werders und schon standen die Dinge so, daß ihr der gerade Weg nach Lyon abgeschnitten und nur noch der hart an der Schweizer Grenze am Westabhang des Jura hinführende übrig war. Auf dem Marsche am 29. Januar erfuhren die Offiziere und Mannschaften der Armee Bourbakis von den Maires in den Dörfern, durch welche der Zug ging, die willkommene Nachricht von dem geschlossenen Waffenstillstand, nicht aber, daß er für diese Gegenden nicht gelte. So konnte denn auch in den Operationen nur eine ganz kurze Pause eintreten, nämlich bis die deutschen Generale im Hauptquartier angefragt hatten; unglaublicher-, aber gleichwohl unzweifelhafterweise hatte Jules Favre in dem Telegramm, in dem er Gambetta die Nachricht von dem Abschluß des Waffenstillstandes gab, mitzuteilen vergessen, daß er auf jene Departements sich nicht erstrecke. So vollendete sich für die Besiegten noch eine letzte Katastrophe. Auch die letzte Straße ward dem unglücklichen Heere abgeschnitten und es blieb ihm am 1. Februar nichts übrig als der Übertritt auf Schweizer Gebiet; er geschah nach mattem Gefecht bei Pontarlier, das um Mittag von den Deutschen genommen wurde, und am Nachmittag noch einmal im Gebirge bei la Cluse, wo die letzten Schüsse in diesem furchtbaren Kriege fielen. Noch dreiundachtzigtausend Mann in traurigem Zustand legten auf Schweizer Boden die Waffen nieder.

Am 12. Februar war die nach dem Gesetz vom 15. März 1849, auf Grund des allgemeinen Stimmrechts, gewählte Nationalversammlung in Bordeaux zusammengetreten. Sie hat für die deutsche Geschichte nur insofern Bedeutung, als sie imstande war, in Frankreich an die Stelle einer Regierung, die jedes Rechtstitels entbehrte, wieder eine einigermaßen legitimierte zu setzen, mit der man über den Frieden verhandeln konnte. Sie ernannte

Adolf Thiers, der in zwanzig Departements gewählt worden war, am 17. zum Chef der ausübenden Gewalt der Französischen Republik; Thiers hatte am 15. Juli 1870 gegen den unsinnigen Krieg gesprochen und dann dem Lande in seiner Not redlich, wenngleich nicht glücklich, gedient; auch hatte er im Laufe seines Lebens mehr als einmal bewiesen, daß ihm das Interesse des Landes über dem der Partei stand, und er verdiente daher das Vertrauen, das ihm sein Vaterland entgegenbrachte. Er begab sich mit einer ihm beigegebenen Kommission nach Versailles, um mit Bismarck die Friedensverhandlungen zu führen. In Deutschland war alles mit Ausnahme weniger Querköpfe und Überklugen über die Bedingungen einig und Bismarck bewährte auch hier seine Festigkeit wie seine Mäßigung. Einige Rhetorik nach Franzosenweise, die auch hier bei Thiers und Jules Favre, seinem Minister des Auswärtigen, aufschäumte, verfing gegen die unerbittliche Notwendigkeit nichts; Belfort, das bis zuletzt widerstanden hatte, gab man Frankreich zurück, Elsaß und ein Teil von Lothringen, Straßburg und Metz, im ganzen 263 Quadratmeilen mit eineinhalb Millionen Einwohnern, mußte es abtreten, außerdem die Kriegskosten mit fünf Milliarden Franken bezahlen; endlich wurde noch die Besetzung eines Teils von Frankreich durch eine deutsche Armee mit der Bedingung successiver Räumung nach Maßgabe der erfolgenden Zahlungen vereinbart. Mit diesem Frieden, der für Thiers, den beredten Vertreter der „natürlichen Grenzen Frankreichs", besonders schmerzlich sein mußte, kehrten die französischen Friedensbevollmächtigten am 28. nach Bordeaux zurück. Dort hatte schon am 17. ein elsässischer Abgeordneter gegen die Abtretung des Elsaß protestiert. Das konnte man zu dem übrigen legen und die Versammlung tat so, indem sie den Antrag jenes Abgeordneten mit einigen sympathischen Worten begrub. Die Wahrheit, daß Frankreich nach mutwillig vom Zaune gebrochenem Krieg mit der geringfügigen Gebietsabtretung im Vergleich zu dem, was es im Falle seines Sieges dem deutschen Gegner auferlegt haben würde, sehr glimpflich davonkam, fand

hier keine Stelle: doch wurde der Friede von der Nationalversammlung in Bordeaux mit überwältigender Mehrheit angenommen: nur hundertsieben Abgeordnete stimmten mit nein und gesellten sich den Helden bei, die im Kriegsrat bei Metz und bei Sedan „gegen die Schmach dieser Kapitulationen" gestimmt hatten. Nachdem dies geschehen, entschädigte sich die Versammlung mit einem Akt der Rache — sie dekretierte in einer sehr würdelosen Form die Absetzung der Bonapartes. Achtzehn Jahre hatte Napoleon über die französische Nation regiert und viermal hatte diese mit Plebisziten seine Herrschaft gutgeheißen, die in der Tat nicht ohne ihre guten Seiten gewesen war; die Elsässer Deputierten, die kein französisches Land mehr vertraten, schieden am 3. März aus.

Deutschland aber war sich selbst und seinen Truppen eine Genugtuung schuldig, auf der auch der König und Bismarck unerbittlich bestanden: am 1. März rückten deutsche Truppen, dreißigtausend Mann des siegreichen deutschen Heeres, in Paris ein. Der König wie Bismarck hatten sattsam bewiesen, daß es ihnen nicht um ein eitles Schaugepränge zu tun war: aber die Niederlage mußte der hoffärtigen Phrase gegenüber, die in der Unterlassung doch nur eine letzte Huldigung vor der heiligen Stadt Paris und der Größe der französischen Nation gesehen haben würde, in einem Akt von unwidersprechlicher Deutlichkeit ausgesprochen werden. Nachdem der deutsche Kaiser in der Ebene von Longchamps eine große Heerschau gehalten hatte, zogen er und die dazu bestimmten Regimenter durch den Arc de Triomphe in Paris ein und marschierten bis an die vereinbarte Grenze vor. Unterdessen aber war der Friede geschlossen und sie verließen die Stadt wieder, die für die Deutschen kein erfreulicher Aufenthalt war und über die bereits ein neues und im Vergleich mit dem beendigten noch weit furchtbareres Unheil heraufzog.

Der Präliminarfriede von Versailles wurde als Friede von Frankfurt am 10. Mai zum definitiven. Am 17. März war das Hauptquartier des Königs Wilhelm von Preußen, nunmehrigen Deutschen Kaisers, wieder in Berlin, von wo er vor acht Monaten zum Heere abgegangen war.

Linker Flügel des Hauptreliefs am Nationaldenkmal auf dem Niederwald

Untere Reihe, von rechts nach links: die Generale Beyer, Obernitz (hinter diesen beiden du Jarry de la Roche) und Werder. In der linken Ecke ganz oben Falkenstein als Wächter der Küsten, vom Beschauer rechts weiter unten, zu Pferde Prinz Albrecht Vater

Fürstengruppe zur Rechten des Kaisers Wilhelm. Vom Beschauer links angefangen, untere Reihe: die Könige Ludwig II v. Bayern, Karl v. Württemberg, die Großherzoge Friedrich v. Baden, Ludwig III von Hessen; obere Reihe: die Herzoge Wilhelm v. Braunschweig, Leopold v. Anhalt, die Fürsten Georg v. Waldeck, Georg v. Schwarzburg-Rudolstadt, Günther v. Schwarzburg-Sondershausen

Wilhelm I, Deutscher Kaiser, König von Preußen, umgeben von den regierenden deutschen Fürste

Feldherrngruppe links vom Beschauer. Untere Reihe, von rechts nach links: Steinmetz, Kronprinz Friedrich v. Preußen, Blumenthal, die bayerischen Generale Hartmann und v. d. Tann. Über Blumenthals rechter Schulter Kirchbach; neben diesem Tümpling. Oberste Reihe, rechts vom Beschauer angefangen: 1. Goeben, 4. Zastrow, 7. Bose

Gruppe des großen Ha
rechts vom Beschauer. Untere
(zwischen beiden Roon), Prinz Friedr
Georg v. Sachsen. Roons Helmspitze
Stosch. Über diesen beiden stehen di

Fürstengruppe zur Linken des Kaisers Wilhelm. Vom Beschauer rechts angefangen, untere Reihe: König Johann v. Sachsen, die Großherzoge Karl Alexander v. Sachsen-Weimar, Friedrich Wilhelm v. Mecklenburg-Strelitz, Peter v. Oldenburg; obere Reihe: die Herzoge Georg v. Sachsen-Meiningen, Ernst II v. Sachsen-Coburg-Gotha, Ernst v. Sachsen-Altenburg, die Fürsten Heinrich XXII v. Reuß ä. L., Heinrich XIV v. Reuß j. L., Adolph v. Schaumburg-Lippe, Leopold v. Lippe-Detmold

eldherren im Krieg 1870/71.

tiers und Feldherrngruppe
ts angefangen: Bismarck, Moltke
kronprinz Albert v. Sachsen, Prinz
Fürst Pleß (mit der Mütze) und auf
Karl und Adalbert v. Preußen und

Relief am Nationaldenkmal auf dem Niederwald (Mittelgruppe)

Luitpold v. Bayern. Hinter der rechten Schulter des Prinzen Friedrich Karl Stiehle, darüber, an den Ordenskreuzen erkenntlich, Fransecki, Alvensleben II, Manstein und Voigts-Rhetz. Über der linken Schulter des Kronprinzen von Sachsen der Kommandeur des Gardekorps Prinz August v. Württemberg

Rechter Flügel des Hauptreliefs am Nationaldenkmal auf dem Niederwald

Untere Reihe, links angefangen: Prinz Georg v. Sachsen, Großherzog Friedrich Franz v. Mecklenburg-Schwerin und Manteuffel; zwischen diesen beiden Waldersee und Schimmelmann. Weiter oben rechts von den Pferdeköpfen: Schmehling, Treskow und Kummer; darüber Prinz Albrecht Sohn, Schuler v. Seuden, Selchow und Loën

C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung

ung (Oscar Beck) in München

Geograph. Anstalt v. Wagner & Debes, Leipzig.

Fünftes Buch

Im neuen Reich

29. Das Zeitalter Kaiser Wilhelms I.

Während des ganzen Frühlings und Sommers 1871 war die Stimmung des deutschen Volkes beherrscht durch die Heimkehr der siegreichen Truppen und durch die Festlichkeiten, zu denen sie Anlaß gab: am 16. Juni fand der feierliche Einzug in Berlin, am 20. in Stuttgart, am 30. in Hannover, am 11. Juli in Dresden, am 16. in München statt. Und nachdem die Siegesfeiern verrauscht waren, erhoben sich überall im Lande die Denkmäler, mit denen jede Stadt, ja jedes Dorf seine für die gute Sache und das Vaterland gefallenen Markgenossen ehrte. Diese Siegesfeiern und die darnach in kürzeren oder längeren Zwischenräumen folgenden Grundsteinlegungen zu den Denkmälern, denen die Erzählungen der Heimkehrenden von ihren Erlebnissen und bald eine umfangreiche Literatur von Erinnerungen von Mitkämpfern an den großen Krieg zur Seite ging, bildeten lange Zeit den Stoff jeder Unterhaltung: und der Eindruck dieses großen und einzigen Ereignisses im Leben unserer Nation vertiefte und erweiterte sich, je mehr man seine Folgen und seine Bedeutung für die Nation und für die übrige Welt betrachtete. Die Tyrannis, die Frankreich seit lange im Bunde mit allen antinationalen Kräften in Deutschland und in Italien geltend gemacht hatte, war gebrochen; der falsche Nimbus der Unbesiegbarkeit, der seine Armee umgeben hatte, gründlich zerstört; eine starke Stellung, in der Mitte Europas aufgerichtet, in der die Mächte des Fortschritts überwogen, — eine Stellung, welche auf absehbare Zeit den Frieden erhalten, weil im Notfalle gebieten konnte —, dies waren einige der Früchte des Sieges. Indes es gab neben dem wunderbaren Ereignis der gleichzeitigen Vollendung der Geschicke Italiens und Deutsch-

lands — „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung", hatte König Wilhelm dem Telegramm von der Schlacht bei Sedan beigefügt — noch andere Erscheinungen in diesem Kriege, die dem Verständnis der Millionen näher lagen. Der Krieg war in frevelhaftem Mutwillen ohne jeden ernstlichen Grund den Deutschen aufgedrungen worden; er hatte mit einem Schlage die Nation geeinigt und alle ihre besten Eigenschaften und Kräfte draußen im Feld und in der Heimat zur Geltung und Entfaltung gebracht und ihr gezeigt, was sie, organisch als Heer und Staat vereinigt, vermochte; für das zügellose Schelten, in dem sich der Deutsche sonst allem gegenüber, was von oben kommt, so gern gefällt, war nur ein geringer Raum gelassen: denn alle, die Fürsten, die Feldherrn, die Offiziere und Soldaten, die Beamten und die Bürger, hatten im allgemeinen gesprochen ihre Pflicht gewissenhaft und einsichtig erfüllt. Und diese Tugenden sah das Volk in einer reichen Zahl bedeutender Persönlichkeiten verkörpert. Im Vordergrund stand der König Wilhelm, jetzt sein Kaiser, der, als dreiundsiebzigjähriger Greis ins Feld gerückt, die Tugenden des Feldherrn und des Fürsten in der alten Weise seines Hauses bewährt hatte, streng im Dienst, freundlich im Verkehr, gutmütig, einfach und von einer schlichten Frömmigkeit, die den Menschen von rechter Art, je höher er steigt, um so bescheidener macht; daneben die Siegfriedgestalt des Kronprinzen Friedrich, „unser Fritz", der, leutselig, volkstümlich und dieser Volkstümlichkeit mit heiterem Frohsinn genießend, auch als Feldherr und Führer mit hohen Ehren bestanden hatte; endlich der schneidige Soldat Friedrich Karl, der wie so mancher andere der Prinzen und Fürsten der alten Dynastengeschlechter Deutschlands zeigte, daß die Kraft in diesen Häusern noch nicht erstorben war: neben ihnen die stolze Reihe der übrigen Führer, die zu zahlreich waren, um einzeln genannt und nach Verdienst sogleich beachtet zu werden, und über alle hinweg ragend das Dreigestirn Moltke, Roon, Bismarck. Unter ihnen verweilt das Auge am liebsten auf der schlichten Gestalt Moltkes, der die „Wissenschaft vom Kriege" repräsentiert, niemals einen größeren

Truppenkörper persönlich angeführt und doch die größte Militärmacht des Festlands zu Boden geworfen hatte; unter den Großen und Tüchtigen als der Größte trat Bismarck ins Licht, dem jetzt auch die Gegner das Jahr 1866 verziehen hatten. Mehr als je erkannte man die überragende Bedeutung dieses mächtigen Geistes. Wieder einmal wie in den Tagen Martin Luthers geschah es, daß die ganze zivilisierte Welt auf einen deutschen Mann sah: die einen, die Besiegten, mit grimmigem Haß, die andern mit schäumender Begeisterung, alle mit leidenschaftlichem Interesse. Man fragte und forschte jetzt, welchen Gang dieses außerordentliche Leben genommen habe: wie er, der väterlichen Abstammung nach ein Junker aus altem märkischem Adelsgeschlecht, aber von einer bürgerlichen Mutter am 1. April 1815, dem Jahre des Wiener Kongresses, zu Schönhausen in der Altmark geboren, dann auf dem väterlichen Gut Kniephof in Pommern und seit seinem sechsten Jahr in Berlin zuerst in einem Privatinstitut, dann auf dem Friedrich Wilhelms- und Grauen Kloster-Gymnasium herangewachsen, die Universität Göttingen besuchte, die Anfänge einer juristischen Laufbahn und sein militärisches Dienstjahr abgemacht, dann sich der Bewirtschaftung der väterlichen Güter gewidmet und, in seinem Kreise schon gewürdigt, zum erstenmal auf dem Vereinigten Landtag als hochkonservativer Sprecher sich bemerkbar gemacht habe. Man nahm sich jetzt die Mühe, die damaligen Reden näher anzusehen und fand sie nicht mehr so lächerlich wie in den Tagen des modischen Liberalismus: sein Name wurde mehr und mehr bekannt und aus den stürmischen Tagen des Jahres 1848 wurden gelegentlich Anekdoten erzählt, wie er, Monarchist vom Wirbel bis zur Zehe, aber ein freier Mann den Helden der Straße mit demselben ruhigen Mut wie später ernsthafteren Gegnern entgegengetreten sei. Lebhafter gedachte man jetzt — es war noch nicht lange her — der Kämpfe, die er im preußischen Abgeordnetenhause durchgefochten hatte: wie er furchtlos die ungeheure Aufgabe der Durchführung der preußischen Armeereform übernommen und dem allgemeinen Hohn und Haß der Liberalen getrotzt habe: wie er das schwierigste aller

politischen Probleme, die schleswig-holsteinische Erbfolgefrage, verbündet mit Österreich, in die Hand genommen und unbeirrt durch den Lärm aus den verschiedenen Lagern, dem großdeutschen, dem liberalen, dem demokratischen, in wirklich deutschem Sinne zu lösen unternommen habe. Unbeirrt durch die ungeheuere Unpopularität, die ihm seine Stellungnahme in der Frage der Herzogtümer vorübergehend nicht nur in Preußen, sondern in ganz Deutschland eingetragen, hatte er — so erkannte man jetzt — das wahre Bedürfnis seiner Nation erfaßt und jene kleine Frage zur großen deutschen, der Frage des Jahrhunderts, erweitert und, mit sicherem Gange seinem Könige, seinem Volke und zuletzt der ganzen deutschen Nation an Abgründen voranschreitend, hatte er das gewaltige Werk hinausgeführt. In Lagen, wo selbst die Mutigsten verzagen dürfen, hatte er den Gefahren nicht nur getrotzt, sondern sie vielmehr zugleich durch die durchdringende Klarheit seiner Erkenntnis, die Kühnheit und Festigkeit seines Handelns ihrer Furchtbarkeit entkleidet. Wer in seine Nähe kam, fühlte die Überlegenheit des Genius. Aber dieser Große war nicht furchtbar: er trank sein Bier und rauchte seine Pfeife wie die anderen Deutschen auch, er hatte ein glückliches Familienleben und er besaß auch im höchsten Maße den guten deutschen Humor, der sich in seinen Gesprächen, seinen Briefen, seinen Reden mit Geist und Freiheit erging und, wie billig, jetzt, wo die große Arbeit getan war, von seinem Volke verstanden und mit Wohlbehagen empfunden wurde.

Am 21. März 1871 wurde der erste Reichstag vom Kaiser eröffnet. „Wir haben erreicht, was seit der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde", sagte die Thronrede — „die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung unserer Grenzen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Rechtsentwicklung." Das neue Deutschland — fuhr sie fort und bezeichnete damit das Programm der nächsten Zeit, das auch bis heute eingehalten und verwirklicht worden ist, — werde ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein: es sei stark und selbstbewußt genug, um sich die Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten als sein ausschließliches, aber auch

ausreichendes Erbteil zu bewahren. Der Reichstag nahm die den neueren Verhältnissen gemäß modifizierte Verfassung des Norddeutschen Bundes an: sie erkannte dem König von Preußen als erblichem Bundespräsidenten und oberstem Kriegsherrn den Kaisertitel zu. Die Zahl der im Bundesrat vertretenen Stimmen war von dreiundvierzig auf achtundfünfzig Mitglieder, die des Reichstags von zweihundertfünfundneunzig auf dreihundertzweiundachtzig erhöht, ungerechnet die fünfzehn Abgeordneten aus Elsaß-Lothringen, die an der ersten Reichstagssession noch nicht teilnahmen; für die auswärtigen Angelegenheiten, Kriegserklärung, Bundesexekution waren die Rechte des Bundespräsidiums etwas beschränkt; endlich waren dem Territorialismus oder Partikularismus, im besonderen den beiden Königreichen Württemberg und Bayern, einige Sonder- oder „Reservatrechte" eingeräumt, von geringer Bedeutung, wie das Recht eigener Postwertzeichen, das keinen Wert hatte, aber zu großer Belästigung des wachsenden Verkehrs gereichte. Das neuzugewachsene Land Elsaß-Lothringen wurde nicht einem einzelnen Reichsstand zugeteilt noch auch nach früherer Weise als Gegenstand von Verschiebungen und Vertauschungen behandelt, sondern blieb als Reichsland gemeinsamer Besitz mit dem Kaiser und Bundesrat als Souverän. Niemand, und Bismarck am wenigsten, machte sich darüber Illusionen, daß in diesem „Reichslande" der Verschmelzungsprozeß sehr langsam vor sich gehen würde; man hatte es hier mit einer französischen Schicht der Bevölkerung in den höheren Klassen und dann noch einer sehr viel stärkeren elsässisch-lothringischen oder partikularistisch-deutschen in den niederen Klassen zu tun, die beide nicht zu überwinden und zu durchbrechen waren; auch kann man nicht sagen, daß von deutscher Seite große Geschicklichkeit in allen Stücken bewiesen worden sei. Allein das Land wurde gut behandelt und die Arbeit setzte wenigstens an zwei Punkten mit Glück ein: schon im Jahre 1872 wurde die unter der französischen Herrschaft sehr zurückgegangene Universität in Straßburg mit großem Glanze und mit reichen Mitteln wieder aufgerichtet und auch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ließ nicht

auf sich warten: im Jahre 1874 entsandte es auch seine Vertreter in den Reichstag und eine konstitutionelle Entwicklung wurde durch drei Bezirkstage eingeleitet, die im Jahre 1874 zu einer parlamentarischen Versammlung, einem Landesausschuß, zusammentraten.

Die Hoffnung auf einen glorreichen Reichsfrieden, der dem Nationalkriege folgen würde, wie sie die Thronrede vom 21. März 1871 ausgesprochen hatte, sollte sich nun freilich nicht so ganz erfüllen und nach dem bisherigen Gange der Geschichte auf deutschem Boden war es ja auch kaum zu erwarten, daß die Gegensätze, die das Leben der Nation seit Jahrhunderten spalteten, sich nicht alsbald wieder bemerkbar machen würden. Das unglückliche Verhältnis, daß in Deutschland die zwei Konfessionen, Katholiken und Protestanten, sich in nahezu gleicher Stärke gegenüberstanden, daß Deutschland in eine katholische und eine protestantische Hälfte zerfiel, hatte sich allerdings durch das Ausscheiden Österreichs geändert und die Ereignisse hatten dahin geführt, daß das protestantische Element überwog. Diese seit dem Jahre 1866 angebahnte Entwicklung rückgängig zu machen, war eines der Motive gewesen, welche bei der französischen Kriegserklärung mitgespielt hatten, wenngleich nicht anzunehmen ist, wie manche behauptet oder vermutet haben, daß der ganze Krieg ein wohlausgesonnenes Jesuitenwerk gewesen sei. Wir haben gesehen, daß die Verkündung des Dogmas von der Unfehlbarkeit des Papstes fast auf den Tag mit der Kriegserklärung Frankreichs zusammenfiel: wie viel oder wie wenig bewußte Berechnung hiebei im Spiel gewesen sein mag, in jedem Fall ging sie gründlich fehl. Die Verkündung des Dogmas rief in dem katholischen Deutschland eine große Aufregung hervor, die durch den Krieg für den Augenblick in den Hintergrund gedrängt jetzt mit neuer Kraft hervorbrach; kirchliche Verwicklungen von großer Tragweite schienen zu drohen. Unter Vorantritt bedeutender und redlicher Männer, darunter solcher, auf welche die römische Kirche selbst seither als auf wissenschaftliche Größen mit Stolz geblickt hatte, erhob sich eine Reformbewegung auf katholischem Boden: man nannte sie, da sie gegen die von der Kurie ausgehenden

Neuerungen gerichtet war, die altkatholische Bewegung. Ihr eigentliches Haupt war der Dompropst Ignaz Döllinger in München, wie allgemein anerkannt war, der erste katholische Theologe Deutschlands; er führte den unwiderleglichen Beweis, daß das neue Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes eine Fälschung der echten und ursprünglichen kirchlichen Lehre, ja eine Häresie sei. Unterstützt durch die neuerwachte vaterländische Begeisterung während des Krieges breitete die Bewegung unter Geistlichen und denkenden Laien sich aus und fand überall auf germanischem Boden, in Deutschland, Österreich, der Schweiz Beifall und Unterstützung. Allein nicht so schnell gab diese römische Kirche, an der zwei Jahrtausende gebaut haben, sich besiegt. Schon bei der Beratung der Adresse, mit der der erste deutsche Reichstag die kaiserliche Thronrede beantwortete, trat eine geschlossene römische Partei im Reichstag auf den Kampfplatz: und die deutschen Bischöfe, die noch auf dem Konzil einigen Mut gegenüber der jesuitischen Neuerung gezeigt hatten, verloren diesen Mut angesichts der drohenden Spaltung ihrer einheitlichen Kirche: sie hatten entweder keinen „Intellekt", den sie dem neuen Dogma zum Opfer bringen sollten, oder sie opferten diesen ihren Intellekt, d. h. ihre wissenschaftliche Überzeugung, dem Interesse der kirchlichen Einheit, und sie hatten Mittel genug, die ohnehin nicht tief in das Volk dringende altkatholische Bewegung einzudämmen. Diese hielt tapfer aus gegenüber dem übergewaltigen Unrecht, sie organisierte sich als die echte, als die altkatholische Kirche und setzte sich einen Bischof: sie rettete so die Ehre der deutschen Nation, für die es ein Schimpf gewesen wäre, wenn das ungeheuerliche Dogma ohne Widerspruch und Protest in Deutschland eingezogen wäre. Diese altkatholische Kirche hielt sich und entwickelte sich, aber sie drang nicht durch und blieb nur eine kleine Gemeinschaft. Der Mangel an Geist und Verständnis für religiöse Fragen bei den Regierungen und ihren bureaukratischen Organen, die kühle Gleichgültigkeit und der religiöse Indifferentismus in der ganz auf Erwerb und Genuß gerichteten Gesellschaft, der Aberglaube der Masse, die Trägheit und Opferscheu der Gebildeten

stand ihr entgegen: so bildete sie auch nur ein mäßiges Hilfskorps in dem nun entbrennenden Kampf um die Rechte des Staats gegenüber der römischen Kirche, oder, wie man es gedankenlos ausdrückt, in dem Kampf zwischen Staat und Kirche, — als ob es seit dem sechzehnten Jahrhundert überhaupt noch eine Kirche in der Einzahl gebe.

Dieser Kampf war, wie es Döllinger vorhergesagt hatte, seit der Proklamierung des päpstlichen Absolutismus unvermeidlich. Die Bischöfe, welche sich, viele mit schwerem Herzen, unterworfen hatten, verfolgten jetzt die Widerstrebenden mit den Mitteln des Ketzerhasses und verlangten vom Staat, daß er sich ihnen zur Verfügung stelle. Die Erzbischöfe Melchers von Köln und Förster von Breslau verlangten von den Theologieprofessoren an den Universitäten Bonn und Breslau Reverse über ihre Zustimmung zur Unfehlbarkeitslehre und verboten den Studierenden den Besuch der Vorlesungen derjenigen Lehrer, die diese Reverse nicht ausstellten. Die Regierungen, die preußische und die bayerische vorab, wehrten sich; die letztere, die unterlassen hatte, während der günstigen Zeit von 1870/71 durch Neuwahlen eine liberale Mehrheit in der Abgeordnetenkammer sich zu sichern, hatte auf dem kirchenpolitischen Gebiet mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen, und insbesondere der bayerische Kultusminister, Lutz, war froh, den ihm aufgedrungenen Kampf nicht allein ausfechten zu müssen, sondern einen starken Halt am Reich zu finden. Die preußische Regierung erfreute sich hier auf diesem Boden der vollen Unterstützung durch Landtag und Reichstag. In dem Oberjustizrat Falk fand sie auch, 22. Januar 1872, den richtigen Mann für das Kultusministerium an Mühlers Stelle in dieser Kampfeszeit. Seiner Energie gelang es, ein Schulaufsichtsgesetz, das die Abhängigkeit der Volksschule von der Kirche einschränkte, in den beiden Kammern durchzusetzen; bei diesem Anlaß kam es zuerst zu heftigen Zusammenstößen mit den ultramontanen Abgeordneten. Der Reichstag bewilligte, 17. Juli 1872, ein Gesetz, das den Jesuitenorden vom deutschen Boden ausschloß, und ein Paragraph des Strafgesetzes wurde geschaffen, der sich gegen den Mißbrauch der Kanzel zu politischer Agitation richtete. Auch der

Einführung der Zivilehe, 1. Januar 1875, lag die Absicht zugrunde, die bürgerliche Gesellschaft von der Kirche unabhängig zu machen. Man kämpfte aber wider einen Gegner, der schwer zu fassen war, weil er im Dienst einer Kirche und mit dem Schriftwort, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, jedem Strafgesetz den Gehorsam versagen und dabei noch sich als Märtyrer gebärden konnte. In einzelnen Staaten, wie in Württemberg, vermied ein kluger Bischof und eine feige Regierung den Kampf und die ultramontane Partei machte hier in Toleranz und christlicher Verbrüderung, bis er in Preußen ausgefochten war und dann der Ton sich ändern konnte. In ein akutes Stadium trat der kirchenpolitische Streit in Preußen im Jahre 1873 durch die vier „Maigesetze", die Falk dem preußischen Landtag vorlegte und die von diesem angenommen und am 11. Mai vom König bestätigt wurden. Sie beschränkten den Gebrauch kirchlicher Zuchtmittel, schlossen bei Verhängung des Kirchenbannes irgendwelche öffentliche Folgen aus, welche seither ein Hauptmittel der Einschüchterung und Schädigung der der Kirche Widerwärtigen gewesen waren, setzten einen königlichen Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten ein, verlangten eine besondere allgemeine Staatsprüfung als Bedingung der Übertragung eines geistlichen Amts und daß der Bischof den von ihm zu einem solchen Bestimmten dem Oberpräsidenten namhaft mache. Die Bischöfe versammelten sich zu Fulda „am Grabe des heiligen Bonifatius", um Stellung gegen diese Gesetzgebung zu nehmen; sie erklärten sich zwar bereit, sich dem Schulaufsichtsgesetze zu fügen, nicht aber jenen Maigesetzen, und forderten in einem Sendschreiben an die Gemeinden Klerus und Volk auf, sich ihnen in diesem Widerstande anzuschließen. So war also wiederum klar, wie diese Kirche für ihre Angehörigen das Recht in Anspruch nimmt, dem Staate den Gehorsam zu verweigern, wenn sie es für angemessen findet, indem sie zugleich die Duldermiene und das Märtyrergesicht aufsetzt, wo der Staat den Gehorsam, wie sein Recht ist, durch Strafen erzwingen will. Was an Dreistigkeit zur Rechtfertigung dieser Rebellion geleistet werden konnte, ward

geleistet: besonders trat die Unwahrheit hervor in der Behauptung, daß das katholische Gewissen jene Nennung an den Oberpräsidenten verbiete, während anderswo in katholischen Ländern die gleiche Gepflogenheit längst gesetzlich bestand und ohne Anstand beobachtet wurde. Die preußische Regierung setzte dem Nichtgehorchen die Strafe entgegen und einer der Bischöfe nach dem andern, der Pole Ledochowski von Posen, die Erzbischöfe von Köln und Breslau, die Bischöfe von Trier und Paderborn, wanderten wie andere Schuldige ins Gefängnis. Ein Aufstand der katholischen Bevölkerung folgte nicht und diese ließ sich auch im allgemeinen in ihren weltlichen Vergnügungen durch die Tragik dieses Kampfes nicht stören, aber sie hielt mit Treue fest an dem, was sie als die Sache ihrer Kirche ansah, und dabei kam ihr *eines* vor allem zugute — das allgemeine gleiche geheime Stimmrecht bei den Reichstagswahlen. Denn ihre Geistlichen beherrschten mit den Agitationsmitteln, die ihnen die Organisation ihrer Kirche reichte, die Wählermassen, und die klerikale Partei im Reichstag, die sich das Zentrum nannte, schwoll binnen kurzer Zeit bis zu hundert Mitgliedern an. Diese Partei, welche ihre Disziplin und ihre Schlagworte nicht erst zu suchen brauchte, fand auch überaus geschickte Führer, ehrliche Gläubige, wie die Abgeordneten Peter Reichensperger und von Mallinckrodt, und auch solche, wie den früheren hannöverschen Minister Ludwig Windthorst, bei dem der politische Ehrgeiz eine Rolle spielte, und die es mit dem Glauben und der Wahrheit weniger genau nahmen. Ein längerer sehr unglücklicher Zustand folgte, den ein nicht sehr treffendes Wort als *Kulturkampf* bezeichnete. Auch der Papst ließ sich vernehmen: in einem Briefe an den Kaiser Wilhelm vom 7. August 1874 beklagte er sich, daß die Maßregeln der preußischen Regierung mehr und mehr auf die Vernichtung des Katholizismus abzielten, und brauchte dabei im Stil Bonifazius' VIII die Wendung, daß „jeder, der die Taufe empfangen hat, in irgend einer Beziehung und auf irgend eine Weise, welche hier näher darzulegen nicht der Ort sei, dem Papste angehöre"; was Kaiser Wilhelm mit dem unliebsamen Hinweis erwiderte, daß der evan-

gelische Glaube, zu dem er, wie Seiner Heiligkeit bekannt sein müsse, gleich seinen Vorfahren und der Mehrheit seiner Untertanen sich bekenne, ihm nicht gestatte, in dem Verhältnis zu Gott einen anderen Vermittler als unsern Herrn Jesum Christum anzunehmen. Der Moment aber kam, wo man die mächtige parlamentarische Partei nicht entbehren konnte. Bismarck, der eine klare Erkenntnis von dem universalen Charakter dieses Kampfes hatte, sah, daß er in dem Ringen mit den mannigfaltigen aus gut und böse gemischten Kräften des Gegners, der in jedem Augenblick Religion zu Politik und Politik zu Religion machen konnte, diesmal nicht den Sieg davontragen werde. Er sah sich gehemmt durch die mangelhafte Unterstützung der Konservativen und die Torheit eines Teiles der Liberalen, der Fortschrittspartei, welche kurzsichtig die klerikale Opposition, weil es eine Opposition war, in allen Fragen gegen ihn unterstützte; vor allem aber empfand der König, gutherzig und altgläubig wie er war, den Zwiespalt mit seinen katholischen Untertanen schwer, und er wurde darin durch die Kaiserin Augusta bestärkt, welche diese schon früher begünstigt hatte. Die preußische Regierung, von jeher in ihrer Kirchenpolitik unklar und schwankend, war der von klugen und skrupellosen Männern geleiteten Zentrumspartei — so nannte sich die katholische Opposition im Reichs- und Landtag — nicht gewachsen, wie sie denn nicht einmal den Widerspruch zu benutzen verstand, der vom religiösen Boden aus in der altkatholischen Bewegung innerhalb der Kirche gegen die staatsfeindliche ultramontane Richtung sich erhoben hatte. So darf es denn nicht Wunder nehmen, wenn allgemach der Sieg in diesem kirchenpolitischen Kampfe sich den Gegnern der staatlichen Autorität zuneigte.

Man wird das Wiederaufleben dieses Kampfes zwischen Staat und Kirche, der schon im alten Reiche an den Lebenskräften unseres Volkes zehrte, doch nicht nur beklagen dürfen. Es ist nun einmal ein Ehrenrecht der deutschen Nation, daß die großen Schlachten der Geistesfreiheit auf ihrem Boden ausgefochten werden. Es ist merkwürdig, daß gegen das neue Reich sich sofort dieselben Gegner

erhoben, die den Niedergang des alten Reiches mitverschuldeten, — Papsttum und Kirche. Das eine Gute hatte der Kampf aber doch, daß in einer Zeit, wo nach den großen Siegen die Gedanken auf die materiellen Güter, auf Erwerb und Genuß, allzu ausschließlich sich zu richten drohten, die Menschen nachdrücklich daran erinnert wurden, daß es auch ideale Güter gibt, für die der Mensch Opfer zu bringen berufen und verpflichtet ist. In den Redeturnieren, in denen der Kampf in den parlamentarischen Versammlungen sich abspielte, wurden von beiden Parteien, sowohl von den Vertretern der Rechte des Staates als denen der kirchlichen Ansprüche, die dem großen welthistorischen Gegensatz zugrunde liegenden Probleme mit solcher Gründlichkeit durchgesprochen, daß aller Welt klar war, daß trotz der Realpolitik, die die Deutschen 1864, 1866 und 1870 zum Sieg geführt hatte, sie doch das Volk des Idealismus geblieben waren. Sie bewiesen dies auch eben damit, daß der Staat trotz seiner realen Machtmittel in dem Kampfe von Position zu Position zurückwich und daß er endlich doch den „Gang nach Canossa" antreten mußte, dessen Wiederholung der große Staatsmann, der die Geschicke des neuen Reiches lenkte, Fürst Bismarck, in den Anfängen jenes Kampfes weit von sich gewiesen hatte.

Es war freilich ein übles Zusammentreffen, daß gleichzeitig mit dem Kampf des Reiches mit der Kirche jenem noch ein zweiter Feind erstand, ein Feind, den freilich nicht weniger als der Staat auch die Kirche zu fürchten hatte, was doch nicht ausschloß, daß diese oder vielmehr die Zentrumspartei öfter mit ihm paktierte; dieser neue Feind war die Sozialdemokratie. Diese Partei, in ihren Anfängen den Theorien der französischen Revolutionszeit entsprungen, hatte in Deutschland seit der 1848er Bewegung und der wachsenden Bedeutung des Fabrikwesens langsam Boden gewonnen. Während des preußischen Verfassungskonflikts hatte ihr der jüdische Literat Ferdinand Lassalle, ein Mann von viel Talent und zweideutigem Charakter, ein Programm gegeben, mittelst dessen sie sich mit wachsendem Radikalismus der bürgerlichen und „kapitalistischen" Gesellschaft, dem, was die Franzosen die Bourgeoisie

nennen, gegenüberstellte. Epochemachend für ihre Grundsätze war der schreckliche Aufstand in Paris im Frühjahr 1871. Eine Folge der Leiden der Belagerung, der Fehler der Regierung und der Exaltation der jüngsten Kämpfe, war hier in der endlich befreiten Hauptstadt eine Schreckensherrschaft, fast nach Art der Wiedertäufer in Münster im Jahre 1535, die Herrschaft der „Kommune" aufgerichtet worden, die vom 18. März bis zum 28. Mai währte, bis sie endlich von den aus Deutschland zurückgekehrten Truppen der Regierung in blutigen Kämpfen niedergeworfen wurde. Im letzten Augenblick hatte sie mit Erschießung der Gefangenen oder, wie man sagte, der Geiseln, und Zerstörung einer Anzahl öffentlicher Gebäude, der Tuilerien, des Stadthauses, des Louvre, des Palais Royal und andrer ihrem wilden Hasse noch ein furchtbares Opfer gebracht. Ihr Programm hatte die Kommune der Welt schon am Anfang, am 19. März, kund getan: „das Ende der alten Regierungs- und Kirchenwelt, des Soldatentums, des Beamtentums, des Börsenspiels, der Monopole und Privilegien". Diese wilden Reden fanden in Deutschland einen wohlvorbereiteten Boden. Einer der leidenschaftlichsten Führer der deutschen Sozialdemokratie, August Bebel, sagte, das, was in Paris geschehen war, sei nur ein Vorpostengefecht im Kampfe des Proletariats gegen das Kapital, dem die Hauptschlacht, bei der allerdings nicht mit Rosenwasser gesprengt werden würde, erst noch folgen werde. Zunächst mit giftigen Reden, bereit, alles zu glauben und zu verwerten, was wirklich Schlechtes und Verbrecherisches in den Kreisen der Vornehmen und Reichen sowie der Regierenden vorkam, sondern auch was Lüge und Leichtgläubigkeit von dort ihnen zutrugen, griffen die Führer der Sozialdemokratie die bestehende Gesellschaftsordnung an. Ein anderes kam hinzu. Der wiederhergestellte Friede hatte einen raschen Aufschwung der Erwerbstätigkeit zur Folge, die Milliarden der französischen Kriegsentschädigung brachten Geldüberfluß und riefen ein maßloses Bereicherungsfieber, zahllose schlecht begründete, unsolide Unternehmungen und „Gründungen" hervor und zogen durch momentanen leichten Verdienst und hohe Löhne und

den allgemeinen Schwindel des Spekulierens weite Kreise und auch die Arbeiter in das Verderben. Da jeder Übertreibung ein notwendiger Rückschlag folgt, so konnte es auch jetzt nicht ausbleiben, daß das Elend, von dem die Agitatoren dem arbeitenden Volk vorredeten, das Sinken der Löhne, die Arbeitslosigkeit, das Überhandnehmen der Bankerotte nun wirklich eintrat. Die Sekte wurde zur Partei, der, wie den Ultramontanen, das allgemeine Stimmrecht zugute kam. Und auch die Organisation und Agitation war ihnen leicht gemacht, da ihre Massen, in den großen Fabrikbetrieben täglich vereinigt, sich leicht verständigten, ihre Klagen wie ihre Schlagworte sich mitteilten und so eine bereite Beute der Agitatoren und Demagogen wurden, die hier eine willkommene Gelegenheit sahen, in einem neuen Höflingtum, wobei keinem Fürsten oder Minister, sondern dem „souveränen Volk" und der Partei gehuldigt wurde, in die Höhe zu kommen. Zum erstenmal erschien im Januar 1874 eine größere Anzahl ihrer Erwählten im Reichstag, ihrer zehn: im Mai 1875, auf einem Kongreß zu Gotha, vereinigten sich die beiden seither getrennten Richtungen, die nationale des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins und die internationale oder kosmopolitische zu der großen sozialdemokratischen Partei. Der erste Satz des Programms klang sehr wissenschaftlich: „Die Arbeit ist die Quelle alles Reichtums und aller Kultur und da allgemeine nutzbringende Arbeit nur durch die Gesellschaft möglich ist, so gehört der Gesellschaft, d. h. allen ihren Gliedern, das gesamte Arbeitsprodukt, bei allgemeiner Arbeitspflicht, nach gleichem Recht, jedem nach seinen vernunftgemäßen Bedürfnissen." Die internationale Richtung überwog weit und im Oktober 1877 auf dem allgemeinen Sozialistenkongreß zu Gent erscholl zum erstenmal der Kampfruf: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch."

Gegen die Gefahr, die hier drohte, suchte man sich zunächst mit den gewöhnlichen Mitteln der Abwehr im einzelnen zu schützen, hielt sie auch noch nicht für so sehr dringend: gesetzgeberische Maßregeln wurden zunächst vom Reichstage noch abgelehnt. Es hatte ja einstweilen noch gute Wege mit der all-

gemeinen Revolution, mit deren Ankündigung schon für die nächste Zukunft die Führer der Partei, die sich mit großem Aplomb und Selbstgefühl eine revolutionäre nannte, sich selbst und ihre Anhänger am Narrenseil führten. Das Unheil war, daß hier eine neue Partei ohne Vaterland sich erhob, die, nur auf Gefühle des Hasses gegründet, den Begriff der Pflicht gegen Land und Volk auslöschte und nur Pflichten gegen den Stand, die Klasse, die Partei anerkannte.

Zugleich mit den ersten Sozialdemokraten erschienen im Reichstag, am 16. Februar 1874, auch die Elsässer, sämtlich, wie sich versteht, Franzosen oder französische „Protestler", meist klerikal gefärbt, die aber noch nicht an der regelmäßigen Arbeit des Reichstags sich beteiligten.

Indes wenn auch der Honigmond der Reichsgründung und der neuen Einheit rasch vorübergegangen war, alte und neue Schäden unserer Nation schon wieder sich geltend machten, auch die üblen Eigenschaften dieser Nation, der Doktrinarismus und die Rechthaberei, die Neigung zu Übertreibungen, die Zerklüftung in Parteien und die geringe Fähigkeit, Haupt- und Nebensachen in der Politik zu unterscheiden, und wie die Dämonen alle heißen, ihr Wesen trieben, so waren doch diese ersten sieben Jahre reich an bedeutsamen Fortschritten wie im Reich so in den Einzelstaaten. Die Präsenzstärke des Reichsheeres wurde gegen die zentrifugalen Kräfte, das Zentrum, die Elsässer, die Sozialdemokraten und auch die Fortschrittspartei, die seit 1869 unter Führung eines ausgezeichneten Redners, aber eigensinnigen und verbohrten Politikers, Eugen Richters, stand und die noch immer für die wirtschaftliche Bedeutung des Heeres als eines Mittels der Volkserziehung kein Verständnis hatte, im Jahre 1874 auf vierhunderteintausend Mann für die nächsten sieben Jahre — gemäß dem auf einem Kompromißvorschlag der Nationalliberalen beruhenden sog. Septennatsgesetz — festgestellt, nachdem unter lebhafter patriotischer Erregung eine Neuwahl des Reichstags die erforderliche Mehrheit geliefert hatte. Durch die Annahme des von der Regierung noch vorgelegten Land-

sturmgesetzes konnte die Frage der militärischen Sicherung des Reiches zu Lande zunächst für erledigt gelten. Und auch die Sicherung der Küsten gegen einen Angriff von der See aus machte durch die Annahme des von dem Chef der Admiralität, von Stosch, 1873 ausgearbeiteten neuen Flottenbauplans erhebliche Fortschritte: hiernach sollte die deutsche Flotte bis zum Jahre 1882 zu einer Stärke von acht Panzerfregatten, sechs Panzerkorvetten, sieben Monitors, zwanzig Korvetten, sechs Avisos, achtzehn Kanonenbooten, zwei Artillerieschiffen, drei Segelbriggs und achtundzwanzig Torpedobooten ausgebaut werden. Ein Fehler, der so lange die Kraftentfaltung des deutschen Volkes gehemmt hatte, der Landes- oder wie man im Grunde mit wenig Recht sagt, der Stammespartikularismus trat sehr zurück, wie man an dem Empfang des Kaisers Wilhelm in Württemberg und 1877 selbst im Reichslande und an zahlreichen Symptomen des täglichen Lebens bemerken konnte. Die deutschen Fürsten hatten sich fast ohne Ausnahme vollkommen ausgesöhnt mit der neuen Ordnung, und die Beziehungen der Einzelregierungen zum Reich waren vollkommen korrekte und nach allen Seiten zufriedenstellende geworden. Alles Mißtrauen, wie es ehedem das Verhältnis der deutschen Staaten zueinander so vielfach vergiftete, war ausgelöscht. Auch in ihrer inneren Entwicklung wurden die Einzelstaaten wohltätig beeinflußt vom Reich, und die Fortschritte der Reichsgesetzgebung übten ihre Rückwirkung auch auf die der Landesgesetzgebung. In Preußen wurde in jenen fruchtbaren Jahren die Verwaltung nach dem Prinzip der Selbstverwaltung neu organisiert, — eine Gesetzgebung, um die sich der Abgeordnete Gneist besonders verdient machte, — auch kam eine auf freien Grundsätzen aufgebaute Synodalverfassung für die evangelische Kirche zustande. Die Reichsgesetzgebung entwickelte sich rasch auf den verschiedensten Gebieten, zumal dem wirtschaftlichen; die schon vom Norddeutschen Bunde geschaffene Gewerbeordnung, die in der manchesterlichen Tendenz des laisser aller et laisser faire über das richtige Maß hinausgegangen war, wurde auf Grund der gemachten Erfahrungen nunmehr in

positiver Weise ausgebaut und gebessert; die Umwandlung der Preußischen Bank in eine „Reichsbank" wurde vorgenommen, die bald den Geldumlauf und das Kreditwesen im Reich wohltätig regulierte; eine neue Währung, die Goldwährung, wurde eingeführt, das Münz-, Maß- und Gewichtswesen vereinheitlicht. Zum Zweck der Verselbständigung des Reiches in finanzieller Beziehung faßte Bismarck den großen Plan, die sämtlichen Eisenbahnen des deutschen Bodens auf das Reich zu übertragen, drang aber mit dieser Idee nicht durch, sondern mußte sich mit dem ersten Schritt auf dem Weg zu diesem Ziel, der Verstaatlichung der zahlreichen Privatbahnen in Preußen, begnügen. Und ebensowenig konnte Bismarck das Tabakmonopol durchsetzen, dessen Einführung er zur Heilung der Finanzen des Reiches plante. Dagegen gelang ein anderes großes gesetzgeberisches Werk, an das seit den Tagen Karls des Großen niemand hätte denken dürfen, da seither die Dinge immer mehr den entgegengesetzten Weg genommen hatten: am 21. Dezember 1876 wurde im Reichstag nach jahrelanger fleißiger und einsichtiger Vorarbeit, um die sich vornehmlich der preußische Justizminister Leonhardt verdient gemacht hat, eine einheitliche Gerichtsverfassung und eine einheitliche Ordnung für das Verfahren in Straf- und Zivilsachen, eine Zivil- und Strafprozeß- und eine Konkursordnung, glücklich unter Dach gebracht. Es war die letzte Tat des Reichstages von 1876. Die Neuwahlen im Januar 1877 zeigten, daß die Zeit einer lebhaften und vielseitigen politischen Tätigkeit, des Gegeneinanderstrebens großer Parteien, der Entwirrung großer Probleme über das deutsche Land heraufgekommen und dieses große Volk wieder und eigentlich zum erstenmal eine Nation im politischen Sinne geworden war.

Volle Zufriedenheit herrschte im Volke mit der Führung der auswärtigen Politik, dem Gebiet, auf dem sich Bismarck als großer Meister bewegte. Die Lage im ganzen hatte Moltke bei Gelegenheit der Septennatsfrage in einer seiner wenigen, durch Kürze und Sachlichkeit ausgezeichneten Reden im Reichstage, dem er seit 1871 angehörte, treffend geschildert: „An Achtung hat

Deutschland überall, an Liebe nirgends gewonnen": es werde Deutschlands Sache sein, nicht nur Frieden zu halten, sondern auch Frieden zu gebieten. Die politische Kannegießerei träumte von allerlei Eroberungsplänen, indem sie Bismarck die eigene kindische Begehrlichkeit unterschob: von einer Annexion Deutsch-Österreichs, Hollands, der Schweiz und ähnlichem. Vielleicht in Holland, wo man die große Politik längst verlernt, oder in der Schweiz, wo man zu Anfang des Kriegs kopflos französische Sympathien gehegt hatte, störte diese Furcht gedankenlosen Menschen den Schlaf. Sie bedachten nicht und begriffen nicht, daß der wahrhaft Große — wie einst Friedrich der Große — sich mit dem Notwendigen begnügt, die Wirklichkeit erfaßt und nicht nach Schatten jagt.

Das Wichtigste war für die nächste Zeit wie für die fernere Zukunft das Verhältnis zu Frankreich. Das Land erholte sich ungemein schnell von seinen Niederlagen und Heimsuchungen und die Kriegsschuld an Deutschland wurde rasch und pünktlich abgetragen. Am 16. September 1873 verließ der letzte Mann des Okkupationsheeres den französischen Boden. In die inneren Verwicklungen und Streitigkeiten, die um die künftige Staatsform in Frankreich sich erhoben, hütete Bismarck sich wohl einzugreifen. Die Summe dieser inneren Verwicklungen Frankreichs ist, daß die monarchische Stimmung, die in der Nationalversammlung vorwaltete, an dem Umstande sich brach, daß, wie Thiers sich ausdrückte, nur ein Thron vorhanden war, aber drei Kandidaten, die sich darauf setzen wollten; — daß diese Frage im Jahre 1873 sich vereinfachte durch den Tod Napoleons III und daß, nachdem Heinrich V, der Graf von Chambord, im August dieses Jahres von dem Haupt der jüngeren Linie, dem Enkel Ludwig Philipps, als das Haupt des Hauses Frankreich anerkannt worden war, die Wiederherstellung der französischen Monarchie schon sehr nahegerückt war, im letzten Augenblick aber an der legitimistischen Schrulle des Prätendenten scheiterte, der die Fahne des altköniglichen Frankreichs nicht mit der Trikolore der Revolution vertauschen wollte; — daß man also notgedrungen die republikanische Regierungsform beibehalten mußte und demgemäß

die Präsidentschaft auf sieben Jahre dem Marschall Mac Mahon übertrug, den die Majorität der Versammlung an die Stelle von Thiers gesetzt hatte; — daß verschiedene Versuche des Marschalls, „den radikalen Ideen“ eine Regierung monarchischer und klerikaler Farbe entgegenzusetzen mißglückten, vielmehr, nachdem Thiers 1877 gestorben war, die republikanische Partei unter Führung Gambettas vordrang und bei den Wahlen vom Oktober 1877 einen so vollständigen Sieg errang, daß der Marschall sich fügen mußte und Frankreich nun definitiv als Republik aus dem Chaos der Parteikämpfe, Intrigen und Staatsstreichgelüste hervorging. Der wütende Haß der Franzosen, in denen der Schmerz der Niederlage brannte, gab sich wohl gelegentlich kund in feigem Mord an einzelnen Soldaten des Okkupationsheeres und schamlosen Freisprechungen der Mörder durch französische Schwurgerichte oder auch in klerikalen Demonstrationen, die sich die französischen Bischöfe gegen die Schritte der deutschen Regierung auf dem Gebiet der kirchlichen Politik erlaubten; der deutsche Staatsmann bewährte auch hier seinen klaren, von keinem Vorurteil getrübten Blick und begnügte sich, den Hitzköpfen klarzumachen, wohin solche Torheit schließlich führe. In ihren inneren Angelegenheiten ließ er die Franzosen ruhig machen: der Name Republik hatte für ihn nichts Schreckliches, da er von ihr keine Ansteckung und antimonarchische Werbekraft befürchtete. Als ein ehrgeiziger deutscher Gesandter, der Graf Harry von Arnim, der sich selbst und den eine konservative Coterie heimlich zu Bismarcks Nachfolger ersehen hatte, sehr törichterweise die royalistischen Umtriebe in Frankreich begünstigte und hinter dem Rücken des leitenden Staatsmannes Politik auf eigene Hand trieb, legte er dem ungetreuen Beamten das Handwerk und ließ ihm ohne Bedenken den Prozeß wegen Landesverrats machen. An seine Stelle in Paris trat im Mai 1874 der Fürst Chlodwig von Hohenlohe, der seine Klugheit und echt deutsche Gesinnung schon als bayerischer Ministerpräsident bewiesen hatte.

Soviel war schon klar geworden, daß die Aufrichtung eines starken Deutschen Reiches und die machtvolle Einigung des deutschen

Volkes, das vor anderen von friedlichem Temperament ist und weder Neigung noch Grund zu weiteren Erwerbungen hatte, dem allgemeinen Frieden in Europa nur förderlich war. Die Beziehungen des neuen Reiches zu Italien, zu Rußland und Österreich waren günstig. In Italien vollzog sich die nationale Einigung ruhig und stetig wie die deutsche, und im Widerspruch und Kampf gegen dieselben Gegner, die aber hier weit weniger schädlich und gefährlich waren als in Deutschland. Die Fabel von dem „Gefangenen" im Vatikan, dem Papste, machte hier, wo man die Dinge in der Nähe sah, keinen Eindruck, so wenig als die Wundererscheinungen, von denen verlautete, und die Erklärungen, die zugunsten der Herstellung der weltlichen Gewalt des Papsttums in den Kreisen und Versammlungen deutscher und französischer Ultramontanen erfolgten. Der italienische Scharfsinn begriff sehr gut den Zusammenhang des neuen Italiens mit dem neuen Deutschland, daß beide miteinander stehen und fallen müßten, und mit höchstem Enthusiasmus wurde Kaiser Wilhelm von der Bevölkerung empfangen, als er 1875 das Land besuchte und in Mailand einzog.

Eine besondere Aufgabe war der deutschen Politik durch das Verhältnis zu Rußland und zu Österreich gestellt. Dieses Verhältnis wurde durch die ewig fortschwälende orientalische Frage berührt, mit der Deutschland zwar glücklicherweise unmittelbar nichts zu tun hatte, die aber doch mittelbar auch seine Interessen berührte: sie hatte sich seit 1875 von neuem an einem Aufstand der Christen in der Herzegowina, dem südwestlichen Teile des türkischen Ejalets Bosnien, entzündet. Die orientalische Frage trat damit in ein neues Stadium, bei dem es sich vornehmlich um die Lage der Christen im Türkischen Reich und um das Verhältnis der christlichen Vasallenstaaten Rumänien und Serbien sowie der türkischen Provinzen Bulgarien und Bosnien handelte. Ein neuer Krieg Rußlands mit der Pforte — es war der fünfte in diesem Jahrhundert — entwickelte sich hieraus im Jahre 1877. Dieser Krieg führte nach anfänglichen Mißerfolgen die Russen bis vor

die Tore von Konstantinopel. Der Gedanke, daß die Russen in Konstantinopel einrücken könnten, rief nun England auf den Plan und auch in Österreich wußte man, was dies bedeute, und begann Einspruch zu erheben, als der Präliminarfriede von St. Stefano Österreichs bequemen Nachbar, das Osmanische Reich, allzusehr zu schwächen drohte. Ein neuer großer Krieg, England und Österreich gegen Rußland, der auch Deutschland nahe berührt haben würde, stand in Sicht. Hier war es wiederum Bismarck, der verhinderte, daß dieser große Brand ausbrach. „Die orientalische Frage", so bezeichnete er treffend das Interesse, das Deutschland an diesen Dingen hatte, „beginnt für uns, wenn die Lebensinteressen Österreichs bedroht sind". Als Vermittler oder, wie er es bescheiden nannte, „als ehrlicher Makler bei dem Geschäft" schlug er eine Friedenskonferenz der beteiligten Mächte vor, die denn auch im Juni und zwar in Berlin zusammentrat und unter seiner geschickten Leitung und mächtigen Autorität den Berliner Frieden, 13. Juli 1878, zustande brachte, — eine Art Teilung der Türkei, von der Rumänien, Serbien, Bulgarien, Montenegro und Bosnien unter verschiedenen Formen, halb oder ganz, losgelöst wurden, so wie einst Griechenland von ihr losgelöst worden war. Es blieb der Türkei aber doch in Europa noch genug übrig, so daß ihre Lebensfähigkeit nicht gefährdet war. Bei diesem Prozeß erhielt Österreich zunächst in provisorischer Form eine neue Provinz, Bosnien: und alle Mächte, Rußland und England, Frankreich und Griechenland, erhielten ihr Teil: Deutschland, das nach der Meinung der Welt die großen Eroberungspläne hegen sollte, erhielt und begehrte nichts: sein großer Staatsmann aber fand doch in diesen Verhältnissen und Ereignissen Gelegenheit zu einer diplomatischen Großtat, die dem ganzen Weltteil zugut kam — der Einleitung zu dem deutsch-österreichischen Bündnis, dessen Abschluß am 15. Oktober 1879 erfolgte.

Dieser Vertrag stellte sich als ein reines Verteidigungsbündnis dar: er verpflichtete in seinem ersten Artikel für den Fall eines russischen Angriffs jede der beiden vertragschließenden Mächte der

anderen mit ganzer Heeresmacht beizustehen; der zweite Artikel behandelte den Fall des Angriffs durch eine andere Macht: in diesem Fall verpflichteten sich die Vertragschließenden zu einer wohlwollenden Neutralität und nur im Falle diese Macht durch Rußland unterstützt würde, zur Hilfe mit ganzer Macht bis zu gemeinsamem Friedensschlusse. Nicht ohne Mühe erlangte Bismarck die Einwilligung seines Kaisers, der an der traditionellen Verbindung mit dem russischen Kaiser festhielt, die übrigens durch den Vertrag auch nicht gehindert wurde. Gegen einen Angriff von Rußland her war Österreich so gesichert, und da Italien im Jahre 1883 sich diesem Systeme mit den besonderen Modifikationen Frankreich gegenüber anschloß, brauchte es auch von der italienischen Seite her zunächst nichts zu fürchten. Der so geschlossene Dreibund, der eine gewaltige Waffenmacht im Zentrum von Europa bildet, garantierte einen dauernden Friedenszustand, so daß der englische Minister mit vollem Recht die Kunde im Parlament als „eine hochwillkommene Zeitung" mitteilen konnte. Der vorläufig geheim gehaltene Vertrag wurde übrigens in kurzem der russischen Regierung in loyaler Weise von Bismarck mitgeteilt und mit ihr ein klug ausgedachter „Rückversicherungsvertrag" geschlossen. Den inneren Zuständen und Entwicklungen oder Verwicklungen Österreichs brauchen wir nicht zu folgen: den Schwankungen zwischen Zentralismus und Föderalismus, der Reichseinheit und der Ansprüche der einzelnen Länder und Nationalitäten: es war ein Augenblick im Jahre 1871, wo dieses Reich sich in einen Staatenbund mit lauter Ausgleichen nach Art des ungarischen aufzulösen drohte. Graf Beust erwarb sich ein Verdienst, indem er seinem Kaiser die Folgen des föderalistischen Projekts des Ministeriums Hohenwart deutlich machte, und trat dann selbst vom Schauplatze ab. Dem unlösbaren Problem war aber wenigstens das unmittelbar Gefährliche genommen, indem auch hier der Weg parlamentarischer Behandlung und Verständigung eingeschlagen war. Schwer kämpft überall in Österreich, am meisten aber in Böhmen, die deutsche Bevölkerung mit den slavischen Elementen. Die geistige Verbindung

der Deutschösterreicher mit den Deutschen im Reich aber ist mannigfaltiger, enger und fruchtbarer geworden, seitdem die politische gelöst oder durch die freiere im Sinne des völkerrechtlichen Bündnisses ersetzt ist; dies beweist ihre im Vergleich zu früher viel regere Beteiligung an der deutschen Literaturbewegung. Auch die kirchliche Bewegung, seit dem Unfehlbarkeitsdekret auf Los-von-Rom gerichtet, ist dieselbe wie dort: im Jahre 1874 hatte auch Österreich seine Maigesetze und auch der Anfang eines von hierarchischer Bevormundung befreiten Geisteslebens wurde gemacht durch die tatsächliche Aufhebung des Konkordats von 1855.

Auch für die Deutschen in Österreich war es ein Glück, daß die Entwicklung im neuen Deutschen Reich, wenn es auch an leidenschaftlicher Aufregung mannigfacher Art nicht fehlte, doch im ganzen ruhig und in den Formen des parlamentarischen und Verfassungslebens sich vollzog. Vor allem das Gefühl der Einheit durchdrang den ganzen Körper des Reichs mit wenigen Ausnahmen, den polnischen Landesteilen, dem Elsaß, wo doch schon einige Symptome der Annäherung hervortraten, den nordschleswigischen dänischen Bezirken, die indes durch die mit Österreich vereinbarte Aufhebung des betreffenden Artikels im Prager Frieden definitiv zu Deutschland gehörten: und dieses Einheitsgefühl stand im allgemeinen in gesunder Verbindung mit dem Lokalpatriotismus der einzelnen Staaten, der gelegentlich auch seine Feste feiern konnte, wie z. B. im Jahre 1880 das der siebenhundertjährigen Verbindung des Landes Bayern mit dem Hause Wittelsbach. Im gleichen Jahre, am 15. Oktober, sah die Nation ein Fest ganz besonderer Art von tiefer Symbolik: die Vollendung des Doms zu Köln, ein Ereignis, das einst so undenkbar schien als die Vollendung der deutschen Einheit. Ein erhebender Anblick, die Menge des Volks und seine Fürsten, geschart um die ehrwürdige Gestalt des Kaisers, und das herrliche Bauwerk, in dem gleichsam sechs Jahrhunderte deutscher Geschichte sich verkörperten. Das Jahr 1883 brachte dann außer dem das ganze geeinte deutsche Volk angehenden Freudenfest der Enthüllung des Siegesdenkmals auf dem Niederwald dem prote-

stantischen Teile der Nation noch die ernste Feier des vierhundertjährigen Gedächtnistages der Geburt Martin Luthers, 10. November.

In Tausenden von Versammlungen und Kongressen, in Städten des Südens und Nordens, wo immer der Deutsche seinen Fuß aufsetzte, konnte er sich jetzt zu Hause fühlen und über diesen ersten Zeiten eines neuen Lebens stand, ein besonderes Glück, versöhnend der greise Kaiser, dem niemand grollte und dem die Millionen mit Begeisterung ergeben waren. Was an Mißmut, Unzufriedenheit und Haß vorhanden war, lenkte Bismarck auf sich und er konnte es tragen, da er nicht wie andere, wie Graf Beust und seinesgleichen, ein Staatsmann für die Sorgen des Tages war, sondern weit in die Zukunft sah, die dann auch bis jetzt seiner Politik in den meisten der damals schwebenden und für die nächste Zeit das deutsche Leben vornehmlich bewegenden Fragen und Probleme recht gegeben hat. Es waren deren hauptsächlich vier: erstlich die Frage der völligen Beilegung der kirchlichen Wirren, dann die nun fast plötzlich sich gebieterisch aufdrängende Frage der Gründung überseeischer deutscher Kolonien, zum dritten die Frage der Wirtschafts- und Finanzpolitik des Reiches und damit zusammenhängend endlich viertens der ganze Kreis von Fragen und Aufgaben, die das mächtige Anwachsen der sozialdemokratischen Partei einem vorausschauenden Staatsmann wie Bismarck zur Lösung aufgab.

In dem Streit mit der römischen Kirche erfuhr Bismarck, wie schon erwähnt, eine Niederlage. Wir haben die Mächte, die ihm hier entgegenstanden, schon kennen gelernt: die vielgestaltigen Kräfte, aus denen die römische Kirche ihre Macht zieht, das allgemeine Stimmrecht, den Eifer der Gläubigen, vor allem der Priester und die fast unbeschränkte Herrschaft, die sie bei den Massen ausüben, endlich die blasierte Gleichgültigkeit der herrschenden Bureaukratie. Die höchsten und die niedrigsten Triebfedern der menschlichen Natur vereinigten sich hier zu einem Widerstande, dem der Mächtige nachgab. Durch den Tod Pius IX und die Wahl des seinen Vorgänger weit überragenden, klugen Leo XIII zum Papst, 1878, war Raum für Unterhandlungen geschaffen worden. Seit den

Wahlen zum preußischen Landtag von 1878 beherrschte die Koalition von Konservativen und Klerikalen die Lage und der tapfere Minister Falk und die übrigen liberalen Minister wurden entlassen. Um der Not der Seelen zu begegnen — sie schien der preußischen Regierung sehr viel näher zu gehen als dem Papst, der ihr vermutlich mit dem tolerari posse der Anzeigepflicht, das er der österreichischen gewährt hatte, mit einem Schlage ein Ende hätte machen können —, ließ sich der neue Kultusminister von Puttkamer durch ein Gesetz, das im Mai 1880 zustande kam, diskretionäre Vollmachten geben: im April 1882 wurde wieder ein Gesandter beim Vatikan beglaubigt. Nach einem weiteren Gesetz, über das man sich noch im Mai dieses Jahres verständigte, wurden die erledigten Bistümer besetzt, die eingestellten Zahlungen wieder aufgenommen und nach abermaligen längeren Verhandlungen ward 1886 der endgültige Friede hergestellt, wobei die preußische Regierung notdürftig die Form wahrte, die Zugeständnisse aus eigener Machtvollkommenheit, nicht, wie der Klerikalismus wollte, als absolut selbstverständliche Rechte der katholischen Kirche bewilligt zu haben. Einige Errungenschaften der Gesetzgebung jener Jahre blieben aber doch erhalten: so die Aufhebung der katholischen Abteilung im preußischen Kultusministerium und der Artikel 15, 16 und 18 der preußischen Verfassung, die von der Unabhängigkeit der Kirche vom Staat handelten. Ferner blieben aufrecht der Kanzelparagraph, die Anzeigepflicht für die kirchlichen Orden, ein Teil des Jesuitengesetzes, endlich die beiden wichtigen Gesetze über die Schulaufsicht und die Zivilehe. Bismarck brauchte die Stimmen des Zentrums bei der Durchführung großer anderweitiger Pläne. Er mochte sich bei dem Gedanken beruhigen, daß man die Weiterführung und letzte Entscheidung in diesem Prozesse zwischen Staat und Kirche, zwischen Glauben und Wissen der Weltgeschichte sowie der Wissenschaft und der Schule anheimgeben müsse. Einstweilen triumphierte der Romanismus und Infallibilismus und er hatte Grund dazu.

Neben diesen kirchlichen Wirren nahm eine davon weit abgelegene

Aufgabe, nämlich die Erwerbung überseeischen Besitzes für das Deutsche Reich, zuerst nur die Aufmerksamkeit der Handelswelt der Seestädte Hamburg und Bremen, dann aber die der Staatsmänner und zuletzt die der ganzen Nation mit steigender Lebhaftigkeit in Anspruch. Die Forschungsreisen richteten sich seit geraumer Zeit vorzugsweise auf die ungeheuren noch nie betretenen Teile Afrikas, und deutsche Männer — schon in den fünfziger Jahren des Jahrhunderts Heinrich Barth und Eduard Vogel, danach Theodor von Heuglin und Dr. Schweinfurth, Eduard Schnitzler, bekannt geworden unter dem Namen Emin Pascha, Karl Peters, Gustav Nachtigal, Paul Pogge und Hermann von Wissmann — hatten besonders eifrigen und rühmlichen Anteil daran genommen. Auch die christlichen Missionen der verschiedenen Kirchen hatten sich dem Gedanken zugewandt und ließen ihn nicht wieder einschlafen. Mit jedem Jahr drängte es sich mächtiger auf, daß ein Volk von fünfzig Millionen und ein großes Kulturreich wie das deutsche teilnehmen müsse an der der Menschheit gestellten Aufgabe, die Erde und ihre Güter dem Fortschritt und der Zivilisation zu erschließen, und man erinnerte sich, daß Deutschland im Mittelalter das erste Kolonialreich der Welt war und lediglich durch seine spätere politische Ohnmacht verhindert wurde, an der Erschließung der „neuen Welt", Amerikas und Australiens, sich zu beteiligen. Die Welt war inzwischen vergeben, nur in Afrika, zumal in Südafrika, gab es noch Länderstrecken, auf die keine europäische Macht die Hand gelegt hatte. Wir können dem Eroberungszug nach Südafrika und den Mühen und Gefahren, mit denen er verbunden war, hier nicht im einzelnen folgen und müssen uns begnügen, in rascher Übersicht an einige Hauptmomente zu erinnern: wie das erstemal, als im Jahre 1879 die Idee in Gestalt der Erwerbung der in der Südsee gelegenen Samoagruppe an den Reichstag kam, dieser sich ablehnend verhielt, in unternehmenden Kaufmannskreisen der koloniale Gedanke aber Wurzel faßte und mit wachsendem Interesse in der Öffentlichkeit besprochen wurde; wie auch der Reichskanzler, Fürst Bismarck, sich anfangs gegen irgendwelche unmittelbare Beteiligung des Staates ablehnend verhielt

und die Sache dem privaten Unternehmungsgeist zuwies, dem von solchem erworbenen Besitz aber den Schutz des Reiches zusicherte, 1881. Im Dezember 1882 bildete sich zu Frankfurt a. M. ein deutscher Kolonialverein, der seinen Sitz weiterhin in Berlin nahm, eine lebhafte Agitation entwickelte und mit Erfolg den opferscheuen Krämergeist des deutschen Philisters bekämpfte, der, da man ja das Geld in der Heimat viel besser gebrauchen könne, nichts von so gewagten Unternehmungen wissen wollte in Ländern, deren Wert mehr als zweifelhaft sei. Mutige Männer — merchant adventurers „abenteuernde Kaufleute" oder kaufmännische Abenteurer, wie man in England diese Pioniere eines zukunftreichen Gedankens einst genannt hat — hatten sich indes schon auf den Weg gemacht, schlossen Verträge mit eingeborenen Häuptlingen, hißten da und dort die deutsche Flagge. Der erste, der sich unter diesen mutigen Männern einen Namen machte, war der Bremer Kaufmann Lüderitz, der 1883 Angra Pequena in Südwestafrika erwarb und dieses Gebiet unter deutschen Schutz stellte, — trotz des Einspruches von England, das, im Besitz der Walfischbai, das Land sich vorbehalten sehen wollte. Im Juli 1884 hißte Nachtigal die deutsche Flagge in den weiter nördlich gelegenen Strichen Togo und Kamerun, während der Forscher und Reisende Dr. Karl Peters im Auftrag und Namen der Gesellschaft für deutsche Kolonisation ein größeres Landgebiet in Ostafrika erwarb. Nach längeren Verhandlungen des deutschen Staatssekretärs Grafen Herbert Bismarck mit England, das an allen diesen deutschen Kolonialbestrebungen begreiflicherweise wenig Freude hatte, gelang es, die beiderseitigen Interessensphären abzugrenzen, und am 24. April 1884 stellte Fürst Bismarck die Lüderitzschen Erwerbungen unter den Reichsschutz, etwas später auch die von Nachtigal und Peters. Leichter als mit England gelang die Verständigung mit Portugal, Spanien und Frankreich. Mehr und mehr wurde das Reich in diese Bahn hineingezogen. Im Jahre 1884 einigte sich der Reichstag über das Gesetz über die „Postdampfervorlage", das den Gesellschaften, die den regelmäßigen Verkehr mit der überseeischen Welt vermittelten, auf eine

Reihe von Jahren einen namhaften Beitrag zusicherte. So wurde unter mancherlei Fehlschlägen und Fehlgriffen im Laufe eines Menschenalters ein Besitz erworben, den man heute in West- und Ostafrika, in der Südsee und in der australischen Inselwelt auf mehr als zwei Millionen Quadratkilometer, mehr als das Vierfache des Umfanges des Deutschen Reiches, anschlägt, und eine neue, gewaltig eingreifende Position im Leben unserer Nation war damit gewonnen.

Eine große Sorge bereiteten dem leitenden Staatsmann noch vor Ausgang des ersten Jahrzehntes des neuen Reiches dessen Finanzen, die auf das System der Matrikularbeiträge der Einzelstaaten aufgebaut waren; das Reich war, wie man es ausdrückte, der Kostgänger der Einzelstaaten geworden, anstatt des umgekehrten Verhältnisses, wonach es aus den Überschüssen seiner Einnahmen diesen etwas hinauszahlte. Dasselbe Finanzelend des Reiches drohte, das schon eine der Ursachen des Untergangs des alten Reiches war. Zur Heilung dieses Übelstandes hatte Bismarck, wie erwähnt, den großen Gedanken der Übertragung sämtlicher deutscher Eisenbahnen auf das Reich gefaßt und einen nicht minder kühnen, das Tabakmonopol, geplant. Wir haben gesehen, daß er beide nicht hatte durchsetzen können: jener scheiterte an dem Landespartikularismus der Mittelstaaten, die ihre eigenen Eisenbahnen wie ein letztes Recht und Ausdruck ihrer Souveränität hüteten, dieser an einer anderen Art von Partikularismus, der sich in den jetzigen Zeiten so verhängnisvoll ausbreitet, an dem Partikularismus der einzelnen Erwerbskreise, dem Interessenpartikularismus. Die an der Tabakindustrie Beteiligten erhoben leidenschaftlichen Widerspruch und bestürmten die Ohren der Nation mit einem betäubenden Lärm, der diese hinderte, den weitreichenden politischen Gedanken, der Bismarck bei dem Plan leitete, zu würdigen. Der Gedanke Bismarcks war einfach wie das Kolumbusei: anstatt nach dem System der Matrikularbeiträge von den Einzelstaaten Tribut zu erheben, der nach Bedürfnis wechsle und ihr Finanzwesen verwirre, sollte das Reich sich vielmehr als ihren Wohltäter erweisen, indem es aus dem Ertrag eines ergiebigen Reichs-

monopols die Finanzen der Einzelstaaten speise. Da das Tabakmonopol nicht durchzusetzen war, so schlug Bismarck einen anderen Weg ein, der ihm zugleich auch nahegelegt wurde durch das Drängen der deutschen Landwirtschaft sowohl wie der deutschen Industrie, die beide durch die Konkurrenz des Auslandes bedrängt, eine starke Agitation entwickelten, um die Regierung für Schutzzölle zu gewinnen. Im Dezember des Jahres 1878 richtete Bismarck ein Schreiben an den Bundesrat, in dem er einen neuen Zolltarif auf Grundlage eines gemäßigten Schutzzollsystems ankündigte, eines Systems, das die Thronrede am 12. Februar 1879 als eine Rückkehr zu den seit 1865 verlassenen handelspolitischen Grundsätzen des Zollvereins bezeichnete. Der neue Schutzzolltarif — er erstreckte sich auch auf die Erzeugnisse der Landwirtschaft, die sich freilich fürs erste mit einem sehr bescheidenen Schutzzoll begnügen mußten — wurde am 19. Juli 1879 im Reichstag mit erheblicher Mehrheit angenommen, nicht ohne daß das Zentrum ihm ein Kuckucksei zugelegt hätte, die sogenannte Franckensteinsche Klausel, nach der das Matrikularsystem der Form nach beibehalten und was über hundertdreißig Millionen aus Zöllen eingehe, den Einzelstaaten, nach Maßgabe ihrer Veranlagung zu den Matrikularbeiträgen, überwiesen werden solle. Mit der Wendung zum Schutzzollsystem zurück hatte sich Bismarck von seinem seitherigen Berater in volkswirtschaftlichen Dingen, dem um die Organisation des Reiches und seiner wirtschaftlichen Gesetzgebung hochverdienten Präsidenten des Reichskanzleramts Dr. Delbrück getrennt, der sie nicht mitmachen wollte und sich ins Privatleben zurückzog. Zugleich schwächte sich die nationalliberale Partei, die ohnedem ihre große anfängliche Stellung nicht mehr behauptete. Der freihändlerisch gesinnte Teil — die Abgeordneten Lasker, Bamberger, von Stauffenberg, Rickert — schob sich nach links, nach der oppositionellen Seite hin, und bildete eine neue Partei, die der „Liberalen Vereinigung", die sich auch die „sezessionistische" nennen ließ. Der Liberalismus spaltete sich damit in drei Fraktionen und setzte also die verhängnisvolle Torheit fort, die, echt deutsch, aus Teilfragen,

über die man verschiedener Meinung sein kann, alsbald ein trennendes Prinzip macht. Er geriet damit gegenüber dem Zentrum und den Konservativen, die sich besser darauf verstehen zu unterscheiden, was Haupt- und was Nebensache, was Prinzip und Dogma und was politische Praxis ist, ins Hintertreffen.

Bei dem Bündnis, das zwischen der konservativen und der Zentrumspartei, wenn auch nicht in Form ausdrücklicher Abmachungen so doch tatsächlich bei vielen Gelegenheiten in die Erscheinung trat, spielte die Furcht vor der wachsenden Macht und Ausbreitung der Sozialdemokratie mit: und in der Tat bildet sie das vierte und in gewissem Sinn bei weitem wichtigste der Probleme, welche der jüngsten Periode im Leben der Nation gestellt waren. Gewarnt durch zwei Attentate, die kurz nacheinander im Jahre 1878 auf den ehrwürdigen Kaiser Wilhelm I gemacht worden waren, hatte man ihr mit einem scharfen Ausnahmegesetz zu wehren gesucht, das am 21. Oktober 1878 vom Reichstag angenommen und weiterhin noch zweimal, 1884 und 1887, verlängert wurde; sie hatte nicht das Recht, über Ausnahmemaßregeln sich zu beschweren, da sie selbst sich das sehr ausnahmsweise Recht vindizierte, zu bestimmen, wann auch für Deutschland die Zeit gekommen sein werde, wo mit den Mitteln werde gekämpft werden, wie sie in Rußland die nihilistische Sekte längst anwandte. Allein jenes Gesetz wirkte nicht: bei den Wahlen von 1881 stiegen die sozialdemokratischen Stimmen auf 335000, 1884 auf 507000, 1887 auf 763128, und daß diese nicht lauter „zielbewußte" Anhänger, sondern zu einem guten Teil nur gedankenlose Mißvergnügte und „Mitläufer" waren, bewies eben die Gefahr der Ansteckung, die in dieser Krankheit lag. Das Zentrum pochte darauf, daß die katholische Kirche allein die Heilmittel gegen dieses Übel bieten könne. Allein diese Mittel hatten sich nicht bewährt, und sie reichten so wenig als evangelische Predigt und Vereine aus: schon deshalb nicht, weil Feindschaft gegen alles Kirchen- und Pfaffentum und atheistisches Gebaren und Renommieren so wie in den Tagen der Kommune in Paris damals zu den notwendigen Erfordernissen des echten

Sozialdemokraten gehörte und erst später von diesen gewissermaßen als Zugeständnis an rückständige Genossen und Mitläufer der Partei der Satz ausgesprochen wurde, daß Religion Privatsache, also nicht Parteisache sei. Bismarck hatte schon früher den sehr richtigen Satz ausgesprochen, daß revolutionäre Parteien nur durch den Kern des Richtigen, der in ihren Maßlosigkeiten stecke, gefährlich werden. Er durchschaute einerseits die schwache Stelle im Programm der mit so vieler Dreistigkeit und mit so großen Massen auftretenden Partei — daß ihre Führer nämlich über die endliche Gestaltung ihrer Welt- und Gesellschaftsordnung völlig unklar waren, daß sie, darüber befragt, jedesmal die Antwort schuldig blieben, verkannte aber andererseits auch nicht, daß in Wahrheit der Bewegung ernsthafte, glücklicherweise aber auch heilbare Übel zugrunde lagen, und erkannte demgemäß dem Staat die Pflicht zu, diesen Übeln mit wirklichen Reformen, nicht also nur mit Repressivmaßregeln, vielmehr mit einer verständigen Gesetzgebung entgegenzutreten. Auf diese Notwendigkeit mit allem Nachdruck hingewiesen, die Lösung der „sozialen Frage", das hieß die Bekämpfung des Massenelends, in den Vordergrund der Aufmerksamkeit gedrängt zu haben, war in der Tat das unfreiwillige Verdienst der Sozialdemokratie und ihrer zum Teil sehr minderwertigen Führer. Die wissenschaftliche Klärung der Frage und das tiefere Verständnis für die hier der Gesellschaft gestellten großen Aufgaben haben einzelne Vertreter der Nationalökonomie an deutschen Hochschulen, voran Roscher in Leipzig, Schmoller und Adolf Wagner in Berlin, Schäffle nach seiner verunglückten Laufbahn in Wien, Brentano in München, wesentlich fördern helfen. Der Spottname „Kathedersozialismus", den zu Anfang der siebziger Jahre der Abgeordnete Bamberger den Bestrebungen dieser Männer anzuhängen versucht hat, ist längst ein Ehrenname geworden, während umgekehrt das sogenannte „Manchestertum", das jener Abgeordnete und seine Parteigenossen vertreten haben, der Grundsatz des „laissez aller et laissez faire" auf dem wirtschaftlichen und sozialpolitischen Gebiete, vollständig sich überlebt hat und abgetan ist.

Am 17. November 1881 erschien, aus Bismarcks Feder geflossen, eine kaiserliche Botschaft. Kaiser Wilhelm erklärte in ihr, daß er mit um so größerer Befriedigung auf die Erfolge zurückblicken werde, mit denen Gott seine Regierung gesegnet habe, wenn er dereinst bei seinem Scheiden das Bewußtsein mitnehmen könne, dem Vaterland neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistands, auf den sie Anspruch hätten, hinterlassen zu haben. Die Botschaft kündigte nun eine hauptsächlich für die industriellen und landwirtschaftlichen Arbeiter bestimmte neue Sozialgesetzgebung des Reiches an und stellte Vorlagen über Unterstützung der Arbeiter in Krankheit und bei Betriebsunfällen sowie über Altersversorgung und Versorgung bei Invalidität in Aussicht. Während Regierung und Reichstag eifrig beschäftigt waren, dieses heilsame Werk unter Dach zu bringen, zog die sozialdemokratische Partei im allgemeinen es vor, auf die große Revolution, den Sturz der bürgerlichen und, wie sie sagten, kapitalistischen Gesellschaft zu vertrösten, die sie sehr bestimmt und spätestens für das Ende des Jahrhunderts weissagte. Von den angekündigten Gesetzen wurden nach gründlicher Beratung im Jahre 1883 dasjenige über die Organisation des gewerblichen Krankenkassenwesens, im darauffolgenden Jahre das über die Versicherung gegen Betriebsunfälle angenommen, wogegen das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz erst 1889 unter der folgenden Regierung zum Abschluß gebracht werden konnte. Diese Gesetzgebung legte dem Staat, der Industrie und der Landwirtschaft, also namentlich auch den Besitzenden, wie sich denken läßt, schwere Opfer auf, gab aber der Gesellschaft damit das gute Gewissen zurück, daß sie ernsthaft bemüht sei, im Sinn eines praktischen Christentums vorwärts zu gehen; den Arbeitern gab sie anstatt der Almosen, auf die sie seither mehr oder weniger angewiesen waren, bestimmte Rechtsansprüche.

Noch einmal sollte unter diesem Kaiser gegen Ausgang des Jahres 1886 um die Sicherung des deutschen Heeres gerungen werden. Die Beziehungen sowohl zu Frankreich als zu Rußland

hatten sich verschlechtert, Dort war nach dem Sturz des vernünftigen Ministeriums Jules Ferry, 30. März 1885, ein Ministerium Freycinet und dann Goblet gefolgt, in dem der chauvinistische General Boulanger das Portefeuille des Kriegs verwaltete: zur Ausführung der von ihm vertretenen Revancheidee brachte er ein neues Kriegsdienstgesetz ein, wonach jeder Franzose drei Jahre bei der Fahne dienen mußte, und forderte zugleich einen Kredit von dreihundert Millionen. Der Kaiser Alexander III von Rußland hatte, wie Bismarck später feststellte, infolge von gefälschten Depeschen die deutsche Politik im Verdacht, seine Pläne hinsichtlich Bulgariens durchkreuzt zu haben, und die panslavistische Presse schürte Hand in Hand mit der boulangistischen zum Krieg gegen Deutschland. In Deutschland lief das Septennatsgesetz vom Jahre 1880 demnächst ab: so legte die Reichsregierung pflichtgemäß im November 1886 dem Reichstag ein neues Septennats-Militärgesetz vor, das die Friedenspräsenzstärke auf 468409 Mann erhöhte. Diese Erhöhung wurde begründet im Hinblick auf das französische Heer, dessen Friedenspräsenzstärke schon 471000 Mann betrug, aber nun nach Boulangers Reformgesetzen noch jährlich um 44000 Mann vermehrt werden sollte. Nach einem großen Redekampf, in dem der Führer des Zentrums, sowie die der deutsch-freisinnigen Partei — zu dieser waren seit 1884 die beiden linksliberalen Fraktionen zusammengetreten — Windthorst, Richter und Stauffenberg auf der einen Seite, Bismarck und Moltke auf der anderen sich maßen, wurde ein Antrag Stauffenberg angenommen, wonach die Bewilligung auf drei Jahre genehmigt wurde: Triennat gegen Septennat. Bismarck, angesichts einer Majorität aus Zentrum, Deutschfreisinnigen, Demokraten, Elsässern, Dänen und Welfen, verlas die kaiserliche Botschaft, welche den Reichstag auflöste. Bismarck hatte Recht, wenn er von jener übel zusammengesetzten Majorität nicht niederstimmen lassen wollte, was von den ersten militärischen Autoritäten, wie dem Kaiser und Moltke, sowie von einem Kenner der Lebensbedürfnisse des Staats dem Ausland gegenüber, wie ihm, Bismarck selbst, gleichermaßen für unbedingt not-

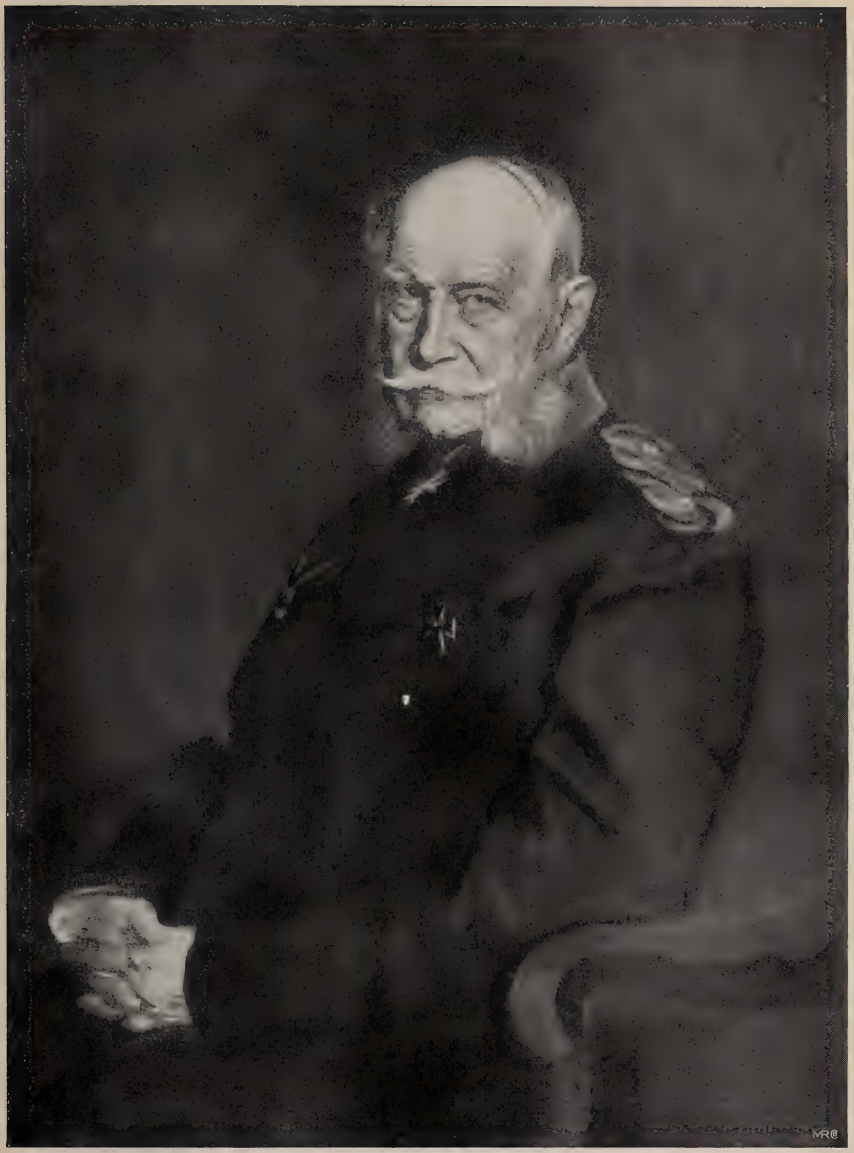
wendig im Interesse der Erhaltung des Friedens erklärt wurde: unumwunden sprach er es aus, daß hier die Gefahr einer Übermacht des Parlaments — und eines Parlaments von sehr bunter Zusammensetzung — über das monarchische Element der Verfassung im Hintergrunde stehe. Die Wahlen gingen zu Anfang 1887 unter großer Aufregung vor sich. Es ward für sie ein Kartell der Konservativen und der gemäßigt Liberalen, der Nationalliberalen geschlossen, dem eine große Tragweite zukam. Eine Niederlage der Regierung hätte alle offenen und geheimen Feinde Deutschlands ermutigt, vielleicht entfesselt. In der Erwägung, daß ein zweiter französischer Krieg seitens dieser Nation nicht unter den Auspizien der Kirche, sondern ausschließlich unter dem republikanischen und radikalen Banner werde geführt werden und daß ein Sieg Frankreichs nicht wie im Jahre 1870 der Kirche zugute kommen würde, sah sich der staatskluge und weltkundige Papst Leo veranlaßt, die Zentrumspartei wissen zu lassen, daß er wünsche, sie möchte für das Septennat stimmen. Die Partei erfuhr aber diese päpstliche Mahnung nicht, die freilich nicht öffentlich und nicht ex cathedra ausgesprochen ward: Windthorst, der Politiker, fand es mit seinem katholischen Gewissen vereinbar, die päpstliche Mahnung zu verschweigen, der sicher bei der im Volke herrschenden Stimmung viele gerne gefolgt wären. Nichtsdestoweniger errangen die Parteien des konservativ-nationalliberalen Kartells bei den Wahlen am 21. Februar 1887 den Sieg und am 11. März wurde die Militärvorlage der Regierung, das neue Septennat, von dem neuen Reichstag mit einer Mehrheit von 227 gegen 48 Stimmen angenommen. Das Zentrum hatte sich der Abstimmung enthalten, von den Deutschfreisinnigen, deren Zahl in dem neuen Reichstag sehr zurückgegangen war, stimmten nun die meisten mit Ja.

Die Wirkung dieser Abstimmung zeigte sich alsbald. Nach der Beilegung der sog. Schnäbele-Affäre mußte Boulanger sein Portefeuille niederlegen. Die Verstimmung Rußlands freilich blieb und die Furcht vor dem Abschluß eines russisch-französischen Bündnisses hielt das deutsche Volk während des ganzen Jahres 1887 in

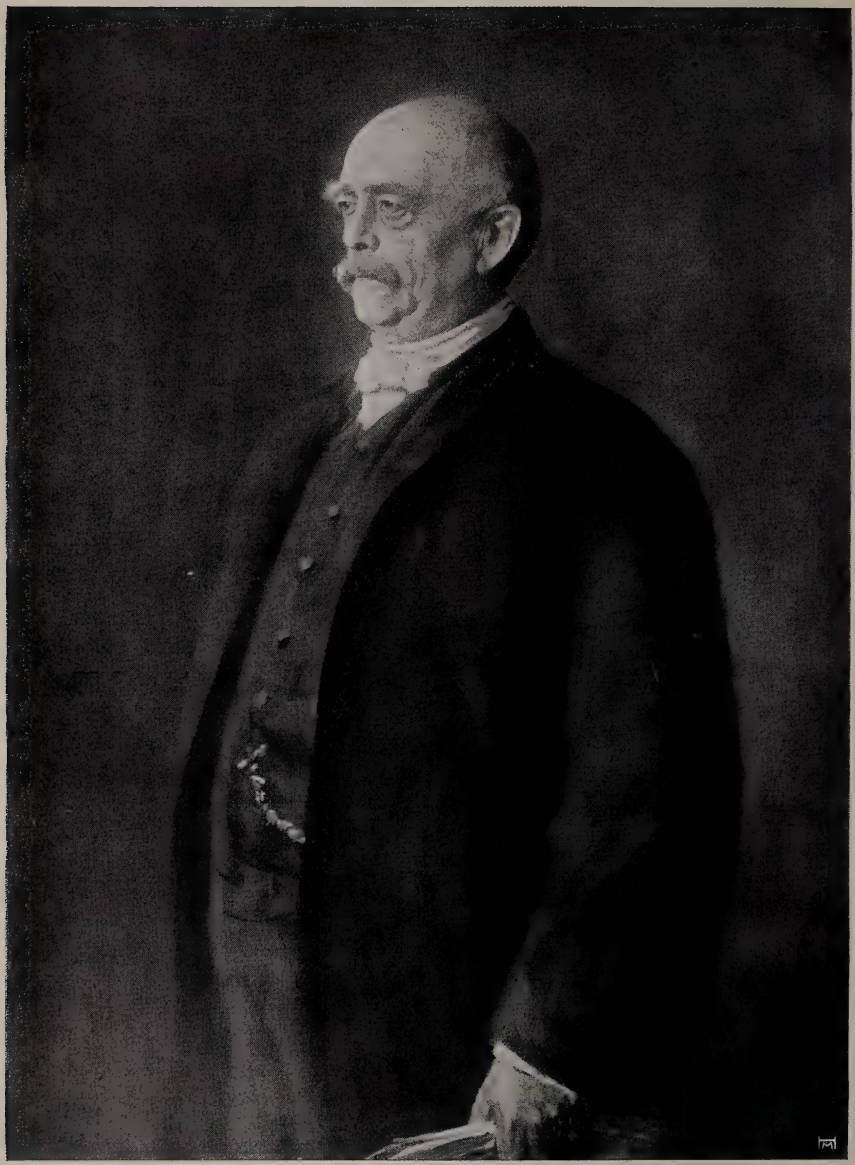
steigender Aufregung. Bismarck sah sich veranlaßt zu einer großen Demonstration zur Sicherung des europäischen Friedens, indem er am 9. Dezember 1887 im Reichstag eine Novelle zum Kriegsdienstgesetz einbrachte, wodurch aus den sechs ersten Jahrgängen des Landsturms die Landwehr zweiten Aufgebots formiert und damit der deutschen Feldarmee für Zeiten großer Gefahr eine Verstärkung um eine halbe Million Soldaten zugeführt wurde. Am 6. Februar 1888 hielt Bismarck bei Beratung dieser Vorlage eine seiner großen Reichstagsreden: sie ist berühmt geworden durch das geflügelte Wort, das er damals sprach: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt." Es war ein erfreulicher Erfolg, daß der Reichstag auf den Antrag des bayerischen Zentrumsabgeordneten Freiherrn von Franckenstein beschloß, die Wehrvorlage ohne Debatte anzunehmen.

Diese Entscheidung war die letzte Freude Kaiser Wilhelms. Denn die Tage des guten und großen Herrschers gingen zu Ende, und am 9. Mai 1888 schied der erste Kaiser des neuerstandenen Reichs im einundneunzigsten Jahre eines wohlverbrachten und fast wunderbaren und doch schlicht und klar vor aller Augen liegenden Lebens. Es wird auch in aller Zukunft der Nation einen Gipfelpunkt ihrer Geschichte bedeuten. Geboren im Jahre des Friedens von Campo Formio am 22. März 1797, frühzeitig mit dem Ernst des Lebens durch das Unglück des Staates und den Tod seiner Mutter, der Königin Luise, vertraut geworden, wuchs er, eine Natur von schlichter Art in gesunder Umgebung, für seine Stellung als erster Untertan heran, widmete sich seinen soldatischen Pflichten, ohne daß die Möglichkeit, selbst einst die Krone tragen zu müssen, die Ruhe seines Gemütes störte, und durchlebte, eine Zeitlang das Opfer und der Zielpunkt demokratischen Hasses, die schweren Tage der Revolution von 1848, aber ohne daß diese schlimme Zeit ihm wie seinem königlichen Bruder den Stachel eines unköniglichen Rachegefühls zurückgelassen hätte. Zehn Jahre später, 1858, ans Ruder gerufen, jetzt von allen mit freudiger Hoffnung begrüßt, in klarer Erkenntnis dessen, was in dem Chaos der deutschen Verhältnisse zunächst

nottat, führte er, lange unter Verzicht auf seine Volkstümlichkeit, die Reform des unentbehrlichsten Besitztums der Nation, der preußischen Armee, durch: er berief, damals schon fast entschlossen, dem Widerstande des Abgeordnetenhauses gegenüber zugunsten seines Sohnes abzudanken, Bismarck an seine Seite. Dessen überlegenem Geist fügte er sich, nicht widerwillig wie einst sein Vater dem Freiherrn vom Stein, sondern als ein auf sich selbst stehender Mann, und wußte neben seinem genialen Minister die monarchische Stellung in ihrer Bedeutung zu wahren. In einem Alter, wo der gewöhnliche Mensch die Ruhe sucht, gelingt ihm nun das Ungeheure, die Emanzipation Deutschlands von Österreich und die Niederwerfung des französischen Übermuts, und noch siebzehn Jahre eines friedlichen Wirkens im Genuß einer beispiellosen Popularität sind ihm gegönnt. Er bleibt sich gleich, arbeitsam, pflichttreu, durch keine Schmeichelei besiegt: so erreicht er das höchste Alter, das dem Menschen gegönnt sein kann und scheidet aus einem Leben, das köstlich gewesen ist, weil es Mühe und Arbeit war, als ein Christ von echter Art, und wie ein „satter Gast" nach dem edlen Bilde alter Dichtung. Die Trauer um ihn war groß und allgemein: so wie sie ein Chronist im Jahre 814 am Grabe Karls des Großen schildert: der hier zu Grabe getragen wurde, war allen gestorben, wie sein Gedächtnis bei allen als das eines königlichen Mannes von echter Art — in der Tat eines Herrschers von Gottes Gnaden im höheren Sinne — leuchten und leben wird.



Kaiser Wilhelm I in seinem letzten Lebensjahre
Gemälde von Franz von Lenbach (Museum zu Leipzig)



Fürst Bismarck
Gemälde von Franz von Lenbach aus dem Jahre 1888

30. Kaiser Friedrich III. Das erste Jahrzehnt der Regierung Wilhelms II. Ausblick und Schluß.

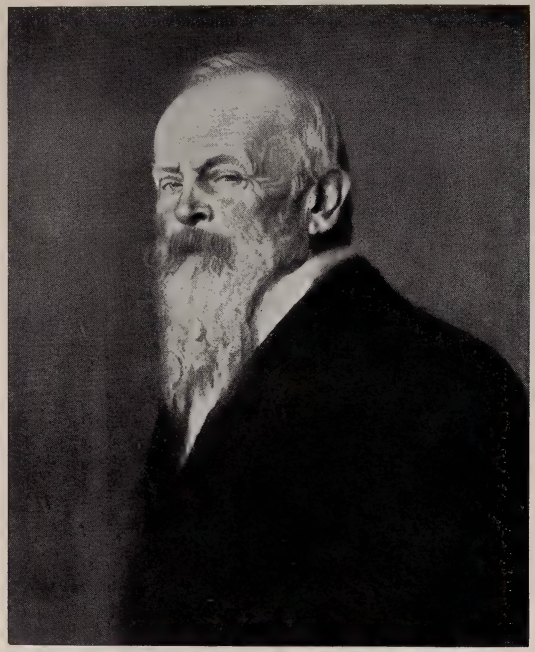
Niemand, sagt der Weise des Altertums, ist als glückselig zu preisen, als wer ein schönes Leben auch schön geendigt hat; aber jedes Menschenleben, auch das glücklichste, hat seine Tragik: und dieses Leben war an seinem Ziele noch dadurch getrübt, daß der Vater den einzigen Sohn, der König seinen Thronfolger einem unheilbaren Leiden verfallen sah. Die ganze Nation hatte ihre Freude gehabt an dem schönen, ritterlichen, gutherzigen, leutseligen Kronprinzen Friedrich, dem Sieger von Wörth und Sedan. Sie lebte in den Gedanken, daß er, der die Anschauungen einer freieren Zeit hegte, das Werk des Vaters fortsetzen und krönen werde, und man hoffte, daß er die Regierung in dem hohen und erleuchteten Sinne führen werde wie etwa der Großherzog Friedrich von Baden die seines kleinen Landes. Mit ängstlicher Spannung verfolgte man die Nachrichten von der Krankheit und ihren Heilungsversuchen, bei denen ein sehr unnötig hinzugezogener englischer Spezialist die Hauptrolle spielte; aber als er jetzt zum Thron berufen wurde, — Friedrich III — war längst schon jede Hoffnung auf Genesung zu Grabe getragen. Todkrank, sprachlos, fast schon sterbend, trat er die schreckliche Reise von San Remo, wohin ihn die Ärzte zuletzt geschickt hatten, nach Berlin an und traf am 11. März in Charlottenburg ein. In einem Manifest „An Mein Volk" begrüßte er die Nation und in einem Erlaß vom gleichen Tage, dem 12. März, an den Reichskanzler und preußischen Ministerpräsidenten entwickelte er mit warmer Anerkennung der Verdienste des Fürsten Bismarck ein Programm, das, in dessen Geiste gehalten, anders als die seither und sonst bei solcher Gelegenheit gebräuchlichen Kundgebungen seine Stel-

lung zu den wichtigsten Fragen und Aufgaben, dem religiösen Leben, der Erziehung, den finanziellen Reformen, der Selbstverwaltung und dem Wirtschaftsleben der verschiedenen Gesellschaftsklassen dartat. Es war ihm nicht beschieden, sein Volk lange in diesem fortschrittlichen Geiste zu führen. Nur zwei heilsame Maßregeln vermochte er an seinen Namen zu knüpfen, die Entlassung des Ministers von Puttkamer, eines schroffen und hochfahrenden Konservativen, und die Vollziehung eines überaus heilsamen Gesetzes, das für den preußischen Landtag wie für den Reichstag fünfjährige Legislaturperioden statt der dreijährigen festsetzte; es war wohltätig und vernünftig, in einem so großen Staatswesen dem Volke die Aufregung allgemeiner Wahlen etwas weniger häufig aufzuerlegen und ihm etwas mehr Zeit zur Überlegung zu gönnen: die Freiheit, die, wie man allmählich einsehen lernte, nicht bloß in möglichst vielem Wählen und Reden besteht, kam dabei nicht zu Schaden. Einem Vermählungsprojekt, einer Heirat einer kaiserlichen Prinzessin mit dem durch russischen Haß entthronten Fürsten von Bulgarien, Prinz von Battenberg, war Bismarck entgegengetreten, weil es das Verhältnis zum russischen Zaren und seine und die deutsche Politik an einer empfindlichen Stelle gekreuzt hätte; es war ein Plan, der, dem englischen Einfluß entsprungen, auch von einigen Intriganten der preußischen Fortschrittspartei unterstützt wurde: und soviel hatte man doch im deutschen Volk von Politik gelernt, daß sich die öffentliche Meinung mit Nachdruck gegen den Gedanken wendete, der auch nicht zur Ausführung kam. Am 15. Juni 1888 starb der Kaiser, im sechsundfünfzigsten Jahr eines schön begonnenen und lange Zeit glücklich verlaufenden Lebens, dessen jammervolles Ende die Nation aufs tiefste empfand und betrauerte.

Sein Sohn Wilhelm II, der seit 1881 mit der Tochter des Herzogs Friedrich von Augustenburg, Prinzessin Viktoria Augusta, vermählt war, trat in der Vollkraft männlicher Jugend, mit neunundzwanzig Jahren, das große Erbe an. Auch er richtete ernste und verständige Begrüßungsworte an sein Volk, sein Heer

Kaiser Friedrich III
Gemälde von Anton von Werner

Kaiser Wilhelm II
Gemälde von Max Koner



Prinzregent Luitpold von Bayern
Gemälde von Franz von Stuck

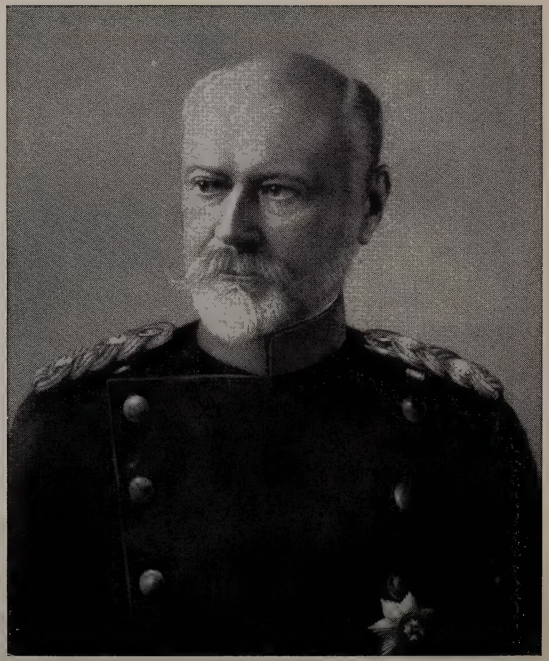
Großherzog Friedrich von Baden
Photographie nach dem Leben

Copyright 1893 by Photographische Gesellschaft

Die Eröffnung des Reichstages durch
Gemälde von

ſer Wilhelm II am 25. Juni 1888
von Werner

König Albert von Sachsen
Photographie nach dem Leben



König Karl von Württemberg
Photographie nach dem Leben

und seine Marine und eröffnete am 25. Juni 1888 den ersten Reichstag unter seiner Regierung in Gegenwart von zweiundzwanzig deutschen Bundesfürsten mit einer Thronrede, in der er sich ausdrücklich zu der Botschaft Wilhelms I vom November 1881 bekannte, die guten Beziehungen des Reiches zu allen Mächten und die Bündnisse mit Österreich und Italien hervorhob und mit den Worten schloß: „In der auswärtigen Politik bin ich entschlossen, Frieden zu halten mit jedermann, soviel an mir liegt."

Die Nation, an deren Spitze Gott den jungen Kaiser gerufen hatte, war auf dem Höhepunkt ihres Lebens angelangt und eine vielseitige Begabung und sorgfältige Erziehung hatte diesen vollauf befähigt, an allen ihren Interessen und Aufgaben an höchster Stelle selbständig und einsichtig teilzunehmen. Er hatte den Bildungsgang als Schüler eines Gymnasiums und nach rechtmäßig erworbenem Abiturientenreifezeugnis als immatrikulierter Student der Universität Bonn durchgemacht und hatte gelernt, was ein begabter junger Mann im akademischen Unterricht und im studentischen Verkehr als Gleicher mit Gleichen dort lernen kann. Auch hatte er frühzeitig das Bedürfnis, seine Persönlichkeit, nicht bloß seinen Rang und seine gesellschaftliche Stellung geltend zu machen; er bewies bald eine nicht gewöhnliche Fähigkeit der Rede, also eine Eigenschaft, welche recht eigentlich zeitgemäß, aber gefährlich war.

Nach außen boten sich keine Schwierigkeiten. In Frankreich zwar kochte noch immer das Rachegefühl und der Schmerz um den Verlust der beiden Provinzen und machte sich Luft in gelegentlichen einzelnen Ungezogenheiten, wie etwa 1883 der pöbelhaften Beschimpfung des jungen Königs Alfons von Spanien, der die ritterliche Nation beleidigt hatte, weil er von Kaiser Wilhelm I die Ehrung als Chef eines in Straßburg garnisonierenden Ulanenregiments angenommen hatte, oder im Jahre 1891, als die Kaiserin-Witwe Friedrich die Stadt Paris inkognito besuchte, aber vor der Insolenz, die ihr hier begegnete, rasch wieder umkehren mußte. Indes von kriegerischen Gedanken schreckte doch die Furcht vor dem Dreibunde, Deutschland, Österreich, Italien, der 1887, 1897 und

1907 verlängert wurde, und wohl auch die Wahrnehmung des immer wachsenden Übergewichts der deutschen Bevölkerungsziffer über die stationär bleibende oder nur schwach sich vermehrende Frankreichs zurück. Man warb dort um die Gunst Rußlands mit viel niedriger Schmeichelei und einigem Erfolg, aber ohne greifbaren Gewinn. Denn das Verhältnis Deutschlands zu Rußland war zwar unter Alexander III (1881—1894) nicht mehr so gut wie unter dessen Vater, und die russische Presse hetzte, aber die alte Tradition der Freundschaft zwischen den Höfen machte sich doch noch immer geltend und noch immer konnten deutsche Prinzessinnen um den Preis des Religionswechsels dort gute Partien machen. In Großbritannien regierte die Großmutter des Kaisers, die Königin Viktoria, und der Verkehr der beiden Nationen in allen Schichten, amtlichen und nichtamtlichen, war rege und im Ganzen freundschaftlich; die nachdrücklichere Beteiligung Deutschlands am Welthandel und Seeverkehr, der steigende Wettbewerb der deutschen Industrie und endlich die kolonialen Bestrebungen des Deutschen Reiches beeinflußten zwar die Beziehungen zu England, störten indes das gute und friedliche Verhältnis noch nicht. Im Juni 1890 kam ein Abkommen zwischen den beiden Mächten zustande, welches den beiderseitigen Besitz und die beiderseitigen Interessensphären in Afrika regelte und das unter seinen Bedingungen auch die Abtretung der Insel Helgoland an Deutschland enthielt, was doch mehr gewissermaßen einen Schönheitsfehler der deutschen Karte berichtigte, als daß es realen Wert gehabt hätte. Die großen außereuropäischen Fragen tauchten erst gegen Ende des Jahrhunderts auf; Ende 1895 aber begann sich das Verhältnis zu England für einige Zeit zu trüben, als nämlich die Stellung Englands zu der Burenrepublik in Südafrika in ein akutes Stadium zu treten begann. Als ein Flibustierzug des Engländers Dr. Jameson von den tapferen Buren und ihrem Präsidenten Paul Krüger mit rascher Energie bezwungen und der Anführer gefangen genommen wurde, sandte Kaiser Wilhelm, auch er die Stimmung des deutschen Volkes teilend, ein Glückwunschtelegramm an den Prä-

sidenten der Burenrepublik, das in England großen Ärger erregte, da das dortige Publikum in dem frechen Abenteuer ein Heldenstück sah, weil es im englischen Interesse geschehen war. Die Beziehungen zu den übrigen Ländern, den neutralen, wie Holland, Belgien, der Schweiz, mit der man nur dazwischen gelegentlich einmal wie z. B. 1889 einen kleinen Verdruß hatte, den skandinavischen und denen der Balkanhalbinsel gestalteten sich oder blieben freundlich. Es zeigte sich immer deutlicher, daß für den ganzen Erdteil die Aufrichtung des Deutschen Reiches eine Wohltat gewesen war und allmählich leuchtete es aller Welt, nur nicht der Beschränktheit und der Bosheit ein, daß die deutsche Nation und ihr Kaiser friedlich gesinnt waren und nicht an Erweiterung ihrer Grenzen auf europäischem Boden dachten.

Hinsichtlich der inneren Verhältnisse im Deutschen Reiche drängte sich vor allem eines auf. Bismarck hatte einmal im Reichstag geäußert, daß der Schwerpunkt der deutschen Einheit jetzt in seinen Fürsten, nicht in dem von Parteien und Fraktionen zerklüfteten Reichstage liege, und nichts konnte richtiger sein. Die Bundesfürsten waren die Träger der deutschen Einheit geworden. Die Zustände unter dem Bundestag waren vergessen, ein neues Geschlecht auch auf den deutschen Thronen war herangewachsen, das den großen Krieg mitgemacht, zum guten Teil in führender Stellung sich Ruhm erworben hatte, und mit der Nation hatten sich auch ihre Monarchien und Häupter verjüngt; ihre verdorrten Äste in Hannover, Kurhessen, Nassau hatte ein Wetter Gottes vom Baume der Nation abgeschmettert und die geringen Parteien, die sie zurückgelassen, bedeuteten nichts mehr; im großen und ganzen war jetzt in Deutschland der wünschenswerte Zustand gefunden, in dem die Vielheit und die Einheit, die Kraft des Reichs und die der Einzelstaaten sich gegenseitig durchdrangen und förderten. Auch muß man anerkennen, daß Bismarck das Landesgefühl und das Gefühl der Landesherrn sorgfältig schonte und daß auch Kaiser Wilhelm II im Verkehr mit diesen einen Takt und eine Haltung bewies, die nichts zu wünschen ließen. Auch hatten beide, Kaiser und Landesfürsten,

nicht nur gemeinsame Aufgaben, sondern auch, was noch wichtiger war, gemeinsame Gegner, die jetzt aufs neue hervortretenden maßlosen Ansprüche der römischen Kirche und die Sozialdemokratie.

Wirft man einen Blick auf die Entwicklung der Einzelstaaten in dieser Zeit, so zeigt sich noch immer ein starkes, aber nicht mehr gefährliches Sonderleben. In Elsaß-Lothringen macht der deutsche Gedanke langsam zwar, aber sichtbar Fortschritte und die Art und Persönlichkeit des Kaisers trug dazu wesentlich bei. Unter der Statthalterschaft des Feldmarschalls Manteuffel (1879—1885) waren allerlei Mißgriffe begangen worden, die unter dem Fürsten Chlodwig von Hohenlohe abgestellt wurden; die eifrigen Bemühungen um die Gunst der eingeborenen elsässischen Kreise, die unter jenem üblich waren, hatten mehr geschadet als genützt. In Bayern, dem größten Staat der Föderation nach Preußen, lagen die Dinge am schwierigsten. Der geisteskranke König Ludwig II hatte 1886 einen tragischen Tod in den Wellen des Starnberger Sees gefunden und dem Namen nach folgte ihm als König ein zweiter Geisteskranker, sein Bruder Otto; die Regierung führt seitdem ein tüchtiger und gerader Mann, der Oheim Prinz Luitpold, als Regent. Die klerikale Partei kam wieder in die Höhe und die Liberalen gingen zurück. Hatten die Ultramontanen aber auch in der Abgeordnetenkammer eine stets wachsende Mehrheit, so blieb das Ministerium doch reichstreu und gemäßigt liberal, woran auch der Rücktritt des Grafen Crailsheim im Jahre 1903 nichts änderte; sein Nachfolger, Freiherr von Podewils, ging den gleichen Weg wie sein Vorgänger. Der Prinzregent Luitpold hütete sorgfältig die edlen Traditionen der eifrigen Pflege der Kunst, die ihm sein Vater, König Ludwig I, als Erbteil hinterlassen hatte. In Württemberg mühte man sich jahraus jahrein um die Reform der altmodischen Verfassung und Verwaltung mit ihren lebenslänglichen Bürgermeistern und ihrer mehr als feudalen Ersten Kammer, nachdem man erkannt hatte, daß die Freiheit, mit der man früher geprahlt hatte, doch noch etwas anderes war als die ungehemmte Rede- und Denkfreiheit im Wirtshaus und in der Studierstube. Auf der evangelischen Mehrheit des Landes drückte die

Aussicht, daß bei der Kinderlosigkeit des wackeren Königs Wilhelm II die katholische Nebenlinie des Hauses zur Regierung kommen werde, und sie hatte um so mehr Grund besorgt zu sein, als die römische Partei, die längere Zeit von Toleranz und Friedfertigkeit übergeströmt war, jetzt, wo in Preußen der Sieg gewonnen war, mit Macht auch hier vordrang und im Verein mit den radikalen Elementen, der demokratischen Partei und der Sozialdemokratie, die deutsche Partei zurückdrängte. In jedem Fall stand der unerfreuliche Zustand bevor, daß das regierende Haus, durch die nicht tiefe, aber um so breitere Kluft der Religionsverschiedenheit von der Mehrheit der Bevölkerung getrennt, im Lande nicht Wurzel fassen könne; ein ähnlicher Zustand, wie er in Sachsen seit 1697 bestand, dort aber bei der weit überwiegenden Zahl der Evangelischen und der weisen und maßvollen Gesinnung der Herrscher weiter keine üblen Folgen gehabt hat. Dort in Sachsen gab es anderes, was den Schlaf des Bürgers störte: das Anwachsen der Sozialdemokratie in dem industriereichen Lande und die veraltete Verfassung, die den Konservativen günstig, den Interessen und der Stimmung der Mehrheit des Volkes nicht mehr entsprach. Erfreulich waren die Verhältnisse in Baden, wo der Großherzog Friedrich ein edles Beispiel eines deutsch und freigesinnten Patrioten gab, der sein langes Regentenleben — er feierte im Jahre 1902 sein fünfzigjähriges Jubiläum — in hohen Ehren dem Dienst der engeren Heimat und des großen Vaterlandes geweiht hatte und dieser Pflicht bei jeder Gelegenheit beredte und eindrucksvolle Worte zu geben wußte. Eine staatsrechtliche Frage ernsthafter Art erhob sich in Braunschweig bei dem Tode des kinderlosen Herzogs Wilhelm. Nach dem Rechte der Legitimität folgte das Haus der hannöverischen Welfen, also der Herzog von Cumberland, der Sohn des entthronten letzten Königs von Hannover. Da er aber zwar die Reichsverfassung anerkennen, nicht aber seine Ansprüche auf Hannover aufgeben wollte, so wurde bis auf weiteres eine Regentschaft bestellt und schließlich zum Regenten ein preußischer Prinz gewählt: Kaiser und Bundesrat wirkten bei diesem Arrangement mit, das die Staatsnotwendigkeit verlangte. Machtlos erwiesen

sie sich aber gegenüber der verkehrten, im Jahre 1851 hergestellten Verfassung in Mecklenburg, wo das Volk zwar nach allgemeinem Stimmrecht für den Reichstag wählte, für das eigene Land aber in seinen Angelegenheiten ohne Vertretung, das Regiment den Rittern und sonstigen alten Ständen und mittelalterlichen Potenzen anheimgegeben war. Alle diese aus der früheren Ordnung in Deutschland in die neue Zeit sich hinüberschleppenden Fragen traten aber weit zurück hinter den drei großen, uralten, weltgeschichtlichen Fragen, welche das neunzehnte Jahrhundert an seinem Schlusse noch einmal mit ganzem Nachdruck an die Gesamtnation richtete, der Frage des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, zumal der römischen Kirche, der Frage der Ausgleichung der Mißverhältnisse zwischen den verschiedenen Klassen der menschlichen Gesellschaft und endlich der Frage der Ausbreitung europäischer Zivilisation und Kultur über den Erdball — also der religiösen, der sozialen und der kolonialen Frage.

An der Behandlung und Lösung dieser Fragen und Aufgaben war Fürst Bismarck nicht mehr unmittelbar beteiligt. Am 20. März 1890 erhielt er die erbetene Entlassung. Sie schieden nicht im Frieden, der erste Kanzler des Deutschen Reiches und der junge Kaiser Wilhelm II. Die Nachricht vom Rücktritt des Fürsten Bismarck aus seinen Ämtern machte, wie sich denken läßt, ungeheures Aufsehen und man suchte und fand allerlei Gründe für diese Trennung — der natürlichste war der, daß ein junger, in der Kraft seiner Jahre und seines Selbstbewußtseins stehender Fürst sich auf die Dauer nicht der Wucht des gewaltigen Namens und der alles überragenden Autorität seines ersten Untertans unterwerfen konnte. An Bismarcks Stelle trat der General der Infanterie Leo von Caprivi — er war seit 1882 als Stosch' Nachfolger Chef der Admiralität gewesen — und dann seit 1894 Fürst Chlodwig von Hohenlohe, der Statthalter von Elsaß-Lothringen, beide fähige und kluge Männer, aber nicht an der gigantischen Größe Bismarcks zu messen. Diesem waren noch sechs Jahre zur Erfüllung einer anderen Mission gegönnt, in der er nur einen gleichen in der deutschen Geschichte gehabt hat,

Martin Luther: wie dieser der große Lehrer der Nation in der Religion gewesen, so wurde Bismarck in dieser letzten Zeit noch ihr großer Lehrer in der Politik — und niemals hat ein deutscher Mann eindringlicher und wirksamer zu seinem Volke sprechen dürfen und niemals ist der Ertrag eines reichen Menschenlebens diesem Volke so klar und eindringlich dargelegt worden als in jenen Apriltagen des Jahres 1895, wo die Vertreter aller Kreise des Volkes, Deputationen des Heeres, der Städte, der Industrie, der Universitäten, der Lehrerwelt, zahllos nach dem einfachen Schlosse oder Hause in Friedrichsruh pilgerten, um dem großen Mann zu seinem achtzigsten Geburtstage ihre Huldigung darzubringen. Hier empfingen sie in den kürzeren und längeren Reden, mit denen er ihre Adressen beantwortete, was er im Laufe seines außergewöhnlichen Lebens über die Aufgabe jedes Berufes und seine Bedeutung für das Ganze des vaterländischen Lebens gedacht und erfahren und jeder trug die Erinnerung an den Tag und den Mann wie einen kostbaren Besitz für sein ferneres Leben mit sich, und die laute Stimme der Presse trug sie weiter. Hier war es in der Tat die Nation, welche vor dem Manne des Jahrhunderts stand, vertreten von den Angehörigen der mannigfaltigen Berufe, in denen ihr Leben sich vollzieht: es ist beschämend und man möchte es gern verschweigen, daß die Körperschaft, welche amtlich, verfassungsmäßig das Reich vertrat und die doch diesem Manne vor allem ihr Dasein verdankte, der Reichstag, im Jubeljahre des großen nationalen Sieges, der vor fünfundzwanzig Jahren erfochten worden, mit geringer Mehrheit, auf welcher dieser Schimpf lasten bleibt, die Darbringung des Glückwunsches ablehnte.

In der Tat erkannte man hier, daß selbst in Fragen des nationalen, ja des gewöhnlichen Anstands das Parteiwesen den Patriotismus und das nationale Ehrgefühl überwog. Man kann es begreifen, daß die zahlreichste Partei im Reichstag, die Zentrumspartei, ihrem Hasse jenen Ausdruck gab, denn in der Tat war durch Bismarck und die Neugestaltung Deutschlands dem Romanismus die Axt an die Wurzel gelegt. Für die nächste und nicht

für kurze Zeit triumphierte sie bei allen Wahlen dieses Jahrzehnts, behauptete oder verstärkte sich in den Parlamenten, in Bayern, Württemberg, Baden, Preußen; als im Jahre 1891 ihr Führer Windthorst starb, wurden ihm beinahe fürstliche Ehren von der preußischen Regierung zuteil; die Streber und Karrieremacher strömten ihrem Lager zu, neben denen, welche ein ehrlicher Glaube dort festhielt. Die Massen ohnehin folgten unbedingt ihrer Führung. In glänzenden Versammlungen, auf den Katholikentagen, die sich alljährlich bald in dieser bald in jener Stadt vereinigten, stellte sie ihre Machtmittel und die Wirksamkeit einer Organisation zur Schau, an der in Wahrheit die Jahrhunderte gebaut hatten. Übrigens darf man nicht verkennen, daß auch in der Zentrumspartei keineswegs alles undeutsch und unpatriotisch war. Der nationale Gedanke war im Lauf der Zeit doch auch hier lebendig geworden und an der Schöpfung des größten gesetzgeberischen Werkes dieses Jahrzehnts, des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich, das am 1. Juli 1896 im Reichstag gegen achtundvierzig sozialdemokratische Stimmen angenommen wurde, hat die Partei ehrlich und rühmlich mitgewirkt. Fast überall sonst freilich wandte sie sich gegen die Erweiterung der Kompetenz des Reichs, gegen den Unitarismus, wie der Ausdruck lautete, und dabei fand sie mannigfache Unterstützung, zumal im Lager der Sozialdemokraten, aber auch bei den Deutschfreisinnigen und Demokraten. Ihren Hauptangriff, zu dem sie nunmehr vorschritten, nachdem sie in dem großen Konflikt, dem Kulturkampf in Preußen, gesiegt hatten, richteten die Ultramontanen gegen die Schule und die Wissenschaft. Während sie deren Früchte, die Entdeckungen und Erfindungen, mitgenossen, die doch ohne Freiheit der Forschung nicht möglich gewesen wären — denn ohne Fortschreiten in geistiger Freiheit gibt es auch keinen Fortschritt in materiellen Dingen —, während sie ihre Reden mit Gedanken und Zitaten aus den Schätzen der klassischen Periode, den Dichtungen von Goethe und Schiller, ausstatteten, klagten sie über den Unglauben und Atheismus der Universitätsprofessoren und einer aus ihrer Mitte verstieg sich 1895

bei diesen Klagen zu dem Antrag im Reichstag, daß mit sechshundert Mark oder Gefängnis bis zu zwei Jahren zu bestrafen sei, wer öffentlich oder vor mehreren oder durch Druckschrift oder Bild das Dasein Gottes, die Unsterblichkeit der menschlichen Seele oder den religiösen Charakter der Ehe angreife oder leugne. So weit gingen ihre Verbündeten aus dem konservativen Lager nicht, obwohl auch sie an dem blinden und gedankenlosen Schelten auf den Geist an den deutschen Hochschulen sich lebhaft beteiligten. Der kluge Führer, der selbst nicht so ganz den Glauben, sondern bloß die Politik seiner Gefolgschaft teilte, Windthorst, scheute den unmittelbaren Zusammenstoß mit der Hochschulwelt und der Geistesaristokratie. Schon im Jahre 1889 aber lenkte er im preußischen Abgeordnetenhause die Aufmerksamkeit auf die Elementarschulen mit dem Antrag auf Erlaß eines Gesetzes, dessen Anfang gelautet haben würde, daß „in das Amt eines Volksschullehrers nur Personen berufen werden dürften, gegen welche die kirchliche Behörde in kirchlich-religiöser Hinsicht keine Einwendung gemacht habe". So weit war man indes noch nicht: aber doch waren diese Einflüsse so stark, daß die preußische Regierung, nachdem der einsichtige Kultusminister von Goßler zu Fall gekommen war, durch dessen Nachfolger, von Zedlitz, dem preußischen Landtag 1892 ein Schulgesetz im Sinne der Koalition vorlegte, das unter anderm bei Prüfungen der Volksschullehrer einen Beauftragten der geistlichen Behörde mit Sitz und Stimme einführen wollte.

Das Gesetz wurde von der klerikalen und konservativen Mehrheit angenommen, aber vom Kaiser nicht vollzogen. Denn im ganzen Reich erhob sich ein großer Sturm und nicht bloß in der protestantischen Welt. Alles was in Deutschland einen Sinn für den Zusammenhang wissenschaftlichen Lebens im Volke hatte, erhob sich in zahllosen Einspruchsversammlungen gegen diesen Anfang eines obskurantistischen Systems auf dem Gebiete des Volksschulwesens: und der Kaiser Wilhelm, der selbst der freieren Richtung in den Fragen der Wissenschaft und der Schule nicht fremd war, gab hier einen Beweis seiner staatsmännischen Begabung: er erkannte, daß das

Gesetz nicht „gegen die Mittelklassen", den Kern der Nation, gemacht werden dürfe. Er verweigerte die Bestätigung, das Gesetz wurde von der Regierung zurückgezogen und der Minister, der auf diesem Gebiete nicht wohl gerüstet war, entlassen. Im übrigen hatte die römische Kirche keinen Grund mehr sich zu beklagen. Der Kaiser erwies ihren hervorragenden Männern und dem Papst und der Kirche als Ganzem jede Gunst und Rücksicht, die ein protestantischer Herrscher zu vergeben hat, wie bei Gelegenheit seines Besuchs in Rom und seiner Orientreise ins heilige Land im Jahre 1898. Die Partei entdeckte bald, diesmal aber nicht zu ihrem Heile, einen neuen Angriffs- und Beschwerdegrund; sie fing an, sich über den Mangel an Parität bei Besetzung der hohen Staatsämter zu beklagen. In der Tat waren fast in allen deutschen Staaten, selbst Bayern nicht ausgeschlossen in den höchsten und verantwortlichsten Stellen in Justiz und Verwaltung sowie vor allem auch als Lehrer auf den Universitäten überall mehr Protestanten, als dem Verhältnis der Zahl der protestantischen zur katholischen Bevölkerung entsprochen hätte. Aber als diese Klagen und Beschwerden vor der Öffentlichkeit besprochen und untersucht wurden, fand sich, daß derselbe Mangel an Parität auch auf allen anderen und von der Regierung ganz unabhängigen Gebieten hervortrete: im Buchhandel, in der Industrie, in der Zahl der Schüler der höheren Lehranstalten und wer etwas tiefer sah, gewahrte selbst in von katholischen Männern verfaßten und von katholischen Lehranstalten gebrauchten deutschen Lesebüchern unter hundert der mitgeteilten Lesestücke kaum zehn von katholischen oder von der herrschenden Partei als echtkatholisch anerkannten Autoren. Der Grund lag zum Teil in den Wirkungen des Priesterzölibats, das keine wissenschaftliche Familientradition aufkommen ließ, wie sie in den evangelischen Pfarrhäusern bestand, deren eines der Nation einen Lessing schenkte und aus denen im Lauf der Jahrhunderte ungezählte Größen der Wissenschaft und der Schule hervorgingen; zum Teil aber lag es noch tiefer im Wesen der römischen Kirche selbst, die eben die höchsten Gebiete des Geistes der freien Forschung und dem ungehemmten Denken unzugäng-

lich machte und so dem wissenschaftlichen Trieb auch auf allen übrigen den Weg erschwerte. Dieser „Rückständigkeit" abzuhelfen waren edle und aufrichtige Geister bemüht und diese Bestrebungen riefen auch einzelne hervorragende katholische Theologen auf den Kampfplatz und zu Versuchen, die katholische Weltanschauung auch wissenschaftlich zu rechtfertigen und zu vertiefen. Doch nur zu bald sollte die Encyklika Papst Pius X gegen die Modernisten — 8. September 1907 — diesen Männern und der gesamten katholischen Welt zum Bewußtsein bringen, daß der Papst und die Kirche sich gegen alle derartigen Versuche schroff ablehnend zu verhalten entschlossen sei.

Auf evangelischem Boden griff der Gegensatz tiefer, aber er war zugleich fruchtbarer. Es war der alte Kampf von Glauben und Wissen, der in immer neuen Gedankenentwicklungen seit Jahrhunderten und in diesem Jahrhundert lebhafter als je fortgeführt wurde und immer neues Licht entzündete. Er verlangte allenthalben die freie Überzeugung an der Stelle eines bloß überlieferten Kirchenglaubens. „Es gibt in Glaubenssachen keinen Zwang, hier entscheidet allein die freie Überzeugung, und daß sie allein entscheidet, ist die gesegnete Frucht der Reformation", sprach Kaiser Wilhelm, als er bei der Einweihung der erneuerten Wittenberger Schloßkirche an dem klassischen Orte stand, wo jene gesegnete Bewegung begonnen hatte und er hatte recht. Lebhaft bekämpften sich Orthodoxie und Liberalismus in der Kirche und nicht mehr bloß in den Kreisen der Theologen und Philosophen und Gelehrten, sondern auch in den Gemeinden selbst, die jetzt bei den Wahlen ihrer Pfarrer durch Presbyterien und Gemeindevertretungen weit nachdrücklicher ihr Wort mitsprachen als in den Tagen, wo D. Fr. Strauß sein Leben Jesu geschrieben hatte. Die Kämpfe waren lebhaft und oft erbittert, aber die Religion litt keinen Schaden bei diesem Ringen der Geister: das religiöse Interesse wurde dadurch in der protestantischen Welt neu angefacht und jedenfalls war es in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts lebendiger als zu dessen Anfang. Und wenn man einen Augenblick die Gehässigkeit vergißt, die leider gerade in diesen Kämpfen oft so widerwärtig berührt,

so erkennt man doch auch das Gute und Notwendige in ihnen — die besondere Mission unseres Volkes, den Kampf der Geister in vollem Ernst durchzufechten und den Eifer, Wahrheit, Lebenswahrheit zu suchen und dem Einzelleben Bedeutung und Gehalt zu geben, indem man es in den Dienst eines Ideals stellt. Und dieses Ideal trägt, wenn auch oft getrübt und oft verzerrt, es ist wahr, doch noch immer die christlichen Züge: und tritt heute das Interesse an den kirchlichen Dogmen — den Dingen, die nicht gewußt und nicht begriffen, sondern nur geglaubt und geahnt werden können, — zurück, so ist das vielgeschmähte Zeitalter doch vielleicht in der Übung des praktischen Christentums, in der Befolgung jenes zweiten Gebots, das dem ersten gleich ist, des Gebotes „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", das Jesus einst als das vornehmste bezeichnet hat und von dem er gesagt hat, daß es über Gesetz und Propheten gehe, allen früheren Jahrhunderten des Christentums überlegen. Auch in der evangelischen Kirche Deutschlands haben im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts auf diesem Gebiet der christlichen Liebestätigkeit — der inneren Mission — Geistliche und Laien sich einen Namen gemacht: es sei erinnert an Wichern in Hamburg, an Fliedner in Kaiserswerth, an Löhe in Neuendettelsau in Bayern, an den Freiherrn von Bodelschwingh in Bethel bei Bielefeld. Hier auf diesem ganzen großen Gebiet sowohl der Fürsorge für die Armen und Kranken als der Hilfe und Vorbeugung gegenüber den zahlreichen Notständen und Gefahren, auch sittlichen, wie sie besonders die Jugend beiderlei Geschlechts bedrohen, ist auch der Mitwirkung und Beteiligung der Frauen und Jungfrauen ein weiter Spielraum eröffnet, ein großer, fruchtbringender, gemeinnütziger Wirkungskreis für sie geschaffen, der sich immer mehr erweitert, je zahlreicher einerseits zumal in den modernen Großstädten und den Industriezentren die Notstände aller Art tatsächlich sind, und je mehr andererseits das Gefühl der sozialen Verantwortlichkeit, das soziale Gewissen unter den besitzenden Klassen sich entwickelt hat und noch weiter entwickeln wird.

Diese Bestrebungen berühren unmittelbar das, was man in der Zeitungssprache der Gegenwart die soziale Frage nennt, um die sich alle Welt, der Kaiser vor allem, bemühte. Im Jahre 1889 wurde das überaus wichtige und wohltätige Alters- und Invaliditätsgesetz im Reichstag angenommen, im preußischen Staatsrat und weiter 1890 in einer größeren Arbeiterschutzkonferenz von europäischem Charakter zu Berlin wurden die Fragen des Schutzes der Arbeiter und Arbeiterinnen im Gewerbe- und Fabrikbetrieb besprochen. Aber der Stein der Weisen wurde nicht gefunden, auch von der Wissenschaft und den Universitäten nicht, weil es einen solchen nicht gab und nicht geben konnte. Das Sozialistengesetz wurde im Jahre 1890 nicht mehr erneuert und die sozialdemokratische Partei drang weiter vor. Die Wahlen zum Reichstag gaben ihr immer steigende Ziffern: die Zahl ihrer Reichstagsabgeordneten, die 1871 nur zwei, 1874 neun, 1877 zwölf betragen hatte und 1878 unter dem Einfluß der Kaiserattentate wieder auf neun zurückgegangen war, stieg nun mit einziger Ausnahme des Kartellreichstags von 1887, wo die Ziffer wieder elf betrug, ununterbrochen weiter: 1881 betrug sie vierzehn, 1884 vierundzwanzig, 1890 fünfunddreißig, 1893 vierundvierzig, 1898 sechsundfünfzig, 1903 einundachtzig. Bei den Neuwahlen 1907, für die ein liberal-konservatives Bündnis geschlossen wurde, ging diese Ziffer nochmals auf dreiundvierzig zurück. Die Macht der Partei zeigte sich in den zahlreichen und sehr oft mutwilligen Arbeitseinstellungen, so dem großen Ausstand der Bergwerksarbeiter im Ruhr- und im Saargebiet im Mai 1890 und dem der Hafenarbeiter in Hamburg, November 1896. An der positiven Arbeit in den Parlamenten beteiligte sie sich noch wenig, indes begann sie doch in diese Bahnen allmählich einzulenken und mit Nachdruck schüttelte sie die verbrecherische Gesellschaft der Anarchisten von ihrer Sache und Partei ab, welche diese durch sinnlose Attentate und Mordtaten kompromittierte. Allmählich, unter vielem öden Schimpfen aber ist auch die sozialdemokratische Partei eine in manchen Stücken selbst nützliche Oppositions- und Warnungspartei

geworden, und die einsichtigeren ihrer Führer erkannten, daß die Vertröstung auf die — spätestens am Schluß des Jahrhunderts — zu erwartende Revolution ein armseliger Schwindel, die wachsende Verarmung der Masse des Volks eine Lüge sei und daß sich auf den Haß allein keine Partei gründen lasse. Dann und wann zeigten sich Spuren, daß man auch hier anfange, sich zu erinnern, daß es nicht bloß Pflichten gegen die Kaste und die Partei, sondern auch solche gegen die Gesamtheit gebe.

Dazu war es, und nicht bloß bei der Sozialdemokratie, in der Tat in unserem Vaterlande hohe Zeit. Der Interessenpartikularismus, der jede Angelegenheit und Frage nur vom Standpunkt des eigenen Standes und Berufes betrachtete und für das allgemeine Wohl blind war, machte sich mehr und mehr geltend. Am stärksten trat das hervor bei Erörterung der Handelsverträge, die im Jahre 1891 in der „Ära Caprivi" mit Österreich-Ungarn, Italien, Belgien, 1893 mit Rumänien, Spanien, Serbien, 1894 mit Rußland, 1895 mit Argentinien geschlossen wurden. Zumal die neue Partei der Agrarier, die sich zu einem ganz Deutschland umfassenden „Bund der Landwirte" zusammenschloß, gebärdete sich, in gerechter Vertretung der durch allerlei Ursachen bedrängten Landwirtschaft, trotzig und streifte im Jahre 1894 in einem Antrag des Grafen Kanitz schon nahe an sozialdemokratische Theorien: dieser Antrag forderte die gesetzliche Festlegung eines hochgegriffenen Minimalpreises für das im Inland erzeugte Getreide und weiterhin eine gesetzliche Bestimmung, daß zum Einkauf und Verkauf ausländischen Getreides innerhalb des Zollvereinsgebietes ausschließlich das Deutsche Reich zuständig sein solle; er wollte also mit anderen Worten die freie Konkurrenz im Getreidehandel im Interesse der einheimischen Getreideerzeuger und Getreideverkäufer sehr wesentlich beschränkt haben. Dieser Antrag kam denn auch zu Fall: dagegen wurde im Zolltarif von 1902 die Einfuhr aller landwirtschaftlichen Produkte mit erheblichen Schutzzöllen belastet, die zwar der inländischen Landwirtschaft den erwünschten wirksamen Schutz gewähren, aber freilich auch eine Verteuerung

der notwendigsten Nahrungsmittel zur Folge haben, die manche Bedenken erweckt.

Als einen Wettkampf um die Güter des Friedens hatte Kaiser Wilhelm I in seiner ersten Thronrede nach dem Kriege die Aufgabe der Nation für die fernere Zeit bezeichnet und von einem glorreichen Reichsfrieden gesprochen, der dem glorreich geführten Reichskriege folgen solle. Das Wort ist freilich, wie Friedensworte im Leben der Menschen und der Völker überhaupt, nur in bescheidenem Sinne, aber dennoch in Erfüllung gegangen. Sehr sichtbar trat der Erfolg dieses Wettkampfes bei einem Rückblick auf die Kulturentwicklung zutage, wie er sich bei der Jahrhundertwende aufdrängte. In jeder Hinsicht, auf allen Gebieten war die Nation in diesem Jahrhundert und zumal seit dem Kriege reicher geworden und vollends wer auf ein längeres Leben zurückblicken konnte und ein gutes Stück des Jahrhunderts mitdurchlebt hatte, der sah sich im Großen wie im Kleinen, in Handel und Verkehr, im Haus und auf der Straße, im Äußern wie in den Tiefen des inneren Lebens in einer gänzlich neuen Welt, umgeben von Bildern und Vorstellungen, die von denen der Umgebung, in der er vor sechzig oder siebzig Jahren ins Leben eingetreten war, völlig verschieden waren. Es ist nicht möglich und auch nicht nötig, diese Verwandlung in ihren Einzelheiten, die Entdeckungen, Erfindungen, allmählichen Verbesserungen darzustellen: im täglichen Leben als Telegraph und Telephon, als Glühlicht und Fahrrad, als Automobil und Luftschiff, in tausend Gestalten treten sie jedem Auge entgegen.

Zu einem guten Teil ist man für diese Fortschritte und Errungenschaften in der Lebensführung der Naturforschung Dank schuldig, die auch in Deutschland im neunzehnten Jahrhundert eine so fruchtbare Entwicklung genommen hat, daß man mit Fug und Recht auch hier von einem Jahrhundert der Naturwissenschaften und ihrer Tochter, der Technik, sprechen konnte. Ihre Koryphäen verdienen daher auch in einer deutschen Geschichte Erwähnung, wenn auch auf irgendwelche Vollständigkeit natürlich kein Anspruch erhoben werden darf. Erfreulicherweise spielen die politischen

Grenzen auf diesem Gebiet wie auch in Literatur und Kunst keine Rolle; im Gebiet der Wissenschaft, Literatur und Kunst fühlen sich alle Deutschen, auch diejenigen Österreichs, der Schweiz, der russischen Ostseeprovinzen als ein Volk. An der Spitze der deutschen Naturforscher des neunzehnten Jahrhunderts steht ein Name, in dem sich noch einmal das ganze naturwissenschaftliche Wissen seiner Zeit zusammenfaßte, Alexander von Humboldt (1769—1859), hochberühmt als Forschungsreisender, zugleich ein klassischer Schriftsteller, der bestrebt war, die Ergebnisse seiner Reisen und seiner Forschung zum Gemeingut der Welt zu machen, endlich durch seine ausgedehnten Beziehungen zu allen Gelehrten des In- und Auslandes und seine große und einflußreiche Stellung am Hofe Friedrich Wilhelms IV ein erfolgreicher Protektor aller aufstrebenden Talente. An europäischem Ruf und Ansehen kam ihm unter den deutschen Naturforschern des Jahrhunderts vielleicht am nächsten Justus von Liebig (1803—1873), der Begründer der organischen Chemie; Liebig hat durch seine Entdeckungen über künstlichen Dünger und tierische Ernährung dem deutschen Ackerbau und der Tierzucht die größten Dienste geleistet und durch seine „Chemischen Briefe" auch in weiteren Kreisen aufklärend gewirkt. Neben ihm haben die chemische Wissenschaft in Deutschland vor allem drei Männer gefördert: Friedrich Wöhler in Göttingen (gest. 1882), Robert von Bunsen in Heidelberg (gest. 1899), der Entdecker der Spektralanalyse, und Wilhelm von Hofmann in Berlin (gest. 1892), dem die deutsche Farbenchemie und Farbentechnik ihre großen Fortschritte verdankt. Auf dem physikalischen Gebiet gelang einem Heilbronner Arzt Robert Mayer (gest. 1878) die grundlegende Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft und des wechselseitigen Prozesses der Umsetzung der Wärme in Bewegung und Arbeit; dem Berliner Physiker Helmholtz (gest. 1894) war es vorbehalten, dieses Gesetz nach den verschiedensten Richtungen hin fruchtbar zu machen; der Bonner Clausius (gest. 1888) entwickelte aus ihm seine für die Maschinentechnik höchst wichtig gewordene mechanische Wärmetheorie. Durch drei deutsche Gelehrte

erfuhr die Theorie des Galvanismus und der Elektrizität die wichtigsten Bereicherungen, Ohm (gest. in München 1854) sowie die beiden Göttinger Forscher, Gauß (gest. 1855) und Wilhelm Weber (gest. 1891), die 1833 gemeinsam zwischen dem physikalischen Laboratorium und der Sternwarte in Göttingen den ersten elektrischen Telegraphen konstruierten. Als Begründer der exakten Methode in der Physiologie ist Johannes Müller in Berlin (gest. 1858) von grundlegender Bedeutung geworden. Das Gesamtgebiet der medizinischen Wissenschaft verdankt dem einst auch als freisinniger Abgeordneter vielgenannten Rudolf Virchow (gest. 1902) eine Fülle von Anregungen; einen großen Namen auf dem Spezialgebiet der Chirurgie, dem in der heutigen Medizin eine immer wachsende Wichtigkeit zukommt, gewann Billroth in Wien (gest. 1894), auf dem der Augenheilkunde Albrecht Graefe in Berlin (gest. 1870). Um die Hygiene, und im besonderen um die Bekämpfung der ansteckenden Krankheiten, Typhus und Cholera, erwarben sich der Münchener Pettenkofer (gest. 1900) und der Berliner Robert Koch die nachhaltigsten Verdienste.

Eine mächtige Entwicklung hat Hand in Hand mit den naturwissenschaftlichen Entdeckungen die Technik und Industrie genommen; es muß genügen, einige der wichtigsten Vertreter dieser Gebiete zu nennen, wie etwa Wilhelm König, den Erfinder der Schnellpresse, Krupp in Essen, Borsig und Werner Siemens in Berlin. Wie Albrecht Thaer (1752—1828) schon in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts sich um die Hebung der deutschen Landwirtschaft und um einen rationellen Ackerbau, sowohl durch seine Schriften als insbesondere durch die Begründung der ersten höheren landwirtschaftlichen Lehranstalt — zu Möglin 1819 — dauernd verdient gemacht hat, so hat Wilhelm Beuth (1781—1853) durch die Errichtung des Technischen Gewerbeinstituts in Berlin, 1821, wodurch er der Schöpfer der ersten deutschen technischen Hochschule geworden ist, sowie durch seine sonstigen Anregungen auf dem Gebiete des gewerblichen Schulwesens einen großen Anteil an dem mächtigen Aufschwung der deutschen Industrie. Den Uni-

versitäten traten nun mit dem Anspruch auf ebenbürtige Geltung die technischen Hochschulen zur Seite, und neben das humanistische Gymnasium haben sich die realistischen Bildungsanstalten gestellt. Ende der neunziger Jahre erhob sich gegen die überlieferte höhere Schule ein heftiger Ansturm. Doch blieb die humanistische Bildung als Grundlage des höheren Unterrichts neben der realistischen anerkannt. Die Wissenschaft des klassischen Altertums hat im neunzehnten Jahrhundert eine tiefgehende Veränderung und Bereicherung erfahren: in der ersten Hälfte des Jahrhunderts durch Gelehrte wie Fr. Aug. Wolf, Gottfr. Hermann, Boeckh, Otfried Müller, Friedrich Thiersch, Ritschl; in der zweiten Hälfte durch die Ausgrabungen auf dem klassischen Boden und im Orient, an denen sich auch deutsche Forscher, vornehmlich Ernst Curtius, Heinrich Schliemann, Humann, Dörpfeld, Furtwängler, erfolgreich beteiligt haben.

Auch Dichtung und bildende Kunst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sind nicht unberührt geblieben von der realistischen Richtung, die auf die ganze Zeit mehr und mehr Einfluß gewann. Schon das „Junge Deutschland" hatte an Stelle des dichterischen Ideals der klassischen und romantischen Zeit die Gestaltung der wirklichen Welt in Politik und Gesellschaft als Inhalt und Ziel der Poesie proklamiert, ohne es aber zu recht erfreulichen künstlerischen Leistungen zu bringen. Vollkommeneres erreichte eine jüngere Dichtergeneration, die sich an der klassischen Dichtung schulte, zugleich aber einen starken Wirklichkeitssinn hatte, — Hebbel, Otto Ludwig, Raabe, Storm, Fontane, Polenz, Luise von François, die Schweizer Gotthelf, Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer, die Österreicher Rosegger, Anzengruber, Marie von Ebner-Eschenbach. In Drama, Novelle und Roman und in der Lyrik bezeichnen die Werke dieser Dichter einen Höhepunkt, der seitdem nicht mehr erreicht wurde. Zeigen aber schon einzelne der Schöpfungen dieser Dichter einen sozialen Einschlag, so gewinnt, als um die Mitte der achtziger Jahre unter dem Einfluß der drei Ausländer Ibsen, Zola und Tolstoi ein krasser Naturalismus und eine förmliche Literaturrevolution Deutschland heimsuchte, eine ausgesprochen sozia-

listische Tendenz auch in der deutschen Dichtung für einige Zeit Raum: Hauptmanns „Weber", Sudermanns „Ehre", Wildenbruchs „Haubenlerche" bezeichnen diese Periode. Und wie in der Literatur so verhält sich's auch in der bildenden Kunst. An die klassische und romantische Tradition, die sie aber durch ein sorgfältiges Naturstudium zu läutern suchen, knüpfen Maler wie Preller, Feuerbach, Menzel, Lenbach, Böcklin, Thoma, Werner, Bildhauer wie Rietschel, Hähnel, Schilling, Hildebrandt an. Der naturalistisch-sozialistischen Richtung in der Literatur entspricht in der bildenden Kunst die Ende der achtziger Jahre auftretende sezessionistische, als deren hervorragendste Vertreter etwa Uhde und Stuck in München, Klinger in Leipzig und Liebermann in Berlin genannt werden mögen.

Die sozialistischen Einflüsse üben auch auf Kunst und Dichtung wie auf das gesamte Geistesleben wohl noch lange ihre Wirkung, doch scheinen die Ausartungen bereits überwunden. Merkwürdiger als diese Erscheinung ist eine andere, jener fast entgegengesetzte. Nachdem endlich der Traum der Jahrhunderte zur Wirklichkeit geworden, ein starkes, Deutschland einigendes Reich begründet war, machte sich auch sogleich, echt deutsch, eine Gegenbewegung geltend. Ein Prediger des schrankenlosesten Individualismus, Friedrich Nietzsche, trat auf und bekämpfte alle positiven Mächte des Lebens, das Christentum und auch das Vaterland. Die Philosophie Nietzsches, eine Philosophie des individualistischen Egoismus, schien eine Zeitlang unter den Gebildeten in gefährlicher Weise um sich zu greifen, und auch die häufig beobachtete Abnahme des Interesses am öffentlichen Leben und das Sichzurückziehen gerade der Gebildetsten von der Politik wurde mit ihr in Zusammenhang gebracht, ob immer mit Grund, mag dahingestellt bleiben. Doch ist die Herrschaft dieser Afterweisheit, wenn nicht alles täuscht, schon im Rückgang, und das nationale Empfinden tritt insbesondere auch bei der Jugend wieder in seine Rechte ein, wie sich an der Zeppelin- und an der Flottenbegeisterung der letzten Zeit zeigte.

Denn seitdem Deutschland Besitz in außereuropäischen Weltteilen erhalten und sein überseeischer Handel sich mächtig entwickelt hat,

hat sich vor allem das Bedürfnis nach einer Verstärkung der Wehrmacht zur See geltend gemacht. Der Kaiser verstand die neue Zeit und ihre Forderungen, die er mit Glück in dem Worte bezeichnete: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser." Im Juni 1895 wurde der Nordostseekanal eröffnet, im Jahre 1897 Kontreadmiral Tirpitz zum Chef des Reichsmarineamts ernannt, im Jahre 1898 der Flottenverein begründet und am 18. Oktober 1899 hielt Kaiser Wilhelm beim Stapellauf des Linienschiffes „Karl der Große" einen bedeutsamen Trinkspruch, in dem er zur Sicherung des deutschen überseeischen Handels eine Vermehrung der deutschen Flotte für unumgänglich notwendig erklärte. Die Flotte hatte sich, abgesehen von der Beschaffung einer Torpedoflottille, seit der im Jahre 1882 vollendeten Durchführung des Stoschschen Flottenprogramms nur unmerklich verstärkt. Gegenüber dem Anwachsen der Marinen der anderen europäischen Staaten war die deutsche allzusehr im Rückstand geblieben. Das im Jahre 1898 vom Reichstag angenommene neue Flottengesetz wurde schon im nächsten Jahr als unzureichend erkannt und die von der Regierung geltend gemachten Gründe für einen durchgreifenden Flottenbauplan waren so überzeugend, daß der Reichstag im Januar 1900 die ihm vorgelegte Novelle mit zweihundertein gegen hundertdrei Stimmen annahm. Dieser neue Flottenbauplan sah bis 1917 den Ausbau einer Schlachtflotte vor, die aus zwei Flaggschiffen und vier Geschwadern zu je acht Linienschiffen, acht großen und vierundzwanzig kleinen Kreuzern und einer Auslandsflotte von drei großen und zehn kleinen Kreuzern, dazu einer Materialreserve von vier Linienschiffen, drei großen und vier kleinen Kreuzern bestehen sollte. Es mag hier beigefügt werden, daß das Jahr 1906 zu diesem Flottengesetz einen Nachtrag brachte, wonach die Materialreserve um einen, die Auslandsflotte aber um fünf große Kreuzer und die Torpedoboote auf zwei Flottillen von je zweiundsiebzig Booten nebst entsprechenden Unterseebooten vermehrt wurden. Das Lebensalter der Schiffe bestimmte ein weiteres Gesetz von 1908 auf zwanzig Jahre, so daß also bis zum Ablauf dieser Zeit für Ersatzbauten zu sorgen sei.

Die Kosten dieser Marine nehmen allerdings Jahr um Jahr schon eine Höhe an, die derjenigen für die Landarmee nahezu gleichkommt: für 1909 ist der Schiffsbauetat auf 405 Millionen veranschlagt. Aber dieses Kapital ist gut angelegt, denn es dient der Sicherung des Friedens und dem Schutz des überseeischen Handels und der Kolonien und es bleibt überdies im Lande, denn die Schiffe werden fast ausschließlich auf deutschen Werften, aus deutschem Eisen und von deutschen Ingenieuren und deutschen Arbeitern erbaut. Über der Fürsorge für die deutsche Seemacht wurde das Landheer nicht vernachlässigt, in dem nach wie vor die deutsche Offensivkraft liegt, da die Flotte auch in ihrem höchsten zu erreichenden Bestande nur Verteidigungszwecken dienen soll. Durch Gesetz vom 3. August 1893 wurde einerseits die aktive Dienstzeit in der Infanterie von drei auf zwei Jahre herabgesetzt, andererseits aber entsprechend dem Anwachsen der Bevölkerung der Friedenspräsenzstand auf 486893 Mann erhöht; durch die Gesetze vom 31. März 1899 und 15. April 1905 wurde eine weitere allmähliche Erhöhung in der Weise festgesetzt, daß der Friedenspräsenzstand im Jahre 1909 die Zahl von 504665 Mann erreicht hat, was einer Stärke von 0,90 Prozent der Bevölkerung entspricht gegenüber 0,95 Prozent im Jahre 1899, also trotz der tatsächlichen Erhöhung eine geringere Belastung der Bevölkerung bedeutet. Eine neue Einteilung der Cadres wurde seit 1893 in der Weise durchgeführt, daß das gesamte Reichsheer jetzt an Stelle von 15 Armeekorps im Jahre 1870 deren 23 zählt.

Was in diesen Jahren auf dem Weltschauplatze, in Amerika und im fernen Osten vorging, rechtfertigte diese Vorkehrungen und die Notwendigkeit, sich auf eine Politik einzurichten, die über die Kirchturmspolitik alter Zeit und des, sei es konservativen, sei es liberalen Philistertums hinausging und was auch jetzt noch von diesem und seinen Rednern als Weltpolitik verspottet wurde. Es war in den letzten Jahrzehnten in der Tat eine große Wandlung im Geist des deutschen Volkes vor sich gegangen. Die Zeiten waren vorbei, deren Stimmung Goethe so unübertrefflich schilderte:

Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten weit in der Türkei
Die Völker aufeinander schlagen.
Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten,
Dann kehrt man abends froh nach Haus
Und segnet Fried und Friedenszeiten.

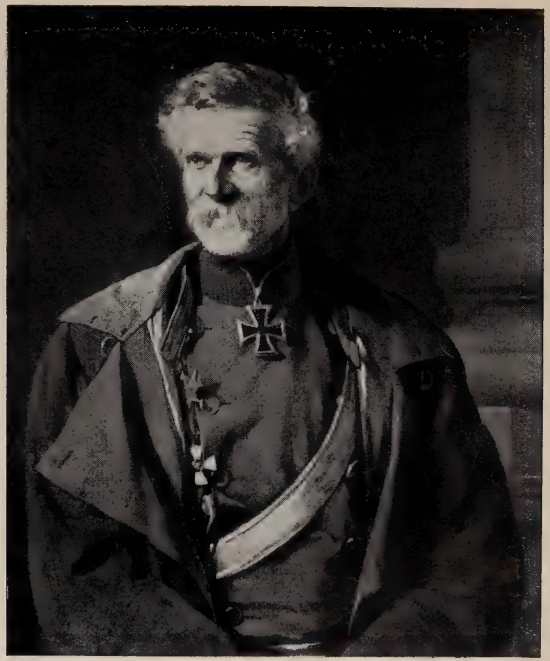
Täglich schweifte jetzt der Blick über die weite Welt, die dem Deutschen nicht mehr bloß durch das Zeitungsblatt, sondern durch die Aufhebung der Verkehrsschranken und durch tausend Interessen nahe gerückt wurde, in die er selbst oder irgend ein Glied seiner Familie irgendwie verwickelt war. Jetzt aber begaben sich im Westen und im Osten Dinge, über die sich auch in Deutschland die Menschen leidenschaftlich erregten. Das seit langem sich vorbereitende Bündnis zwischen Frankreich und Rußland, dessen Spitze sich deutlich gegen Deutschland richtete, hatte sich im letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts verwirklicht; im Sommer des Jahres 1896 erschien Kaiser Nikolaus II in Paris und erweckte, indem er bei der großen Truppenschau in Chalons auf die „Waffenbrüderschaft" der beiden Völker trank, bei den Franzosen unermeßliche Freude und Begeisterung. In derselben Zeit schien durch die Erhebung Kretas und die Ansprüche, die Griechenland auf diese Insel erhob, die orientalische Frage wieder aufzuleben, bei der diesmal Deutschlands Interessen nicht nur durch seine nahen Beziehungen zu Österreich, sondern auch durch den von einer deutschen Gesellschaft unternommenen Bahnbau durch Kleinasien nach dem Persischen Golf mehr als früher beteiligt waren. Der Krieg, der im Jahre 1898 zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten wegen der Insel Kuba ausbrach, hatte für uns zwar nur mittelbare Bedeutung. Die rasche und vollständige Niederlage Spaniens bewies, nur nicht denen, auf denen der Bann liegt, das Licht am Tage nicht zu sehen, die Ohnmacht des vom Priestertum regierten romanischen Staats und die Übermacht des auf protestantischer Freiheit aufgebauten germanischen Gemeinwesens:

er vermehrte auf einem bemerkenswerten Umwege den deutschen Kolonialbesitz. Die Gruppe der Karolineninseln, die mit einer Gesamtbevölkerung von fünfunddreißigtausend Eingeborenen und einem Areal von vierzehnhundertfünfzig Quadratkilometer sich über einen Raum von neun Breitegraden ausdehnen, waren, wie früher erwähnt, im Jahre 1885 Gegenstand eines Streites zwischen Spanien und Deutschland gewesen: auf einem dieser Eilande, die eigentlich niemand wirklich gehörten, war die deutsche Flagge gehißt worden. Und nun erinnerte man sich in Spanien, wo man die Beleidigung durch Frankreich im Jahre 1870 und die Beschimpfung seines Königs Alfons im September 1883 ruhig hingenommen hatte, plötzlich alter Herrlichkeit: der kastilische Stolz wallte heftig gegen Deutschland auf und kühlte seinen Unmut an dem deutschen Gesandtschaftsgebäude in Madrid. Bismarck blieb dieser romanischen Hitze gegenüber kühl und gab den Spaniern zu hören, daß man um einer solchen Bagatelle willen keinen Krieg führe; er schlug den Papst als Schiedsrichter vor und dieser sprach dann auch die Inseln den Spaniern zu: der Führer der Ultramontanen in Deutschland, Windthorst, belehrte eine gläubige Versammlung damals, ohne freilich diese Torheit selbst zu glauben, daß darin ein Beweis liege, wie der Papst immer noch die Welt regiere. Wie es mit diesem Weltregiment in Wahrheit stand, zeigte, daß jetzt, als nach dem Krieg von 1898 die Geldnot in Spanien dringend wurde, diese selben karolinischen und Palauinseln für fünfzehn Millionen an Deutschland verkauft wurden. Eine weitere Erwerbung in dieser Vielinselwelt war die Samoagruppe, wo im Jahre 1899 der Krieg unter den Eingeborenen und die Differenzen der beteiligten Mächte — Deutschland, England und Vereinigte Staaten — durch ein Abkommen dahin geschlichtet wurden, daß die beiden Hauptinseln Deutschland zum alleinigen Besitz zugesprochen wurden.

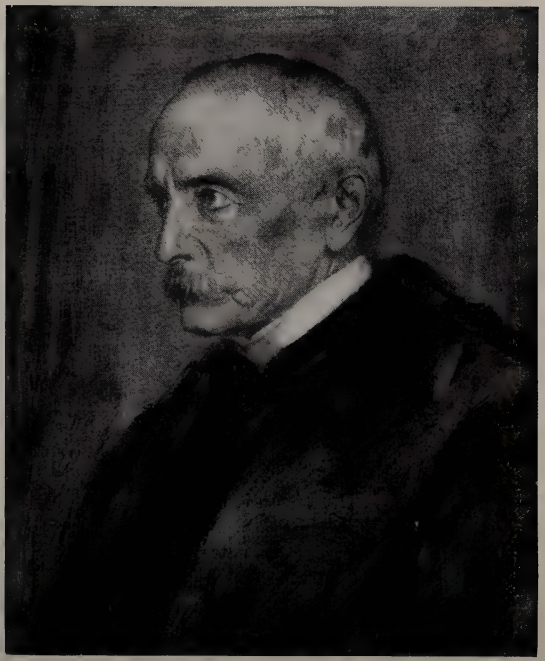
Mittlerweile war am Stillen Ozean eine große weltgeschichtliche Wandlung eingetreten: es war dort die orientalische Frage gleichsam in neuer Gestalt, nämlich als „Frage des fernen Ostens“ aufgerollt worden, und diese neue orientalische Frage zog für den

Augenblick auch Deutschland unmittelbarer als die in Europa spielende mit in ihre Kreise. Die Summe dieser Ereignisse ist, daß eine neue Großmacht, Japan, nach europäischer Weise reformiert und organisiert, dort binnen wenigen Jahrzehnten in die Höhe und zu Macht gekommen war, und in Kraft dieser merkwürdigen Erneuerung und bei dem Selbstgefühl des sehr begabten und sehr patriotischen Volkes weiter ausgriff, mit der erstarrten chinesischen Welt einen Konflikt suchte und fand und diesem ungeheuren Reich in einem kurzen Krieg vom August 1894 bis zum April 1895 eine Reihe von Niederlagen beibrachte, die jenes zum Frieden nötigten; — daß bei diesem Friedensschluß Deutschland an der Seite von Rußland und Frankreich Einspruch gegen allzuharte Bedingungen erhob und dem besiegten China die wichtige Halbinsel Liautung am Gelben Meer rettete; — daß dann, als auch dort in der Chinesenwelt die Einlenkung in Bahnen des Fortschritts allmählich sich ankündigte, auch Deutschland Gelegenheit nahm, sich einen Einfluß auf diese Welt neben den übrigen Mächten, „einen Platz an der Sonne" nach dem Wort des damaligen Staatssekretärs Bülow, zu sichern: es erwarb, nachdem deutsche Schiffe dem Sühneverlangen für die Ermordung zweier Missionare Nachdruck gegeben, Ende 1897 ein Hafengebiet am Gelben Meer, Kiautschou, zunächst pachtweise und auf neunundneunzig Jahre. Der Bruder des Kaisers, Prinz Heinrich, vertrat besonders diese neuen Interessen der Nation auf dem Meere und in den überseeischen Ländern: und das Jahrhundert war noch nicht zu Ende, als deutsche Truppen auf einen neuen Kampfplatz gerufen wurden. Der Haß gegen die Fremden hatte in China einen wilden Aufruhr, die Erhebung der „Männer der starken Faust", den Boxeraufstand, wie die Engländer ihn bezeichneten, hervorgerufen. Am 18. Juni 1900 wurde der deutsche Gesandte, Freiherr von Ketteler, in Peking ermordet und die Gesandten der sämtlichen Mächte mit ihrem Gefolge hatten, einige hundert Mann im ganzen, im Herzen der Hauptstadt eine beinahe hoffnungslose Belagerung auszuhalten, bis sie durch eine internationale Macht, Engländer, Deutsche, Franzosen,

Graf Waldersee
Photographie nach dem Leben



Feldmarschall von Manteuffel
Gemälde von H. von Angeli



Reichskanzler Fürst Hohenlohe
Gemälde von Franz von Lenbach

Reichskanzler Fürst Bülow
Photographie nach dem Leben

Nordamerikaner und Japaner, am 15. August 1900 befreit wurden. Die fernere Führung erhielt der deutsche Feldmarschall Graf Waldersee, der im August 1901 nach rühmlich beendetem Feldzug zurückkehrte. Ein neues Blatt in der Weltgeschichte war aufgeschlagen: der Große Ozean, an dessen Ufern sechs Mächte, China, Japan, Frankreich, England, Rußland und Nordamerika und jetzt auch Deutschland mit ihren Interessen beteiligt waren, war zum Mittelpunkt großer geschichtlicher Entwicklungen geworden und begann seinen Namen „der Stille Ozean" mit Unrecht zu führen.

Auch in Südafrika hatten sich inzwischen Wandlungen vollzogen, die die deutschen Interessen stark berührten. Die imperialistische Politik Englands nahm, seitdem Gladstone 1894 zurückgetreten und 1895 ein konservatives Kabinett, Salisbury-Chamberlain, die Geschäfte führte, einen neuen Aufschwung, und der Plan der Errichtung eines großen südafrikanischen Kolonialreiches gewann Gestalt. Der schon erwähnte Flibustierzug des Dr. Jameson nach Transvaal war nur das Vorspiel zu dem großen Burenkrieg, der am 12. Oktober 1899 ausbrach und bei dem England nach anfänglichen Verlusten infolge der Übermacht, die es dem tapferen, aber kleinen und nicht sehr gut disziplinierten Burenheer entgegenstellte, seinen Zweck, die Vereinigung des Buren- und Oranjefreistaats mit der Kapkolonie, erreichte. Während des Krieges, am 26. Februar 1901, starb die Königin Viktoria, und unter ihrem Nachfolger, König Eduard VII, kam es am 31. Mai 1902 zum Abschluß des Friedens von Pretoria. Die Sympathien Deutschlands wie aller Welt waren in diesem ungleichen Kampf auf seiten des schwächeren Teils, der auch der angegriffene war, der Buren, und die Wegnahme eines deutschen Postdampfers der Ostafrikalinie und mehrerer deutscher Handelsschiffe wegen angeblicher Kontrebande verbesserte in Deutschland die Stimmung nicht. Trotzdem beobachtete die deutsche Politik, deren Leitung seit 17. Oktober 1900 an Stelle des greisen Fürsten Hohenlohe in jüngere Hände, die des bisherigen Staatssekretärs Bernhard von Bülow, übergegangen war, strengste

Neutralität, und der Kaiser lehnte es sogar ab, den ehrwürdigen Präsidenten der Burenrepublik, Krüger, zu empfangen, als dieser in Europa erschien, um die Vermittlung der europäischen Mächte zu gewinnen. Dennoch datierte von diesem Krieg eine Verstimmung Englands und des englischen Volkes gegen Deutschland, der auch die Vermehrung der deutschen Flotte neue Nahrung bot. Die Verstimmung äußerte sich auch in der nicht sehr freundlichen Haltung, die die englische Politik, wenigstens zu Anfang, bei dem schweren Aufstand der Herero und Hottentotten beobachtete, der in den Jahren 1903—1908 die deutsche Kolonie Südwestafrika heimsuchte und dessen Bewältigung der deutschen Schutztruppe ernste Opfer auferlegte. Deren Stärke mußte schließlich bis auf siebentausend Mann gebracht werden; Offiziere und Mannschaften wetteiferten bei diesen sich lange hinziehenden Märschen und Kämpfen in unwegsamen wasserlosen Gegenden und gegen einen waffenkundigen, hinterlistigen und grausamen Gegner im Ertragen von Entbehrungen aller Art und in heldenmütiger Tapferkeit. In der allerletzten Zeit hat es erfreulicherweise den Anschein, wie wenn die Stimmung der stammverwandten englischen Nation gegen Deutschland sich zu bessern anfinge, was im Interesse der allgemeinen Friedensaussichten nur in hohem Maße zu begrüßen wäre.

Alle diese zuletzt berührten Ereignisse auf überseeischen Gebieten, die unsere Darstellung nur flüchtig noch streifen durfte, wie sie denn zum Teil bereits auf eine neue Entwicklung hinausweisen, erlebte Fürst Bismarck nicht mehr. Am 30. Juli 1898 endete in Friedrichsruh dieses bedeutungsvolle Leben: und wohl geziemt es sich, eine Betrachtung der deutschen Geschichte, die ihren Gegenstand bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts begleitet, mit diesem Namen zu schließen, welcher den letzten vierzig Jahren dieser ereignis- und bedeutungsvollen Zeit den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat: einer Zeit, die man als das Zeitalter des Fürsten Bismarck bezeichnen wird, wie man ihre ersten fünfzehn Jahre das Zeitalter Napoleons, die folgenden dreißig oder vierzig das Zeitalter des Fürsten Metternich

nennen kann. Für unsere Nation bedeuten diese drei Namen, Napoleon, Metternich und Bismarck, den Weg von der Erniedrigung und Unterjochung durch einen genialen Fremdling, von der Verworrenheit seiner Staatszustände und einer halben Fremdherrschaft unter den Auspizien eines geistlosen Höflings und mittelmäßigen Staatsmannes zu der Epoche eines großen Führergeistes, der wachsend mit seinen großen Zwecken der Nation gab, was zu ihrem Frieden diente, — die Stellung, welche ihr die Vorsehung in der Menschenwelt bestimmt hat. Sie hat es mehr und mehr empfunden und verstanden, daß ihre besten Kräfte, ihre Tugenden und auch einige ihrer Fehler in diesem Mann sich konzentriert und Gestalt gewonnen hatten. Eine starke Seele wohnte in der mächtigen Gestalt von alter germanischer Art: fähig, einer Welt zu trotzen und aus dem Kampfe selbst Kräfte zu ziehen. Mit Haß und Hohn verfolgte die liberale öffentliche Meinung den preußischen Adeligen, den Junker, als er zuerst in ihren Gesichtskreis trat, und noch lange verstanden sie, die Klugen und die Törichten, das Recht dieses Charakters nicht, der, nicht mit der herrschenden Meinung des Tages, sondern nur mit sich selbst übereinstimmend, seine eigenen Bahnen ging. Seine Kraft entfaltete sich in der stürmischen Zeit der achtundvierziger Jahre: gegenüber dem Radikalismus und der Straßendemagogie und dem Durcheinanderwogen der Meinungen über die Gestaltung des Deutschlands der Zukunft hielt er an der Intregität der preußischen Monarchie fest und nahm seinen Stand als schroffer preußischer Konservativer, ein echter Junker, wie man im liberalen Lager meinte, wo man das Wort, das er hinwarf, „seien Sie überzeugt, daß wir diesen Namen noch zu Ehren bringen werden", noch nicht verstehen konnte, — so wenig als er selbst. Bei Hof wohl gelitten, aber kein Höfling, Parteimann und Parteiführer, aber nicht wie die meisten Menschen Sklave der Partei, macht er in Frankfurt, dem Zentralpunkt des alten Deutschlands, eine heilsame Schule durch, und hier drängt sich ihm allmählich die Notwendigkeit einer Lösung der deutschen Frage auf und er erkennt auch in stillem Kampf mit den Gegnern, dem Übermut und der

Zweizüngigkeit Österreichs, den Ränken der Kleinstaatenwelt, den richtigen und notwendigen Weg — die Richtigkeit des liberalen Gedankens, der sich in der Kaiserwahl von 1849 aussprach, der sich ihm aber aus dem Idealistischen und Theoretischen ins Reale und Staatsmännische umsetzte. Indes nicht die hieraus entspringenden Taten dürfen uns mehr beschäftigen: was ihn zu einem nationalen Heros machte und seine geschichtliche Größe begründete, woran der Deutsche der folgenden Zeiten seine Freude hat, das war der Mut des loyalen Kriegers und Soldaten, mit dem er im Jahre des Verfassungskonflikts seinem König sich zur Verfügung stellte und, nachdem die schleswig-holsteinische Frage nach seiner Weise gelöst und damit der Nation der erste große Dienst, die erste Erwerbung und Eroberung nach langer Zeit, geglückt war, im Jahre 1866 die deutsche Frage, die ungeheure, die hoffnungslos verworrene, in Angriff nahm und sie, wie einst Friedrich der Große einer feindlichen Welt gegenüber, der einzigen möglichen Lösung im Sinne des weltgeschichtlichen Fortschritts entgegentrieb. Über Konservative und Liberale hinweg mit der alleinigen Kraft eines organisierten Staates und Heeres ward sie durchgeführt und vier Jahre später die neue Gestaltung in einem großen Kriege erprobt. Aber nicht die gewaltigen Taten allein, nicht die dabei bewiesene Energie, Unerschrockenheit, Klugheit sind es, welche ihn zu einem der erkorensten Helden unserer Nation machen: es war das Einfach-Große, das ihm und seinem König und da sich damit bei ihm die Genialität und Originalität der Ideen verband, mehr noch als diesem die ganz außerordentliche Stellung bei seinem Volke gewann. Denn an diesem Gewaltigen war nichts Gewaltsames und nichts Gemachtes: er teilte die Eigentümlichkeiten und Freuden des deutschen Mannes, liebte die Jagd, wie die Pfeife Tabak im Schatten eines behaglichen Familienlebens, besaß auch den gesunden Appetit und Durst des Jägers und erfreute sich und andere über alledem der herrlichen Gottesgabe des frei über den Dingen schwebenden Humors und gutmütigen Witzes, der entzückend in seinen Gesprächen und Briefen zutage tritt. Das

machte ihn, sobald uns wieder die Unbefangenheit parteiloser Betrachtung möglich war, zu einem Manne des Volkes. Und nicht bloß dies: zum Manne der Nation machten ihn auch die höheren Tugenden, deren sie sich rühmen oder besser deren sie vor anderen sich befleißigen darf: die bescheidene Selbstschätzung, mit der er von den großen Taten wie von etwas Selbstverständlichem spricht; der eiserne Fleiß, wo der Dienst des Landes es verlangte, die Mäßigung dem Besiegten gegenüber, wenn geschehen ist, was notwendig war; die Freimütigkeit und Furchtlosigkeit den Großen und den Götzen dieser Welt gegenüber, zu denen im zwanzigsten Jahrhundert auch gehört, was man das Volk und die öffentliche Meinung nennt; und die tiefe und echte Religiosität endlich, welche den Untergrund alles Großen und Dauernden im Menschenleben bildet. „Der Deutsche fürchtet Gott allein und sonst nichts auf der Welt", so klang es in der Rede vom 6. Februar 1888 von seinen Lippen: und wollte Gott es wäre so und der deutsche Mann hörte auf, sich vor seiner Partei, seinem Priester, seiner Frau, seinem Zeitungsblatt zu fürchten. Bismarck selbst wenigstens scheint sein Lebenlang keine andere Furcht gekannt zu haben, und man darf immerhin in stiller Seele die Hoffnung hegen, daß diese Nation, die noch am Ende einer langen Entwicklung einen Mann wie Bismarck aufweist, eine Zukunft vor sich habe, in der die Liebe zum Guten, das Streben nach Wahrem, also mit einem Wort die Gottesfurcht und sie allein das Szepter führt.

Mit diesem großen Namen kann eine Geschichte unserer Nation vorläufig schließen. Wir haben diese Geschichte verfolgt von ihren Anfängen bis zu dem Höhepunkt, auf dem sie heute angelangt scheint. Spät, später als die übrigen europäischen Nationen hat sie ein hohes und höchstes Ziel erreicht; während ihr Boden bis tief in das neunzehnte Jahrhundert der Schauplatz oder das Ziel fremder Herrschsucht war, ist sie es jetzt, welche durch ihre eigene gewaltige Macht und durch ihr enges Bündnis mit dem längst vollständig versöhnten Österreich-Ungarn, das gleich Deutschland durch den operativen Eingriff des Jahres 1866 nur gestärkt worden ist,

diesen Ehrgeiz in seinen Schranken hält und seit nunmehr vierzig Jahren der europäischen Welt den Frieden erhält oder wenn man will gebietet. Eine Krisis aus der allerjüngsten Zeit, die Balkankrisis, die im Winter 1908/09 die europäische Politik in Atem hielt, hat die Stärke dieses Bündnisses und seine Wirksamkeit im Dienste des Friedens aller Welt deutlich gemacht. In ihren Grenzen gesichert, hat sich die deutsche Nation auch der Gesamtaufgabe der Länder von höherer Gesittung, europäische Gesittung in die Ferne zu tragen, nicht entzogen und ihre Stellung in der Weltpolitik und unter den kolonisierenden Völkern genommen. An den Aufgaben, welche der unendlich erweiterte Gesichtskreis den europäischen Völkern stellt, hat sie Anteil: es berührt auch sie und berührt viele Tausende ihrer Angehörigen unmittelbar, daß die Schauplätze der Weltgeschichte sich vergrößert und vervielfacht haben, der Stille Ozean als ein neues Feld großer Völkerrivalitäten aufgetan ist und die alte Völkerwelt Europas zu ihrer alten orientalischen Frage eine zweite, jene des fernen Ostens, Japan, China, erhalten hat. In jede Ferne richtet sich der Blick und dem kosmopolitischen Hange des Deutschen, der schon in früheren Zeiten mit seinen Sympathien und Theorien die Welt umspannte, ist eine tatsächliche Grundlage und ein sehr reales Interesse gegeben, das im Zeitungsblatt jeden Tag seine Befriedigung sucht und findet. Von allen Seiten, auf allen Wegen strömen dem gegenwärtigen Geschlecht die Werte zu, Reichtümer des Stoffs und Reichtümer des Geistes, und die Beherrschung der Natur, der die Wissenschaft ihre Geheimnisse ablauscht und ihre Verwertung durch immer neue Entdeckungen und Erfindungen, denen in unsern Tagen die großartigste, die beginnende Herrschaft über die Luft, zur Seite getreten ist, eröffnen die Hoffnung und die Aussicht auf unabsehbaren Fortschritt und machen das Leben freier, leichter, bequemer. Und nicht nur das der wenigen Begünstigten: auch das Leben der Massen nimmt, den Trugworten einer unehrlichen Partei zum Trotz, daran in reichlichem Maße teil und ein besonders erfreulicher Zug ist, daß auch die Hilfe für das Unglück in

seinen tausend Gestalten ausgiebiger, reichlicher ist als je und daß sie im Geiste des Christentums auch nicht halt macht an der Grenze des eigenen Volkes und Landes. Aber freilich, dem Reichtum und dem Aufschwung, den unsere Nation in den letzten Jahrzehnten genommen, fehlen neben den unvermeidlichen Übeln, die allem Menschenleben anhaften, die besonderen Dämonen nicht, die den Schnellreichgewordenen zu begleiten pflegen. Der Partikularismus der Länder, der Territorien, so lange das Verhängnis der Deutschen, ist für den Augenblick scheinbar verschwunden oder mindestens unschädlich geworden: dagegen drängt sich ein anderer nicht minder gefährlicher Partikularismus mit Macht heran. Es ist der Egoismus der einzelnen Lebenskreise, der Interessenpartikularismus, der rücksichtslos und opferscheu, der Pflichten gegen das Ganze vergessen das Interesse seiner Partei, seines Standes, seiner Kirche, seines Industriezweigs und Berufs verfolgt und darin durch einen zweiten Dämon, der wie der erste für gewöhnlich in Lichtgestalt erscheint, durch die hochentwickelte Öffentlichkeit und allgemeine Redefertigkeit unterstützt wird. Es ist wohl dieser Interessenpartikularismus, von dem kaum eine Partei frei zu sprechen ist, der es verschuldet hat, daß die so hochnotwendige Angelegenheit der Reichsfinanzreform, zu der im Jahre 1909 ein kräftiger Anlauf seitens der Reichsregierung und ihres verantwortlichen Leiters, des Reichskanzlers Fürsten Bülow gemacht worden ist, keine befriedigende Erledigung gefunden hat. Der Reichtum hat überall die gesteigerten Lebensansprüche, den Luxus, großgezogen und mit der Einfachheit der Sitte auch das bescheidene Pflichtgefühl geschädigt. Der Kampf gegen diese Mächte, die schäumende Phrase und die Unehrlichkeit und Lüge dieses neuen Partikularismus ist eine neue Aufgabe, die dem deutschen Volke gestellt ist. Es wird, so hoffen wir, auch diesen siegreich bestehen: zu viele Pfänder seiner Gnade hat uns in diesen letzten Zeiten der Himmel gegeben, als daß wir verzweifeln und nicht vielmehr der Zukunft unseres Volkes mit freudigem Vertrauen entgegensehen dürften.

Alphabetisches Register

A.

Aachen 18 f., 121, 229, 361.
Abd el Kader 396.
Abdul Medjid 397.
Abel 392, 404.
Abel Douay 554.
Abensberg 272.
Abgeordnetenkammer, preußische 471 ff.; bayerische 462, 549.
Absolutismus 9 ff., 60, 65, 171, 263, 367, 394, 473, 475, 495, 536.
Abukir 212, 215, 234.
Académie des sciences 54.
Achmed Köprili 17.
Adel 9, 33, 86, 95, 101, 125, 127, 129, 165, 167, 174, 182, 195, 220, 259, 265, 288, 356.
Adelsrepublik 89.
Adrianopel 369.
Aeterni patris 537.
Afrika 39, 150, 624 f., 638 f.
Ägypten 210, 212, 215, 217 f., 223, 369, 397.
Agrarier 650.
Ajaccio 205.
Akademien 54, 93, 96, 98, 103, 124, 261.
Akzise 39.
Alberoni 88.
Albert von Sachsen 553, 564.
Albrecht Achilles 12.
—, Erzherzog 508 f., 519 f., 540.
— von Mainz 12.
— Friedrich von Preußen 13.
Albrecht, Germanist 386.
Alessandria 218.
Alexander I von Rußland 220, 231, 238, 243, 255, 257, 265 f., 277, 289 ff., 301, 305, 307 ff., 333 ff., 345 f., 368 f., 381.
Alexander II von Rußland 447, 503.
— III von Rußland 631, 638.
— von Hessen 512, 521.
Alexis 449.
Alfons XII von Spanien 637, 659.
Algarotti 123.
Algier 380.
Alix 324.
Allgemeines Stimmrecht 413, 421, 438, 594, 608.
Allgemeine Wehrpflicht 363, 507, 603.
Almanara 79.
Alsen 488 f., 491, 513.
Altdorf 214.
Altenburg 279.
Altenheim 24.
Altenstein 258, 388, 399.
Altkatholiken 605 f.
Altmark 12, 601.
Altona 489.
Altranstädt 76, 84.
Amalia, Tochter Georgs II von England 100.
Amberg 204.
Amiens 223, 583, 585.
Amsterdam 184.
Ancona 382.
Andalusien 267.
Andernach 208.
Angelus Silesius 63.
Angra Pequena 625.
Anhalt-Dessau 74.
—-Köthen 373.
—-Zerbst 149.
Anjou 66, 240.
Anna von England 70, 79, 85.
—, Tochter Ferdinands I 113.
—, Großfürstin 285.
Anna Maria, Gemahlin Ludwigs XIII 65.
Ansbach 41, 172, 177, 192, 235, 238, 243, 523.
Antimachiavel 108, 110, 160.
Anton von Hohenzollern-Sigmaringen 453, 545.
Antonelli 518.
Antonia, Gemahlin Max Emanuels 66.
Anzengruber 654.
Apafy 17.
Apraxin 136.
April 138.
Arago 580.
Aragonien 75.
Arbeiterfrage, A.fürsorge 630, 649.
Arcis-sur-Aube 337.
Argent 123.
Argentinien 650.
Armand du Plessis 8.
Arndt 261 f., 311, 365, 461.
Arnim, Achim 376.
—, Harry 617.
Arnold, Gottfried 57.
Arnoldi, Erzbischof von Trier 401.
Arras 583.
Artois 188, 190, 338, 367.
Asberg 384.
Aschaffenburg 116, 521.
Aspern 275, 277.
Attila 581.
Auerbach 449.
Auersperg 238.
Auerstädt 247, 249, 253.
Auerswald 299, 417, 453, 471.
Aufklärung 57, 109, 125, 156, 160 f., 175 f., 183, 262, 300, 372.
Augereau 207.

Augsburg 37, 58 f., 72 f., 221, 239, 533.
Augsburger Allgemeine Zeitung 394, 443, 456, 514, 521.
August II von Sachsen-Polen 48, 68, 76, 89, 94, 104.
— III von Sachsen 89 f., 100, 119, 133.
— von Württemberg 563.
— Wilhelm von Preußen 132, 182.
— Wilhelm von Braunschweig-Bevern 137, 139.
Augusta, Königin und Kaiserin, Gemahlin Wilhelms I 453.
Augustenburg 406, 416, 483, 485 ff., 496.
Augustinus 30.
Ausgleiche 536, 620.
Austerlitz 239, 244, 251.
Austrägalgericht 496.
Australien 624.
Auswanderung 263, 399.
Autarkie 178.
Autonomie der Stände 105, 174.

B.

Bach 378.
Baden, Großherzogtum 177, 188, 204, 210, 220 f., 228, 233, 239 ff., 263, 332, 356, 364, 383, 393, 413 f., 417, 429 f., 463, 524 f., 529, 533, 549, 585, 641.
— in der Schweiz 82.
— bei Wien 48.
—-Baden 467, 477.
Bakunin 428.
Balkankrisis 666.
Balta 168.
Bamberg 246, 447.
Bamberger 533, 627, 629.
Banat 49, 91.
Bankwesen 162, 402, 615.
Bapaume 587.
Bar in Polen 168.
—-sur-Aube 336.
Barcelona 75, 79 f.
Barclay de Tolly 239, 308, 321.
Barock 58 f.
Barras 205.
Barrière 82.
Bartenstein 254.
Barth, Heinrich 624.
—, Marquard 533.
Basel 202, 208.
Baseler Friede 201 f.
Baseler Konzil 175.
Bastillesturm 187.
Batavische Republik 211 f., 219, 223, 229 f.
Battenberg 636.
Bau 416.
Bauernstand 52, 102 f., 127, 160, 167, 259, 410, 443.
Bautzen 142, 307, 312, 316, 515.
Bayern 16, 32, 66, 73 f., 87 f., 110, 113 ff., 170 ff., 192, 205, 209, 218, 220 f., 229, 233, 239 ff., 262 f., 271 f., 282, 303, 324 f., 340, 356, 362, 369, 373, 376, 383, 392, 410, 430 f., 462, 495, 499, 510 ff., 524 f., 529, 533, 549, 585, 603, 621, 640.
Baylen 267.
Bayonne 266.
Bayreuth 172, 192, 523.
—, preußisches Regiment 119.
Bazaine 560 ff., 580.
Bazeilles 566 f.
Beamtentum 14, 52, 91, 102, 160, 182, 222, 226, 359, 414, 442.
Beauharnais, Eugen, siehe Eugen B.
—, Josephine 285.
Beaumont 566.
Beaune la Rolande 582.
Bebel 611.
Becker, Nikolaus 398.
Beethoven 378.
Befreiungshalle 377.
Befreiungskriege 296 ff., 360, 363, 377, 508.
Belcredi 495, 535.
Belfort 554, 589 f., 595.
Belgien 171, 174, 176, 186, 192, 196, 200, 207, 209, 211, 353, 381, 393, 535, 539, 553, 639, 650.
Belgrad 35, 91.
Belle-Alliance 344.
Bellevue 569.
Bellinghausen 147.
Bellisle 114 f.
Bem 420.
Benda 124.
Bender 84.
Benedek 507, 513 ff.
Benedetti 519, 525, 545 f., 553.
Benedikt XIV, Papst 125.
Benevent 241.
Bennigsen, russischer General 251, 325 f., 328 f.
—, Rudolf 461.
Berchtesgaden 239, 281.
Beresina 294.
Berg 88, 240 f., 267, 284.
Bergen 143.
Berlin 59, 93, 99, 104, 111, 115, 119, 121, 124 f., 127, 137, 146 f., 162, 243, 245, 249, 262, 273, 278, 298, 302, 308, 316 f., 322 f., 372, 376 f., 399, 401, 412, 424, 473, 493, 529, 533, 548 f., 585, 596 ff., 619, 625, 629, 635, 652 f.
Berliner Friede 619.
Bern 211.
Bernadotte 211, 234, 243, 310, 315, 317, 322 f., 325 f.
Bernis 131.
Bernstorff 465, 472 f.
Berry 395.
Berthier 211, 241.
Bertrand 237, 323, 327 f.
Berwick 75.
Besançon 27.
Bessarabien 84, 447.
Bessières 274.
Bethel 648.
Beust 130, 428, 447, 464, 467, 490, 494, 506, 518, 535 ff., 551, 559, 578, 620, 622.
Beuth 653.
Beyer 512 f.
Bialystock 256.
Biberach 217.
Billroth 653.
Birken 62.
Bischöfe 443 f., 463, 538, 605 ff.
Bischofswerder 183, 189.

Bismarck, Herbert 625.
— Otto, Reichskanzler 151, 425, 473 ff., 600 ff., 642 f., 659, 662 ff.
Bisson 272.
Bittenfeld 491, 513.
Blanqui 580.
Blind 417.
Blois 586.
Blücher 248, 277, 297, 302, 308, 311, 316, 317 ff., 322, 325 f., 331, 334 ff., 342 ff.
Bluhme 491.
Blum, Robert 401, 420.
Blumenthal 513.
Bluntschli 462, 533.
Bocche di Cattaro 269.
Böcklin 655.
Bodelschwingh, preußischer Minister 432.
—, protestantischer Theologe 648.
Bodmer 152.
Boeckh 654.
Böhmen 5, 87, 114 f., 117, 129, 131, 135, 140 ff., 171, 220, 320 ff., 419, 514 ff., 620.
Boier 240.
Bonaparte s. Napoleon.
Bonapartisten 395.
Bonifazius VIII, Papst 608.
Bonin 453, 468, 514.
Bonn 21, 359, 390, 606, 637, 652.
Bonnemain 556.
Bonnier 213.
Bopp 357, 388.
Bordeaux 586, 592, 594 ff.
Börne 403.
Borodino 293.
Borries 464.
Borsig 653.
Borstell 302, 323.
Bosnien 618 f.
Boulanger 631 f.
Boulogne 230, 232, 234, 422.
Bourbaki 590 f., 594.
Bourbonen 37, 79, 82, 86, 116, 228, 266, 268, 338, 344, 352, 355, 380, 542.
Bourgogne, Herzog von 77, 83.
Bournonville 22.
Boyen 260, 362.
Boyer 577.
Boyle 54.
Boynefluß 44.
Brabant 18.
Brandenburg, Mark 67 f., 12 f., 20, 23, 25, 29, 32, 34, 36, 48, 70, 80, 87, 92, 220.
—, Stadt 424.
—, Graf 423 f., 435.
Brater 533.
Braunau 242, 269.
Braunschweig 16, 177, 192 ff., 249, 276, 279, 332, 373, 382, 393, 641 f.
— Bevern 109, 135, 159.
Bregenz 434 f.
Breisach 27, 47, 72, 82.
Breisgau 239.
Breitinger 152.
Bremen 85, 221, 284, 302, 324, 373, 624.
Brenkenhoff 170.
Brenner 272, 276, 280.
Brentano, Dichter 376.
—, Nationalökonom 629.
Breslau 112, 115, 116, 139 ff., 146, 252, 299 ff., 606, 608.
Breslauer Friede 115 ff., 120.
Brie 583.
Brieg 42, 111 f., 252.
Brienne 205, 335.
Brihuega 79.
Brixen 271.
Brockes 152.
Broglie 114 f.
Bromberger Kanal 169.
Bronsart v. Schellendorf 568.
Bronzell 435.
Browne 133, 135.
Bruck, österreichischer Finanzminister 459.
Brügge 74.
Brühl 116, 118 f., 130, 132.
Brune 211.
Brünn 166, 238 f., 244, 278.
Brunsbüttel 492.
Brüssel 74, 196, 227, 343, 381.
Bubna 281, 312.
Buchhandel 61, 289, 460, 646.
Bückeburg 393.
Bulgarien 618 f., 631, 636.
Bullen, päpstliche 157, 372, 537.
Bülow von Dennewitz, preuß. General 302, 307, 310 f., 315, 317, 322 f., 336.
—, Bernhard, Reichskanzler 660 f., 667.
Bund der Landwirte 650.
Bundesakte 344, 354, 356 ff., 433.
Bundesfürsten 639.
Bundesrat 530 ff., 627, 641.
Bundestag 50, 354, 361 ff., 521, 639.
Bündnisrecht der deutschen Fürsten 5, 7, 68.
Bunsen, preußischer Gesandter 437.
—, Chemiker 652.
Bunzelwitz 147.
Burenkrieg 638, 661 f.
Bürgerliches Gesetzbuch 644.
Burgund 171.
Burkersdorf 150.
Burschenschaft 360, 384, 411.
Bute 148.
Butturlin 147.
Buxhövden 251.

C.

Cadiz 237.
Caldiero 237.
Calonne 190.
Calvin 30.
Calvinisten 7, 97.
Camphausen 422, 453.
Campo Formio 208, 210, 219, 226, 311, 633.
Canning 366 f.
Canossa 610.
Caprivi 642, 650.
Capua 264.
Carlos, Infant 88, 90.
Carlowitz 35, 49.
Carmer 163.
Carnot 198.
Carpi 69.
Carteret 115.
Casa d'Austria 90.

Castlereagh 335, 366.
Catinat 45, 69.
Caub 334.
Caulaincourt 313.
Cavaignac 421.
Cavour 448, 455, 458.
Chalons s. M. 560, 564 ff., 658.
Chamberlain 661.
Chambord 616.
chambres de réunion 27.
Champagne 194.
Champaubert 335.
Champigny 583.
Championnet 212.
Changarnier 577.
Chanzy 586 f.
Charleroi 19.
Charlottenburg 93, 146, 250, 635.
Charte 355, 365, 380, 408.
Chartres 585.
Chasteler 271, 276.
Chateaudun 576.
Chatillon 335 f.
Chaumont 340.
Chemnitz, Philipp 54.
Cherbourg 570.
Chiari 69.
China 660 f., 666.
Chios 166.
Chislehurst 577.
Chlum 516 ff.
Chodowiecki 377.
Chotek 129.
Chotusitz 114.
Christentum 7, 29, 32, 55 f., 156, 197, 389.
—, praktisches 648.
Christian von Bayreuth 77.
— VIII von Dänemark 406, 416.
— IX von Dänemark 480, 482, 485.
Christine von Schweden 14 f.
Christinos 395.
christlicher Adel deutscher Nation 33.
Chur 215, 271.
Churchill, John 70.
Cintra 267.
Cirkfena 127.
Cistowes 517.
Civita Vecchia 559.
Clam-Gallas 514.
Claudius 154.
Clausewitz 260, 297.
Clausius 652.
Clemens XI, Papst 77.
— XIV, Papst 157.
— Joseph von Köln 82.
— Wenzel von Trier 175, 188.
—, Herzogin-Witwe von Bayern 171.
Clerfait 192, 204.
Cleve 13, 40.
Cobenzl 207, 211, 218 f., 229, 269.
Cocceji 128, 163.
Code Napoléon 263.
Colbert 29.
collegia pietatis 56.
Colomb 310, 324.
Colombey-Nouilly 561.
Comité de salut publique 197.
Common-wealth 10.
Condé 22, 89, 228.
Confédération du Rhin 241.
Connewitz 327.
Cornelius, Peter 376.
Corpus Evangelicorum 87.
— juris Fridericianum 163.
Cortes 367, 543.
Côte d'Or 592, 594.
Cotta 394.
Coulmiers 581 f.
Courbiere 253.
Courtray 19.
Crailsheim 640.
Craonne 336.
Cremieux 574.
Cromwell 10, 19.
Crossen 134, 142.
Cuius regio eius religio 6.
Culloden 121.
Cumberland 136, 386, 641.
Curtius 449.
Custine 195.
Custozza 418, 509.
Cuxhaven 231.
Czenstochau 310.
Czernitschew 147, 149 f.

D.

Dahlmann 386, 417, 431.
Dahn 553.
Daigny 567.
Dalberg, Karl Theodor 185, 241, 284.
Dalmatien 208.
Dalwigk 464, 525, 529.
Danckelmann 92, 99.
Dänemark 15, 68, 75, 84, 88 f., 149, 311, 353, 406 f., 416 ff., 430, 433, 436 f., 449 f., 480, 482 f., 486 ff., 502, 534, 559.
Dänen, Reichstagspartei 631.
Danewirk 416, 487.
Danton 197.
Danzig 16, 90, 169, 185, 198, 254, 256, 313, 331, 377, 475.
— Republik 256, 313.
Darmstadt 529.
Daru 234, 258 f.
Daun 135, 139, 141 ff.
Davoust 234, 247, 302, 305, 311, 317.
Debry 213.
Delbrück 627.
Delegationen 536.
Delessart 191.
Demokratische Reichstagspartei 631, 644.
Dennewitz 323.
Deputiertenkammer 379, 408 f.
Derfflinger 15, 23.
Dermbach 512, 521.
Deroy 276.
Derschau 128.
Desaix 218.
De salute animarum 372.
Descartes 54.
de Souches 22.
Despotismus 37, 102, 156, 159, 231, 266, 288.
—, aufgeklärter 262.
Dessau 177.
Dessauer, der alte 101, 110, siehe auch Leopold von Dessau.
Dettingen 116.
Deutsche Nation 3, 151, 154, 164, 178, 186, 224, 334, 374, 377, 441, 499, 548 ff., 599 ff.
— Reformpartei 461.

Deutsche Sprache 60, 95, 174.
— Verfassungsfrage 399, 424 ff.
Deutscher Bund 347, 354 ff.
— Fürstenbund 177, 184.
— Kaiser 5, 157, 426, 585, 587.
— Orden 12 f., 188.
Deutsches Reich 5, 7 f., 28, 87, 134, 202 f., 208, 219 ff., 224 ff., 241 f.
— — seit 1871 584 ff.
— Reichsheer 613, 657.
Deutsch-französischer Krieg 542 ff.
— -katholische Bewegung 401.
Devolutionskrieg 18.
Dichtung 57, 61 ff., 152 ff., 225 ff., 374 ff., 403, 449, 462, 654 f.
Diderot 109.
Diebitsch 297.
Dijon 217, 589, 591.
Direktorialverfassung 203, 205 ff., 210, 216.
Dissidenten 104, 168.
Dohna 142, 299.
Döllinger 605 f.
Dominus ac redemptor noster 157.
Donaufürstentümer 255, 368, 446 f., 503, 618 f.
Donauwörth 73, 235, 272.
Donchery 568 f.
Dönhoff 423.
Dönniges 462.
Dörnberg 273, 277.
Dornyk 27.
Dörpfeld 654.
Douay 19, 583.
Doubs 592, 594.
Dover 19.
Dragonaden 30, 40.
Dreibund 620, 637.
Dreikönigsbündnis 431 ff.
Dresden 59, 94, 118 ff., 130, 133, 142, 145 ff., 150, 277, 292, 295 f., 305, 313, 316, 319 ff., 326, 331, 377, 410, 428, 449, 510, 599.
Dresdener Friede 120, 150.
— Konferenzen 436.
Dreux 585.
Drollinger 152.
Droste zu Vischering, Clemens 390 ff.
Drouyn de l'Huys 525.
Droysen 449.
Dualismus 462, 535.
Duben 325.
Ducrot 583.
Duhan de Jandun 106.
Dumouriez 191, 193 ff., 199.
Dupanloup 581.
Düplat 489.
Düppel 488 f., 493.
Dürer 377.
Duroc 250, 308.
Durutte 323.
Düsseldorf 203, 376, 428.

E.

Eberhard Ludwig von Württemberg 96.
Ebner-Eschenbach, Marie 654.
Eckernförde 430, 492.
Edelsheim 529.
Edikt von Nantes 36, 43.
— von Potsdam 36.
Eger 115, 236.
Eggmühl 272.
Ehrenlegion 265.
Eichendorff 376.
Eichhorn 372, 378, 388, 400.
Eiderdänen 416, 449, 482.
Eidgenossenschaft 211, 450.
Einwanderung 36, 52, 104.
Eisenach 360.
Eisenbahnen 394, 402, 615, 626, 658.
Eisenstecken 276.
Eisernes Kreuz 300, 552.
Elba 338 f.
Elberfeld 428.
Elchingen 236.
Elisabeth von Parma 88, 121.
— von Rußland 130, 136, 148.
— Charlotte 35.
— Christine, Gemahlin Friedr. d. Gr. 108, 124.
Elsaß 21 f., 89, 117, 188, 333, 339, 345, 570, 574, 584, 595, 603.
Elsaß-Lothringen 603, 640.
Elsässische Reichstagspartei 613, 631.
Elsaßhausen 556.
Elsfleth 280.
Elsnig 147.
Emdener Kompanie 99.
Emigranten 188 ff., 193 ff., 341, 365.
Emin Pascha 624.
Emmerich 277.
Ems 175, 545 ff.
Emser Depesche 547.
Emser Punktationen 175, 185.
Engern 217.
Enghien, Herzog 228, 231, 242.
England 10 f., 19 ff., 36 f., 43 f., 47, 55, 60, 68 ff., 79 ff., 88, 91, 94, 99 f., 105, 115, 121, 130, 140 f., 147 f., 150, 181, 199, 211 ff., 223 f., 230 ff., 244 f., 257, 266, 280, 288 f., 366 ff., 393, 395, 437, 446 ff., 478, 481, 490, 503 f., 535, 579, 619, 625, 638 f., 661.
Enzyklika 506, 537.
Enzyklopädisten 109.
Eperies 34.
Ephraim 141.
Erbfolgekrieg, bayerischer 171.
—, österreichischer 113 ff., 121.
—, polnischer 89 f.
—, spanischer 8, 65 ff.
Erbkaiserliche Partei 427, 429, 431, 461, 529.
Erfurt 247, 265, 432.
Erfurter Kongreß 265, 270, 289.
Erfurter Unionsparlament 473.
Ermeland 169.
Ernst August, Kurfürst von Hannover 43, 45.
— —, König von Hannover 386.
— Georg von Hannover 77 f.
—, Herzog von Koburg 461, 463.
Eroberungskriege 18 ff.
Erthal, Emmerich und Karl 159 f., 175.
Erzbischöfe 175 f., 185.
Eschenheimer Gasse 433.
Eßling 275.

Essen 653.
Esthland 85.
Estrées 136.
Etats généraux 187.
Etikette 33, 94, 172.
Etoges 335.
Etrurien 264.
Ettenheim 228.
Eugen Beauharnais 240, 273, 278, 282, 284 f., 305.
— von Savoyen 35, 68 ff., 81 f., 90 f., 95.
— von Württemberg 321.
Eugenie, Kaiserin von Frankreich 540, 542, 559, 578.
Eulenburg 494.
Evangelische Kirche 64, 363, 400, 454, 614, 647.
— Kirchenkonferenz 399 f.
— Union 363, 454.
Evangelisches Pfarrhaus 646.
Evreux 585.
Ewald 386.
Exkommunikation 282.
Exoriare 26.
Eylau (preuß.) 251, 254.

F.

Faidherbe 583, 587.
Falk 606, 623.
Faßbinder 137.
Favre 571 f., 574 f., 589, 591 ff.
Febronius 175.
Februarrevolution 407 ff.
Fehrbellin 23.
Fenier 535.
Feodorowitsch 148.
Ferdinand I, deutscher Kaiser 41, 111, 113.
— II, deutscher Kaiser 41.
— III, deutscher Kaiser 5 f., 16, 66.
— IV, römischer König 6.
— I, Kaiser von Österreich 387, 418 ff.
— VI von Spanien 121.
— VII von Spanien 266, 367.
— IV von Neapel 212.
— von Braunschweig 141, 143, 147, 159.
— von Modena 270.
Ferdinand, Erzherzog 233, 236, 273.
— Maria von Bayern 16.
Fère Champenoise 337.
Fermor 142.
Ferrara 405.
Ferrieres 574.
Ferry 580, 631.
Fesch 241.
Feudalrechte 187 f.
Feuerbach 655.
Fichte 182, 225, 261, 287, 311, 357, 388.
Fieschi 395.
Finanzwirtschaft 29, 39, 51, 91, 103, 359, 370, 626 f.
Finck von Finckenstein 132, 145.
Fink, preußischer Oberst, 106.
Finnland 255, 266.
Finowkanal 128.
Firmian von Salzburg 104.
Fischer, Hannibal 437.
Fiume 281.
Flandern 19.
Flavigny 562.
Flemming 61 f.
Flensburg 488.
Fleurus 45.
Fleury, Bischof 84, 121.
— in Belgien 200.
Fliedner 648.
Fließ, General 511.
Floing 567.
Florenz 578 f.
Flotte, brandenburgische 39.
—, deutsche 437, 491, 553, 570, 614, 656 f., 662.
Flourens 580.
Fontainebleau 335, 337.
Fontane 654.
Fontenay 118.
Forster, Georg 196.
Förster, Erzbischof von Breslau 606.
Fortschrittspartei, deutsche 471 f., 478, 613, 636.
—, bayerische 462, 533.
Fouché 346.
Fouqué, General 146.
—, Dichter 376.
Fourier 396.
Franche-Comté 19, 22, 25.
Franckenstein, Frhr. v., 627, 633.
François, Generäle 211, 557.
—, Luise von, Dichterin 654.
Franken 12, 23, 588.
Frankfurt a. M. 56, 114, 124, 143, 195 f., 221, 241 f., 284, 331, 333 f., 354, 373, 384, 393, 413 ff., 433 f., 476, 479, 497 f., 510, 512 f., 521 ff., 528, 625.
—, Großherzogtum 284, 288.
Frankfurter Friede 596.
— Fürstentag 476 ff., 484 f.
— Parlament 413 ff., 529.
— Putsch 384 f.
— Union 117.
— Vorparlament 411 ff.
Frankfurt a. d. Oder 142, 144.
Frankreich 5, 7 ff., 16, 19 ff., 36, 55, 58 ff., 66, 81 ff., 88 ff., 99, 109, 113, 118, 121, 130 f., 134, 150, 156, 176, 181 f., 186 ff., 351, 365, 367 ff., 379 f., 395 f., 407 ff., 421 f., 430, 437 f., 446 ff., 481 f., 504 f., 530 f., 538 ff., 616 f., 625, 630 ff., 637, 658.
Fransecky 517, 560.
Franz I, deutscher Kaiser 90, 110, 120, 130, 157, 161.
— II, deutscher Kaiser (I von Österreich) 191 f., 202, 206, 216, 233, 236, 238 ff., 304 ff., 339, 345, 370, 387.
— I von Frankreich 33.
— Joseph I, Kaiser von Österreich 421, 434 f., 456 f., 476, 496, 508, 518 f., 536.
Französische Revolution 182 ff.
— Sprache 95, 123 f.
Frauenfrage 648.
Frederikshald 85.
Freiberg 150.
Freiburg 25, 47, 82.
Freienwalde 442.
Freikorps 301, 310, 324, 584, 591 f.
Freiligrath 403, 553.
Freisinnige Partei 631 f., 644.

Frejus 216.
Frénois 568.
Frescaty 577.
Freycinet 581, 590, 627.
Freytag 449.
Friaul 208.
Fridericia 430, 489.
Friedensfest zu Nürnberg 4.
Friedland 254.
Friedrich III, deutscher Kaiser 358.
— I, König von Preußen 41 f., 46, 48, 59, 92 ff., 99, 104, 111, 588.
— II, der Große, König von Preußen 105 ff., 182, 201, 244 f., 377, 449, 499, 506, 664.
— III, deutscher Kaiser, König von Preußen 475, 500, 513 ff., 553 ff., 600, 635 f.
— I von Württemberg 233, 240, 263, 332.
— VII von Dänemark 406, 415 f., 449, 480, 482.
— von Augustenburg 416, 483, 485 ff., 636.
— von Baden 463, 635, 641.
— von Hohenzollern 12.
— von Holstein 68.
— von Homburg 23 f.
— August von Sachsen 428.
— — von Preußen 137.
— Heinrich von Oranien 14.
— Karl von Preußen 487 f., 491, 513 ff., 553, 561 ff., 577 ff., 600.
— Wilhelm, Großer Kurfürst von Preußen 3, 14 ff., 20 ff., 34, 36 ff., 52.
— — I, König von Preußen 94, 96 ff., 115, 126 ff.
— — II, König von Preußen 182 ff., 190, 192, 199 f., 202, 209, 423.
— — III, König von Preußen 209, 227, 238, 243, 250 f., 254 ff., 298 ff., 333, 345, 355, 359, 370 ff., 396.
— — IV, König von Preußen 371, 396 ff., 423, 427 ff., 470, 473, 487, 652.
Friedrich Wilhelm von Braunschweig 276 f.
— — von Hessen 434.
Friedrich-Wilhelmskanal 128.
Friedrichsburg 85.
Friedrichsruh 643, 662.
Fröbel 420.
Froben 23.
Fronde 8 f.
Fröschweiler 556 f.
Frossard 555, 557 f.
Fruchtbringende Gesellschaft 61.
Frundsberg 77.
Fulda 332, 607.
Fünen 491.
Fürstenberg, Franz Egon 28, 38, 47.
—, Wilhelm Egon 38, 47.
Fürstenbund 177, 184, 227.
Fürstenrat 220, 222.
Fürstprimas 241.
Fürth 394.
Furtwängler 654.
Füßen, Friede von 118.

G.

Gablenz 487, 489, 497.
Gadebusch 317.
Gagern 414, 425, 429, 431, 537.
Gaisberg 556.
Galilei 53.
Galizien 281, 426.
Galliset 567.
Gallikanische Freiheiten 30.
Gambetta 548, 571, 574, 580 ff., 586, 589 ff., 617.
Garde, französische 27, 318, 338, 343, 570.
—, preußische 100 ff., 416, 488 f., 515, 517, 553, 563 f.
—, russische 149, 321.
Garennes 567.
Garibaldi 455, 458, 481, 537, 591.
Gärth 384.
Gastein 476, 496.
Gasteiner Konvention 496, 501.
Gauß 653.
Geibel 462, 553.
Geislingen 72.
Geistliche Fürstentümer 95, 159, 195, 210, 221, 349.
Geistliches Lied 62, 64, 152.
Geldern 82.
Gellert 153, 377.
Generalstaaten 11, 19 f., 26, 37, 43 f., 81.
Genf 211, 217.
Gent 74, 196, 341, 612.
Gentz 269 f.
Genua 121, 211, 217.
Georg I von England 85, 105.
— II von England 100, 112, 116, 130, 148.
— III von England 148, 216.
— V von Hannover 464, 510 ff.
— von Ansbach 41.
— von Hessen-Darmstadt 82.
— Wilhelm von Brandenburg 14.
Gerchsheim 522.
Gerhard, Paul 40, 63.
Gerlach, preußischer General 448, 457.
Gerock 553.
Gertruidenburg 78.
Gervinus 386, 388, 442.
Gesetzgebender Körper 332, 482, 539 f., 544 ff., 571 f., 591.
Gesetzgebende Versammlung 190 f., 197.
Geßner 153.
Gewerbe 52, 167, 614.
Gewerbeordnung 614.
Gibraltar 82, 237.
Gieseprecht 449, 462.
Gieslikon 404.
Girard 317.
Girondisten 190.
Gitschin 514 ff.
Giulay 327 f.
Givonne 567.
Gladstone 661.
Glais Bizoin 574.
Glarus 215.
Glatz 115, 122, 134, 146, 252.
Gleim 139, 154.
Glogau 112, 116, 137, 252, 331.
Gluck 378.
Glücksburg 480.

Gneisenau 253, 258, 260, 311, 316, 342, 344.
Gneist 614.
Goblet 631.
Godoy 266.
Goeben 513, 521, 558, 587.
Goethe, Joh. Wolfgang 63, 152, 154 f., 184, 194, 225, 265, 283, 314 f., 349, 356 f., 375 ff., 388, 403, 644, 657.
—, Eosander von 93.
Goldwährung 615.
Gölsdorf 323.
Goltz, von der 561.
Golymin 251.
Golz, von der 202.
Görgey 432.
Görlitz 119, 316, 513.
Görres 392.
Görz 281.
Goßler 645.
Gossa 327.
Gotha 177, 250, 431, 483, 612.
Gotthelf 654.
Göttingen 161, 386, 510, 601, 652 f.
Gottsched 152 f.
Götzen 252.
Gotzkowsky 146.
Graefe 653.
Gramont 540, 544 ff., 559.
Graudenz 253, 302.
Graun 124.
Gravelotte 562 ff.
Grävenitz, Frau von 96.
Gräwell 429.
Gregorovius 449.
Greifswald 24, 85.
Grenoble 283.
Griechen, Griechenland 166, 368 f., 481, 503, 619, 658.
Griechische Kirche 168.
Grillparzer 387.
Grimm, Jakob und Wilhelm 357, 386, 388.
Grimmelshausen 4.
Gröben 39.
Grodno 198.
Grolmann 258, 260, 362.
Großbeeren 317, 322.
Großbritannien 10 f., 19, 43, 85, 116, 118, 120, 351, 638 f.; siehe auch England.
Großdeutsche Partei 426, 443, 461 f.
Große Armee 234, 292, 296.
Große Woche 379.
Großer Kurfürst 14 ff., 43, 51, 59, 85, 92 f., 99, 103, 111, 127.
Großfriedrichsburg 39, 99.
Großgörschen 306 f.
Großhennersdorf 119.
Großheppach 72.
Groß-Jägersdorf 136.
Großmächte 288, 312, 350, 366, 416, 446 ff., 483, 485 f., 494, 505, 550, 660.
Großwardein 17.
Grotius 54.
Grouchy 343.
Grün, Anastasius 387.
Grundrechte des deutschen Volkes 418.
Gryphius 61 f.
Guastalla 121.
Guericke 54.
Guerilla 267.
Guinea 39.
Guizot 408 f.
Gundling 98.
Gunstett 556.
Gustav Adolf 14.
— III von Schweden 190.
— IV von Schweden 228, 267.
Gutzkow 403.

H.

Haag 20, 23, 47, 69, 78, 184, 200.
Haager Konzert 84.
Habsburgisches Haus 6 ff., 17, 29, 33 f., 49, 65, 86, 90, 98 f., 113, 166, 339, 457, 500.
Haddik 137.
Hagedorn 152 f.
Hagelsberg 317.
Hagen 428.
Hagenau 557.
Hähnel 655.
Hake 489.
Halberstadt 13, 134, 279, 310.
Halle 93, 97, 119, 125, 134, 279, 287, 307, 326.
Haller 152.
Hambacher Fest 384.
Hamburg 53, 59, 128, 221, 284, 302, 310 f., 324, 624, 648.
Hamilton 212.
Hanau 331, 512.
Händel 378.
Handel 52, 91, 99, 127, 167, 289, 364, 373, 414, 655 ff.
Handelsverträge 444, 466, 650.
Handschuchsheim 204.
Handwerk 52.
Hannover 23, 43, 45, 67, 70, 82, 84 ff., 94, 100, 116, 118, 130, 177, 224, 226 f., 231, 234, 244 ff., 284, 332, 340, 352, 355 f., 373, 385 f., 393, 410, 415, 431, 464, 492 ff., 499, 510 ff., 523 f., 528, 639, 641.
—, Stadt 599.
Hansemann 422.
Hardenberg 202, 227, 243, 254, 258, 286 f., 291, 299, 301, 335, 339, 346, 359 f., 363.
Harsdörffer 62.
Harvey 54.
Hasenheide 262.
Haslach 235.
Hassenpflug 434, 436, 465.
Hastenbeck 136.
Hatzfeld 249.
Haugwitz 129, 189, 209, 227, 231, 238, 243 f., 250, 287.
Hauptmann, Gerhard 654.
Hausruckviertel 281.
Häusser 449.
Havelbrüche 127.
Havelburg 102.
Haydn 378.
Haynau 308.
Hebbel 654.
Hebel 375.
Hechingen 435.
Hecker, Friedrich 413.
—, Julius, Kons.Rat 125.
Heerwesen 9, 15, 39, 51, 100, 126, 164 f., 245, 260 f., 269, 468 ff., 507, 613, 657.

Heeresverfassung, preußische 468 ff., 494, 527, 613.
—, deutsche 613, 630 ff.
Hegel 349, 357, 376, 388 f., 399.
Heidelberg 45 f., 411, 652.
Heidelberger Katechismus 96.
— Schloß 45, 58.
Heilbronn 72.
Heilige Allianz 346, 366, 448.
Heiliges römisches Reich deutscher Nation 241.
Heilsberg 254.
Heine 403.
Heinrich IV von Frankreich 8, 36.
— V von Frankreich 380, 616.
— Prinz von Preußen 142, 144, 146 f., 150.
— —, Admiral 660.
Heinsius 68.
Helgoland 280, 491, 638.
Helmholtz 652.
Helmstadt 522.
Helvetische Republik 211, 219, 224, 229.
Hengstenberg 400.
Hennegau 118.
Heppenheim 409.
Herder 154 f., 357.
Hereroaufstand 662.
Heristal 110.
Hermann, Gottfried 654.
Hermes, Georg 390.
Herrenhausen 88.
Hertz, Wilhelm 553.
Hertzberg 177, 184 ff., 189.
Herwegh 403 f., 413.
Herzegowina 618.
Hessen-Darmstadt 82, 209, 222, 241, 332, 356, 373, 464, 524 f., 529, 585.
— -Kassel 16, 117, 221, 246, 332, 352, 373, 383, 434 ff., 442, 465, 495, 512 ff., 523 f., 528, 639.
Heuglin 624.
Hexenglauben, Hexenprozesse 56 f.
Heydt, von der 472.
Heyse 462.
Hieronymus von Salzburg 176.
Hieronymus Bonaparte siehe Jerome.
Hildburghausen 138, 250.
Hildebrandt 655.
Hiller 275.
— von Gärtringen 517.
Hinckeldey 445.
Hinterpommern 13.
Hippel 301.
Hirschfeld 317.
Historische Literatur 388, 449.
Hobbes 55.
Hochberg 383.
Hoche 197, 199, 207, 230.
Hochkirch 143.
Höchstädt 73.
Hofer, Andreas 272, 276, 280 ff.
Hoffmann 376.
Hoffmannswaldau 64.
Hofkriegsrat 72, 217.
Hofleben 9, 53, 94 f.
Hofmann, Chemiker 652.
Hohenfriedberg 119.
Hohenlinden 217, 219.
Hohenlohe-Ingelfingen, preuß. General 246 ff.
— —, preuß. Minister 472.
— -Schillingsfürst, Reichskanzler 529, 536, 618, 640, 642, 661.
Hohentwiel 159.
Hohenwart 620.
Hohenzollern 12 f., 428, 435, 500, 503, 543 ff.
Holl 59.
Holland 11, 19 ff., 44, 47, 66, 68, 81 f., 88, 91, 116, 118, 121, 176, 184, 199, 211 f., 231, 256, 280, 284, 336, 353, 381, 531, 535, 616, 639.
Holländerei 40.
Holländisch-westindische Kompanie 99.
Höllental 205.
Holstein 68, 149, 353, 406 f., 415 ff., 482 ff.
Homburg 23, 28, 524.
Hontheim 175.
Hotze 213 f.
Hoyerswerda 310.
Hubertusburg 150, 157, 161.
Hudsonsbai 82.
Hugenotten 29 f., 36, 44, 52, 106.
Hugo, Viktor 576.
Hühnerwasser 514.
Humann 654.
Humboldt, Alexander von, 652.
—, Wilhelm von, 287, 312, 359, 362, 372, 388.
Hüningen 25, 205.

J.

Jacoby, Johann 399, 424.
Jagel 488.
Jägerndorf 41 f., 111, 116.
Jagow 472.
Jahn 262, 365.
Jakob II von England 36, 43, 46 f., 69 f.
— III von England 69, 80.
Jakobiner 189, 200, 205.
Jameson 638, 661.
Jamestown 346.
Jansenius 30.
Japan 660 f., 666.
Jaumont 564.
Ibrahim von Ägypten 395.
Ibsen 654.
Idstedt 436.
Jean Paul 375.
Jellachich 419 f.
Jemappes 196.
Jena 247, 249, 265, 308, 360, 376, 435.
Jerome Bonaparte 252, 256, 263 f., 273, 284, 324
Jesuiten 6, 29, 31, 43, 56, 104, 121, 156 f., 168, 390, 538, 604, 606.
Iglau 244.
Ilanz 215.
Illyrische Provinzen 281 f., 313.
Imperator Romanus 588.
Indemnität 527 f.
Indien 65 ff., 81, 291.
Industrie 52, 102, 127 f., 289, 414, 627, 646, 653.
Ingermanland 85.
Ingolstadt 73, 205, 217.
Innozenz XI, Papst 32, 38.
Innsbruck 71, 237, 272, 276, 280 f., 418 f.

Innviertel 172, 281.
Inquisition 268.
Insurrektionsrecht 34.
Integrität des Reiches 207, 210.
Interim 432.
Intoleranz 104.
Joachim I von Brandenburg 13.
Johann von Sachsen 401, 464, 477.
—, Erzherzog 218, 233, 237, 271, 273, 277 f., 415, 418.
— Georg von Brandenburg 41.
— — von Sachsen 32, 43.
— II Kasimir von Polen 15.
— Sigismund von Brandenburg, 13.
— Sobieski 32, 48.
Johanniterorden 188.
Jonische Inseln 208, 351.
Jordan 123.
Joseph I, deutscher Kaiser 45, 72, 74, 80, 86 f., 95.
— II, deutscher Kaiser 161, 165 f., 169 ff., 185, 189, 233, 358.
—, Bruder Napoleons I 219, 240, 266 ff., 335, 337.
— Clemens von Köln 38, 47, 95.
— Ferdinand von Bayern 66.
Josephine, Gemahlin Napoleons I 285, 346.
Josephstadt 514, 517.
Joubert, französischer General 214.
Jourdan 203 f., 212 f.
Irland, Iren 44, 230, 535.
Isabella von Spanien 542.
Iselberg 272, 276.
Iserlohn 428.
Islam 32 f.
Istrien 208, 278, 281.
Italien 45, 57, 60, 74 f., 87 ff., 116, 129, 156, 205 ff., 341, 352 ff., 404 ff.
Italienische Republik 224, 230.
Italienisches Königreich 230, 458, 481 f., 498, 505 ff, 525, 537, 550, 559, 578 f., 618 f., 650.
Itzehoe 407, 501.
Itzenblitz 472.
Juden 53, 167, 410.
Jülich-Berg 88, 99 f., 111, 240.
Julirevolution 379 ff., 475.
Junge Deutschland, das 403, 654.
Junkertum 102, 442, 464, 469, 473, 475, 507.
Junot 267.
Juntas 267.
Jura, Departement 592, 594.
Jüterbog 323.
Jütland 416, 430, 488 f.
Iwanowitsch 49.

K.

Kaja 306.
Kaiserkrönung 157, 186, 192.
— Napoleons 229.
Kaiserslautern 199 f.
Kaiserswerth 648.
Kaisertum 7, 33, 157, 166, 177, 426.
Kaiserwahl 16, 80, 114, 120, 157, 186, 191, 427 ff., 461, 585, 588, 664.
Kalckstein 16, 106.
Kalenberg 32.
Kalisch 300 f., 312, 325, 332.
Kalkreuth, General 254.
Kameke, Palais 59.
— General 557.
Kamerun 625.
Kaminski 251.
Kamptz 360.
Kanäle 128, 169, 492, 656.
Kanitz 297, 650.
Kant 155, 182, 225, 357.
Kap Breton 121.
Kap Skagen 491.
Kapitalismus 611, 630.
Kapkolonie 661.
Kara Mustafa 31 f.
Karl der Große 98, 177 f., 229, 286, 588, 634.
— V, deutscher Kaiser 9, 33, 81.
— VI, deutscher Kaiser 66, 72, 74 f., 79 ff., 86 ff., 110, 113.
— VII, deutscher Kaiser 113 ff.
— I von England 10.
— II von England 19, 22, 36, 54.
Karl X von Frankreich 367.
— V von Lothringen, Türkenbesieger 25, 32, 34.
— von Lothringen, österreichischer General, Gegner Friedrichs d. Gr. 114 f., 117 ff., 135, 139 f.
— X von Schweden 15, 22.
— XII von Schweden 68, 74 ff., 84 f., 89, 101, 293.
— II von Spanien 45, 49 f., 65 ff.
— IV von Spanien 266 f.
— II von Zweibrücken 171.
—, Prinz von Bayern 510, 512.
—, Herzog von Braunschweig 382 f.
—, Prinz von Hohenzollern (Rumänien) 503.
—, Herzog von Mecklenburg 358.
— Erzherzog von Österreich 204, 206, 213, 217 ff., 233, 237, 269 f., 273, 275, 277 ff.
— Albert von Piemont 405, 418.
— Alexander von Württemberg 96.
— August von Weimar 184, 227, 356.
— Clemens von Köln 71, 73.
— Emil von Brandenburg 22.
— Eugen von Württemberg 159.
— Friedrich von Baden 263.
— — von Mainz 195.
— Gustav von Zweibrücken 15 f., 22.
— Ludwig von der Pfalz 35.
— Philipp von der Pfalz 96.
— Theodor von Bayern 170 ff., 222.
— Wilhelm Ferdinand von Braunschweig 192 ff., 199, 245 ff., 249, 260.
Karlisten 395.
Karolinen 659.
Karlsbad 361.
Karlsbader Beschlüsse 361, 370, 384 f.
Karlsruhe 409, 429 f., 553.
Kärnten 271, 278.
Karolina von Neapel 212.
Kartoffelkrieg 171.

Kassel 249, 324, 383, 410, 434, 436, 465, 510.
Kastilien 75.
Katalonien 75.
Katharina II von Rußland 149, 156, 167 ff., 176, 185, 190, 201, 209, 212.
Katholikentage 644.
Katholische Kirche 29, 55, 125, 173, 175, 178, 187, 390 ff., 454, 462 f., 537 f., 604, 622 f.
Katholizismus 5, 10, 43, 48, 55, 375, 390, 604, 644 ff.
Katt 107, 273.
Katzbach 318 f., 322.
Kaufbeuren 533.
Kaulbach, Wilhelm 377.
Kaunitz 129, 166, 169 ff., 189.
Kay 144.
Kehl 47, 82.
Keith 143.
Keller, Gottfried 654.
Kellermann, französischer General 218.
Kepler 53.
Kesselsdorf 119.
Ketteler von, Gesandter in Peking 660.
Kettler von, preußischer General 591.
Ketzerei 57, 267 f.
Keyserlingk 123.
Khevenhüller 114 f.
Kiautschou 660.
Kiel 489, 497.
Kiew 86.
Kinzigpaß 214.
Kirchenpolitik Bismarcks 606 ff.
— Friedrich Wilhelms I 40.
— Josephs II 173.
— Ludwigs XIV 29.
Kirchenstaat 211, 283, 353, 382, 458, 481 f., 537, 579.
Kissingen 521.
Kitzen 310.
Klagenfurt 206.
Klay, Dichter 62.
Kleinasien 658.
Kleindeutsche Partei 461, 529.
Klein-Schnellendorf 113.
Kleinfürsten, Kleinstaaten 10, 16, 159 f., 200, 221, 340, 373, 467, 492, 499.
Kleist, Ewald von 153.
—, Heinrich von 270, 375.
—-Nollendorf, preußischer General 248, 307, 311, 322.
—-Retzow 528.
Klenze 377.
Klewitz 258.
Klinger, Max 655.
Klopstock 153 f., 182, 357.
Knesebeck 255.
Kniephof 601.
Knobelsdorff 124.
Koalitionskriege 191 ff., 211 ff., 230 ff.
Koblenz 72, 188, 195 f., 453, 552.
Koburg 199, 250, 381, 461, 463, 492 f.
Koch, Robert 653.
Kolb von Wartenberg 92.
Kolberg 148, 253, 273, 302.
Kolding 416, 430, 488.
Kolin 135 f., 140.
Köln 7, 18 f., 38, 42, 71 f., 95, 117, 175, 188, 200, 372, 390 ff., 428, 606, 608.
Kölner Dom 376, 415, 621.
Kolonialverein 625.
Kolonien 39, 52, 99, 351, 624 f., 657, 659 ff.
Kolonisation, innere 12, 103, 127, 162.
Komitatsverfassung 370.
Kommerz 98.
Kommune 611, 628.
Kondominat 492, 496,
Konföderation von Bar 168.
— von Radom 168.
Kongreß zu Aachen 361, 365.
— zu London 381.
— zu Troppau 365.
— zu Verona 365 f.
— zu Wien 339 ff., 381.
König, Wilhelm 653.
Königgrätz 514 ff., 527.
Königsberg 16, 40, 49, 92, 249, 254, 262, 299, 398 f., 588.
Königshorst 102.
Königstein 133, 320, 428.
Königswahl 45.
Konkordate 223, 443, 463, 621.
Konservative Partei 423, 432, 471 ff., 483, 500, 609, 623, 628, 632, 663 f.
Konstantin, russischer Prinz 167.
Konstantinopel 619.
Konstanz 12.
Konstitutionen 263 ff.
Konsularverfassung 216, 223 f., 229, 438.
Kontinentalsperre 257, 264, 269, 288 ff.
Kontribution 40.
Konvention von Zeven 136, 141.
Konzert der Mächte 447.
Konzilien 30, 175, 284, 349, 538.
Kopenhagen 257, 482, 488, 491.
Kopernikus 53.
Körner, Theodor 310 f., 317.
Korsakow 214.
Korsika 205.
Kosciusko 200 f.
Kosel 252.
Kösen 324.
Koseritz 384.
Kossuth, Ludwig 419.
Köthen 400.
Kottbus 256.
Kotzebue 360 f.
Krain 278.
Krakau 404.
Kray 213, 217.
Kreckwitz 308.
Krefeld 141, 192, 428.
Kreisverfassung 50, 157.
Kremsier 421, 426.
Kreta 503, 658.
Kreuzzeitung 423, 444 f., 472 f.
Kreuzzüge 349.
Krimkrieg 446, 503.
Kroaten 114, 419, 426.
Krüdener, Freifrau von 345.
Krüger, Präsident des Transvaalstaates 638, 662.
Krupp 653.
Kuba 658.
Kulm 169, 321 f.
Kulmbacher Linie 12.
Kulturkampf 607 ff., 644.

Kummer 570.
Kunersdorf 144 f., 153.
Kunst 57 ff., 93, 374, 376 ff., 449, 655.
Kurerzkanzler 221.
Kurfürstenkollegium 6, 45, 67, 157, 220 ff., 239 ff.
Kurland 297.
Kurmark 125, 127, 162,
Kurz, Hermann 449.
Kusa 503.
Küstrin 107 f., 142, 248, 331.
Kutschitten 251.
Kutusow 237 f., 293 f., 301, 306.

L.

Labiau 15.
La Cluse 594.
Lacy 146.
Lafayette 187, 193.
La Fère 583.
Lagerhaus, Berliner 102.
La Hogue 46.
Laibach 365.
La Marmora 509.
Lamberg 419.
La Mettrie 123.
La Moncelle 567.
Landau 72, 199, 344.
Landeshut 146.
Landrecht, preußisches 209.
Landshut 217, 272.
Landtage 401, 412 ff., s. auch Verfassung.
Landwehr 269, 299, 317, 322 f., 468 f., 633.
Landwirtschaft 51, 102 f., 127, 414, 627, 650, 653.
Langenhof 518.
Langensalza 511.
Langeron 319.
Langres 335.
Lannes 234, 237, 247, 274 f.
Laon 336.
La Romana 267.
La Rothière 335.
Lasker 627.
Lassalle 610.
Lateinische Sprache 60, 95, 106.
Latour 207, 419.
Laube 403.
Laudon 142, 144, 146 f.
Lauenburg 353, 483, 491, 497.
Lauer 218.
Lausitz 135, 138, 513.
Lautern 35.
Lavalette 539.
Le Bourget 575.
Lebrun 567.
Lebzelten 312.
Lecourbe 214.
Ledochowski 608.
Lefevre 276, 280 f., 324.
Lehrerstand 125.
Lehwald 136, 142.
Leibeigenschaft 350, 503.
Leibniz 55, 93.
Leipzig 52, 76, 118, 147, 277, 279, 307, 326 ff., 360, 460, 629.
Leipziger Aufstand 401, 403.
Leitmeritz 135.
Le Mans 587.
Lenau 387.
Lenbach 655.
Leo XIII, Papst 622, 632.
Leoben 207.
Leonhardt 615.
Leopold I, deutscher Kaiser 16, 32 ff., 42, 48, 66, 71 ff.
— II, Kaiser 185 f., 189, 191.
— von Anhalt-Dessau 74, 101.
— I von Baden 383, 429.
— I von Belgien 119, 381.
— von Hohenzollern 543.
Lessing 146, 153 ff., 357, 377, 388, 646.
Lestocq 251.
Leuthen 126, 140.
levée en masse 198, 300.
Liautung 660.
Liberale, Liberalismus 355, 359, 379 ff., 409 f., 445, 469 ff., 483, 500, 527, 533, 609, 623, 627, 632, 640, 663 f.
Libertät 355.
Lichnowsky 417.
Lichtenau 183.
Lichtfreunde 400.
Liebenberg, Andreas 32.
Liebermann, Max 655.
Liebertwolkwitz 326.
Liebig 462, 652.
Liegnitz 42, 111, 144, 146, 318.
Lietzen 93.
Ligny 342.
Ligurische Republik 211, 219.
Lille 19, 77 f., 583.
Lincoln 480 f.
Linden 467.
Lindenau 327 f.
Lingen 99.
Lipa 517.
Lippe, Graf 472.
Lissa, dalm. Insel 509.
— in Schlesien 140.
List, Friedrich 372, 394.
Literatur, deutsche 60, 152 ff., 225 ff., 355 ff., 374 ff., 403, 449, 462, 654 f.
— französische 109.
Littorale 281.
Livland 24, 85.
Lobau 275.
Löben 184.
Lobetinz 140.
Lobkowitz 31.
Lobositz 133.
Locke 55.
Lodi 206.
Logau, Friedrich von 7, 63 f.
Logen 59.
Löhe 648.
Lohenstein 64.
Lombard 208, 227 f., 231, 243, 246.
Lombardei, lombardisch-venetianisches Königreich 352, 421, 525.
London 54, 81, 226, 437, 490.
Londoner Protokoll 437, 449, 480, 483, 485, 490.
Longwy 193.
Los-von-Rom-Bewegung 621.
Lothringen 22, 25, 45, 47, 67, 90, 236, 339, 584, 595, 603.
Loucadou 253.
Louis Ferdinand von Preußen 247.
— Napoleon 554 ff.
— Philipp von Frankreich 380 f., 395, 398, 404, 407 ff., 616.
Louvois 28 f., 45, 69.

Löwe-Kalbe 429.
Löwen 22.
Lübeck 221, 248, 284, 297.
Lucchesini 189, 228, 231, 243.
Luckau 310.
Lüderitz 625.
Ludwig von Baden 35, 71 f., 76.
— I von Bayern 369, 376 f., 392, 410, 462, 640.
— II von Bayern 585, 640.
— XIII von Frankreich 8, 65.
— XIV von Frankreich 3, 8 f., 18 ff., 54, 58, 65 ff., 82 f., 101, 159, 164, 588.
— XV von Frankreich 84, 89, 109, 121, 176.
— XVI von Frankreich 176, 181, 187 ff., 193, 197.
— XVIII von Frankreich 338, 341, 365, 367.
—, Bruder Napoleons I 241, 284.
—, Otto, Dichter 654.
Luise, Königin von Preußen, Gemahlin Friedrich Wilhelms II, geb. Prinzessin von Hessen 209.
—, Königin von Preußen, Gemahlin Friedrich Wilhelms III 231, 244, 249, 255, 287, 552, 633.
— Henriette 14.
Luitpold, Prinzregent von Bayern 640.
Lundenburg 520.
Lüneburg 302.
Luneville 218 f., 223, 239.
Luther 6, 30, 57, 60, 62 ff., 360, 553, 601, 622, 643.
Lüttich 110.
Lutz 606.
Lützen 306, 324, 515.
Lützow 310.
Luxemburg 78, 530 f., 537, 539, 553.
—, franz. Marschall 21, 45 f.
Luzern 404.
Lyon 224, 395, 594.

M.

Maaßen 372.
Macdonald 214, 292, 297 f., 318.
Maciejowice 201.
Mack 212, 233, 235.
Mac Mahon 556 ff., 617.
Madras 121.
Madrid 10, 18, 75, 79, 88, 266, 268, 367, 659.
Magdeburg 13, 23, 54, 134, 247 f., 273 f., 317.
Magdeburger Konzert 43.
Magenta 455.
magna charta libertatum 418.
Magnano 213.
Magyaren 370.
Mahmud 369, 397.
Mähren 113 f., 131, 141, 166, 237 f., 244.
Maigesetze 607, 621.
Mailand 65 ff., 69, 75, 82, 113, 206, 209, 214, 217, 419, 431, 455, 618.
Maintenon 109.
Mainz 7, 18, 72, 159, 175, 177, 185, 188, 192, 195 f., 199, 204, 220, 254, 305, 362, 512, 539, 553.
Mainzer Kommission 362, 364.
Maison 308.
Malakoff 447.
Mallinckrodt 608.
Malmaison 285, 346.
Malmö 416, 430.
Malplaquet 78.
Malta 224, 351.
Mameluken 539.
Manchestertum 614, 629.
Mannheim 45, 107, 204, 361, 409, 553.
Manteuffel, Edwin 489, 497, 501, 511, 513, 521, 525, 560, 583, 587, 590 f., 594, 640.
—, Otto 423, 435 f., 451, 453.
Mantua 206, 282.
Marchfeld 275, 277.
Marengo 217 f.
Margareta Theresa, Gemahlin Kaiser Leopolds I 66.
Maria, Gemahlin Wilhelms III von England 44.
—, Gemahlin Ludwigs XV von Frankreich 89.
Maria Anna, Gemahlin Kaiser Ferdinands III 65.
— Ludovika von Österreich 270.
— Luise, Gemahlin Napoleons I 285, 337.
— — von Spanien 266.
— Theresa, Infantin 9, 18, 66.
— Theresia, Kaiserin 87, 90, 92, 110 ff., 118, 128 ff., 136, 161, 165 f., 169 ff., 186, 212.
Maria Theresienorden 136.
Marie Antoinette 176, 212.
Marienborn 199.
Marienburg 522.
Marine siehe Flotte.
Mark, Grafschaft 13.
Marken 12 ff., 23, 198, 424.
Marlborough 70, 72 ff., 76 ff.
—, Lady 79 f.
Marmont 328, 336 f.
Marsin 73 f.
Mars-la-Tour 561.
Martignac 379.
Marwitz 359.
Märzerrungenschaften 410, 412, 432.
Massena 211, 213, 217, 237, 274 f.
Mastricht 72.
Mathy 415, 529.
Mätressenwirtschaft 94, 121, 131, 183.
Matrikularbeiträge 626 f.
Maupertuis 125.
Maurokordatos 368.
Maxau 553.
Maxen 145.
Maximilian I, Kurfürst von Bayern 16.
— II Emanuel 32, 34 f., 66, 71 ff., 82, 87.
— III Joseph von Bayern 118, 170 f.
— IV (I) Joseph von Bayern 222, 233, 240, 262, 369.
— II, König von Bayern 410, 434, 462.
—, Kurfürst von Köln 175.
— Heinrich, Kurfürst von Köln 38.
—, Kaiser von Mexiko 481, 530 f.
Mayer, Robert, Physiker 652.

Mazarin 8 ff., 68.
Mecheln 74.
Mecklenburg 24, 302, 316, 358, 442, 464, 492, 495, 582, 642.
Mediceer 90.
Meerveldt 328.
Mehemed Ali 369, 395, 397.
Meinders 25.
Meiningen 523.
Meißen 119.
Melac 45.
Melas 217 f.
Melchers 606.
Memel 254 f., 352.
Memmingen 217.
Menou 223.
Mensdorff 324.
Menzel, österreichischer General 114.
—, sächsischer Sekretär 130.
—, Adolf, Maler 449, 655.
Mercy 78.
Mergentheim 277.
Merseburg 324, 331.
Messenhauser 420.
Metternich, österreichischer Staatsmann 270, 285 f., 290, 298, 304 f., 311 ff., 325, 332 f., 339 ff., 345 f., 358 ff., 441, 479, 662 f.
—, österreichischer Gesandter 551.
Metz 27, 560 ff., 577 ff., 595.
Mexiko 481 f., 531 f.
Meyer, Konrad Ferdinand 654.
Meza 488.
Mézières 566, 569.
Michelsberg 236.
miles perpetuus 39, 51.
Militärkonventionen 467, 492.
Milton 60.
Minden 13, 143, 392.
Minorka 82.
Mirabeau 187.
Mischehen 390 ff.
Missionen 624.
Missunde 487.
Mitteldeutscher Handelsverein 373.
Mittelmark 12.
Mittelstaaten 221, 340, 352, 366, 369, 433, 444, 447, 462, 464, 466 f., 492 ff., 528.
Möckern 305, 326, 328.
Modena 121, 219, 382, 458.
Modernismus 647.
Modlin 331.
Möglin 653.
Moldau 266.
Möllendorf 198, 200.
Mollwitz 112, 135.
Moltke, Helmut 488, 509, 515, 546 ff., 556 ff., 600 f., 615, 631.
Mommsen 449.
Mömpelgard 28, 221.
Monbijou 93.
Monrad 486, 491.
Mons 45, 78.
Mont Avron 586.
Mont Cenis 217.
Montecuccoli 20 ff.
Montenegro 619.
Montereau 335.
Montesquieu 109.
Montgelas 220, 262, 271.
Montmirail 335.
Mont St. Jean 343.
Mont Valerien 588 f.
Moreau 204, 207, 217, 219.
Morgarten 451.
Moritz von Dessau 137, 143.
Mörs 99.
Mortier 224, 320 ff., 337.
Moser 159.
Moskau 86, 258, 292 ff.
Möskirch 217.
Motterouge 576.
Motz 372.
Moys 137.
Mozart 378.
Mühler 472, 606.
Müller, Johannes, Historiker 250, 264.
— —, Physiologe 653.
—, Otfried 654.
Müllroser-Kanal 127.
München 59, 73, 94, 113, 117 f., 175, 217, 233, 376 f., 392, 404, 462, 487, 553, 599, 605, 629, 653.
Münchengrätz 514.
Mundt 403.
Münster 7, 18 f., 37, 611.
Münzwesen 51 f., 615.
Muotta 214.
Murat 234, 237, 240, 247, 267, 284, 305, 326 f., 341, 352.

N.

Nachod 514 f.
Nachtigal 624 f.
Namur 46 f., 343.
Nanterre 589.
Nantes 36, 43.
Napoleon I Bonaparte 203, 205 ff., 215 ff., 229 ff., 392, 438, 455, 662 f.
— III 329, 395, 422, 438, 448, 455 ff., 467, 475, 481 f., 490, 504 f., 518 ff., 530 ff., 554 ff., 616.
Napoleoniden 241, 252, 256, 263 f., 266.
Narbonne 312.
Narwa 74.
Nassau 222, 268, 364, 393, 464, 495, 523 f., 639.
Nationalgarde 187, 409, 573, 580, 592.
Nationalgefühl, deutsches 60, 243, 246, 300, 349, 398, 414.
Nationalitätsprinzip 505.
Nationalkonvent 197, 203, 205.
Nationalliberale Partei 533, 613, 627, 632.
Nationalmiliz 261.
Nationalökonomie 629.
Nationalverein 461 ff., 474.
Nationalversammlung, deutsche 413 ff.
— französische 187 f.
— preußische 422 ff.
Naturwissenschaften 651 ff.
Naumburg 138.
Nauplia 369.
Navarin 369.
Neapel 65 ff., 82, 90, 116, 212 ff., 229, 231 f., 240, 256, 264, 267, 284, 305, 352, 358, 365, 405, 458.
Nebenius 372.
Nechanitz 516.
Neerwinden 46, 199.

Neipperg 112.
Neiße 112 f., 166, 513 f.
Nelson 212, 215, 234, 237.
Nesselrode 312.
Nettelbeck 253.
Netzebruch 170.
Netzedistrikt 169.
Neubreisach 583.
Neuburg 7, 18 f., 99, 217.
Neuchatel s. Neuenburg.
Neuenburg 99, 241, 449 ff.
Neuendettelsau 648.
Neufundland 82.
Neuhäusel 17, 34.
Neumark 12, 127, 142.
Neumarkt 139.
Neumünster 407.
Neuschottland 82.
Neustadt a. d. H. 384.
— in Mähren 166.
Neuwied 204.
Newton 54.
Ney 234 ff., 308, 318, 322 f., 328.
Nidda 204.
Niebuhr 258, 287, 357, 378, 388.
Niedergöhrsdorf 323.
Niederlande 5, 10, 18 ff., 40, 45, 57 f., 60, 65, 67, 71, 74, 77, 82, 113, 116, 121, 134, 171, 191, 208, 342, 437.
Niederschlesien 113.
Niederschönfeld 115, 117.
Niederwalddenkmal 621.
Nietzsche 655.
Nizza 575.
Nikolaus I von Rußland 369, 381, 394, 431 ff., 446 f., 450.
— II von Rußland 658.
Nikolsburg 520, 522.
Noailles 116.
Nollendorf 322.
Nordamerika 81, 121, 147, 150, 181, 351, 480 f., 504.
Norddeutscher Bund 245, 524, 529 ff., 541, 549, 585, 603, 614.
Nordischer Krieg 65, 67, 74 ff., 92, 98, 103.
Nördlingen 217, 236.
Nord-Ostseekanal 492, 497, 656.
Normann 310.
Nortorf 407.
Norwegen 315, 353, 437, 490, 502.
Notredamekirche 223, 229.
Novara 431.
Novi 214.
Nowgorod 86, 149.
Nürnberg 4, 62, 221, 239, 242, 277, 479.
Nürnberg-Fürther Eisenbahn 394.
Nymphenburg 113.
Nymphenburger Koalition 113 f., 116.
Nymwegen 18, 25, 27.
Nymweger Friede 18, 25, 27, 29, 32, 34, 37.
Nystad 85.

O.

Oberpfalz 204.
Oberprim 516.
Oberschlesien 113, 171.
Oberselk 488.
Ochs 310.
Oderbruch 127, 162.
Odysseus 368.
Ofen 34, 419.
Ohm 653.
Oken 378.
Oldenburg 284, 290, 302, 373, 393, 406, 492.
Oliva 16.
Ollivier 539 ff., 559.
Olmütz 114, 141, 238 f., 420 f., 436, 453, 474, 487, 510, 513 f., 520.
Oper 124, 449.
Opitz 61.
Oranien 11, 14, 20 ff., 28, 43 f., 99, 110.
Oranienburg 93.
Oranjefreistaat 661.
Oranische Erbschaft 99, 450.
Orientalische Frage 35, 185, 353, 369, 394, 396, 446, 618 f., 658.
Orleans 576, 581 f., 585.
Orleans, Herzog von 35, 74, 84, 109, 380.
Orlow 149.
Orsini 455.
Orthodoxie 55 ff., 97, 445, 454, 647.
Osmanen, Osmanisches Reich 31, 33, 354, 368, 447, 618 f.
Ostende 91.
Osterach 213.
Ostermann 321.
Osterode 250.
Österreich 35, 49, 68, 72, 87, 91, 94, 100, 113 ff., 128 ff., 161, 165 ff., 185 ff., 229 ff., 242, 269 ff., 351 ff., 418 ff., 578, 618 ff.
Österreichisch-Ungarische Monarchie 536, 551, 650, 665.
Österreichischer Erbfolgekrieg 113 ff., 121.
Ostfriesland 127, 523.
Ostindien 121, 291.
Ostindische Kommerzienkompagnie 91.
Ostpreußen 102 ff., 127, 136, 254, 299, 302, 413.
Otto I, König von Bayern 640.
— von Griechenland 369.
—, französischer Gesandter 312.
Oudenarde 77.
Oudinot 310, 316 f., 323.
Oversee 416, 488.

P.

Paderborn 608.
Pairskammer 379.
Paladine 576, 581 f., 586.
Palauinseln 659.
Palikao 559, 564 f., 571.
Palladio 58.
Palm 242.
Palmerston 490, 504.
Panixpaß 215.
Panslavismus 631.
Papsttum 29 f., 175 f., 185, 187, 206, 229, 264, 283 f., 353, 405, 443, 505 f., 537 f., 579, 604, 608, 618, 622 f., 646 f., 659.
Paris 10, 54, 68, 129, 150, 156, 187, 190, 193 f., 203, 216, 220, 223, 235, 265, 284,

295 f., 335, 337 f., 341, 344, 395, 397, 407 ff., 421, 473, 482, 518 ff., 538 ff, 564 ff., 571 ff., 611, 637.
Pariser Friedensschlüsse 338, 344, 447.
Parität 158, 646.
Parlament, deutsches 413 ff.
— englisches 10 f., 44, 69 f., 79 f., 351, 394, 620.
Parma 88, 90, 121, 382, 458.
Parsdorf 218.
Parthenopäische Republik 213, 219.
Partikularismus 26, 126, 427, 464, 493 ff., 499, 549, 585, 603, 614, 626, 667.
Paskewitsch 432.
Passarowitz 91.
Passau 32, 72.
Passayertal 272.
Pastorentum 6.
Patow 454, 471.
Paul I von Rußland 209, 212, 215, 220.
Paulskirche in Frankfurt a. M. 414.
Paunsdorf 329.
Pegnitzschäfer 62.
Peking 660.
Peronne 583.
Personalunionen 353, 531.
Pest 419, 536.
Pestalozzi 155.
Pestel 555.
Peter der Große 49, 68, 75, 85.
— III von Rußland 148 f.
Peters, Karl 624 f.
Petersburg 59, 130, 168 f., 215, 223, 232, 294, 299, 478, 525.
Petersburger Protokoll 369.
Peterswalde 321.
Peterwardein 91.
Pettenkofer 653.
Pfaffenhofen 205.
Pfalz 22, 42, 44 f., 47 f., 52, 96, 117, 170, 188, 364, 429 f., 525.
Pfalz-Neuburg 16, 18, 47, 88, 99, 170.
Pfitzer, Paul 534.
Pfordten, von der 447, 462, 522, 525, 529.
Pforte 35, 84, 189, 446, 618 f.
Pfuel 422.
Philhellenismus 368 f.
Philipp IV von Spanien 9, 18, 65.
— V Anjou von Spanien 66 f., 75, 78, 81, 88, 121.
— von Orleans 84, 89.
— Wilhelm von Neuburg 47.
Philippsburg 24, 47, 158.
Piacenza 90, 121.
Piasten 41.
Picard 580.
Pichegru 197, 199, 204, 207, 211.
Piemont 211, 365, 405, 418, 431, 448, 455 ff.
Pietismus 56, 93, 156.
Pillnitz 190.
Pinerolo 47.
Pirmasens 199.
Pirna 132, 320.
Pitt 141, 148, 223 f., 230.
Pius VI, Papst 173 f., 211.
— VII, Papst 223, 229, 283 f.
— VIII, Papst 372.
— IX, Papst 405, 518, 622.
— X, Papst 647.
Plagwitz 319.
Plancenoit 343 f.
Platof 324.
Planescher Kanal 128.
Plebiszite 229, 524, 539, 596.
Plotho 138.
Podewils, bayerischer Ministerpräsident 640.
Podol 514.
Poeppelmann 59.
Pogge 624.
Poischwitz 309.
Polen 13 f., 15 f., 32, 35, 48, 68, 76, 85, 89 f., 100, 104, 145, 167 ff., 191, 198, 200 ff., 255 f., 290, 303, 313, 340, 381 f., 394, 404, 437, 478, 481.
Polnischer Erbfolgekrieg 89 f., 100.
Polens Teilungen 169 f., 198, 200 ff.
Polenz 654.
Polignac 380, 475.
Politische Literatur 356, 403.
Pomerellen 169.
Pommern 13, 23, 127 f., 148, 162, 253, 353, 473, 601.
Pompadour 131, 136.
Poniatowsky, Stanislaus 167, 201.
— Joseph 330.
Pont à Mousson 561 f.
Pontarlier 594.
Porte Royale 59.
Portugal 72, 75, 81, 156, 266 f., 281, 353, 358, 365, 395, 625.
Poscherun 298.
Posen 250, 413, 437, 608.
Posen-Gnesen 392.
Postwesen 40, 51, 495, 603.
Postulatenlandtage 358.
Potsdam 36 f., 108, 123, 146, 163, 238, 243, 299.
Potsdamer Wachtparade 100, 140.
Pour le mérite 518.
Prag 114 f., 117, 135, 270, 305 f., 313, 419 f , 520, 522.
Prager Friede 522 ff., 529, 534, 538, 621.
Pragel 215.
Pragmatische Armee 116.
— Sanktion 87 ff., 99, 110, 113, 118.
Pratzen 239.
Preitwitz 308.
Preller 655.
Prenzlau 248.
Preßburg 34, 114, 237, 239, 278, 419, 520.
Preßburger Friede 239 ff., 269.
Presse 98, 146, 160, 183, 288, 341, 362, 384, 394, 410, 441, 474 f., 480, 543 f.
Preußen, Herzogtum 12 ff.
—, Königreich 49, 81 ff., 88, 92 f., 98 ff., 114 ff., 120 ff., 168 ff., 182 ff., 198, 208 f., 227 ff., 231, 243 ff., 286 f., 290, 297 ff., 352 f., 358 ff., 370 ff.
Prim 543.

Prittwitz 430.
Problus 516.
Proletariat 611.
Protestantismus 5, 11 f., 25, 31, 34, 36 f., 48, 55, 58, 60, 98, 121, 125, 141, 172, 300, 363 f., 374, 389, 542, 646 ff.
Provinzialstände und Landtage 371, 399.
Pufendorf 54, 93.
Pultawa 84, 89, 293.
Pultusk 251.
Pustertal 272.
Puthod 319.
Puttkamer 623, 636.
Pyat 580.
Pyrenäenfriede 9.

Q.

Quadrupelallianzen 88, 395, 397.
Quantz 106, 124.
Quatrebras 342.
Quedlinburg 99, 153.
Queretaro 532.

R.

Raabe 654.
Rabenhorst 428.
Radetzky 418 f.
Radom 168.
Radowitz 433 ff.
Radziwill 546.
Ragoczy, Johann 72.
Rakos 275.
Ramillies 74.
Rana 306.
Ranke, Leopold 388, 449.
Rastatt 77, 82, 210 f., 213, 430.
Rathenow 23.
Nationalismus 93, 156, 300, 372, 388.
Ratkau 248.
Ratschiz 516.
Raubkriege 18 ff.
Rauch 377.
Raulle 39, 99.
Raumer 378, 388, 453.
Rauschenplat 384.
Ravensberg 13.
Rechberg 479, 485.
Rechtsleben 51, 110, 128, 158, 163 f., 443.
Reckan 125.
Reformakte 476 f., 484.
Reformation 11 f., 57, 109, 220, 349, 363, 553, 646.
Reformbankette 408 f.
Reformiertes Bekenntnis 6 f., 96 f., 363.
Regensburg 5, 21, 34, 38, 50, 96, 99, 133, 137, 158, 171, 188, 195, 220, 241, 272, 284.
Regensburger Stillstand 34, 37.
Regie 162, 183.
Reichenbach 186, 189, 308, 313, 335.
Reichenberg 514.
Reichensperger 608.
Reichsacht 138.
Reichsarmee 137 ff., 142, 150, 158.
Reichsdeputationshauptschluß 220 ff.
Reichserzkanzler 241, 284.
Reichsfinanzen 626.
Reichsfinanzreform 667.
Reichsfinanzwesen 50.
Reichshofrat 51, 158 f.
Reichskammergericht 51, 158.
Reichskanzler 601 ff., 642, 661.
Reichskreise 5.
Reichslande 603, 614.
Reichsratskammer, bayerische 549.
Reichsritterschaft 224, 240.
Reichsstädte 28 f., 160, 221 f.
Reichsstände 7, 25, 28, 37, 188, 202 f., 210, 220 ff., 241.
Reichssteuer 6.
Reichstag, deutscher 5, 48, 50, 87, 90, 99, 134, 138, 158, 186, 188, 195, 203, 207, 219 ff., 228, 234, 241.
— des neuen Deutschen Reiches 602 ff.
— des Norddeutschen Bundes 529 f., 532 ff., 549, 551 f., 585.
—, polnischer 167 f., 170, 198.
—, ungarischer 419 ff.
Reichstage zu Erfurt 433.
— zu Grodno 198.
Reichstage zu Preßburg 34.
— zu Regensburg 5, 17.
Reichsverfassung 45, 49, 166, 174 f., 177, 184, 186, 188, 241.
Reichsverweser 415 f., 418, 429, 432.
Reichshofen 556.
Reille 568.
Reims 565.
Rekatholisierung Englands 36.
Religionskriege 36, 70.
Rendsburg 494, 497.
Repräsentivverfassungen 355 ff.
Republiken der Revolutionszeit 211 ff., 219, 224, 229.
—, mittel- und südamerikanische 366.
Reservatrechte 585, 603.
Restauration 332, 346.
Reunionen 28 ff., 34, 47, 284.
Reuter, Fritz 385, 449.
Reutlingen 429.
Revolution, glorreiche 44.
—, deutsche (1848) 408 ff.
—, französische 182 ff., 349.
Reynier 323.
Rheinbund 241 f., 245, 250, 256, 262, 268, 281, 286, 288, 298, 302 f., 331, 341, 505.
Rheinische Allianz 7, 16, 18.
Rheinlande 352, 359, 371, 390 f., 428.
Rheinpfalz s. Pfalz.
Rheinsberg 108.
Ricasoli 519.
Richelieu, Kardinal 8 f.
—, General 136.
Richter, Eugen 613, 627, 631.
—, Ludwig 377.
Richterstand 288.
Rickert 627.
Ried 325.
Riedlingen 71.
Riehl 462.
Rietschel, Bildhauer 655.
Rietz 183.
Riga 24.
Ripperda 88.
Ritschl 654.
Ritterakademien 51.
Ritterorden 12, 188, 221.

Rivoli 206.
Roberjot 213.
Robespierre 197, 200.
Robot 443.
Rochefort 346.
—, Viktor 572.
Rochow 125.
Rohde 16.
Rokoko 58, 123, 377.
Rom 30, 53, 77, 173, 211, 265, 283, 353, 392, 458, 481, 505, 518 f., 537, 550, 579, 646.
Romagna 458.
Romantik 374 ff.
Romberg 248.
Römer 429.
Römisches Imperium 177.
— Kaisertum 49, 117 f., 166, 588.
Römische Kirche 43, 92, 185, 375, 604 ff., 622 f., 640, 644 ff.
Römischer König 45, 72, 95.
Römisches Recht 51.
— Reich 178.
Römische Republik 211 f., 219.
Roncourt 563.
Ronge 401.
Roon 468, 472, 510, 515, 546 ff., 600.
Ropscha 149.
Roßbach 138, 140.
Rosberitz 517.
Roßbrunn 522.
Roscher 629.
Rosegger 654.
Rostopschin 294.
Rothschild 574.
Rotteck 383.
Rouen 585.
Rouher 549, 565.
Rousseau 109, 156.
Roveredo 272.
Royal Society 54.
Rüchel 246.
Rückert 314.
Rügen 24, 85.
Rumänien 503, 543, 618 f., 650.
Ruppin 108.
Rußland 49, 68, 84 ff., 89, 100, 131, 134, 136, 148 ff., 166 ff., 176, 185, 190, 198, 201 f., 211 ff., 223, 244, 251 ff., 288 ff., 350 f., 366, 368, 416, 430 f., 437, 446 ff., 478, 481, 502, 550, 579, 618 ff., 630 ff., 638, 650, 658.
Rutowski 120.
Ryswik 18, 47, 66, 69, 82.

S.

Saalfeld 246.
Saarbrücken 28, 345, 352, 555, 557.
Saarlouis 344.
sacco di Roma 77.
Sachsen 17, 32, 40, 48, 68, 76, 87, 110, 113 ff., 130 ff., 172, 177, 220, 229, 246, 250, 256, 281, 303, 305, 339 f., 373, 383, 410, 428, 431, 464, 499, 512 ff., 524, 641.
Sachsenklamm 281.
Sacile 273.
Sadowa 516, 518, 538, 541.
Sagan 144.
Saint Cyr 318, 320 f., 331.
Sakrilegiumsgesetz 368.
Säkularisation 13, 210.
Salankemen 35.
Salisbury 661.
Salzburg 176, 209, 221, 239, 281, 496, 532.
Samoainseln 624, 659.
Sand, Ludwig 361.
San Remo 635.
Sansculotten 200.
Sanssouci 123 f., 165, 177.
Saragossa 79, 274.
Sardinien 82, 88 ff., 113, 116, 121, 190, 231, 358, 455.
Sargans 215.
Saßbach 24.
Savary 253.
Savigny 378, 388.
Savona 284.
Savoyen 45, 47, 68, 72, 81 f., 575.
Schächental 214.
Schack 462.
Schadow 377.
Schaffhausen 215.
Schäffle 629.
Scharnhorst 258, 260 f., 299 f., 306, 311, 316.
Schatullgüter 102.
Scheffel 449.
Scheffler, Johann 63.
Schellenberg 73.
Schelling 388.
Scherer 213.
Schill 253, 273 f.
Schiller 63, 154 ff., 159, 182, 186, 225 ff., 245, 287, 314, 357, 375, 377, 388, 460 f., 644.
Schilling 655.
Schinkel 377.
Schlegel, Friedrich und Wilhelm 270, 374, 376.
Schleiermacher 261 f., 287, 311, 357, 388 f.
Schlesien 13, 41, 76, 111 f., 113, 115 ff., 125, 127 ff., 134 ff., 162, 166, 170 f., 252, 302, 318 ff., 505 ff. 513.
Schlesische Dichterschule 62, 64.
— Kriege 111 ff., 117 ff., 132 ff.
Schleswig 85, 353, 406 f., 415 ff., 430, 482 ff.
Schleswig-holsteinische Frage 406 f., 415 ff., 430, 433, 436 f., 449 f., 482 ff., 523 f., 602, 664.
Schlettstadt 583.
Schliemann 654.
Schlosser 357, 388.
Schlözer 161.
Schlüter 59, 93.
Schmalkalden 553.
Schmalkaldener Bund 177.
Schmalz 360.
Schmerling 415, 425, 459, 475, 483, 495.
Schmettau 145.
Schmied von Kochel 73.
Schmoller 629.
Schnäbele-Affäre 632.
Schneckenburger 553.
Schnitzler, Eduard 624.
Scholastik 56.
Schomberg 44.
Schön 258, 299, 399.
Schönborn, Joh. Phil. 7.
Schönbrunn 238, 240, 244, 274, 279, 283. 518.

Schönebeck 102.
Schönhausen 601.
Schubart 159.
Schubert, Franz 378.
Schulenburg 249.
Schulwesen 103, 125, 129, 183, 288, 359, 443, 645 f., 654.
Schutz- und Trutzbündisse 525, 532.
Schutztruppe 662.
Schutzzölle 627, 650.
Schwarzenberg, Adam 14.
—, Felix 421, 426, 433 ff., 442 f., 477.
—, Karl Philipp 233, 292, 304, 312, 319 f., 326 ff., 336 f., 342.
Schwarzer Adlerorden 49.
Schwarzes Meer 447.
Schwatz 276.
Schwechat 420.
Schweden 5, 7, 13 ff., 19, 22 ff., 28, 37, 39, 44, 68, 75, 84 f., 88 f., 134, 137, 142, 149, 190, 231, 266 f., 292, 315, 352 f., 437, 490, 502.
Schweidnitz 139, 141, 150, 252.
Schweinfurt 512.
Schweinfurth, Georg 624.
Schweinschädel 515.
Schweiz 4 f., 211, 214 f., 231 f., 284, 334, 354, 394, 404, 437, 450 f., 535, 594, 616, 639.
Schwerin, preußischer Feldmarschall 112, 135.
—, preußischer Minister 454, 471.
Schwiebuser Kreis 42, 46, 111.
Schwind, Moritz von 377.
Schwurgerichte 341, 410.
Schwyz 214, 404.
Sebastopol 447 f.
Seckendorf 99, 115.
Sedan 329, 566 ff., 578, 600, 635.
Seehandlung 162.
Seeland 44, 75.
Sempach 451.
Sendlinger Mordweihnacht 73.
Seneffe 22.
Septennatsgesetz 613, 631 f.
Serbien 91, 618 f., 650.
Sernstal 215.
Seydlitz, preußischer General 138, 142.
Shakespeare 60, 154.
Siebenbrunn 278.
Siebenbürgen 17, 72, 87.
Siemens 653.
Sigismund, deutscher Kaiser 12.
Sigmaringen 417, 430, 435.
Simbach 115.
Simmern 35.
Simmernsche Linie 35.
Simplicius Simplicissimus 4, 63.
Simplon 217.
Simson, Eduard 427, 585.
Sinsheim 22.
Sistowa 186, 189.
Sizilien 65 ff., 78, 82, 88, 90, 212, 240, 458.
Skalitz 515.
Sklavenfrage 480.
Slaven 419, 456, 620.
Smith 215.
Smolensk 293 f.
Soissons 583.
Soldatenhandel 160.
Solferino 456 f., 460.
Soltykow 144.
Sonderburg 480, 491.
Soor 119, 515.
Sophie Charlotte von Preußen 93.
— Dorothea von Preußen 94, 105, 136.
Soubise 136, 138, 143.
Soult 217, 234, 239.
Souveränität 68, 102, 240, 341.
Sozialdemokratie 543, 610 ff., 622, 628 ff., 640 f., 644, 649 f.
Soziale Frage 629, 649.
Sozialgesetzgebung 630, 649.
Spandau 248, 310.
Spanien 9, 18 f., 25 f., 37, 39, 44 f., 49 f., 57 f., 65 ff., 81 f., 87 ff., 113, 121, 150, 156, 223, 237, 265 ff., 281, 303, 313, 353, 358, 365 ff., 395, 481, 542 ff., 550, 625, 650, 658 f.
Spanischer Erbfolgekrieg 65 ff., 92.
Speckbacher 272, 276.
Spee, Friedrich 56, 63.
Spener 56, 93.
Speyer 45, 51, 158, 195.
Speyerer Dom 45, 58, 376.
Spichern 557 f., 560.
Spiegel zum Desenberg 372, 390.
Spinoza 54.
Spitalwesen 53.
Sponheim 35.
St. Aignan 333.
— Bernhardpaß 217.
— Cloud 216, 285, 549.
— Dizier 337.
— Germain 25 f., 34, 47, 69.
— Gotthard an der Raab 17.
— Gotthard in der Schweiz 214, 217.
— Helena 346.
— Marie aux Chênes 563.
— Menges 567.
— Petersburg siehe Petersburg.
— Privat 562 f.
— Quentin 587.
— Simonismus 396.
— Stefano 619.
Stadion 269, 285 f., 312 f.
Städte 52 f., 58, 158, 259.
Städteordnung Steins 259.
Staffarda 45.
Stägemann 258.
Stahl 446.
Stände 7, 16, 51, 87, 102, 105, 114, 159, 182, 259 f., 264, 299, 356.
Stanislaus Lescinky 76, 89 f., 100.
— Poniatowsky 167, 201.
Staps 279, 283.
Starhemberg, Rüdiger 32.
—, Guido 72, 79.
Stauffenberg 533, 627, 631.
Steenkerken 46.
Stehendes Heer 9, 39, 51.
Steiermark 207, 278.
Stein, Freiherr vom 231, 243, 245, 249 f., 258 ff., 268 f., 286 f., 294, 297, 299 f., 305, 311, 314, 325, 332, 334, 359, 365, 634.

Stein in Bayern 237 f.
Steinmetz 515, 552, 558, 564.
Stephansdom 32.
Stephanskrone 34.
Sterzing 281.
Stettin 13, 24, 85, 98, 128, 247 f., 331.
Steuern, direkte 40, 103; indirekte 162, 183.
Steyr 219.
Stiring 557 f.
Stockach 213, 217.
Stockholm 22, 84 f.
Stolberg, Friedrich 375.
Stollenhofer Linien 71, 77.
Storm, Theodor 654.
Stosch 614, 642, 656.
Strafgesetzgebung 110.
Stralsund 24, 85, 106, 274.
Straßburg 22, 28, 38, 42, 47, 78, 82, 212, 228, 235, 422, 557, 560, 570, 574 f., 595, 603, 637.
Straßburger Putsch 395.
Straub 272, 276.
Strauß, David 389, 399, 647.
Strelitz 287.
Strubpaß 276.
Struve 417.
Stuart 10, 19, 36, 43, 80, 121.
Stuck, Franz, Maler 655.
Stuttgart 77, 366, 429, 553, 599.
Stuttgarter Rumpfparlament 429 ff.
Suarez 163.
Suchdol 135.
Südafrika 624, 638 f., 661 f.
Südbund 524, 529.
Sudermann 655.
Suhlingen 227.
Süptizer Höhen 147.
Süß Oppenheimer 96.
Suwarow 201, 213 ff.
Sybel 449.
Syllabus 506, 537.
Synodalverfassung 614.
Syrien 212, 215.
System Napoleons I 286, 288, 352.

T.

Tabakmonopol 615, 626 f.
Tabakskollegium 97.
Tallard 71 ff.
Talleyrand 241, 244, 313, 338 f.
Tangermünde 40.
Tann 272.
Tannenberg 13.
Tann, von der 576, 581 f., 586.
Tarent 231.
Tauberbischofsheim 522.
Tauenzien 146, 315, 323.
Tauroggen 298.
Taxis 339.
Technische Hochschulen 653 f.
Teimer, Martin 272.
Teining 204.
Teplitz 320 ff., 325.
Terra Firma 208.
Territorialfürsten 5, 159, 464.
Territorialstaat 5 ff., 50 f., 68, 75, 95, 157, 159, 178, 350.
Tersteegen 152.
Teschen 171 f.
Tettenborn 302, 324.
Thaer 653.
Thielmann 307, 324.
Thiers 397, 408, 539, 542, 545, 549, 572, 578 ff., 594 f., 616 f.
Thiersch, Friedrich 654.
Thionville 554, 583.
Thoma, Hans, Maler 655.
Thomasius 57.
Thorn 104, 169, 185, 198, 310.
Thugut 189, 203, 208, 213, 217 f., 269.
Tieck 376.
tiers-état 379.
Tilsit 255 ff., 265, 286, 298, 309.
Tirol 71, 215, 232 f., 237, 239, 270 ff., 276, 278, 280 ff., 392.
Tirpitz 656.
Tobitschau 520.
Togo 625.
Tökölv 31.
Toleranz 6, 36, 96, 110, 607.
Toleranzedikte 173 f., 400.
Tolstoi 654.
Tolus 20.
Tonkunst 378, 387, 449.
Tönningen 85.
Torgau 146 f., 150, 307, 331, 513.
Tories 43, 79 f., 366.
Torricelli 54.
Toskana 90, 110, 118, 120, 185, 219, 221, 405, 458.
Totleben 146.
Toulon 76, 205, 230.
Tourcoing 200.
Tournay 19.
Tours 574, 579, 581, 586.
Trachenberg 315 f., 320, 324.
Trafalgar 237.
Transvaal 638, 661.
Trasimène 283.
Trautenau 514.
Travendal 75.
Treskow 590.
Trianon 38.
Trias 462.
Trient 271 f.
Trier 7, 18, 24, 72, 175, 177, 188.
Triest 281.
Trikolore 380, 384, 616.
Tripelallianz 19, 69, 81.
Trochu 565, 571 ff., 580, 586.
Trochtelfingen 236.
Troppau 365.
Tschechen 419.
Tschernitschew 302, 310, 324.
Tschesme 166.
Tübingen 159, 389, 629.
Tübinger Vertrag 159.
— Stift 389.
Tugendbund 262.
Turenne 22, 24.
Turin 47, 74, 214, 455.
Türkei 266, 368 f., 446 f., 503, 618 f.
Türken 148, 166, 292, 368.
Türkenkriege 17, 31 ff., 44, 69, 71, 91, 166, 185 f.
Turnau 514.
Tycho de Brahe 53.

U.

Uckermark 248.
Uhde 655.

Uhland 314, 356, 429.
Uhlich 400.
Ukraine 84.
Ule 23.
Ulm 217, 235 f., 243, 578.
Ultramontanismus 390 ff., 404, 427, 606 ff., 640, 644 f.
Ultras 365, 367, 457, 472.
Unfehlbarkeit des Papstes 538, 604 ff.
Ungarn 5, 31, 49, 72, 80, 87, 114, 118, 129, 174, 186, 274 f., 370, 387, 419, 426, 431 f., 437, 459, 484, 536.
Union, deutsche 431 ff., 468.
—, nordamerikanische 181, 289, 399, 480, 504, 535, 539.
Universitäten 40, 93, 97, 125, 264, 287, 359 ff., 386, 392, 603, 606, 629, 637, 644 ff.
Unterhaus, englisches 10.
Unterwalden 404.
Uri 404.
Urkantone 211.
Usedom 85, 98.
—, preuß. Gesandter 509.
Utrecht 81.
Utrechter Friede 81, 84, 88.
Uz 152.

V.

Valencia 75.
Valmy 193 f.
Vandamme 274, 302, 319 ff.
Varennes 187.
Varnbüler 522, 529.
Varzin 546.
Vasvar 17, 31.
Vatikanisches Konzil 538, 605.
Vauban 27, 77.
Vauchamps 335.
Vendee 197.
Vendeen 279, 310.
Vendome 69, 71, 77, 79.
Venedig 35, 58, 207 ff., 239, 432, 482, 484, 509.
Venetien 352, 421, 458, 498, 505, 518 ff.
Verden 85.
Verdun 193, 558, 561, 583.
Vereinigte Niederlande 353, 381.
Vereinigte Staaten von Nordamerika 181, 289, 399, 480, 504, 535, 539, 658, 661.
Verfassungen und Verfassungskämpfe in Deutschland 339 ff.
Verfassungskonflikt in Preußen 471 ff., 484, 493 ff., 526, 664.
Verkehrswege 52, 128, 170, 350, 480.
Verona 69, 365.
Versailles 36, 38, 45, 131, 181, 187, 190, 579, 585, 587 ff., 595 f.
Viktor Amadeus von Savoyen I 45, 47, 72, 74.
— — II 88.
— Emanuel I von Italien 458, 509, 525, 537, 550.
Viktoria von England 385, 638, 661.
—, Gemahlin Kaiser Friedrichs III 453, 637.
— Augusta, Gemahlin Kaiser Wilhelms II 636.
Vilagos 432.
Villafranca 456.
Villars 71, 77, 82.
Villaviciosa 79.
Villèle 367, 379.
Villeneuve 230, 237.
Villeroy 69.
Vilmar 465.
Vincennes 228.
Vincent 265.
Vincke 402, 458.
Vinoy 573.
Vintschgau 272.
Vionville 561.
Virchow 653.
Vittoria 313.
Vogel, Eduard 624.
— von Falckenstein 511, 513, 521, 553.
Völck 533.
Völkerschlacht bei Leipzig 326 ff.
Volkslied 60, 91.
Volksregierung 10.
Volksschule 103, 125, 173, 606 f., 623, 645 f.
Volkssouveränität 181, 413.
Volkswirtschaft 40, 103.
Voltaire 108 f. 123 ff., 156.
Vorarlberg 215, 232, 276, 278, 280 f.
Vorpommern 85, 98, 134.
Voß 377.
Voß-Buch 359.
Vossem 21 f.

W.

Waadtland 211.
Wachau 326 f.
Wacht am Rhein 553.
Wagner, Adolf 629.
—, Richard 449.
Wagram 277 f.
Wahlkapitulation 186.
Wahlkönigtum 49, 198.
Waitz 449.
Walachei 91, 266.
Walcheren 280.
Waldeck, Fürst Georg von 14, 16, 45.
—, Leo, preußischer Abgeordneter 422, 485.
Walderſee 661.
Wales, Prinz von 100.
Walfischbai 625.
Walhalla 377.
Wallis 284, 404.
Wallmoden 227.
Walpole 115.
Wanderversammlungen d. deutschen Gelehrten 378, 399, 460.
Wangenheim 366.
Warkotsch 148.
Warschau 15, 201, 273, 295, 435.
—, Herzogtum 256, 281, 303, 313, 350.
Wartburgfest 360, 384.
Wartenburg 325.
Wasa 15.
Waterloo 344, 346, 517 f.
Wavre 342 f.
Weber, Karl Maria 378.
—, Physiker 386, 653.

Weckherlin 61.
Wedell 144.
Wehlau 16.
Weimar 61, 177, 225, 247 f., 250, 356, 360, 453.
Weingarten, Baron 130.
Weis 462.
Weise 64.
Weißenburg 555 f.
Weißenburger Linien 199.
Welcker 383, 426 f.
Welfen 464, 510, 528, 641.
—, Reichstagspartei 631.
Wellesley siehe Wellington.
Wellington 267, 313, 334, 342 ff.
Weltausstellung in Paris 541.
Werder 589 ff., 594.
Werneck 207, 209.
Werner 655.
Wernicke 64.
Werther 545 ff.
Wesel 20, 274.
Westfalen 136, 147, 256, 390.
—, Königreich 256, 263, 303.
Westfälischer Friede 3, 7 ff., 13, 17, 19, 21, 25, 81.
Westindien 230.
Westmächte 446 ff.
Westminster 22, 130.
Westphalen, Minister 453.
Westpreußen 413.
Wettiner 48, 116.
Wetzlar 51, 158, 204.
Whigs 43, 79.
Wichern 648.
Wieland 154 f., 265, 357.
Wien 10, 20, 31 f., 48, 51, 59, 67 f., 72, 76, 88, 90, 96, 110 f., 113 f., 130, 158 f., 174, 206 f., 211, 237 f., 271, 274 f., 281, 285, 339, 357, 411 ff., 418 ff., 484, 518 ff., 536, 578, 653.
Wiener Friedensschlüsse 90, 100, 118, 281 ff., 286, 491, 524.
— Konferenz 447.
— Kongreß 339 ff., 344 ff., 350 ff., 363, 601.
— Ministerkonferenzen 385.
— Schlußakte 344, 354, 362.
Wildbad 545.
Wildenbruch 655.
Wilhelm I, deutscher Kaiser, König von Preußen 412, 430, 435, 452 ff., 470 ff., 600 ff.
— II, deutscher Kaiser, König von Preußen 636 ff.
— III von England 23, 43 f., 46 f., 66, 68 ff.
— IV von England 385.
— II von Hessen 383.
— II von Holland 531.
— I von Württemberg 356, 362, 366, 434.
— II von Württemberg 641.
— V von Oranien 211.
— von Braunschweig 383, 641.
—, Karl, Komponist der „Wacht am Rhein" 553.
Wilhelmine, preußische Prinzessin 100, 137, 143.
Wilhelmshöhe 512, 569.
Wilkowitz 292.
Willisen 436, 465.
Wilna 294 f.
Wimpfen 567 f.
Winckelmann 154.
Windischgrätz 420.
Windthorst 608, 631 f., 644 f., 659.
Winter 383.
Winterfeldt 137.
Wintzingerode 336.
Wislicenus 400.
Wissmann 624.
Witebsk 293.
Witt, Jan und Cornelius 20.
Wittelsbacher 16, 35, 38, 66, 71, 74, 80, 82, 87, 114, 157, 170 ff., 621.
Wittenberg 331, 647.
Wittgenstein 301, 306, 308.
Witzleben 359.
Wohlau 42, 111.
Wöhler 652.
Wohlfahrtsausschuß 197 f.
Wolf, Friedrich August 654.
Wolff, Christian 97.
Wollin 85, 98.
Wöllner 183, 209.
Worms 45, 116, 195.
Wörth 556 ff., 635.
Wrangel, Karl Gustav 23.
—, preuß. General 416, 424, 487 ff.
Wrede 272, 276, 331, 384.
Wurmser 199, 204, 206.
Württemberg 95 f., 117, 159 f., 188, 204, 220 f., 229, 233, 239 ff., 303, 331, 340, 356, 362, 373, 383, 384, 410, 417, 427, 429 ff., 463, 495, 506, 522, 524 f., 529, 549, 585, 603, 607, 614, 640.
Würzburg 204, 233, 239, 331, 521 f.
Wusterhausen 88, 99, 106.
Wycliffe 30.

Y.

Yorck von Wartenburg, preußischer General 248, 297 ff., 302, 305, 307, 325, 328.
Ypern 30.
Ypsilanti 368.

Z.

Zabern 557.
Zach 218.
Zamosk 331.
Zastrow 250, 254, 558.
Zedlitz, preußischer Justizminister 183.
—, preußischer Kultusminister 645.
Zeitungswesen siehe Presse.
Zensur 160, 289, 362, 443.
Zenta 35, 68 f.
Zentrum 608 ff., 623, 627 f., 631 ff., 643 ff.
Zeppelin 655.
Zeven 136.
Zieten 139, 146 ff.
Zisalpinische Republik 208, 211, 219, 224.
Ziskaberg 135.
Zittau 310.
Zivilehe 381, 607, 623.
Znaim 278.
Zola 654.

Zölibat 646.
Zölle 47, 52, 289, 364, 373, 393, 627.
Zollparlament 533.
Zolltarif 627, 650.
Zollverein 373 f., 393, 399, 444, 466, 495, 497, 524, 531 f., 627.
Zorndorf 142.
Zug 404.
Zunftwesen 52.
Zürich 213 f., 217.
Züricher Friede 457.
Zweibrücken 15, 28, 89, 171, 177.
Zweikammersystem 356.
Zwickau 279.

Berichtigung.

S. 482 und 485 statt Christian VIII lies Christian IX.
S. 547 Z. 10 von unten ist vor „deren" das Komma zu tilgen.

Deutsche Geschichte, selbst durchlebt, enthalten nachstehende Einzeldarstellungen von Mitkämpfern im Kriege 1870/71

Kleine Bücher aus großer Zeit:

Klein, Fröschweiler Chronik. Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870. Illustrierte Prachtausgabe. 12. bis 16. Tausend. Elegant geb. M 10.—. Volksausgabe. 27. und 28. Auflage. Geb. M 2.80. — **Katharina Klein, Fröschweiler Erinnerungen.** 5. Auflage. Kart. M 1.25. (Ergänzungsblätter zur Fröschweiler Chronik von der Schwester des Vorigen)

Tanera: Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers 1870/71. Illustr. Prachtausgabe. 17. bis 20. Tausend. Elegant geb. M 14.—. — Volksausgabe. Neue Ausgabe in einem Band. 31. bis 34. Tausend. Soeben erschienen. Geb. M 3.50

Unter General von der Tann. Feldzugserinnerungen eines Kompagnieführers von Hauptmann a. D. **Hugo Arnold.** Zwei Bände. Geh. je M 2.—, kart. je M 2.50

Kriegserlebnisse eines Kaiser-Alexander-Garde-Grenadiers im Feld und im Lazarett von Leutnant a. D. Hofrat **H. Dinckelberg.** 2. Auflage. Geh. M 2.25, kart. M 2.80

Erlebnisse eines Einjährig-Freiwilligen des VII. (rhein.-westf.) Korps. Von **Ernst Esch,** Professor am Gymnasium zu Barmen. Geh. M 1.60, kart. M 2.20

Erinnerungen eines freiwilligen Krankenpflegers. Von **Th. Gümbel.** Pfarrer. 2. Auflage. Geh. M 2.25, kart. M 2.80

Bei den Fahnen des XII. (kgl. sächs.) Armeekorps. Von **E. L. Hähnel,** Oberlehrer. 2. Auflage. Geh. M 1.60, kart. M 2.20

Erlebnisse eines rheinischen Dragoners im Feldzuge 70/71. Von **Dr. Ad. Kayser.** 2. Auflage. Geh. M 2.25, kart. M 2.80

Bei den Fahnen des III. Armeekorps von Metz bis le Mans. Von Hauptmann a. D. **G. Koch.** Geh. M 2.25, kart. M 2.80

Drei Jahre in Frankreich. Erinnerungen eines Truppenoffiziers. Von Hauptmann a. D. **Fr. Koch-Breuberg.** Geh. M 2.—, kart. M 2.50

Kriegserlebnisse bayerischer Artilleristen. Von Mitkämpfern erzählt, Herausgegeben von Major a. D. **L. Hütz** und Major a. D. **O. Schmalz.** Zwei Teile. Geh. je M 2.25, kart. je M 2.80

Erlebnisse eines freiwilligen Jägers. Von Pfarrer **Oskar Leibig.** 4. Auflage. Geh. M 2.25, kart. M 2.80

Vier Monate vor Paris. Von **Otto Liebmann,** Professor in Jena. 2. Auflage. Geh. M 3.50, geb. M 4.50

Im großen Hauptquartier. Feldbriefe in die Heimat. Von **Dr. P. Matthes,** Leibarzt Sr. kgl. Hoheit des Großherzogs von Sachsen. Illustriert. Geh. M 2.50, kart. M 3.50

Bei höheren Stäben. Adjutanten-Erlebnisse aus dem großen Kriegsjahre. Von Major **Ad. Ott.** Geh. M 2.—, kart. M 2.50

Erinnerungen eines Feldgeistlichen. Von **Edm. Pfleiderer,** ordentl. Professor der Philosophie. Geh. M 2.25, kart. M 2.80

Mit den Pommern vor Metz, Paris und im Jura. Ernste und heitere Bilder aus dem Kriegsleben von 1870/71. Von **Paul Quade.** Geb. M 1.80

Unter Prinz Friedrich Karl. Erlebnisse eines Musketiers. Von **E. Stier,** Oberlehrer. 3. Auflage. Geh. M 2.—, kart. M 2.50

Meine Feldzugserinnerungen 1870/71. Nach 40 Jahren aufgezeichnet von **Gottlieb von Thäter,** kgl. bayer. Generalmajor z. D. Soeben erschienen. Geb. M 3.—

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Deutsches Sagenbuch

In Verbindung mit anderen herausgegeben von

Dr. Friedrich von der Leyen

Professor an der Universität in München

Erster Teil: **Die Götter und Göttersagen der Germanen.** Von **Fr. von der Leyen.** Gebunden M 2.50, in Halbpergament M 4.—

„Wer die Wahrheit über unsere Götter und Göttersagen hören und zugleich die ganze Tiefe und Poesie derselben genießen will, wird beides in diesem köstlichen Buch finden." Karlsruher Zeitung. — „Die hübsche Darstellungsweise des Verfassers habe ich mit innigstem Vergnügen Zeile für Zeile genossen. Ich wünsche diesem Werke die weiteste Verbreitung." Prof. Dr. A. Drews (Propyläen).

Vierter Teil: **Die deutschen Volkssagen.** Von **Friedrich Ranke.** Gebunden M 3.—, in Halbpergament M 4.50

„Diesen Band las ich in einem Zuge bis zum Ende — was mir sonst noch bei keinem Sagenbuch gelungen ist. Ein Buch, das dem Kinde, dem Germanisten, dem Ästhetiker in gleicher Weise dient. Es macht jede Abhandlung und jedes Handbuch überflüssig. Kurzum, hier haben wir ‚das' deutsche Sagenbuch." Jugendschriftenwarte.

Die übrigen Bände (Zweiter Teil: **Die deutschen Heldensagen** — Dritter Teil: **Die Sagen des Mittelalters**) folgen 1911

Geschichte des deutschen Idealismus

von Dr. M. Kronenberg

Erster Band: Die idealistische Ideenentwicklung von ihren Anfängen bis zu Kant. In Leinen M 7.—, in Halbfranz M 8.50

Der zweite Band „Die klassische Periode des deutschen Idealismus von Kant bis Hegel" erscheint 1911

„Das Buch mit seiner feinen Darlegung der Wege, die zur großen Periode des deutschen Idealismus führen, der Zusammenhänge aller wissenschaftlichen und künstlerischen Vorläufer, hat mich vom ersten bis zum letzten Wort gefesselt; ich möchte daher recht viele mit derselben Freude aus diesem klaren Erkenntnisborn trinken sehen und gestärkt wissen." Prof. Dr. A. Geßler (Nationalzeitung, Basel). — „Das Werk ist aus entschieden idealistischem Geiste geboren und wirkt in der Tat nicht wie ein totes Buch, sondern wie ein Bekenntnis und eine lebende Tat. Es ist in ganz besonderem Maße geeignet zur Einführung in die idealistische Gedankenwelt und in den Geist der Philosophie überhaupt." Deutsche Zeitung. — „Es darf als eine Gabe von außerordentlichem Werte für gebildete Männer und Frauen bezeichnet werden." Propyläen. — „Kronenberg ist ein so bekannter populär-philosophischer Schriftsteller, daß seine Werke kaum einer Empfehlung bedürfen. Er ist populär genug, dem Gebildeten leicht verständlich zu sein, philosophisch genug, stets wissenschaftlich zu bleiben." Breslauer Zeitung.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

VICTORIA UNIVERSITY
LIBRARY